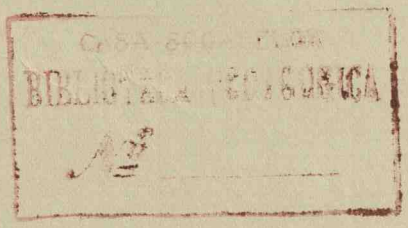
2890

Dr. Magnus Hirschfeld

Geschlechtskunde





28940

Geschlechtskunde

auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet

von

Dr. Magnus Hirschfeld

Sanitätsrat und leitender Arzt
des Instituts für Sexualwissenschaft in Berlin

125976

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

*

I. Band:

Die körperseelischen Grundlagen

CASA ȘCOALELOR
BIBLIOTECA PEDAGOGICA
Nr 23124
I

1926
Julius Püttmann, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

ONTROL 1953

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright 1926 by Julius Püttmann Verlag, Stuttgart

1956 1961 L

BIBLIOTEKA 28 940

RC 385/66

B.C.U. Bucuresti
C125976

Hergestellt in der Offizin von Stähle & Friedel / Typogr. Anordnung von Paul Gunkel, Stuttgart

BIBLIOTECA PEDAGOGICA

Vorwort.

Dem Titel der „Geschlechtskunde“ gab ich den Zusatz: „auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet“. Warum ich diese Worte beifügte und zugleich weshalb und für wen ich dieses Lehrbuch schrieb, möchte ich in diesem Vorwort meinen Lesern und Kritikern in Kürze auseinandersetzen.

Es gibt auf sexualwissenschaftlichem Gebiet, wie wohl auf jedem anderen, eine stattliche Reihe von Büchern, deren Verfasser sich der Mühe unterzogen haben, aus zehn oder hundert oder noch mehr älteren ein neues Werk zu fertigen. Eine solche Arbeit kann sehr verdienstvoll sein, sie bedarf jedoch nicht einer Vorarbeit und Vorbereitung, die sich nach Jahrzehnten bemißt. Dies gilt, wenn auch in geringerem Maße, für die gleichfalls recht zahlreichen Schriften dieses Gebiets, die sich ohne eingehende persönliche Untersuchungen ausschließlich oder hauptsächlich auf Eindrücke und Erwägungen aufbauen, sowie die in ihrer Grundanschauung meist wenig einheitlichen Sammelwerke, zu deren Abfassung sich eine größere Anzahl von Fachleuten zusammenfanden.

Die „Geschlechtskunde“ gehört zu keiner dieser Gruppen. Sie ist von jemandem geschrieben, der sich erst dann dazu für berechtigt und verpflichtet hielt, nachdem er ein volles Menschenleben hindurch in zäher Arbeit mit dem Stoff gerungen und in umfangreicher Berufstätigkeit Erfahrungen sammeln konnte, wie sie in solcher Fülle wohl nur wenigen Zeitgenossen zur Verfügung stehen. Dieses Buch ist aus der Praxis für die Praxis, aus dem Leben für das Leben geschrieben.

Keineswegs liegt hier die Absicht vor, nur Neues zu verkünden. Auch ich habe viel aus älteren Quellen geschöpft; in erster Linie allerdings aus meinen eigenen Arbeiten; denn nicht wenige der Fragen, die in den folgenden Kapiteln im Zusammenhang behandelt werden, sind bereits früher einzeln von mir erörtert worden. In diesem Sinne handelt es sich hier um eine Zusammenfassung meiner Lebensarbeit, gleichzeitig aber auch um eine Schilderung und Würdigung der Leistungen anderer, die auf gleichem Gebiet schöpferisch waren; sollte dabei der eine oder andere über-

sehen sein, so bitte ich, es nicht mir, sondern dem fast unübersehbaren Stoff zur Last zu legen.

In meiner sexualwissenschaftlichen Vergangenheit kann ich drei Schaffensperioden unterscheiden. In der ersten beschäftigte ich mich mit der Erforschung und Bearbeitung bestimmter Sonderformen des menschlichen Geschlechts- und Liebeslebens, vor allem mit den verschiedenen Formen zwischengeschlechtlicher Varianten und gewissen Störungen der Geschlechtsentwicklung. Auch eingehende Studien über den Einfluß äußerer Ursachen auf das Geschlechtsleben, wie der Rauschgifte, vor allem des Alkohols, fallen in diese erste Zeit. Sie findet ihren Abschluß in zwei umfangreichen Werken, von denen das eine die „Transvestiten" oder „den erotischen Verkleidungstrieb", das andere die „Homosexualität des Mannes und des Weibes" behandelt.

In der zweiten Schaffensperiode erstreckte sich meine Arbeit auf das gesamte Gebiet seelischer Sexualleiden. Sie fand ihren Niederschlag in den drei Bänden meiner „Sexualpathologie".

Ihr schloß sich dann in immer zunehmender Verbreiterung die dritte Periode an, welche das ganze menschliche Geschlechts- und Liebesleben umfaßt. Ihr wesentlicher Ausdruck ist das 1919 von mir eröffnete „Institut für Sexualwissenschaft" sowie diese „Geschlechtskunde".

Diese Entwicklung ist nun freilich nicht so aufzufassen, als ob jeder neue Abschnitt den Abschluß des Vorangegangenen und den Ausschluß des Folgenden bedingte. Es liegt ja auf der Hand, daß schon von vornherein die erste Voraussetzung, um die von der Norm abweichenden Erscheinungen zu erforschen, die genaue Erkenntnis der Norm war. Daß die Kenntnis geschlechtlicher Normen selbst unter den Ärzten im Beginn meiner Tätigkeit nichts weniger als Allgemeingut war, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß nicht nur auf keiner Universität *Sexualwissenschaft* gelehrt wurde (war doch selbst der Name und Begriff damals noch unbekannt), sondern daß man im Gegenteil (und vielfach ist dies noch heute so) eher bestrebt war, der Erörterung aller Fragen weit aus dem Wege zu gehen, die das Geschlechts- und Liebesleben des Menschen berührten. Dies betraf keineswegs nur die sexuelle Pathologie, sondern fast noch mehr die sexuelle Physiologie und Hygiene.

Der erste Ertrag eigener Studien auf sexualbiologischem Gebiet waren meine „Naturgesetze der Liebe", die im Jahre 1912 erschienen. Ihre Widmung nahm der größte deutsche Biologe damaliger Zeit, Ernst *Haeckel,* mit Anerkennung entgegen. Vor allem beschäftigte ich mich in dieser Arbeit mit dem Problem des inneren Sexualchemismus und stellte meine Androgynen-Theorie auf.

Vorher hatte ich schon im Rahmen der Volkshochschulen, deren Gründung in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts fällt, mit einer methodischen Vortragstätigkeit begonnen, die unter dem Titel „Der Mensch und sein Geschlecht", „Das Geschlechtsleben und seine Gesetze", „Die Liebe im Lichte der Wissenschaft" allmählich alle sexuellen Einzelfragen in ihr Bereich zog. Sehr belebt wurden diese Vorträge durch mündliche und vor allem schriftliche Fragen der Hörer und Hörerinnen. Diese Fragen erstreckten sich nur zum geringeren Teil auf Abweichungen und Störungen des Geschlechtstriebs (die sexuelle Pathologie), zum größeren betrafen sie die sexuelle Soziologie und Ethnologie (die geschlechtlichen Einrichtungen und Sitten der Völker) sowie vor allem die sexuelle Biologie und Hygiene (Lebenslehre und Lebensweise). Um die Jahrhundertwende waren diese Vortragsreihen über das Geschlechtsleben die besuchtesten aller Volkshochschulkurse in Berlin; oft wiesen sie innerhalb eines Wintersemesters eine Hörerzahl von mehreren tausend Männern und Frauen auf; nur die Veranstaltungen meines Lehrkollegen und Freundes Bruno *Wille* über *Goethes* „Faust" erfreuten sich eines ähnlichen Zuspruchs.

Vornehmlich aus diesen Vorlesungen an der Freien Hochschule und später an der Humboldt-Hochschule ist das vorliegende Werk erwachsen. Der ihm zugrunde liegende Stoff wurde im Laufe von drei Jahrzehnten in Dutzenden von Vortragsheften und vielen Tausenden von Fragezetteln gesammelt.

Immer wieder tauchte am Ende der Vorträge auch die Frage nach einem Leitfaden über das menschliche Geschlechts- und Liebesleben auf, welcher alle sexuellen Probleme in allgemeinverständlicher Weise zusammenfaßt. In den ersten Jahren mußte ich hierauf die Antwort schuldig bleiben, da noch kein geeignetes Buch vorlag. Erst vom Jahre 1904 wurde es anders. In diesem Jahre ließ nämlich August *Forel* „Die sexuelle Frage" erscheinen (bei Reinhardt in München), ein ausgezeichnetes Werk, das bald einen Siegeszug durch die ganze Welt antrat. In der stattlichen Reihe von Übersetzungen, die mir der alte *Forel* zeigte, als ich ihn vor zwei Jahren besuchte, fehlt kaum eine Kultursprache. Einen fast ebenso großen Erfolg hatte das „Sexualleben unserer Zeit" (1906 bei Louis Marcus in Berlin), das nicht lange nach *Forels* ebengenanntem Buch Iwan *Bloch* herausgab.

Sowohl mit dem jüngeren *Bloch* als mit dem älteren *Forel* verband mich eine lange herzliche Freundschaft, die ich als ein kostbares Lebensgut in Ehren halte. *Bloch*, der viel zu früh der Wissenschaft entrissen wurde, war eine wandelnde Realenzyklopädie, an Bücherweisheit (nicht nur auf dem Sexualgebiet) ein Riese, an Lebensklugheit freilich ein Kind. Was ich ihm aus meinen Beobachtungen an Gegenwarts-

werten geben konnte, gab er mir in Vergangenheitswerten durch bibliographische Hinweise reichlich zurück. *Forel,* den ich für den weisesten und besten aller gegenwärtigen Europäer halte, wirkt noch jetzt in erstaunlicher Frische an den sonnigen Gestaden desselben Genfer Sees, von denen einstmals *Rousseau* und *Voltaire* (vor ihnen freilich auch *Calvin)* ihre Geistesblitze in die Welt warfen. Ihr Bekennermut und Befreiersinn war noch sehr lebendig, als *Forel* dort am 1. September 1848 (in Morges) geboren wurde, um ihre erleuchtende Fackel weiterzutragen.

Die Bücher von *Forel* und *Bloch,* die ich seit ihrer Veröffentlichung meinen Zuhörern immer wieder empfohlen habe, halte ich auch heute noch für sehr lesenswert. Immerhin sind seit ihrer Abfassung über zwei Jahrzehnte verflossen, ohne daß die späteren Auflagen in genügender Weise die wissenschaftlichen Fortschritte berücksichtigen konnten, die gerade auf dem Gebiete der Geschlechtskunde während dieses Zeitraums ganz außerordentlich groß waren.

Deshalb schien es mir nunmehr an der Zeit, eine neue Gesamtübersicht über das Geschlechtsleben des Menschen zu geben, wie sie dem jetzigen Stande der Wissenschaft entspricht, ein Buch der Belehrung, das sich, wie die beiden obengenannten, an alle wendet, denen es mit diesen Fragen so ernst ist wie dem Verfasser. Wenn *Forel* seine „Sexuelle Frage" auf dem Titelblatt als „eine naturwissenschaftlich psychologische, hygienische und soziologische Studie für *Gebildete*" bezeichnet, so betone ich ausdrücklich, daß ich mich nicht nur an die Gebildeten richte, sondern an alle, die es angeht, *also an alle,* denn es gibt wohl niemanden, dem dieses Wissen nicht nötig wäre; selbst diejenigen, die ihrer eigenen Geschlechtlichkeit mit Ablehnung gegenüberstehen, sollten wissen, warum sie dies tun, und es für ihre Pflicht ansehen, sich über Dinge zu unterrichten, die sie kennen müssen, damit sie ihren Mitmenschen Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Wie sollen denn die Eltern ihre Kinder, wie sollen die Geschlechter einander verstehen, wenn ihnen dieses Zentralproblem verschlossen bleibt?

Darum habe ich mich auch bemüht, möglichst so zu schreiben, daß *alle* mich verstehen können (was mit Wissenschaftlichkeit durchaus vereinbar ist). Beinahe allen Fremdwörtern und Fachausdrücken habe ich eine deutsche Übersetzung beigegeben. Es liegt nahe, zu fragen, warum ich mich denn nicht der deutschen Ausdrücke allein bedient habe. Davon nahm ich deshalb Abstand, weil ich gern wollte, daß, wenn meine Leser sich in andere Werke vertiefen, ihnen auch die dort gebrauchten Fachausdrücke und wenn möglich ihr Ursinn und Ursprung geläufig sein sollten. Für diese Erklärungen kam mir gut zustatten, daß ich, bevor ich das

Studium der Medizin und Naturwissenschaften ergriff, „vergleichende Sprachen" studiert hatte.

Der umfangreiche Stoff der „Geschlechtskunde" gliedert sich in zwei Hauptteile, von denen der erste „die körperseelischen Grundlagen", der zweite ihre „Auswirkungen" enthält. In die Fachsprache übertragen, behandelt also der erste Teil mehr die Sexualbiologie, der zweite die Sexualsoziologie. Es entspricht diesem Grundgedanken, daß wir im ersten Bande den männlichen und weiblichen Menschen bis an das Ende seiner Geschlechtsentwicklung begleiten, um im zweiten Bande zu verfolgen, wie er durch seine Geschlechtlichkeit körperlich und seelisch über sich hinauswächst. Die Rückbildungserscheinungen des Alters bilden den natürlichen Abschluß dieser Stoffeinteilung.

Der innige Zusammenhang, der zwischen dem Geschlechts- und Gesamtleben des Menschen und allen sexuellen Problemen untereinander besteht, macht es unvermeidlich, daß oft schon kürzere Hinweise auf Gegenstände vorkommen, die später ausführlich behandelt werden; ferner, daß nicht selten Seitenpfade betreten werden, die scheinbar (aber nur scheinbar) abseits von dem eigentlichen Sexualgebiet belegen sind. Der aufmerksame Leser wird gleichwohl alsbald die streng systematische (nicht schematische) Gliederung des Ganzen erkennen; aber auch dem oberflächlicheren, mehr nach einem Nachschlagewerk verlangenden, wird Genüge geschehen; er wird in einem genauen Sachregister, das den Schluß des Werkes bilden soll, leicht herausfinden, an welchen Stellen die Fragen behandelt werden, an deren Beantwortung ihm besonders liegt.

Ich habe mich bemüht, alle Sexualprobleme möglichst gleichmäßig zu behandeln, um so ein einheitliches Gemälde des gesamten Geschlechts- und Liebeslebens zu entwerfen, welches

das gewaltigste Leit- und Leidmotiv der Menschheit

bildet. Ich glaubte diese sicherlich nicht leichte Aufgabe auf mich nehmen zu dürfen, weil sich unter den vielen Sexualfragen, aus denen sich dieses riesige Mosaik zusammensetzt, nicht eine einzige befindet, in die ich mich nicht versenkt habe.

In diesem Zusammenhang will ich versuchen, mit einem Fehlschluß aufzuräumen, der sich seit langem an meine Arbeit heftet. Seit ich — es ist nun schon ein Menschenalter her — mit großem Eifer gegen einen Justizirrtum aufzutreten begann, dessen Gründe ich als höchst fehlerhaft und dessen Folgen ich als höchst verderblich erkannte (ich meine die Verfolgung Homosexueller), löst mein Name bei vielen Zeitgenossen

Gedankenverbindungen aus, die sich lediglich auf dieses Vorgehen beziehen. So hängt die Bequemlichkeit der großen Menge fast jedem Forscher, von dessen Lebensarbeit sie nur in Schlagworten läuten hörte, eine bestimmte Marke um.

Das wäre nun wohl weiter nicht schlimm, dennoch scheint es mir nicht unwesentlich und grade im Vorwort dieses Werkes nicht unangebracht, einmal wenigstens die Einseitigkeit und Irrtümlichkeit dieser Beurteilung zurückzuweisen und richtigzustellen. Schon im Jahre 1908 schrieb ich in der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft", die ich damals mit Professor Friedrich S. *Kraus* in Wien und Hermann *Rohleder* in Leipzig herausgab, in einem Aufsatz, in dem ich die Notwendigkeit des später von mir ins Leben gerufenen Instituts für Sexualwissenschaft als einer Forschungs- und Lehrstätte klarlegte: „Von Bedeutung scheint es mir, daß ein derartiges Institut *nicht einer* sexuellen Spezialfrage gewidmet ist, sondern daß es die gesamte *Sexualwissenschaft* umfaßt. So wichtig nämlich das planmäßige und exakte Studium spezieller Fächer der Sexuologie ist – es bleibt hier noch unendlich viel zu tun übrig –, so sehen wir bei größerer Vertiefung in den Gegenstand doch immer wieder, wie die verschiedenen Einzelfragen in engstem Zusammenhang miteinander stehen und für ein richtiges Verständnis aufeinander angewiesen sind," und ich setzte hinzu: „Das Wesentliche ist, daß möglichst viel Spezialforscher sich der so ausgedehnten Materie widmen, neidlos nebeneinander und füreinander arbeiten, suchend und forschend, Beobachtung an Beobachtung reihend. . . . Was wir vom Sexualforscher fordern müssen, ist zunächst absoluter Ernst, er muß von der Höhe seiner Aufgabe erfüllt sein, dann unbedingte Wahrhaftigkeit verbunden mit guter Beobachtungsgabe, und drittens die Fähigkeit, streng logische Schlüsse ziehen zu können, alles dies unbeeinflußt von der öffentlichen Meinung, die meist nur die Meinung derer ist, welche jeweils die ihre am lautesten zum Ausdruck bringen können."

Und hier sei mir noch, wiewohl ich völlig zu *Hölderlins* Worten stehe: „ *Wir sind nichts – was wir suchen, alles*", eine persönliche Bemerkung gestattet: Wenn Abstammung und Eindrücke der Jugend für die Begleitmelodie des Lebens tonangebend sind, so stand die meine im Zeichen der Familie. Ich wuchs (von 1868 bis 1888) inmitten einer Schar von sieben Geschwistern als Arztsohn in einem Elternhause (am Strande der Ostsee) auf, dessen Familienleben und Familienglück vorbildlich war. Schon dies erklärt, daß in den ersten Aufzeichnungen, die ich mir über Geschlechtswissenschaft machte, der folgende Leitsatz allen voran steht: „Die Zusammengehörigkeit von Vater, Mutter und Kind bildet als Familie biologisch und soziologisch den Grund und Kern der menschlichen Geschlechts- und Gesellschaftsordnung. Alles,

was diese Dreieinheit veredelt und stärkt, gesünder und natürlicher gestaltet, verdient weitestgehende Förderung."

Das ist bis zum heutigen Tage meine Ansicht geblieben, allerdings hat sich immer stärker in mir die Überzeugung gefestigt, daß der Erfüllung dieses Ideales, namentlich auch zum Besten der Volksgemeinschaft, nichts abträglicher ist, als wenn der Ehe die körperseelische Grundlage fehlt, auf die sich jede Geschlechtsgemeinschaft aufbauen sollte: die Liebe; ohne sie kann eine Gemeinschaft nur zu leicht eine Gemeinheit werden.

Mein letztes größeres Werk, „Die Sexualpathologie", schloß ich mit den Worten: „Wer das Glück der Liebe mehrt, indem er ihre Leiden mindert, erhöht das Plus des Lebens und erfüllt so die vornehmste Aufgabe eines Arztes, Forschers und Menschenfreunds." Ich greife diesen Schlußsatz als Übergang zu meinem neuen Buche auf und füge hinzu: Wer die Liebe von dem Schutt und Schmutz befreit, mit dem menschlicher Unverstand sie jahrtausendelang beworfen hat, stellt ein Lebensgut wieder her, das unter allen Lebensgütern das höchste ist.

Über die Eintrittspforte der Geschlechtskunde aber will ich dieselben Worte schreiben, die ich über die Eingangstür des Instituts für Sexualwissenschaft setzen ließ, das der preußische Staat als gemeinnützige öffentliche Stiftung (am 19. Dezember 1923) von mir entgegennahm:

„Amori et dolori sacrum"

— in freier Übersetzung: „Der Liebe und dem Leid
Sei dieses Werk geweiht."

Berlin NW40, In den Zelten 10
1. Dezember 1925.

Magnus Hirschfeld.

Inhalt.

Seite

I. Kap. Begriff und Umfang der Geschlechtskunde.
Die körperseelische Geschlechtlichkeit. 1–38

II. Kap. Geschlechtsverfolgung.
Die asketische Weltanschauung. 39–52

III. Kap. Die Enthaltsamkeit vom Standpunkte der Sexualhygiene.
Die menschliche Geschlechtsnot. 53–98

IV. Kap. Sexuelle Aufklärung oder
Sexueller Aberglaube. 99–146

V. Kap. Schädliche Einflüsse auf das Geschlechtsleben.
Erziehung zur Natürlichkeit. 147–178

VI. Kap. Kindheit und Geschlechtlichkeit.
Freuds sexuelle Theorien. 179–243

VII. Kap. Das wahre Wesen der Selbstbefriedigung.
Die sexuelle Einsamkeit. 245–314

VIII. Kap. Geschlechtswille und Triebstärke.
Lebensweise und Lebensweisheit. 315–394

IX. Kap. Das Wunder der Geschlechtsdrüse.
Die körperliche Geschlechtsreife. 395–478

X. Kap. Der männliche und weibliche Mensch.
Die Geschlechtswerkzeuge. 479–542

XI. Kap. Das Zwischengeschlecht.
Die konstitutionelle Bedingtheit der Homosexualität. . . . 543–601

XII. Kap. Die infantile Sexualkonstitution.
Drüsenformel und Geschlecht. 603–638

I. KAPITEL

Begriff und Umfang der Geschlechtskunde

Die körperseelische Geschlechtlichkeit

Motto:

Wie jede Anziehung in der Natur
beruht auch die der Liebe auf Gesetzen.
M. Hirschfeld.

Die Geschlechtskunde ist ein Teil der Naturkunde, im besonderen der Lebenskunde oder *Biologie.* Umgreift die Naturwissenschaft *alle* Naturerscheinungen und Lebensvorgänge *ausnahmslos,* so umfaßt die Geschlechtskunde nur alle Erscheinungsformen und Auswirkungen der Geschlechtlichkeit.

Dieses Buch dient vor allem der Belehrung über das *menschliche* Geschlechtsleben; mit der Geschlechtlichkeit der *Pflanzen* und *Tiere* befaßt es sich nur insoweit, als die Kenntnis davon das Verständnis menschlicher Geschlechtsvorgänge erleichtert.

Dies ist allerdings in hohem Grade der Fall. Denn gerade auf dem geschlechtlichen Gebiete herrscht in der Natur neben unendlicher *Mannigfaltigkeit im kleinen* eine sehr weitgehende *Übereinstimmung im großen.* Ist dies auch kein sicherer *Beweis,* so ist es doch ein bemerkenswerter *Hinweis* für den einheitlichen Ursprung und die Zusammengehörigkeit alles dessen, was auf Erden lebt und liebt. Alle Wesen sind mit uns *stoffverwandt.* In allen wirken *dieselben Kräfte* wie in uns selbst.

Nur einige wenige Beispiele, herausgegriffen aus zahllosen ähnlichen, mögen dies kennzeichnen. So wurde die *Anziehung* und die sich aus ihr ergebende *Vereinigung* einer *männlichen* und *weiblichen* Keimzelle – der sich beim Menschen wie allen getrennt geschlechtlich lebenden Geschöpfen in nahezu gleicher Weise abspielende *Befruchtungsvorgang* – 1875 von *Oskar Hertwig* nicht am Manne und Weibe, sondern an *Seesternen* und *Seeigeln* entdeckt. Auf eine Glasplatte verteilte der Forscher ein wenig Seeigelsamen, brachte einige Seeigeleier hinzu und sah nun, wie die Eizellen für die bis dahin regellos durch das Wasser schwärmenden Samenzellen ein *Attraktionszentrum* bildeten, auf das sie sich *sämtlich zielstrebig* einstellten.

Zehn Jahre vorher (1865) fand *Gregor Mendel* die für menschliche genau so wie für alle anderen Lebewesen gültigen *Gesetzmäßigkeiten in der Vererbung von Charaktereigenschaften* nicht an Menschen, sondern an *Erbsen,* Bohnen und anderen Pflanzen, die er in dem stillen Garten des Brünner Augustinerklosters züchtete.

Und die *Ausfallserscheinungen,* welche im Körperbau und Seelenleben des Menschen überall dort eintreten, wo die Geschlechtsdrüsen fehlen, konnten Jahrtausende, bevor sie ein Dichter (*Toller* in „Hinkemann") auf die Bühne brachte, an unzähligen *Tiergenossen* beobachtet werden, an denen seit uralten Zeiten die Verschneidung *(Kastration)* vorgenommen wurde, um sie *für menschliche Zwecke brauchbar* zu machen.

Der Umstand, daß die Sexualität nicht nur in der Tier-, sondern auch in der *Pflanzenwelt,* die auf das Auge des Beschauers zunächst so andersartig wirkt, im

letzten Grunde ein und dieselbe ist – nennen wir doch, was bei den *Pflanzen Samen* heißt, auch beim *Menschen Samen* und lassen die Menschen sich fort*pflanzen*, nicht fortmenschen –, muß zu der Erkenntnis führen, daß *die Geschlechtlichkeit ein unlöslicher Bestandteil des Lebensbegriffes* ist. Kein Leben ohne Sexualität, ohne Sexualität kein Leben! Wie aus der Liebe Leben sprießt, *sproßt aus dem Leben Liebe.*

Zwar gibt es, kann man einwenden, unter den niederen Formen der Tier- und Pflanzenwelt zahllose Beispiele von Lebewesen, die *keine* Geschlechtscharaktere aufweisen und auf *ungeschlechtlichem* Wege ihre Art erhalten. Durch Teilung, Knospung, Abspaltung und ähnliche Vorgänge, welche die enge Verwandtschaft von Wachstum und Fortpflanzung lehren, setzen sie sich durch viele Generationen fort. Es hat sich aber herausgestellt, daß dieses nur eine Weile so weitergeht. Von Zeit zu Zeit tritt in regelmäßiger oder ungeregelter Folge *auch bei allen diesen Wesen Sexualität* auf. Die Verschmelzung zweier *gleichgeartet* erscheinender Organismen, dieses Ineinanderaufgehen zweier Lebewesen zu einem, das dann *gleichsam verjüngt* mit *erhöhter* Kraft weiterlebt, wächst und sich in zwei weiterteilend vermehrt, heißt *Konjugation (Vermählung).* Unterbleibt sie, dann führt die *rein vegetative* (wachsende) Fortpflanzung nach und nach zur *Verkümmerung* und schließlich zum Tode der *sonst unsterblichen* Geschöpfe.

So ist die *Geschlechtlichkeit der Urquell alles Lebens,* die *Urkraft,* die unablässig schöpferisch weiter am Werke ist. Mit Recht konnte daher einst ein Dichter *(Przybyszewski)* sagen: „Im Anfang war das Geschlecht, nichts außer ihm, alles in ihm."

Auswirkung und Ausdruck dieser *Allgeschlechtlichkeit* ist die *Natur* in ihrer Gesamtheit: „Natura", deren Namen man am zutreffendsten mit „Allgebärerin" übersetzen könnte (natura stammt vom lateinischen *natus = geboren,* von dem sich auch das im Deutschen, Englischen und Französischen gleichlautende Wort *nation* ableitet. Es bedeutet die Gesamtheit der in einem Lande geborenen Menschen). Wir sagten oben, „die Geschlechtskunde ist ein Teil der Lebenskunde", wir können auf Grund der Erkenntnis des Begriffes „Natur" nun aber auch ebenso gut sagen: *die Lebenskunde ist ein Teil der Geschlechtskunde.*

Die Richtigkeit dieses Satzes beweist uns jeder Blick ins Freie. Während ich mit der Niederschrift dieses Buches beginne, feiert Natura draußen wieder ihr großes *Hochzeitsfest,* das *Frühling* heißt. Maiensonne hat das noch vor kurzem wie erstarrt und leblos daliegende Gelände in strahlende Frische getaucht und den Berliner *Tiergarten* vor meiner Tür in eine üppige Oase verwandelt, einen kleinen Überrest des Paradieses in der *Asphaltwüste* der Großstadt.

Da grünt und blüht es so, wie es schon vor Jahrtausenden, vielleicht vor Jahrmillionen geschah, da dunstet und duftet, zirpt, zwitschert, quakt und miaut es, da lockt sich alles, was aufeinander eingestellt ist, sucht, findet und liebt sich.

Gaukeln da nicht vor uns zwei *Schmetterlinge* im holden Liebesspiel? Ihr der Puppenhülle entstiegener Körper ist in der christlichen Symbolik ein Bild der *Auferstehung vom Tode,* wie man es oft auf alten Grabmalen sieht. Doch die Puppe,

die aus der Raupe ward, verdankt ihr Dasein einem anderen Schmetterlinge. Omne vivum e vivo, lautet ein altes Naturforscherwort. Das bedeutet: alles Leben aus Leben in endloser Liebeskette. Mögen Leben und Liebe auch scheinbar zeitweise schlafen, sie ruhen nur und wachen doch immer, um im *kosmischen Rhythmus* bald schwächer, bald stärker in Erscheinung zu treten.

Ein *Sonnenjahr* währt die *Schwingungsdauer.* Jetzt im *Frühling* erhebt sich der schäumende Kamm der *Lebenswoge* zum Wellenberg, im *Herbste* senken sich die Fluten, ebben ab und verklingen leise im Wellental des *Winters.* Jeder Tropfen dieser zitternden Woge ist ein *Lebewesen,* heute drängt es in seiner *Lebensbahn* an die Oberfläche, wird als Individuum sichtbar, um morgen in der Masse zu versinken. Wir aber stehen auf der Brücke und schauen hinab auf den fortgleitenden *Lebensstrom.* Immer sind es neue Tropfen, neue Einzelwesen, die in den Wogen ihrer Wege ziehen. Das Bild des Stromes bleibt sich zu unseren Lebzeiten als Gesamteindruck nahezu gleich; nur ganz unmerklich im Laufe langer Zeiträume treten Änderungen ein.

Beim Menschen selbst schwingt eine *Jahreswelle* nur noch in leisen Resten mit, erkennbar in „Frühlingsgefühlen" und einer leichten Steigerung der Befruchtungskurve im April und Mai. Dafür besitzen andere *Sexualrhythmen,* von denen noch mancherlei zu sagen sein wird, im Menschenleben eine um so größere Wirksamkeit und Wichtigkeit.

Alle Wesen sind Geschlechtswesen kraft innerem Gesetz und haben dementsprechend ein bestimmtes nach außen wirkendes Geschlechtswesen. Die Geschlechtlichkeit des Menschen liegt zunächst, ungeachtet sichtlicher Übertragungen auf andere, in den körperlichen und seelischen Eigenschaften des Ich. Aus ihrer Beschaffenheit ergibt sich die *Sexualindividualität* einer Person, die *persönliche Geschlechtsbeschaffenheit* oder *Sexualkonstitution,* die uns am augenfälligsten in den

Sexualtypen Mann und Weib

entgegentritt. Ihre *Gegensätzlichkeit* ist freilich bei weitem *nicht so scharf* umrissen, wie es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat.

Nach den Gesetzen der Vererbung enthält jedes Wesen, das beiden Geschlechtern entstammt, die Anlagen beider Geschlechter in sich *verbunden. Der Mensch ist nicht Mann oder Weib, sondern Mann und Weib.* Nur ist das Mischungsverhältnis der aus mütterlicher und väterlicher Ahnenreihe ererbten Eigenschaften ein so unendlich mannigfaltiges, daß kein Einzelwesen mit einem anderen übereinstimmt, weder im ganzen *noch im kleinsten seiner Teile.* Nichts Gleiches gibt es unter der Sonne, *nur Ähnliches.*

Nicht einmal zwei gleiche Blätter an einem Baum sind wir imstande aufzufinden, geschweige denn zwei gleiche Menschen. Allerdings erscheinen die Abweichungen oft, ohne es zu sein, so unwesentlich, daß sie dem *ungeübten* Auge leicht entgehen.

Erblickt der Wanderer eine Herde Schafe oder einen Ameisenhaufen, so hat er wohl Mühe, die einzelnen Tiere voneinander zu unterscheiden, aber der *Hirt* und

der *Sammler* kennt jedes einzelne an *gewissen Eigentümlichkeiten* heraus; irgendeine, wenn auch anscheinend noch so geringe Verschiedenheit ist *stets* vorhanden. Als ich die Universität besuchte, hatten wir einen berühmten Frauenarzt zum Lehrer, von dem erzählt wurde, daß er ein sehr schlechtes Namengedächtnis hatte. Er geriet dadurch oft Patientinnen gegenüber, die ihn als alte Bekannte begrüßten, in Verlegenheit. Sobald er aber den Unterleib untersuchte und den Uterus fühlte, erinnerte er sich sofort wieder des Falles, und es soll nicht selten vorgekommen sein, daß ihm *beim Betasten der Gebärmutter* plötzlich die Äußerung entfuhr: „Ach so, Sie sind es!" So nimmt der Spezialforscher auf seinem engen Gebiet viele Einzelheiten und Verschiedenheiten wahr, von denen der allgemeine Naturbeobachter kaum etwas merkt.

Welche Schlüsse aus diesem wichtigen Gesetz der *unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Geschlechtsbeschaffenheit* und demzufolge *der Geschlechtstypen* gezogen werden müssen, dessen unumstößliche Richtigkeit keineswegs auf theoretischen Erwägungen, sondern auf den Erfahrungen zahlloser Beobachtungen beruht, wird später zu erörtern sein. Hier sei noch kurz erwähnt, daß die individuelle Geschlechtsbeschaffenheit nicht nur in bezug auf die männlichen und weiblichen Geschlechtscharaktere *variiert* (abweicht), sondern auch anderweitig, beispielsweise *im Grade der Geschlechtsentwickelung;* denken wir an Entwickelungshemmungen, wie wir sie im *körperseelischen Infantilismus* oder gar im *Geschlechtsdrüsenausfall* kennen lernen werden.

Dabei führt stets von den extremsten Abweichungen bis zu den Erscheinungsformen, die als *Norm* gelten, eine *lückenlose Reihe von Einzelfällen,* in deren Mitte man diejenigen findet, welche man als *Grenzfälle* zwischen normalen und abnormalen, physiologischen und pathologischen, gesunden und krankhaften zu bezeichnen pflegt. Aber auch diese *Übergangsfälle* setzen sich immer wieder unmerklich nach beiden Seiten fort, und *im letzten Grunde ist jeder Fall ein Einzelfall.*

Nirgends ist daher die Aufstellung eines Schemas *schemenhafter* und mehr *Notbehelf* als auf geschlechtlichem Gebiet. Darum sind auch *Verallgemeinerungen,* von denen die Sexualliteratur und nahezu jede Unterhaltung über Sexualfragen wimmelt, geistreiche Sätze wie etwa *Weiningers:* „Das Weib ist nichts als Sexualität, der Mann sexuell und noch etwas darüber" so ungemein abwegig.

Das geschlechtliche Wesen eines Menschen bezieht sich jedoch nicht nur auf den eignen *Zustand,* sondern auf sein geschlechtliches *Verhalten* andern Personen gegenüber, von den leisesten Regungen und Strömungen, die kaum, oft überhaupt *nicht als sexualbetont in das Bewußtsein dringen,* bis zu jeder Form geschlechtlicher Betätigung. Ein Grundfehler wäre es, wollte man, wie es oft geschieht, mit dem Begriffe Geschlechtsleben *nur* die Vorstellung *körperlich* geschlechtlicher Zustände und Handlungen verbinden. Diese *Einengung* des Gesichtsfeldes, welche der im Mittelalter so weit verbreiteten *dualistischen* Auffassung von einem tiefen trennbaren *Gegensatz zwischen Körper und Seele,* einem am Irdischen klebenden Leib und einem zum Höheren strebenden Geist entsprang, hat, wie wir sehen werden, einer *unbefangenen* Betrachtungsweise und Erforschung des menschlichen Geschlechtslebens

bis in die Neuzeit hinein *hinderlich* im Wege gestanden. Unter ihrer *Nachwirkung* leiden wir noch heute in hohem Maße.

Erst seit hundert Jahren ist man sich im Kreise der Naturforscher immer klarer geworden, daß zwischen allen körperlichen und seelischen Erscheinungsformen und Ausdrucksformen ein *unlöslicher Zusammenhang,* eine untrennbare Wechselwirkung besteht. Für das Geschlechtsleben gilt diese Einheitlichkeit und Verbundenheit der

„Körperseele"

ganz besonders. *Niemals* ist die Geschlechtlichkeit *nur körperlich* oder *nur seelisch,* sondern stets beides. Mit gleicher Stärke erfaßt sie das Leibliche und Geistige, und dies steht außer Zweifel: ein wichtiger, um nicht zu sagen der wichtigste Teil des menschlichen *Seelenlebens* überhaupt ist geschlechtlicher, wie umgekehrt der Hauptteil des menschlichen Geschlechtslebens seelischer Natur.

Sowohl in Form von *Charaktereigenschaften* als in Gestalt bewußter und noch mehr unbewußter *Zu- und Abstrebungen* tut sich dies kund. *Nur wer den Sexualschlüssel in der Hand hält,* kann sich zu den geheimsten und verborgensten Erscheinungen im Menschenleben Zutritt verschaffen. Den Zugang wird aber ein Wahrheitsucher, der gerade, klar und unvoreingenommen schaut, bedeutend schneller und leichter finden als *Sexualmystiker* und *Sexualsymboliker,* gleichviel ob im geistlichen oder ärztlichen Gewande. Auf geschlechtlichem Urgrund ist alles *viel einfacher,* als es sich die Menschen machen und vorstellen.

Wir fassen uns dahin zusammen: *Die menschliche Geschlechtskunde hat die gesamte körperseelische Geschlechtlichkeit zum Gegenstand. Diese zerfällt in den Geschlechtszustand und das Geschlechtsverhalten.*

Beides, der geschlechtliche Zustand und das geschlechtliche Verhalten, sind Grundeigenschaften der menschlichen Gesamtpersönlichkeit. In die lebendige Erscheinung treten die *Sexualpersönlichkeit* und der *Sexualausdruck* (die *sexuelle Projektion*) erst ganz allmählich, nachdem sie jahrelang tiefer oder oberflächlicher geschlummert haben. Es ist die Zeit von der Befruchtung bis zum Beginn der Reife, deren wichtigster *Einschnitt* die *Geburt* des Menschen ist, die biologisch betrachtet *mehr einen Wechsel der Umgebung als eine Änderung in der Persönlichkeit darstellt.*

Das Alter, in dem das Geschlechtsleben aus der Ruhe, die meist nur ein Halbschlaf ist, erwacht, ist das der *Geschlechtsreife* oder *Pubertät.* Nach ihrem Abschluß setzt die *Geschlechtshöhe* ein, die bei der Frau gewöhnlich drei Jahrzehnte, beim Manne etwas länger anhält. Dann folgt langsam und sanft wie der Anstieg der *Geschlechtsabstieg,* dessen Ende bei den meisten Menschen mit ihrem Tode zusammenfällt.

Den diesen *Lebenszeitraum* erfüllenden Sexualrhythmus umfaßt die Geschlechtskunde. Während dieses Zeitraums den Menschen *als Geschlechtswesen zu begleiten,* haben wir uns in diesem Buche zur Aufgabe gesetzt.

*

Um das Gebiet der Geschlechtskunde jedoch deutlich zergliedern und genau abgrenzen zu können, ist es unerläßlich, zuvor einige wichtige *Grundbegriffe sachlich* und *sprachlich* zu erörtern, vor allem die

Sexualbegriffe:

Geschlecht – Sexualität – Erotik – Liebe.

Denn nur auf der festen Plattform einer klaren, eindeutigen Begriffsbildung läßt sich eine *Verständigung* über die wichtigsten Fragen des menschlichen Geschlechtslebens erreichen. Wird diese Vorbedingung vernachlässigt, so besteht die *Gefahr schwerwiegender Mißverständnisse,* und zwar auf diesem Gebiet um so *ungewollter* und leichter, als auf keinem andern *Gefühls- und Instinktwertungen,* anerzogene oder erlebnismäßig bedingte Maßstäbe von *persönlichster* Färbung, Meinung und Urteil so sehr beeinflussen können als auf sexuellem.

Durch die Mannigfaltigkeit geschlechtlichen Empfindens ist es dazu gekommen, daß fast jeder schließlich mit einem gegebenen alltäglichen Wort *verschiedene Vorstellungen* verbindet. Wie oft erlebte ich als Sachverständiger vor Gericht, daß unter einem Ausdruck von einigen Prozeßbeteiligten schon *Handlungen* verstanden wurden, während in Wirklichkeit *nur erst von Zuständen, Anlagen und Empfindungen* die Rede war. Die meisten Menschen haben die Neigung, ihr eigenes Denken in *Sexualfragen* bei anderen ohne weiteres als gegeben vorauszusetzen, und sind höchst erstaunt und oft empfindlich berührt, wenn jene auf Grund anderer Voraussetzungen zu wesentlich anderen Folgerungen gelangen als sie selbst. Häufig kann man in Versammlungen und bei Aussprachen aller Art feststellen, daß es zu heftigen Zusammenstößen kommt, weil die Streitenden mit demselben Worte ganz verschiedene Gedanken verbanden. So löst das Eigenschaftswort *„geschlechtlich" bald positive, bald negative* Gefühle, Auffassungen und Schlüsse aus, je nachdem jemand dabei an Vorgänge seelischer Art oder an körperliche Betätigungsformen denkt.

Die lebendige Sprache ist in ihrem *Wortschatz nie* fertig *abgeschlossen,* sondern in *ständiger Entwicklung* begriffen. Die Worte *verändern* ihre Bedeutung *mit der Sitte,* mit dem Wechsel der Anschauungen; Zeitgeist, Geschmack, Mode prägen nicht nur neue Worte, sondern geben auch oft *alten einen neuen Sinn,* der sich von der Urbedeutung recht erheblich entfernen kann. Stets sind deshalb bei dem Versuch sprachlicher Begriffsbestimmung *zwei Hauptgesichtspunkte* in Betracht zu ziehen: des Wortes *Urbedeutung* und der *jeweilige* Sprachgebrauch.

Je größer die Verwirrung im gegenwärtigen Sprachgebrauch ist – und gerade auf dem Gebiete der Geschlechtskunde ist sie nicht gering –, um so angebrachter und fruchtbarer ist es, dem *Ursinn der Worte* nachzuspüren. Für die Reinerhaltung einer Sprache ist die möglichste Erhaltung des ursprünglichen Wortsinnes meist belangvoller als die Ausmerzung *feinnuancierter* (abgestufter) Fremdwörter.

Der Begriff: „Geschlecht"

ist gegenwärtig vor allem der *Ausdruck* für die *beiden* großen *Hauptgruppen* von Lebewesen, welche wir in der belebten Welt als *männliche* und *weibliche* Entwicklungsstufe kennen. Als drittes steht ihnen gegenüber das *sächliche* Geschlecht, aber nicht so sehr im Gegensatz von Sache und Person, von unbelebten und belebten Formen, als vielmehr im Gegensatz zur *ausgeprägten* Männlichkeit und Weiblichkeit. *Das Kind* führt den sächlichen Artikel *„das"*, weil es als ein Wesen anzusehen ist, dem aus Mangel an ausgebildeter Geschlechtlichkeit die Geschlechtsbezeichnungen *„der* Mann" oder *„die* Frau" noch nicht zuerkannt werden können. Der dermaßen dem Worte Geschlecht innewohnende *Sinn der Geschlechtszugehörigkeit* prägt sich in zahlreichen Wortverbindungen aus, so in den Zusammensetzungen: Geschlechtszeichen, Geschlechtsunterschiede, Geschlechtsübergänge, Geschlechtsbestimmung.

Daneben spricht man aber noch von Geschlecht in einer *weiteren* und *engeren* Bedeutung. Im weiteren Sinne ist ein Geschlecht zunächst die *Gesamtheit* der von einem Stammvater herkommenden Männer und Frauen, also die *Blutsverwandten* auf- und absteigender Linie *(Grimm)*, noch mehr erweitert umfaßt das Wort ganze Gruppen von Personen mit *einheitlichen* bestimmten *Erbfaktoren* im Sinne von *Familie* oder Sippe (z. B. Adelsgeschlecht, Fürstengeschlecht). Diese Bedeutung ist sogar die ursprüngliche, da Geschlecht althochdeutsch *gislahti,* von slaht, schlagen = arten herstammt (z. B. zum Ritter schlagen, aus der Art schlagen, *Menschenschlag*).

In der Wortbildung *Menschengeschlecht* hat sich dieser Ursinn am deutlichsten erhalten. Es tauchten deshalb sogar Befürchtungen auf, ob nicht der Titel dieses Werkes *„Geschlechtskunde"* dazu verleiten könne, in dem vorliegenden Buche kein sexualwissenschaftliches, sondern ein *genealogisches* oder heraldisches Werk zu vermuten. Diese Bedenken werden aber hinfällig angesichts der Tatsache, daß der Sprachgebrauch der Gegenwart mit dem Ausdruck „Geschlecht" bei weitem am häufigsten die *gesonderten* Erscheinungsformen des männlichen und weiblichen Geschlechts meint, abgesehen davon, daß die entsprechende Benennung für ein genealogisches Werk nicht Geschlechtskunde, sondern *Geschlechterkunde* lauten würde.

Dem erweiterten steht der *verengerte* Sinn der Begriffe „geschlechtlich" und „Geschlecht" gegenüber. Dieser beschränkt sich auf Eigenschaften, die eine *besonders starke Geschlechtsbetonung* aufweisen, sei es körperlicher Natur oder seelischer Art. In die erste Gruppe gehören Zusammensetzungen, wie Geschlechtsteile (Geschlechtswerkzeuge, Geschlechtsorgane), auch Geschlechtsdrüse, Geschlechtsakt und Geschlechtskrankheiten, in die zweite Rubrik Wortverbindungen wie Geschlechtstrieb, Geschlechtsleben, Geschlechtsverkehr.

Am augenfälligsten tritt diese Verengerung des Begriffes in dem *Eigenschaftsworte „geschlechtlich"* zu Tage, denn hier versteht fast jeder ohne ein die Bedeutung näher ausdrückendes Beiwort *körperliche* Vorgänge im Verkehr der beiden Geschlechter. Darum schwingt auch hier noch merklicher wie im Worte Geschlecht ein

herabsetzendes Werturteil, ein *Mißton* mit, der von einer gewissen *suggestiven Moral,* mit deren Ursprung und Ursachen wir uns noch eingehend zu beschäftigen haben, mehr oder weniger *allen Begriffen angehängt* wurde, die auf das Geschlechtsleben Bezug haben, ja auch *nur Bezug haben könnten.*

Weil die Sinne, die alle Eindrücke und Reize von außen empfangen, *auch solche* aufnehmen, die die Geschlechtlichkeit erregen, erhielt das Wort *Sinnlichkeit* seinen Makel. Ebenso wurden *Lust* und vollends gar ihre Verstärkungen, *Wollust* und *Fleischeslust*, als *niedrig verpönt,* weil diese positiven *Gefühlstöne* in besonders enger Verbindung mit dem Geschlechtsleben vorkommen. Für den *nüchternen wissenschaftlichen Berichterstatter* soll der Begriff Geschlecht etwas *ganz Gefühls-unbetontes,* Objektives sein.

Im Titel und Inhalt des Buches Geschlechtskunde bezieht sich der Ausdruck Geschlecht nicht auf den erweiterten Geschlechtsbegriff, sondern auf die *individuelle körperseelische Geschlechtlichkeit des Menschen, die Sexualkonstitution und Sexualprojektion,* also auf das männliche und weibliche Geschlecht im allgemeinen und alle geschlechtlichen Lebensäußerungen im besonderen.

Der Begriff: „Sexualität".

Der soeben gezogenen Umgrenzung des Begriffes Geschlecht *entspricht* das aus dem Lateinischen stammende Fremdwort *„sexus"*, dessen Ableitungen sich im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr und mehr als *Fachausdrücke* eingeführt und verbreitet haben, so daß der allzu jung (1922) verstorbene Sexualforscher *Iwan Bloch* ganz folgerichtig 1906 für die *Zusammenfassung* des allmählich immer stärker und selbständiger herangewachsenen Forschungs- und Wissensgebietes der Geschlechts- und Liebesfragen die naheliegende Bezeichnung *Sexualwissenschaft* bilden konnte.

Die *Geschichte* des Wortes *„sexualis"* ist in der Entwicklung der Sexualwissenschaft freilich sehr viel älter als die Bezeichnung Sexualwissenschaft. Sie hängt eng mit der Sitte zusammen, nach der sich die Naturforscher wie die Theologen bis weit in das 19. Jahrhundert hinein *zum Zeichen ihrer Gelehrsamkeit* der *lateinischen* Sprache bedienten. Mußte ich doch noch selbst bei meiner Doktorprüfung in Berlin meinen alten Lehrer *Dubois-Reymond* feierlich um Erlaubnis bitten, mich der deutschen Sprache bedienen zu dürfen. (Die Formel lautete: „peto abs te, decane ornatissime, ut lingua germanica uti mihi liceat", d. h. ich bitte dich, hochansehnlicher Dekan, daß du mir den Gebrauch der deutschen Sprache gestattest.) Die meisten Ärzte fassen ja ihre Rezepte auch jetzt noch lateinisch ab. Das Volk meint, daß das, *was es nicht versteht, besonders verständig* sei.

Berührten die Gelehrten *gar geschlechtliche* Dinge, so erforderte der schickliche Brauch, daß sie sich so ausdrückten, daß *nur akademisch* geschulte Leute, also neben den Theologen und Medizinern eigentlich nur die Juristen, Philologen und Philosophen, beileibe aber nicht die *profane* Menge vom Inhalt ihrer Schriften Kenntnis nehmen konnte.

Es war daher ganz selbstverständlich, daß der Wiener Arzt *Heinrich Kaan,* als er im Jahre 1844 bei Leopold Voß in Leipzig ein Buch über *seelische Geschlechtsleiden* erscheinen ließ, es *ausschließlich* in der lateinischen Sprache abfaßte und sein Werk *nicht „seelische Geschlechtsleiden", sondern „Psychopathia sexualis"* nannte. Das ist jetzt gerade 80 Jahre her. Es bedeutete immerhin einen gewissen Fortschritt, daß *Krafft-Ebing* 40 Jahre später zwar den fremden Titel übernahm, den Inhalt selbst aber nur zu einem *geringen* Bruchteil, nämlich so weit er sich auf die Schilderung rein körperlicher Vorgänge bezog, ins Lateinische übersetzte. Allerdings setzte er vorsichtshalber, oder sagen wir es richtiger, *aus Furcht* vor Sittlichkeitsschnüfflern, vielleicht sogar vor der Zensur, auf das Titelblatt späterer Auflagen seines Werkes, das in seiner ursprünglichen *unverfälschten* Fassung und Edelgesinnung so unendlich vielen Menschen den Glauben an sich wiedergab, die Bemerkung hinzu: „Für Ärzte und Juristen".

Das Eigenschaftswort *sexualis* leitet sich von *sexus* ab, das in der Sprache der Römer Geschlecht bedeutet, männliches und weibliches Geschlecht als *Ganzes,* aber auch als Geschlechts*glied.* Es gibt auch eine seltenere Form, die *secus* heißt. Die *klassischen* Autoren kannten das Eigenschaftswort sexualis noch nicht. Die älteste Belegstelle für diesen Ausdruck findet sich in einer Schrift über die akuten Krankheiten (liber acutarum passionum III. 18. 184) des Afrikaners *Caelius Aurelianus,* der im *fünften nachchristlichen* Jahrhundert lebte. Es bedeutet bei ihm *„zum Geschlecht gehörig", „das Geschlecht betreffend".* Dieser Sinn wohnt dem Worte auch jetzt noch inne, wobei man die Endung bald mit = al bald mit = ell abgeschliffen findet, so lautet die *französische* Form sexuelle (la vie sexuelle), die *englische* sexual (sexual life), während sich im *Deutschen beide* Formen nebeneinander finden, und zwar sexual mehr in Zusammensetzungen (Sexualleben, Sexualempfindung), sexuell bei alleinstehendem Gebrauch.

Das klassische Hauptwort sexus selbst ist in seinem Ursprung nicht völlig geklärt. Es stehen sich hier zwei bemerkenswerte Ansichten gegenüber, die beide vieles für sich haben. Die eine, die besonders von *Danielson* in seinen „Aitiologischen Studien" (III. 190 ff.) vertreten wird, geht dahin, daß es mit der Wurzel sequi = *folgen* (frz. suivre) zusammenhängt. Demnach solle sich sexus entweder auf die Nachfolge, Nachkommenschaft beziehen oder auf den *Vorgang des Folgens.* Wenn letztere Annahme zuträfe, was keineswegs ausgeschlossen erscheint, so würde sich darin eine sehr *feine Beobachtungsgabe* kundtun, wie wir sie im *Ursinn* der Worte meist nachweisen können. Denn tatsächlich ist es ja das anfangs *unwillkürliche Folgen der Sinnesorgane,* vor allem des schauenden Auges und lauschenden Ohres, und das dann immer merklicher ins Bewußtsein tretende *zielstrebig lustbetonte Folgen des ganzen Körpers,* das dem Sexualleben den Stempel aufdrückt.

Sexualität würde in dieser Deutung zu jenen Worten des Geschlechtsgebietes gehören, die die *spontane Hinwendung* nach einem Gegenstand, der gleichsam *wie ein Magnet* wirkt, das instinktive Hinneigen nach angenehm empfundenen *Reiz-*

quellen zum Ausdruck bringen wie der deutsche Ausdruck „Neigung" selbst (Zuneigung, Abneigung) oder das vom lateinischen inclinare = neigen herrührende Wort *Inclination* oder vor allem der aus dem Griechischen stammende Begriff *Tropismus* (wörtlich Wendung). So wie die Pflanze sich nach den Regeln des *Heliotropismus* zur Sonne kehrt, wie die Atome nach den Gesetzen des *Chemotropismus* – auch Chemotaxis genannt – sich zueinander begeben, wie es nach den Gesetzen des *Geotropismus* einen Körper zu einem andern treibt, so neigt sich ein Mensch demjenigen zu, von dem er unter dem Einfluß des *Genotropismus,* der

Geschlechtsanziehung,

in Erregung versetzt wird. *Ernst Haeckel* sprach in ähnlichem Sinne bereits in seiner Anthropogenie vom *„erotischen Chemotropismus"* als *Urquell* der Liebe.

Wie ungemein zutreffend schildert *Goethe* in *Dichtung und Wahrheit, Werthers Leiden* und den *Wahlverwandtschaften* wieder und wieder diese „wie durch einen *Magneten"* bewirkte Annäherung der Geschlechter, zum Beispiel an folgender Stelle: „Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magnetische *Anziehungskraft* gegeneinander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber selbst ohne gerade aneinander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin- und hergezogen, *näherten sie sich einander.* Fanden sie sich in einem Saale, so dauerte es nicht lange und sie standen, sie saßen nebeneinander. Nur die nächste Nähe konnte sie *beruhigen,* und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur *des reinen Zusammenseins.* Dann waren es nicht zwei Menschen, es war *ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen* mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andere hätte sich nach und nach von selbst ohne Vorsatz *zu ihm hinbewegt."*

Der Zusammenhang von sexus und sexuell mit sequi = folgen, kann jedoch, so einleuchtend die gedankliche Verbindung mit der Vorstellung geschlechtlicher Anziehung ist, auf Grund neuerer Forschungen nicht als sichergestellt angesehen werden. So wird die Deutung mit Entschiedenheit von *A. Walde* bestritten, der in seinem „lateinischen etymologischen Wörterbuch" (Heidelberg bei Carl Winter 1906) sexus von *secare* ableitet, das *schneiden, teilen* bedeutet (vgl. sector = Abschnitt). Sexus hieße danach der männliche oder weibliche *Teil,* wobei man an die Abtrennung des Weibes aus dem männlichen Körper, der *Eva* aus dem *Adam* im Sinne der *biblischen* Schöpfungssage denken kann, oder an die *altgriechische* durch Plato überlieferte Sage, nach der das männliche und weibliche Geschlecht durch Teilung früherer *Doppelwesen* entstanden sei, oder am nächstliegenden an den männlichen oder weiblichen Teil eines geschlechtlichen *Bundes* (vgl. *„Ehehälfte"*, „bessere Hälfte").

Stellen wir nun aber auch hier wieder dem *Wortursprung* den herrschenden *Sprachgebrauch* gegenüber, so zeigt es sich, daß die *praktische Anwendung* von sexuell sich *zurzeit* sehr weitgehend mit dem Begriff geschlechtlich deckt, wie wir

ihn oben erläutert haben. Fast stets, wenn man sexuell verdeutschen will, bedient man sich des Wortes geschlechtlich, und noch häufiger, wenn man für geschlechtlich ein Fremdwort sucht, des Wortes sexuell. Beispiele sind: Sexualleben = Geschlechtsleben, Geschlechtstrieb = Sexualtrieb, Sexualempfindung = Geschlechtsempfindung, *Geschlechtlichkeit = Sexualität,* Homosexualität = Gleichgeschlechtlichkeit, Sexualwissenschaft, Sexuologie oder Sexologie = Geschlechtskunde usw. Nur ganz ausnahmsweise meinen beide Worte nicht dasselbe, so fällt *Sexualreform* nicht völlig mit *Geschlechtsreform* zusammen. Sexualreform ist eine Reform des Geschlechtslebens, vor allem der Stellung von *Gesellschaft und Gesetz* zum Geschlechtsleben, *Geschlechtsreform* eine Reform des Geschlechts im *eugenischen* (= geschlechtsverbessernden) Sinne, wie sie etwa in *Nietzsches Forderung:* „nicht fort sollt ihr euch pflanzen, sondern *hinauf,* dazu diene euch der Garten der Ehe", zum Ausdruck kommt. Nur insofern gehen die beiden Begriffe ineinander über, als die Sexualreform, zu der vor allem auch die Ehereform gehört, eine notwendige *Voraussetzung* der Geschlechtsreform im Sinne der *Geschlechtsertüchtigung* ist.

Der Begriff: „Erotik".

Weisen die Worte geschlechtlich und sexuell im Sprachgebrauch gegenwärtig *nur noch ganz geringe Unterschiede* auf, so teilen sie auch darin das gleiche Schicksal, daß sie durch *antisexuelle* Einflüsse allmählich *entwürdigt* und verpönt in Verfall gerieten. Es machte sich infolgedessen mit der Zeit wieder das Bedürfnis geltend, ein weniger anstößiges Ersatzwort einzuführen.

Merkwürdig ist, daß man zu diesem Zwecke auf das alte, dem Griechischen entlehnte Wort *„erotisch"* zurückgriff, das viele Jahrhunderte lang gerade für besonders *kräftige,* der Allgemeinheit nicht zugängliche Erzeugnisse der Sexualliteratur *(„Erotica")* im Gebrauch war. Aus gleicher *Sprachempfindung* wurden auch von Vertretern der modernen Sexualwissenschaft und ihren Vorläufern viele Fachausdrücke mit diesem Stammwort gebildet, so von dem berühmten spanischen Irrenarzt *Esquirol* die von ihm als *Erotomanie* beschriebene Geistesstörung (die in der neueren *Sexualpathologie* unter den Begriff des *Hypererotismus* [der Übergeschlechtlichkeit] fällt), ein Zustand von *Liebesraserei* – schon die altgriechischen Schriftsteller sprechen in sehr ähnlicher Weise von erotischer *Mania* – beruhend auf einer stark gesteigerten *Geschlechtserregbarkeit.*

Eine Abart dieser Überschwenglichkeit ist die *Erotographomanie,* eine ins Krankhafte gesteigerte *Sucht,* kraßgeschlechtlichen, obszönen, zum mindesten lasziven *Vorstellungen schriftlichen* oder *zeichnerischen* Ausdruck zu geben. Ich habe wiederholt Fälle zu begutachten gehabt, in denen Personen in schwerste Ungelegenheiten gerieten, weil man den Inhalt ihrer höchst anstößig gehaltenen *Aufzeichnungen* ohne weiteres für bare Münze nahm, während sie tatsächlich durch sie nur ihrer *Phantasie Nahrung* geben wollten.

Noch auf *zwei weitere Abkömmlinge* vom gleichen Stamm, die in der modernen Sexualwissenschaft als Ausdruck zwar nicht ausschließlich, aber doch *überwiegend körperlich* gemeinter Geschlechtlichkeit eine Rolle spielen, sei hingewiesen, auf die Begriffe *„erogen"* und *„Erotisierung"*. Unter den *erogenen Zonen,* von denen zuerst in der französischen Literatur die Rede ist, versteht man Stellen in den Sinnesorganen, die *besonders stark für Sexualreize empfindlich* sind. Vor allem finden sich solche in der *Haut,* und zwar kommen hier zunächst die *mit Haaren besetzten* Gegenden in Betracht, also neben der behaarten Kopfhaut die Gebiete der Bart-, Scham- und Achselbehaarung, dann die Stellen, an denen die Bedeckung der Körperfläche in eine dünnere und feinere *schleimhautähnliche* Oberschicht *übergeht,* wozu namentlich die Lippen-, Brust- und Genitalzone gehört, und endlich die sexuellen Erregungsstellen, an denen die Oberhaut *besonders prall gespannt* mit nur geringem Unterhautfettgewebe den Muskeln und Knochen aufliegt. Bei den Menschen sind derartige *Reizstellen* vornehmlich die Handteller, Fußsohlen, Fingerspitzen, Zehenspitzen, Knie und Ellenbogen.

Stellen die erogenen Zonen demnach etwas *durchaus Reales* und keineswegs besonders Vergeistigtes dar, nämlich eine verstärkte Erregbarkeit, bewirkt durch Anhäufung gewisser Nervenendigungen *(Wollustkörperchen),* so liegt ein reiner *Seelenzustand* auch keineswegs bei der *Erotisierung* vor. Diese Erscheinung, ebenfalls von Eros hergeleitet, stellt einen für die Geschlechtskunde äußerst wichtigen Begriff dar. Sie bedeutet nämlich die *Durchdringung* der Blutbahn und *Durchströmung* der Körper, namentlich der Gehirnzellen, mit den von den *Geschlechtsdrüsen* abgesonderten Säften. Wir nehmen an, daß diese *erotisierenden Reizstoffe,* denen sich auch aus andern Körperdrüsen chemische Stoffe *hinzugesellen,* einerseits durch *Wachstumsbeeinflussung* bestimmten zunächst geschlechtlich nicht unterschiedenen („differenzierten") Eigenschaften einen männlichen oder weiblichen Charakter geben, daß sie andererseits aber auch bestimmte Zentren im Gehirn in einen *Spannungszustand* versetzen, der sie für entsprechende äußere Eindrücke besonders *empfindlich und empfänglich* macht.

Im übrigen ist *der antike Eros* keineswegs der unschuldige Götterknabe, wie man meinen könnte, wenn man wahrnimmt, wie gegenwärtig sein Name von einigen Seiten als Sinnbild für seelisch-vergeistigte *(„himmlische")* Liebe zum Unterschied von sexuell-körperlicher *(„irdischer")* Liebe in Anspruch genommen wird. Denn *Eros* heißt im Griechischen ursprünglich *nichts anderes als Geschlechtsliebe* und wird erst allmählich auf ein leidenschaftliches Begehren anderer Dinge, wie Macht, Reichtum, Nachkommenschaft, übertragen. Ebenso bezeichnet das Verbum *erao* zunächst nur das geschlechtliche Verlangen, um auch gewissermaßen bildlich auf die Begierde nach Kampf, Erkenntnis, Geschenken und allen möglichen erstrebenswerten Gegenständen angewandt zu werden. Auch *Plato,* der sich unter den Philosophen wohl am meisten mit dem Eros beschäftigt hat *(vor allem im Gastmahl),* versteht unter ihm nicht nur Liebe zu Menschen, sondern auch zu *unpersönlichen* Dingen.

Wo Plato allerdings von *erotischen Beziehungen zu den Menschen* spricht – und zwar wendet er seine Aufmerksamkeit mehr gleichgeschlechtlichen als verschiedengeschlechtlichen Neigungen und Verbindungen zu, was bei der Einstellung, die er selbst, seine Freunde und seine Zeit dieser Gefühlsrichtung gegenüber einnehmen, nicht auffallend ist –, meint er ganz augenscheinlich die Geschlechtsliebe. Daher ist es geschichtlich nicht gerechtfertigt, ja es stellt sogar *eine Art Fälschung* dar, wenn man heute unter *platonischer* Liebe eine „unsinnliche", rein vergeistigte versteht, die sich von jeder körperlichen Betätigung fernhält.

Und noch weniger begründet ist es, wie es neuerdings verschiedentlich vorgekommen ist (so in der Schrift *„Eros"* von *Gustav Wyneken*), wenn man den Begriff erotisch mit dem gleichen *idealisierenden* Schimmer wie *platonisch* umgibt. Eine so konstruierte *Gegensätzlichkeit von sexuell und erotisch* (auch homosexuell und homoerotisch) wirkt nicht klärend, sondern verwirrend und kann *bedenkliche* Folgen zeitigen. Ist es doch vorgekommen, daß jemand unter seinem Eide beteuerte, nicht homosexuell zu sein, weil er sich „nur für homoerotisch" hielt. Er glaubte, Homosexualität sei eine körperliche Handlung, *Homoerotik eine seelische Richtung.* Es verursachte mir als Sachverständigen nicht geringe Mühe, unter Heranziehung von *Literaturbelegen* die Richter von der Gutgläubigkeit des wegen *Meineids* Angeschuldigten zu überzeugen.

In Wirklichkeit – und es wäre gut, wenn dieser Sprachgebrauch wieder ein allgemeiner würde – *decken sich sowohl in ihrer Urbedeutung als in ihrer historischen Entwicklung Sexualität und Erotik vollkommen; beide* meinen

die körperseelische Geschlechtlichkeit.

Wahrscheinlich geht die Höherwertung des einen Begriffes vor dem andern auf jene Stelle im Gastmahl zurück, an der *Plato* sagt: „Die Sittlichkeit jeder Handlung liege in der Art ihrer Ausführung; tadelnswert sei daher jene Liebe, *die nur den Körper liebt* und treulos von einer Sinnenlust zu andern eile; löblich sei dagegen die der Sinnlichkeit zwar ebenfalls nicht völlig entbehrende, aber *durch geistige Bande geadelte Liebe.*" Aber gerade hier betont und würdigt ja Plato neben dem seelischen den körperlichen Charakter des Eros und erhebt nur die sicherlich sehr verständige Forderung, daß *die körperliche Liebeshandlung auf seelischer Neigung* beruhen solle.

Platos Gastmahl ist auch dafür verantwortlich zu machen, daß der *Eros* in unserer Zeit vielfach ausschließlich für *mannmännliche* Liebe in Anspruch genommen wird. Der erste, der dieses bewußt tat, war wohl der Schweizer *Heinrich Hößli,* der 1836 in Glarus ein zweibändiges Werk mit der Aufschrift erscheinen ließ: *„Eros,* die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehung zur Geschichte, Erziehung, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten", mit dem Untertitel: Die *Unzuverlässigkeit* der äußeren Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele, oder über platonische Liebe, *ihre Würdigung und Entwürdigung* für Sitten-, Natur- und Völkerkunde."

Diese Titelgebung war insofern *nicht ganz unberechtigt,* als Eros, der bei den

Römern Amor oder *Kupido* hieß, zwar *in erster Linie der allgemeine Liebesgott* war, außerdem aber auch noch der besondere Gott der *Jünglingsliebe,* dem in den griechischen *Gymnasien,* in denen sich die Jünglinge im Beisein ihrer Liebhaber körperlichen Übungen hingaben, unzählige *Statuen* und Altäre errichtet waren.

Genauer als *Hößli* gehen hier übrigens einige seiner Nachfolger zu Werke, die nicht von Eros allein, sondern von *Eros Uranios* sprechen, wie *Benedikt Friedländer,* von dem 1904 ein geistvolles Buch erschien mit dem Titel: *„Die Renaissance des Eros Uranios"*, mit dem Untertitel: *„Die physiologische Freundschaft,* ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Gesellungsfreiheit in naturwissenschaftlicher, naturrechtlicher, kulturgeschichtlicher und sittenkritischer Beleuchtung."

In Platos *Symposion,* jenem berühmten Dialog, in dem die Teilnehmer am *Gastmahl* die Liebe von den verschiedensten Gesichtspunkten erörtern, um sich schließlich in einer Lobpreisung ihres Meisters *Sokrates* zu vereinigen (der freilich nach der Wahl seiner Ehefrau *Xantippe* zu urteilen *mehr Liebestheoretiker* als Praktiker gewesen zu sein scheint), führt nämlich einer der Diskussionsredner mit Namen *Pausanias* aus, daß es *nicht einen Eros* gäbe, *sondern zwei,* und dementsprechend auch zwei Aphroditen, also zwei Liebesgötter und zwei Liebesgöttinnen, die ältere sei ohne Mutter als eine Tochter des *Uranos* erschaffen, sie führe daher den Beinamen *„Urania" (Venus Urania);* die jüngere hingegen sei eine Tochter des Zeus und der Dione und werde *„Pandemos"*, die *allgemeine* Aphrodite (Venus Vulgivaga) genannt. Es heißt dann weiter, daß, während die von *Eros Pandemos* Ergriffenen in ihrer Liebe zwischen den Geschlechtern keinen Unterschied machten, weil die zu ihnen gehörige Aphrodite, als sie gezeugt ward, *am männlichen ebenso teilhatte wie am weiblichen,* die von dem Eros der Göttin Urania angewehten sich ausschließlich zum männlichen Geschlecht hingezogen fühlten.

Auf diese Stelle in Platos Gastmahl stützte sich später *Karl Heinrich Ulrichs,* als er in seinen Schriften, die den Anstoß zu *Krafft-Ebings* Psychopathia sexualis gaben, die gleichgeschlechtlich empfindenden Männer und Frauen Uranier und Uranierinnen, mit deutschen Endungen *Urninge* und *Urninden,* die Erscheinung selbst Uranismus und Urningtum nannte. Bereits in den vier Bekenntnisbriefen, die *Ulrichs* 1862 als 38jähriger an seine Verwandten schrieb, bezeichnet er sich selbst mit diesem Ausdruck als einen *„reinen, unvermischten Uranier"* und schreibt von seinen „urnischen Neigungen", die gerade so gut ein Werk Gottes seien „wie sein Arm oder Bein, nur daß sie ein geistiges Stück des Menschen seien, das Bein aber ein körperliches".

Mutet uns diese Unterscheidung des Eros *Uranios* und *Pandemos* in Platons Gastmahl reichlich sophistisch ausgeklügelt an, so wohnt einer viel älteren *Zweiteilung* der griechischen *Mythologie* ein *ungleich tieferer Gehalt* inne.

Nach *Hesiods* Theogonie (Götterlehre), die aus dem 8. Jahrhundert vor Christi stammt, war nämlich Eros einer der ältesten und *mächtigsten Naturgötter.* Man unterscheidet aber zwei, der eine war der kosmogonische *(weltbildende)* Eros, ein

Sohn des Chaos, der finsteren formlosen Masse, aus der die Erde entstand; dieser war die *Verkörperung der zeugenden Kraft in der Natur,* Sinnbild der Weltschöpfung überhaupt. So lehrte der *hervorragendste* unter den griechischen Naturphilosophen, *Empedokles,* der als Arzt und Philosoph um das Jahr 450 v. Chr. zu *Agrigent* tätig war, daß in dem *regellosen* Durcheinander der Urstoffe, dem ursprünglichen Chaos, sich eines Tages die *Liebe als ein allgemeines Streben nach gegenseitiger Umarmung und Vereinigung* geregt habe. Durch den Hauch der Liebe hätte sich der *Weltenbrei geordnet,* die Atome hätten sich mit anderen Atomen zu Molekülen verbunden, und diese untereinander zu immer höheren Erscheinungsformen, zu Kristallen und weiter empor zu pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebewesen. So hätte die Liebe in dem ihrem innersten Wesen nach einheitlichen unendlichen All der Welt *vergängliche Einzelheiten und Gestalten als Äußerungen des Endlichen* hervorgezaubert, und damit *das Chaos in den Kosmos,* das Disharmonische in Harmonien verwandelt. Was neu geworden erschiene, sei in Wirklichkeit nicht neu, sondern nur eine neue Gestaltung, beruhend auf der Trennung und Wiedervereinigung der sich *ewig* gleich bleibenden Stoffe durch zwei ewig wirksame *Kräfte:* die *Liebe* und den *Streit.*

Der andere Eros, von dem Hesiod berichtet, war der *Liebesgott,* der beflügelte Sohn und unzertrennliche Begleiter seiner *Mutter Venus,* von dem es hieß: er sei der *schönste* unter den unsterblichen Göttern, der die *Stimmen der Vernunft besiegt* und die Glieder löst und *alle* – Götter, Menschen und sogar die wilden Tiere – *bezwingt* und über sie triumphiert (man vergleiche *Thorwaldsens* Amor als Löwenbändiger und *Rietschels* Amor auf dem Panther).

Besonders berühmt und von *Praxiteles* bis *Canova* in zahllosen Skulpturen, Gemmenbildern, Terrakotten und Gemälden dargestellt war das anmutige *Liebesverhältnis zwischen Eros und Psyche,* jenem zarten mit Schmetterlingsflügeln versehenen Göttermädchen, das die *Seele* versinnbildlicht. *Apulejus* erzählt, daß die Vermählung von Amor und Psyche im Beisein *sämtlicher* Götter gefeiert wurde und Psyche dann dem Eros eine *Tochter* gebar, die „*Voluptas*" *(die Lust)* genannt wurde.

Mythen sind „Sagen". *Sagen* aber überliefern uns, was Menschen einer Zeit über etwas zu *sagen* hatten, über etwas dachten, von etwas hielten. Überschauen wir von diesem Gesichtspunkt aus noch einmal kurz den *Sagenkreis,* der sich um den antiken Eros als Verkörperung der Liebe gebildet hatte, so erfaßt uns *Erstaunen und Bewunderung,* wie sich hier aus jahrtausendelanger Verschüttung *der Kern der ganzen modernen Sexualwissenschaft, das ganze Wesen körperseelischer Geschlechtlichkeit* herausschält: *Eros,* der *Weltenbildner,* Eros, der *Allbezwinger,* Eros, bei dem das Seelische das Körperliche und Eros, bei dem das Körperliche das Seelische überwiegt, Eros, den es zum *andern* und Eros, den es zum *eignen* Geschlecht zieht, Eros, der stets jugendlich-schöne, *stets fruchtbare Liebesgott,* der mit der Seele die *Lust* zeugte.

Diesen Eros seiner Größe und Erhabenheit zu entkleiden, ihn *in den Abgrund* zu stürzen, in den sie die Geschlechtlichkeit und die Sexualität geworfen hatten, waren selbst die fanatischsten Sexualfeinde und Antierotiker nicht imstande.

I 25976

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

Daher schlugen sie den *umgekehrten Weg* ein und verbreiteten die Legende, der platonische Eros sei etwas „rein Geistiges". Schon um dieser Unwahrheit willen sollten wahrheitsliebende Pädagogen, Philosophen und Schriftsteller keinen *künstlichen Gegensatz* zwischen Erotik und Sexualität, erotisch und sexuell (homoerotisch und homosexuell) aufstellen, der in Wirklichkeit niemals bestanden hat und bestehen kann, da *die Natur beider eine körperseelische ist.*

Das gilt auch von dem Worte, mit dem wir diesem Ausflug von der Sexualwissenschaft in die Sprachwissenschaft einen Abschluß geben wollen, dem *Zauberwort,* das in aller Munde ist, das seit Menschengedenken mehr als jedes andere Wort seinen *lebendigen Glanz* und seine *natürliche Frische* bewahrt hat, *dem Worte* und

Begriff: „Liebe".

Vielleicht hat sich sein guter Klang nur deshalb so rein erhalten, weil *die Kunst aller Zeiten* in ihm den *Hauptquell ihres Erlebens* und das *Hauptziel ihres Schaffens* sah, zum Unterschied von den *Wissenschaften,* deren Vertreter der Natur nicht dasselbe *Vertrauen* wie die Künstler entgegenbrachten und aus einer falschen Einstellung heraus an vielem, was die Liebe in ihrer Zartheit keusch verbarg, Anstoß und Ärgernis nahmen.

Oder war die *Reinhaltung* des Wortes Liebe nur durch die *unendliche Weite* ihres Inhaltes möglich? Denn eine ganze Welt der *verschiedenartigsten* Empfindungen zieht an uns vorüber, wenn wir nur an die hauptsächlichsten *Arten der Liebe* denken, an die *Heimatliebe,* deren Stärke sich in *Heimweh* (home *sickness* – Heim*krankheit* sagen die Engländer) verrät, einem keineswegs geringfügigen Unlustgefühl, – an die oft noch heftigere, sich allerdings sehr verschieden äußernde *Vaterlandsliebe,* – an die *Liebe zu Gott,* der Jungfrau Maria, dem Heiland und den Heiligen, von der Kenner behaupten, daß sie an Inbrunst, ja, wie wir im III. Kapitel durch Beispiele belegen werden, manchmal an Brunst der Geschlechtsliebe nicht nachsteht, – an die *Nächstenliebe* und *Eigenliebe,* deren Gleichsetzung in dem fundamentalen Gebot: *Liebe* deinen Nächsten wie dich selbst, mehr im Munde geführt als in die Tat umgesetzt wird, – an die *allgemeine Menschenliebe,* zu der auch die *Feindesliebe* gehört, ein Widerspruch in sich, wenn es sich nicht um die alle Gegensätze ausgleichende Liebe handeln würde, – an die *Liebe zu Tieren,* Pflanzen und leblosen Gegenständen, deren Tiefe meist erst der Verlust enthüllt, – an die *Liebe zum Beruf,* zur *Arbeit,* an die *Freiheitsliebe und Wahrheitsliebe, – an die Mutterliebe,* die, wo sie vorhanden ist, an Innigkeit, Nachsicht und Opferwilligkeit nicht ihresgleichen hat, – an die anscheinend nicht so naturwüchsige, sondern mehr in Anhänglichkeit und infantiler Dankbarkeit wurzelnde *Kindesliebe* und endlich an die leidenschaftlichste von allen – an die *Geschlechtsliebe,* die sich durch sinnliche Erregungen zu rauschartiger Lust erhebt und schließlich *nach einer nur dieser Art der Liebe eigentümlichen Entspannung der Körperseele* drängt.

Welcher *Reichtum unendlicher Glücksgefühle* tut sich in dieser Liebesfülle auf,

und doch wie gewaltige Unterschiede bestehen zwischen diesen Formen der Zuneigung, die im letzten Grunde *nur eins gemeinsam* haben: das starke *Wunschgefühl*, das sich *vom Innen-Ich auf ein Außen-Ich*, auf ein greifbares Etwas außerhalb unser erstreckt.

Genau genommen ist freilich das Ich, welches von der Neigung zu dem Nicht-Ich ergriffen wird, der *befallene passive* Teil und als solcher *nicht Subjekt, sondern Objekt* der Liebe. Es *erscheint* uns nur als Subjekt, weil die äußere Einwirkung *alsogleich* bestrebt ist, sich in *lebendige Kraft* umzusetzen, und weil infolgedessen uns der Empfangende als der bewegtere Teil und damit als der *aktivere, tätigere Mensch* entgegentritt.

In Übereinstimmung hiermit ist die Geschlechtsliebe eine Leidenschaft, die sich im *Es* des Menschen ohne sein Zutun als *leidendem* Teil entwickelt. Die große Bedeutung, welche die Liebe für die *zweite* Person gewinnt und darüber hinaus für dritte, vierte und weitere Werdende gewinnen kann, ist ein sekundäres Phänomen, ein *Nebenprodukt;* das primäre — zeitlich und sachlich — ist der sich im Liebenden selbst abspielende Vorgang, die *Veränderung der eigenen Wesenheit.* Dessen müssen wir uns bewußt bleiben, wenn wir auch in den folgenden Ausführungen des leichteren Verständnisses halber manchmal nicht den Liebenden, sondern das geliebte Wesen, *das Sexualziel als Gegenstand oder Objekt* der Liebe bezeichnen werden.

Im *Wortschatz der Alten* finden wir Arten und Formen der Liebe schärfer voneinander getrennt als in *neuerer* Zeit; so verstanden die Römer unter *amor* und *caritas* zwei *grundverschiedene* Zuneigungsformen, die wir Deutsche einheitlich mit Liebe übersetzen. *Amor* ist die auf *sinnlicher* Erregung beruhende *Geschlechtsliebe,* während *caritas* die auf *Güte,* Ehrfurcht, Achtung, Mitleid begründete allgemeine *Menschenliebe* bedeutet.

Auch in Deutschland hatte man bis an das Ende des Mittelalters für die geschlechtlichen Empfindungen von Mensch zu Mensch besondere Ausdrücke, nämlich die Worte *Minne* und *minnen.* Minnen bedeutet wiederum anfänglich „*meinen*", für etwas „Meinung haben". Erst nach dem *dreizehnten* Jahrhundert finden wir dieses Wort seltener, bis es allmählich fast ganz verschwindet.

Weinhold sagt darüber: „Das Wort Minne ist ein *Edelstein* unserer Sprache. Es bedeutet ursprünglich das Denken und Sinnen. In der Folge kam das Wort Minne allerdings *in Mißkredit,* weil es vielfach in bezug auf den *Geschlechtsverkehr* gebraucht wurde. Das Wort Minne *mich* dem Worte Liebe, das zuerst Anmut, Wohlgefallen, Freude, Lust bezeichnete und dann allmählich den Begriff freundliche Gesinnung, Zuneigung, Liebe kräftiger entwickelte . . . . . Die *Minnesänger* des Mittelalters unterschieden zwischen Liebe und Minne, indem sie unter Minne die durch die *leibliche Schönheit* der Geliebten entzündete Neigung, unter der Liebe aber die auf *geistigen* Eigenschaften, wie Güte und Tugend gegründete *Sympathie* verstanden. So heißt es in einem Minnegesange, ‚liebe der minne übergulde', d. h. die mehr gilt als Minne."

Dem *jetzigen* Sprachgebrauch ist ein solcher Unterschied zwischen Liebe und Minne nicht mehr geläufig. Der Ausdruck Minne selbst ist nahezu erloschen. Fast niemals begegnen wir ihm noch in der lebendigen Unterhaltungssprache, nur ganz selten im deutschen *Schrifttum*, wie im Titel des 1900 erschienenen Sammelwerks von *E. v. Kupffer:* „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur."

Wird Liebe *ohne Zusatz* angewandt, so ist jetzt *fast stets* die Geschlechtsliebe gemeint. Niemand zweifelt daran, daß von sexuellen Empfindungen die Rede ist, wenn jemand kurzweg von glücklicher oder unglücklicher Liebe spricht, wenn Helene in *Körners* „Zriny" ausruft: *„Erst seit ich liebe, weiß ich, daß ich lebe"*, oder *Rückert* im *„Liebesfrühling"* sagt: „Liebe ist die älteste, neueste, einzige Weltbegebenheit".

Gleichwohl ist aber die Auffassung des Begriffes Liebe nichts weniger als einheitlich, und wer sich umschaut, wird bald gewahr werden, daß hier *zwei entgegengesetzte Strömungen* miteinander ringen, eine, die den *Geschlechtscharakter der Liebe* möglichst *weit* und eine andere, die ihn recht *eng* fassen möchte.

Es gibt Autoren, die glauben, daß *jedes Gefallen* an Menschen und auch an Dingen, selbst wenn es *keine Spur* von geschlechtlichen Regungen und Bedürfnissen auslöst, im Grunde *doch geschlechtlich* bedingt sei. Sie sind der Ansicht, daß zum mindesten entwicklungsgeschichtlich jede Geselligkeit und *Gesellschaftsbildung* (Soziabilität, Sozietas, Sozialismus von Sozius = Genosse) im *Sexualismus* wurzelt, daß auch bei jedem *ästhetischen* Genuß jeder Art von Sympathie, womöglich bei jeder freudigen Empfindung ein *erotischer Unterton* in leichte, unbewußte Mitschwingungen versetzt wird. So meint *E. Santayana* in seinem Werk „The sense of beauty" (Sinn der Schönheit), daß für den Menschen *die ganze Natur ein Gegenstand geschlechtlichen Fühlens* sei, und daß sich hieraus die Schönheit der Natur erkläre. Man hat diese Richtung *„Pansexualismus"* genannt.

Unter denen, die in neuerer Zeit die Begriffe Liebe und Sexualität *viel weiter* gefaßt haben, als wir sie vorher in der Wissenschaft zu fassen gewohnt waren, steht obenan *Sigmund Freud.* Er sagt hierüber einmal in seinen amerikanischen *Vorträgen über Psychoanalyse:* „Ich gebrauchte das Wort *in einem viel weiteren Sinne*, als Sie gewohnt sind, es zu verstehen. Das gebe ich Ihnen gern zu. Aber es fragt sich, ob nicht vielmehr Sie das Wort *in viel zu engem Sinne* gebrauchen, wenn Sie es *auf das Gebiet der Fortpflanzung* einschränken."

Wir werden weiter unten darzulegen haben, aus welchem Grunde auch wir die *Beschränkung der Begriffe Geschlechtlichkeit und Sexualität, Erotik und Liebe auf das Gebiet der Fortpflanzung für verfehlt* erachten, zugleich aber auch, weshalb wir uns nicht entschließen können, seinen Inhalt so weit zu fassen, wie Freud es tut. Hier sei nur bemerkt, daß zweifellos viele *Angriffe* auf die Freudsche Lehre darauf beruhen, daß die Gegner unter den genannten Sexualbegriffen *etwas anderes* verstehen als der Angegriffene selbst. Richtig bemerkt *Bleuler:* „Manche Einwände gegen die Sexualtheorie wären unterblieben, wenn man den Freudschen Begriff des Sexuellen verstanden hätte, da man aber nur verurteilte und nicht studierte, hat man

nicht gemerkt, daß die Freudsche ‚*Libido*' ein *ungleich weiterer* Begriff ist *als der gewöhnliche des sexualen Verlangens.* In gewissen Beziehungen gehört all unser *Streben,* soweit es *positiv* ist, dazu; trennt der Autor doch seinen Sexualtrieb (beim Säugling) nicht einmal vom *Nahrungstrieb.*"

In seinen letzten Veröffentlichungen (Artikel über „*Libidotheorie*" im Handwörterbuch der Sexualwissenschaft von *Max Marcuse,* Bonn 1923) zieht *Freud* diesen Trennungsstrich schärfer. Er sagt, daß er in völliger Übereinstimmung mit dem Dichter, der die Triebkräfte des Weltgetriebes in „Hunger und Liebe" sich immer wieder erneuern sieht, in zwei Grundtrieben, nämlich den „*Ichtrieben*" (Selbsterhaltungstrieb) und „Sexualtrieben" die Quellen *allen* seelischen Geschehens erblickt. Dabei sei die *Libido,* (die mit dem lateinischen „libet" = „es gefällt" zusammenhängend *jedes Gelüst* bedeutet) im gleichen Sinne die *Kraftäußerung der Liebe* wie der Hunger die Äußerung des Selbsterhaltungstriebes.

An anderer Stelle (Artikel „Psychoanalyse" in demselben Handwörterbuch S. 377 bis 383) schreibt *Freud:* „Der Name *Libido* bedeutet in der Psychoanalyse (außer bei *C. G. Jung) nicht psychische Energie* schlechtweg, sondern die *Triebkraft der Sexualtriebe.*" Er fügt dann noch hinzu: „Es ist *irrig,* der Psychoanalyse ‚Pansexualismus' vorzuwerfen und ihr nachzusagen, daß sie *alles* seelische Geschehen von der Sexualität ableite und auf sie zurückführe. Die Psychoanalyse hat vielmehr von allem Anfang an die Sexualtriebe von anderen unterschieden, die sie vorläufig ‚*Ichtriebe*' genannt hat" – meines Erachtens nicht sehr passend, da der Geschlechtstrieb *genau so gut ein „Ichtrieb",* ein Drang nach Eigenlust und Selbstsättigung ist wie der Nahrungstrieb.

Ich halte die Ansicht, daß alle *nicht im Dienste der Selbsterhaltung* stehenden Sympathien im letzten Grunde auf erotischen Anziehungen beruhen, daß jede, selbst die Zuneigung zu technischen Problemen, eine sexuelle Wurzel hat, für unrichtig. So gewiß wir die Bedeutung des sexuellen Faktors auch in seinen entferntesten Ausstrahlungen nicht *unterschätzen* sollten, so *abwegig* ist auf der anderen Seite die *Überschätzung,* vor allem *die gar zu weite Verallgemeinerung* des Begriffes Liebe, die *Gleichsetzung jeder Form der Liebe mit sexueller Liebe.*

Die *schöne Landschaft,* die unser Auge so ungemein erfreut, die Wunder des Meeres und der Berge, zu denen wir uns hingezogen fühlen, rufen in uns *Lust-, Glücks- und Wunschgefühle* wach, die aber sicherlich nicht schlechthin als erotische Zustände angesprochen werden können. Ebenso werden die übrigen Sinne, das Ohr durch die Musik, der Geruchsinn durch den Duft der Blumen, der Geschmacksinn durch das Aroma der Früchte *lustbetont erregt,* aber *nicht im sexuellen* Sinne. Auch der *Hautsinn,* wenn auch seltener, erfreut sich *unerotischer* Lustgefühle. Vielen ist wohltuend, wenn ein kühler Wind ihre Haut umspielt, die Welle sie vorwärts drängt. Im Orient kann man noch jetzt in den Händen von Millionen würdig aussehender Männer rosenkranzartige Spielketten aus allen möglichen Holz- und Steinarten erblicken, die den Tastsinn durch zarte Kitzelgefühle erfreuen sollen. Und wer möchte

wohl behaupten, daß der Anblick des *Niagara*, der Klang der Neunten *Sinfonie Beethovens Sexualreize* sind? – selbst, wenn sie in Ausnahmefällen eine erhöhte Empfänglichkeit für Sexualerregungen bewirken sollten.

Auch die Neigung der Menschen *zueinander* ist zweifellos sehr häufig *keine* sexuell betonte. Wohl kommt es vor, daß in der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, daß in der Liebe der Kinder für die Eltern und Großeltern gelegentlich einmal eine *unbewußt* erotische Note mitschwingt, namentlich scheint auch die *Geschwisterliebe* häufiger, als man dies anzunehmen geneigt ist, eine leichtere oder stärkere erotische Färbung zu besitzen, aber *als Regel* kann hier von sexuellen Empfindungen und Erregungen *nicht* die Rede sein.

Es fehlen bei allen diesen unerotischen Beziehungen vor allem die *körperlichen* Sensationen, wie sie – um aus unendlich vielen Literaturbeispielen nur ein einziges herauszugreifen – etwa *Werther* in den Worten schildert: „..... Ach, wie mir das *durch alle Adern läuft*, wenn mein Finger unversehens den ihrigen *berührt*, wenn unsere Füße sich unter dem Tisch begegnen! Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und *eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts.*" Solche Empfindungen sind einer *verwandtschaftlich oder kameradschaftlich* unerotischen „Gesinnung" nicht eigen.

Welcher *Unterschied* zwischen dem *kurzen, flüchtigen Händedruck* sich begrüßender Freunde und dem *langen, innigen* zweier Menschen, die sich lieben, bei welchen von der Berührungsstelle aus ein *Strom* wohltuender Erschütterung durch die Reihen der Nervenabschnitte *(Neurone)* zum Zentralorgan zieht. Wie verschieden der *oberflächliche Kuß* zwischen Verwandten von jenem Kontakt der Lippen, bei dem die *Summation* (Anhäufung) *der Nervenreize* zu einer weit im Körper ausstrahlenden Blutwallung führt.

Gerade diese oft schwer zu definierende, stets aber doch *deutlich wahrzunehmende Art der Empfindung während der Berührung* ist dafür entscheidend, ob eine Beziehung erotischer oder unerotischer Natur ist. Ist sie erotisch, so können schon ganz leichte Berührungen, wie die der Fuß- und Fingerspitzen, der Knie oder Ellenbogen das *positive eigenartige Lustgefühl* hervorrufen, das bei sexuell abstoßenden Personen *unangenehm, d. h. negativ empfunden* wird, während es bei neutralen als neutral, d. h. belanglos, überhaupt nicht ins Bewußtsein dringt.

Die erotische Anziehung unterscheidet sich von jeder unerotischen Beziehung auch durch ihr meist *plötzliches* Auftreten. *Bei der Liebe ist die leibliche Gegenwart* des Objektes das Beglückendste, die Trennung das Schwerste. Bei längerer Abwesenheit der geliebten Person fühlt der Mensch eine Verlassenheit, eine Depression, wie sie die *ruhige Freundschaft* nicht kennt.

Die *Basis* der gewöhnlichen Freundschaft ist eine Sympathie der Charaktere, gegenseitige Achtung und Wertschätzung. Sie ruht in ähnlichen Anschauungen, *in gleichen ideellen und praktischen Bestrebungen,* in gemeinsamen Interessen, im *Mitteilungstrieb,* in dem durch Furcht vor dem Alleinsein verstärkten *Geselligkeits-*

bedürfnis. Daher ist die Freundschaft eine *Verstärkung,* die Liebe eine *Ergänzung* der eigenen Persönlichkeit.

Zur Charakterisierung des Wesens beider Empfindungen füge ich hier noch eine *Gegenüberstellung* hinzu, die sich in der Zuschrift eines Mannes an mich befindet, welcher *sowohl über die Freundschaft als über die Liebe* in einem reichen Leben viel Erfahrungen gesammelt hat: „Freundschaft", führt er aus, „ist die innige, aber leidenschaftslose Zuneigung zu einem Menschen, das Bedürfnis, über alles, was mich bewegt, mit ihm Gedanken auszutauschen, ihm nahe zu sein in Stunden der Freude und Trauer, ihn zu trösten und zu stärken. Das Verlangen, mich selbst im Verzagtsein an ihm aufzurichten, mit ihm meine Freude zu teilen. ‚Liebe dagegen ist das heiße Sehnen nach einem Menschen und seinem Wesen zu allen Stunden, allen Zeiten, das unendliche Schönheitsgefühl, *mit dem seine Gegenwart, mit dem das Bewußtsein allein schon, daß ein solcher lebt, mein Dasein erfüllt, das Aufgehen meiner Person in seine* und die daraus sich ergebende Geburt von etwas Anderem, Besserem, Höherem in mir, die Ahnung des Göttlichen im Menschen. Es gibt für mich viele Freunde, ohne daß ich für sie das Gefühl der Liebe empfände, es gibt aber keinen geliebten Menschen, der nicht meine innigste, treue Freundschaft besäße." Mit Recht deutet hier der Schreiber an, daß Liebe und Freundschaft sich in der Beziehung eines Menschen zu einem andern nicht ausschließen, daß sie in verschiedener Intensität nebeneinander vorkommen können. *Wenn das Feuer der Liebe erloschen, glimmt oft noch die Freundschaft lange erwärmend weiter.*

Was also die geschlechtliche von der ungeschlechtlichen Liebe trennt, ist der Umstand, daß nur bei ersterer die von einer Person ausgehenden *Fernreize,* besonders die Gesichts- und Gehörseindrücke *von den Sinnen als Sexuallust,* die von ihr erzeugten *Nahreize* (der Hautnervenkontakt) als *höhere Lust* und die von ihr ausgelösten örtlichen *Genitalreize* als *höchste Lust* empfunden werden. Dies aber rührt von *Erotisierungsvorgängen* her, die *chemisch bedingt* sind, und zwar durch die *innere Sekretion,* die von den Verallgemeinerern der Liebe, weil sie nicht in ihre Theorie paßt, gewöhnlich mehr oder weniger mit Stillschweigen übergangen wird.

In Kürze kann man sagen, *der Unterschied zwischen der Geschlechtsliebe und allen andern Arten der Liebe liegt in dem nur der Geschlechtsliebe eigenen Sexualrausch.*

Wie grenzt sich nun aber letztens die Liebe *von den anderen geschlechtlichen Strebungen,* dem Geschlechtstrieb, der Sexualität und Erotik ab? Wer sich auf die gefühlsmäßig unbewußt in die Begriffe hineingelegten Nuancen (Feinheiten) versteht, kann den Unterschied auf folgende kurze Formel bringen: *Der Geschlechtstrieb sucht einen Typus, die Liebe ein Individuum.* Da der Typus *viele* Menschen mit *ähnlichen* körperlichen und seelischen Eigenschaften umgreift, unter denen das zielstrebig begehrte Individuum *nur eine einzige* Persönlichkeit ist, die nach Auffassung des Liebenden diese Eigenschaften in besonders guter und starker *Verbindung* enthält, ist *der Geschlechtstrieb* dem *Typus* angepaßt *polygam,* die *Liebe* entsprechend dem *Individuum monogam.*

Daher neigt der Geschlechtstrieb zum *Wechsel,* die Liebe zur *Dauer.* Der Geschlechtstrieb erfüllt den Menschen mit *Unruhe,* die Liebe mit *Ruhe.* Den wahren *körperseelischen Ausgleich* gewährt den Menschen nur die Liebe. *Der Mensch hat ein Recht auf Liebe,* wie auf Nahrung, wie auf Arbeit und Erholung. Wer die Liebe *fördert,* macht die Menschen *glücklicher,* wer sie *verfolgt, unglücklicher.*

Wer wollte bezweifeln, daß die körperseelische Geschlechtlichkeit eine *Hauptquelle menschlicher Glückseligkeit* ist? Gewiß ist dieses Glück gar oft mit *Bitterkeit* gepaart, und auch für das Liebesleben gilt der Satz, daß überall, *wo Licht auch Schatten* ist. Oft erscheinen sogar die Schattenseiten stärker als die Lichtseiten, und dennoch, als *kostbares Lebensgut* steht die Sexualität unübertroffen da. Dies wird durch tausendfältige *Zeugnisse* der größten und kleinsten *Dichter* aller Zeiten und Zonen und noch unendlich viel mehr *Beispiele des täglichen Lebens* bewiesen. Wird doch sogar vielfach eine unerwiderte unglückliche Liebe einer überhaupt nicht vorhandenen *vorgezogen* – „glücklich *allein* ist die Seele, die liebt", ruft Egmonts *Klärchen* aus –, und selbst diejenigen, für die die Liebe eine *Leidenschaft* in des Wortes vollster Bedeutung ist, behaupten nicht selten (um ein Wort *Schleiermachers* zu variieren), daß, was auch immer ihnen ihre *Leidenschaft* für *Leiden schafft,* keines *um der Erfüllung ihrer Liebe willen* ihnen zu schwer erscheinen würde.

Eigentlich sollte man annehmen, daß, *wer an die Allmacht eines überirdischen Wesens glaubt,* wer den *Werken* und dem *Wirken* einer Gottheit *Ehrfurcht* und Verehrung zollt, in den *höchsten* Tönen der *Begeisterung* und Bewunderung dem Schöpfer Lob und Preis darbringen sollte, der dieses *unvergleichliche Gut* körperseelischer Geschlechtlichkeit der Menschheit verliehen hat, dieses wundersame Erbe, *dem die wertvollsten Besitztümer des Menschen entstammen:* Ehe- und Familienglück, Lebenslust, Lebensfreude und Lebensharmonie und alle Wonnen der Liebe.

Es hat auch Völker gegeben, die darum dankerfüllt in tiefer *Ergriffenheit vor dem Walten höherer Gewalten* den *Liebesgöttern* und Liebessymbolen Tempel und Altäre errichteten. Wir erwähnten im vorigen Kapitel den *altgriechischen* Eroskult und erinnern an den in vielen Religionen des Orients, vor allem am *Nil* und *Ganges* weitverbreiteten *Phallus- und Lingamdienst.* Phallus heißt in griechischer Sprache wie Lingam im *Sanskrit* das männliche Geschlechtsglied, das viele Völker mit hohem sittlichem Ernst als *Kultgegenstand bei öffentlichen Festen und Prozessionen* herumtrugen, das sie aus Holz gefertigt und aus jederlei Gestein gehauen neben einer „ewigen" (stets brennenden) Lampe auf öffentlichen *Plätzen* und am häuslichen *Herdfeuer* aufstellten und sogar aus *Teig* geformt als täglichen *Imbiß* verzehrten. Noch heutzutage findet man in *Italien* und im Orient *Gebäck* von unverkennbar phallischem Aussehen. Ein neuerer Dichter läßt in *Anlehnung an diesen antiken Kult* seinen Helden, dessen Geschlechtsorgan im Weltkrieg ein Geschoß wegriß, zu einem *„erzenen Priapen"* (priapus = phallus), den er vor sich aufbaut, die Worte sagen: „– du bist das A und das O, der Anfang und das Ende, du bist die *Wahrheit,* du bist der Gott der Völker . . ."

Im schärfsten Gegensatz zu diesem *naiven* Liebeskult steht der feindselige, um nicht zu sagen *wilde Liebeshaß*, mit dem andere Völker, Staaten und Religionen, vor allem die uns nächstliegende *christliche* Kirche *das Geschlechtsleben* seit zwei Jahrtausenden *bekämpfen*. Diese auch noch die Gegenwart beherrschende eifervolle *Geschlechtsverfolgung* ist sicherlich eine der *eigenartigsten* Erscheinungen der gesamten menschlichen Kultur.

Dieser *Kontrainstinkt* und diese *Kontrareaktion* unterscheidet die menschliche Sexualität von der aller andern Lebewesen in *grundsätzlicher* und *verhängnisvoller* Weise, verhängnisvoll deshalb, weil diese *Gegeneinstellung* bereits unendlich vielen Menschen zum *unheilvollen Verhängnis* wurde, noch täglich wird und immer weiter werden wird, wenn es nicht gelingt, einer *natürlichen Naturauffassung* die Bahn wieder *frei* zu machen.

Noch ist die Geschichte der menschlichen Sexualverfolgung nicht geschrieben, aber sie ist grauenvoll. „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber *Menschenopfer unerhört.*" (Goethe.) Die *asketische* Richtung, wie man sie fälschlich genannt hat, steht auf dem Standpunkt, daß *nur der eheliche Sexualakt* als *berechtigt*, zweckentsprechend und „natürlich" angesehen werden kann, und zwar nur der, welcher *unmittelbar im Dienste der Fortpflanzung steht;* der Verkehr zu irgendeinem anderen Zweck sei „ein entwürdigender Akt bloßer *Selbstbefriedigung*", äußerte noch vor kurzem ein anglikanischer Bischof.

Zeugung sei die *ausschließliche Bedeutung der Liebe*, die aber *trotzdem* ein *Übel* sei, denn „*in Sünde*" sei der Mensch empfangen, in der *Geschlechtssünde* des *ersten* Menschenpaares, die vom „Baum der Erkenntnis" „*die verbotene Frucht*" aßen (nach 1. Mosis 2, 9), und in der „*Erbsünde*" aller übrigen. Gab es doch Kirchenväter, die kurz erklärten: „Das Weib sei Sünde" oder „die Pforte der Hölle". 585 warf ein Konzil die Frage auf: „Sind Weiber auch Menschen" und *Thomas von Aquino* erklärte allen Ernstes: das Weib sei eine *Abnormität*, entstanden aus *Mangelhaftigkeit* des Keimstoffes.

Mit Recht hat demgegenüber *Nietzsche* einmal gesagt, daß die *Lehre von der unbefleckten Empfängnis die Empfängnis befleckt habe*, und sehr treffend bemerkt er in „Menschliches, Allzumenschliches": „In allen *pessimistischen* Religionen wird der Zeugungsakt als schlecht an sich empfunden. *Alles Natürliche*, an welches der Mensch *die Vorstellung des Schlechten, Sündhaften anhängt* (z. B. in betreff der Erotik), belästigt, verdüstert die Phantasie, gibt einen scheuen Blick, läßt den Menschen mit sich selbst hadern und macht ihn unsicher, *vertrauenslos gegen sich* selbst. Selbst seine *Träume* bekommen einen Beigeschmack des *gequälten Gewissens.*"

Bis in unsere Zeit werden derartige ehe- und zeugungsfeindliche Anschauungen vertreten. So sucht in einem neuerdings zu Paderborn erschienenen Werk, betitelt: „*Christliche Asketik*", der geistliche Verfasser, *Regens des erzbischöflichen Priesterseminars* St. Peter bei Freiburg i. B., eingehend zu begründen, wie recht doch der heilige *Chrysostomus* hatte, als er verkündete: „Die *Jungfräulichkeit* ist so viel *besser*

als die Ehe, als der Himmel die Erde überragt, als die Engel höher stehen denn die Menschen, ja, um die Wahrheit zu sagen, noch mehr."

Vor allem hatte ja der *Apostel Paulus* die *Ehelosigkeit* (den „Zölibat") nach seiner Bekehrung zur christlichen Lehre, die für ihn grade in der Gegenüberstellung von *Fleisch* und *Geist* als etwas *Niederem* und *Höherem,* in der Gegensätzlichkeit des *tierischen* Körpers und der göttlichen Seele gipfelte, *über die Ehe gestellt.* Mit dem ihm eigenen, glühenden Eifer predigte dieser mit ebensoviel *Phantasie* wie *Energie* begabte *Zelot:* „Die Ehe ist ein *niedriger Stand,* heiraten ist gut, nicht heiraten besser." Freilich hinderte ihn dieser Standpunkt nicht, auch gelegentlich einmal zu äußern: „*melius nubere* quam uri" (besser sich verheiraten, als verbrennen).

Bis zu welchen *Extremen* diese paulinische Auffassung führte, zeigen *christliche Sekten,* die sich bis in unsere Tage erhalten haben und von Zeit zu Zeit auch jetzt noch neu erstehen. So bildete sich im Jahre 1910 in der Nähe von *Graz* in Steiermark eine Sekte, die nicht nur Alkohol und Tabak, sondern *jeden geschlechtlichen Verkehr* aufs strengste verpönte. *Sie bezeichnete die Ehe als Sünde.* Die *Selbstkasteiung* bis zur *Selbstkastrierung* steigerte folgerichtig die *Skopzensekte,* von der ich seinerzeit in *Bukarest* selbst zahlreiche Mitglieder kennen lernte. Sie unterziehen sich *dieser Verschneidung,* indem sie sich auf verschiedene *Stellen des Neuen Testamentes* berufen, so auf *Matth.* 14, 12, wo es heißt: „Es gibt *Verschnittene,* die sich selbst verschnitten haben *um des Himmelreichs willen;*" ferner auf Col. 3, 5: „So tötet nun *eure Glieder, die irdischen,* Hurerei, Unzucht, Leidenschaft, böse Begierde und Habsucht," und endlich auf Jes. 36, 3: „und nicht spreche der *Hämmling* (Kastrat): ‚Sieh, ich bin ein *dürrer* Baum!'"

Daß es Zeiten gegeben hat – und sie sind auch heute noch nicht geschwunden –, in denen man im Geschlechtsverkehr, ja sogar im bloßen *Geschlechtswissen* eine *Schuld* sah, zeigt deutlich der noch jetzt übliche Gebrauch des gegenteiligen Wortes von Schuld: „*Unschuld*". Ein Mädchen hat sich so lange seine „*Unschuld*" *bewahrt,* ein junger Mann gilt so lange als „*unschuldig*", als sie sich vom geschlechtlichen Verkehr ferngehalten haben und von geschlechtlichen Dingen nichts wissen. Mit andern Worten: *Schon aus dem Wissen über geschlechtliche Dinge erwächst dem Menschen eine Schuld.*

Aus solchen Gedankengängen, die man in ihrer *Verkennung* natürlichster Vorgänge mit Fug und Recht nicht nur als *naturfeindlich,* sondern als *höchst naturwidrig* bezeichnen muß, erklärt sich auch die *Furcht vor der sexuellen Aufklärung.* Läßt sich aus der Stärke der gegen sie geäußerten Antipathie ein Schluß auf die *Größe angeblicher Gefährlichkeit* ziehen, so scheint es, als ob man eine *wissenschaftliche Aussprache* über das menschliche Geschlechts- und Liebesleben noch *für bedenklicher* hält als die schöngeistigen *Schilderungen erotischer Probleme,* ihre Darstellungen auf der Bühne oder Leinewand, ja selbst als die unter jungen (und alten) Leuten so weit verbreiteten sexuellen Anekdoten, die „*Zoten*", gegen welche bei weitem nicht so scharfe Äußerungen laut geworden sind wie *gegenüber ernster sexueller Aufklärung.*

Schrieb doch ein Berliner Geistlicher, Superintendent *Fraedrich*, vor einiger Zeit in einer Berliner Tageszeitung zum *„Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit"* folgendes: „Über geschlechtliche Dinge sollte ohne Not das *heilige Schweigen* nimmer gebrochen werden." Er meint, „daß das Sexualleben als ‚Noli me tangere' (‚rühre mich nicht an') um so weitere Grenzen für sich in Anspruch nehmen müsse, je höher ein Mensch gebildet sei," und fährt fort: „Auch in der Schule *könnte nur zum Schaden, ja zum Ärgernis über geschlechtliche Dinge geredet werden.* Wäre der Pädagoge auch noch so geeignet hierfür, ohne Schaden hier oder da könnte es nimmer abgehen."

Ich verkenne *die gute Absicht*, aus der die Forderung nach dem heiligen Schweigen über sexuelle Dinge entspringt, durchaus nicht. Wäre es aber nicht zum mindesten erforderlich, daß die Männer und Frauen, welche dieses *Schweigesystem* so dringend befürworten, nun auch Personen anführen, von denen sich mit Sicherheit nachweisen ließe, daß ihnen die wissenschaftliche Kenntnis geschadet hat. Für das Gegenteil, daß das *Nichtwissen Nachteil, das Wissen Vorteil* gebracht hat, stehen uns sehr viele *Erfahrungstatsachen* zu Gebote.

Wie gereizt *affektbetont* sich meist die Gegnerschaft gegen die sexuelle Aufklärung und Erkenntnis gibt, zeigt eine weitere Äußerung in der vom Deutschen Lehrerverein herausgegebenen Monatsschrift „Die deutsche Schule". In der Überschrift des Artikels, die: sexuelle „Aufklärung" lautet, ist durch die Anführungsstriche der Verfemung Rechnung getragen, der, wie wir in dem Abschnitt über „Sexualbegriffe" erläuterten, alle Worte ausgesetzt sind, die mit der Sexualität auch nur in *losester, leisester* Verbindung stehen. In dem Artikel selbst schreibt der Verfasser: „Das allzu deutliche Betonen der materiellen Seite des Geschlechtslebens ist gerade so, *als wollte man zur Aufklärung über die Pest Pestbazillen in die Familie schicken.*" „Wer seine Phantasie mit *erotischen Vorstellungen* bevölkert," führt er weiter aus, „wird den erotischen *Ausschweifungen* früher oder später *verfallen*, wobei Geist und Körper der Zersetzung immer mehr ausgesetzt sind."

Wir begegnen hier dem zwar *niemals bewiesenen, um so häufiger* aber selbst von Ärzten *erhobenen Einwand*, daß die geschlechtliche *Aufklärung*, insbesondere auch die *Sexualliteratur* unmittelbaren *Schaden* anrichten, ja sogar *Geschlechtsanomalien* hervorrufen könne. Es ist nicht zu bestreiten, daß von der Norm abweichende Personen, die nur eine *undeutliche Vorstellung* von ihrem Zustand haben, vielfach nach *Büchern* fahnden, in denen sie *Gewißheit* und Beruhigung zu finden hoffen, *genau so wie der Nervenkranke nach Schriften über Neurasthenie*, der Zuckerkranke nach solchen über Diabetes greift.

Es ist auch zuzugeben, daß *der sexuell Leidende* in vielleicht noch *höherem* Grade Schriften kauft als andere, die sich mit körperlichen oder seelischen Leiden abquälen, und zwar, weil ihn eine größere natürliche *Scheu* zurückhält, sich *Fachleuten* anzuvertrauen, und er vielfach der Meinung ist, daß die ihm zur Verfügung stehenden Ärzte seiner Familie oder seiner Stadt seinen Fall nicht völlig zu beurteilen imstande

sind. Sowenig wie aber ein unmusikalischer Mensch dadurch, daß er Werke über Musik liest, musikalisch wird, sowenig jemand durch Bücher über Tuberkulose schwindsüchtig oder durch Artikel über den Ursprung der Syphilis syphilitisch wird, *ebensowenig* kann ein Mensch durch *Aufklärungsschriften* über sexuelle *Trieb- und Potenzstörungen* Onanist oder Fetischist, impotent oder homosexuell werden.

Überschauen wir die letzten *dreißig Jahre sexueller Aufklärungsarbeit,* so ist immerhin festzustellen, daß der *anfangs* so *heftige* Widerstand gegen die Verbreitung sexualwissenschaftlicher Kenntnisse *allmählich* erheblich nachgelassen hat.

Eine kleine *Erinnerung* möge dies veranschaulichen. Es war gegen Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als sich in Berlin einige *Freigeister,* zu denen in erster Linie *Bruno Wille, Wilhelm Boelsche* und *Theodor Kappstein* gehörten, zusammentaten, um eine *„freie Hochschule"* zu gründen, die *unabhängig* von *akademischen* Beschränkungen und Beschränktheiten die Ergebnisse der Natur- und Geisteswissenschaften *in das Volk* tragen sollte. Ich war dazu ausersehen, *Vorträge über das menschliche Geschlechts- und Liebesleben,* vor allem über sexuelle Hygiene zu halten. Der Tag der *ersten* Vorlesung war gekommen, die in der Aula eines bekannten Berliner Gymnasiums stattfinden sollte. Als mein Begleiter und ich gegen Abend in die kleine Straße einbogen, in der die Schule gelegen war, erblickten wir eine große *Menschenansammlung,* die wir, trotzdem auf solchen starken Andrang nicht vorbereitet, zunächst für Personen hielten, die in dem Hörraum *keinen Platz* mehr gefunden hatten.

Näher gekommen, erfuhren wir jedoch, daß der *Direktor* des Gymnasiums die *Tore* seiner Schule kurz vor dem angesetzten Beginn der Vorlesung hatte *schließen* lassen, um den Besuchern den Eintritt zu *verwehren.* Er habe, wie er durch den Schuldiener mitteilen ließ, erst am Nachmittage erfahren, daß es sich um einen Vortrag über *geschlechtliche* Fragen handele und erkläre, daß er *keinesfalls* für ein „so *unsittliches* Thema" *seine Aula* zur Verfügung stellen könne. Ein beherzter Vorlesungsbesucher meinte: „Dann suchen wir uns eben einen anderen Saal!" Und im langen Zuge begab sich nun die Hörerschar mit mir gemeinsam in eine nicht fern gelegene Brauerei, in der gerade ein Saal frei war, so daß ich nun *ungestört* meine erste sexualwissenschaftliche Vorlesung halten konnte. Für den Vortrag der nächsten Woche hatte uns ein *weniger vorurteilsvoller* Direktor eines *städtischen* Gymnasiums die Benutzung seiner Aula gestattet; allerdings nur unter der Bedingung, daß die Vorträge *gesondert für Herren und Damen* gehalten würden. Nachdem ich also eine Stunde über das *Werden* des Menschen gesprochen hatte, begaben sich die Frauen heraus und die Herren kamen herein, für die ich nun nochmals *dasselbe wiederholte.* So ging es dann einige Jahre, bis in einem Semester die sexuellen Aufklärungskurse für Herren und Damen gemeinschaftlich angekündigt wurden, ohne daß weder *vor* noch *während* der Vorlesung jemand daran Anstoß nahm. Und seitdem ist es so geblieben.

Unkundige behaupten vielfach leichthin, es sei wohl meist *mehr Lüsternheit oder Neugier als Wissensdrang,* der Männer und Frauen dazu treibt, sexuelle Aufklärungsvorträge zu besuchen. Das ist eine *ebenso willkürliche wie unrichtige* Behauptung. In Wirklichkeit handelt es sich hier um Menschen, die *aus der Unkenntnis herauswollen,* die fühlen, daß nur in der Erkenntnis der Natur die Quellen liegen, aus denen *echte Sittlichkeit* strömt, daß *wahre Reinheit von reiner Wahrheit* unzertrennlich ist. Wie oft hörte ich nach meinen Vorträgen die Worte: „Wenn wir das doch schon vor Jahren gewußt hätten, *wieviel Leid wäre uns erspart geblieben.*"

Nein, daß *das Schweigen die Sittenreinheit erhöhe, hat sich als ein großer gefährlicher Selbstbetrug erwiesen.* Die graue Theorie vom heiligen *Schweigen* hat in der *Praxis* des Lebens so *wenig Erfolg* gezeitigt, daß schon aus diesem Grunde endlich mit ihr *gebrochen* werden sollte. Selbst *von Schrenk-Notzing* steht, trotzdem er den Standpunkt vertritt, daß wissenschaftliche Publikationen über Sexualfragen unter Umständen auch schaden könnten, nicht an, zu erklären: „*Aber der Nutzen,* den die *rückhaltlose* Aufklärung des sexuellen Problems auch in weiteren Kreisen bringen kann, ist ein *so enorm großer,* daß jene Bedenken dagegen *verschwinden.*"

Nicht minder stark wie die sexualfeindliche Gesinnung gegen die *unverhüllte Wahrheit in Wort und Schrift* ist die Sexualverfolgung des *unverhüllten Körpers in Bild und Wirklichkeit.* Wie viele, die einmal zu Rom im *Lateran* die *Gipsklumpen* auf den Geschlechtsteilen des Christusknäbleins, oder im *Vatikan* die *Blechstücke* auf den erhabenen Marmorstatuen antiker Götter und Menschen erblickt haben und nach diesem Vorbild Ähnliches *in fast allen Kunststätten* der Welt beobachteten, werden sich unserer *Feigenblattkultur geschämt* haben.

Denn das *Verhüllte und Versteckte* kann das *Naturempfinden* eines Menschen genau so verletzen als das *Unbedeckte* und Natürliche das *Schamgefühl.* Es ist nicht ersichtlich, *warum das Schamgefühl,* das im *Negativen* wurzelt, eine *stärkere Rücksichtnahme* verdient als das Naturgefühl, dessen *Vorzeichen positiv* ist. Aus der Tatsache, daß das *Schamgefühl* in seiner Verneinung *anspruchsvoller* auftritt als das *Naturgefühl* in seiner *Bejahung,* erwachsen ihm noch keine höheren Ansprüche.

Es ist *völlig verfehlt* zu glauben, daß der *nackte* Körper oder ein entblößter Körperteil unbedingt *erotisch erregender,* im Sinne gewisser Sittlichkeitsverfechter gesprochen *„unsittlicher und unzüchtiger"* wirke als ein bekleideter. Auf sehr *viele* Männer und Frauen hat es im Gegenteil einen *„abkühlenden"* Einfluß, wenn sich eine Person, die sie *sonst anzieht, auszieht.* Sehr viele Menschen erregt sexuell am stärksten der verhüllte, sehr viele der unverhüllte, *die meisten aber der teils verhüllte, teils unverhüllte Körper; der Anblick der Sexualorgane stößt viele direkt ab.*

Von den Eiferern *gegen das Nackte in der Kunst* werden diese wichtigen *biologischen* Tatsachen meist gänzlich *übersehen.* Da die verhältnismäßig stärkste sexuelle Anziehung noch immer ein *schönes Gesicht* ausübt, so müßten die Sittlichkeitsfanatiker, denen *erotische Reizwirkung gleichbedeutend mit Schamverletzung* ist – wären sie naturwissenschaftlich geschult und handelten folgerichtig –, mit demselben

Recht, wie sie gegen die Nachbildung des nackten *Körpers* eifern, auch *gegen die Nachbildung des Gesichts*, der Augen, der Haare, der Hände und *für ihre Verhüllung* eintreten.

Warum sollen auch ein *unbedecktes Gesicht*, „unbehandschuhte" *Hände*, ein ausgeschnittener *Hals* (das gesellschaftlich vielfach vorgeschriebene „*Décolleté*") „*anständiger*" und unbedenklicher sein als nackte *Beine* oder andere entblößte *Körperteile*?

Um an einem Beispiel zu zeigen, wie in dieser Beziehung die Auffassung von dem, was als züchtig und unzüchtig gilt, *nach Ort und Zeit wechselt*, sei ein nicht seltenes Vorkommnis in orientalischen Ländern erwähnt. Dort verhüllt bekanntlich die Frau vor allen Dingen ihr Angesicht durch einen *dichten Schleier*, der nur für die Augen einen schmalen *Spalt* freiläßt. Nur ganz ausnahmsweise arbeitet sie mit freiem Gesicht, wenn sie glaubt, sich darauf verlassen zu können, daß kein Mann sie erblicken wird. Geschieht dies aber *zufällig doch*, dann hält sich die Überraschte in schamhafter Verwirrtheit schleunigst die fallenden Gewänder ihres Leibes *vor das Angesicht*; das Gefühl, daß dadurch nun wieder Teile sichtbar werden, deren Anblick bei uns Westeuropäern ganz besonders „*die Scham und Sittlichkeit*" verletzt, ist ihr gänzlich fremd. *B. Stein* berichtet (Geschlechtsleben in der Türkei, S. 162): „In den lebhaftesten Straßen Konstantinopels sah ich tiefverschleierte Frauen stehenbleiben, um sich ungeniert die Röcke zu heben und sich in der *Schamgegend* zu kratzen." Als die größte Schamlosigkeit sah es noch bis vor kurzem ein Türke an, wenn eine Frau vor einem andern Manne als vor ihrem Ehegatten den *Mund* und ihr *Haar entblößte*. Ein Weib, das sich solches erkühnte, brachte sich in größte Gefahr. Jetzt sind mit vielen alten Vorurteilen *in der türkischen Republik auch die Schleier gefallen*. Wie richtig heißt es doch: „*Sitte und Sittlichkeit wechseln nach Ort und Zeit.*"

Krafft-Ebing berichtet von einem *Schuhfetischisten*, der die Ausstellung von *Damenstiefeletten* in Schaufenstern als *höchste Unmoralität* empfand; mir erzählte ein einem Keuschheitsverein (der Heilsarmee) angehörender *Korsettfetischist*, daß für ihn die Auslagen der jetzt so zahlreichen *Korsettgeschäfte den Gipfelpunkt* der Unanständigkeit darstellten. Beide waren *so sehr dagegen, weil sie so sehr dafür* waren und waren sich *nicht* einmal *bewußt*, daß der Grund ihrer Aufregung über die speziellen Artikel *ihre spezielle* Einstellung war.

In das Gebiet vom „*Anstand*" gehört die köstliche Geschichte eines kleinen Mädchens, die *Nietzsche* (der Fall Wagner und Nietzsche contra Wagner, S. 81) erzählt. Ein Kind fragt seine Mutter: „Ist es denn wahr, daß der liebe Gott allgegenwärtig ist?" „Gewiß, mein Kind," antwortete die Mutter, „Gott ist *überall* da, *wo du bist*." „Das finde ich aber von ihm recht *unanständig*," erwiderte unschuldsvoll die Kleine. *Nietzsche* fügt hinzu: „Ein Wink für *Philosophen*!" ..... und für *Polizisten* und *Staatsanwälte*, wie ich auf Grund meiner Erfahrungen als Sachverständiger in vielen *Prozessen aus § 184* RStGB.* hinzusetzen möchte.

* Dieser Gesetzesparagraph des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches lautet: Mit *Gefängnis* bis zu einem Jahre und mit Geldstrafen bis zu 100000 Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft, wer

Wir könnten hier Beanstandungen, Anklagen und Urteile von geradezu *verblüffender Spitzfindigkeit* mitteilen. So wurde das *schlichte* Bild einer nackten Frau für unzüchtig erklärt, die in einer Hand eine langstielige *Blume* hielt. In der Anklageschrift hieß es, die Frau trage die Blume *so*, daß der Stiel unmittelbar auf ihre Geschlechtsteile *hinweise*. Nicht nur dem Künstler, sondern *jedem unbefangenen Beschauer* war diese Auslegung der völlig ungezwungenen natürlichen Stellung der Frau höchst *überraschend*. In einem anderen Falle handelte es sich um die Photographie einer *Mutter*, die einen nackten Knaben auf dem *Arme* hielt; *Mutterglück* stand darunter. Der Staatsanwalt hob hervor, daß das Kind *offenbar als uneheliches* aufzufassen sei, da die Mutter *keinen Trauring* am Finger trüge.

In einer Gerichtsverhandlung, in der ein Amateurphotograph zu neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde, weil er *einfache Aktaufnahmen erwachsener Mädchen* gemacht hatte, erklärte ein Photograph, den das Gericht 1920 als Sachverständigen geladen hatte: *„Nackte Bilder sind immer unzüchtig!"*

In einer süddeutschen Zeitung fand sich vor einiger Zeit der folgende Bericht: „Unser neuer Polizeiamtmann, bisheriger Regierungsassessor beim Oberamt, hat die gefährdete Sittlichkeit der Stadt Eßlingen gerettet. Auf dem Hafenmarkt steht ein neues *Karussell*, dessen oberer Teil mit verschiedenen künstlerisch ausgeführten Verzierungen geschmückt ist. Es sind daran eine Frauengestalt, eine Wassernymphe und in der Hauptsache *fliegende Engel*, Kinder und Amorle. Aber die kleinen fliegenden Dinger sind nackt, *splitternackt*. Daher hat der Polizeiamtmann im Interesse der Eßlinger Sittlichkeit verfügt, daß sie *verhängt* werden müssen und so den *sündhaften* Blicken des Eßlinger Publikums entzogen sind."

Oft erinnern diese *Beanstandungen* an jene andere Kindergeschichte, die ein *Seitenstück* zu der oben mitgeteilten von Nietzsche bildet: Ein Landpfarrer tadelt einen etwa fünfjährigen Jungen, als er ihn auf einem Spaziergange in einem Bache mit kleinen Mädchen badend fand, ob seiner Schamlosigkeit. Und was erwidert der treuherzige Kleine in seiner Unbefangenheit: „Ich habe es ja nicht gewußt, Herr Pfarrer, daß es Mädchen sind, *sie hatten ja keine Kleider an!*"

Auch der *Erlaß*, mit dem kürzlich ein Landesfinanzamt in Preußen seine Angestellten überraschte, sei als *Zeitdokument* festgehalten. Er lautet: „Das *Tragen von*

1. *unzüchtige Schriften, Abbildungen* oder *Darstellungen feilhält*, verkauft, verteilt, an Orten, welche dem *Publikum zugänglich* sind, ausstellt oder anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der *Verbreitung herstellt* oder zu demselben Zwecke vorrätig hält, ankündigt oder anpreist;
2. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen einer *Person unter 16 Jahren* gegen Entgelt überläßt oder anbietet;
3. Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauch bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, *ausstellt* oder solche Gegenstände dem Publikum ankündigt oder anpreist;
4. *öffentliche Ankündigungen erläßt*, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen.

Neben der Gefängnisstrafe kann auf *Verlust* der bürgerlichen *Ehrenrechte* sowie au Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden.

Kleidungsstücken, die Teile der Brust oder des Rückens sowie die Arme *freilassen* oder nur in *durchsichtiger* Weise bedecken, ist den weiblichen Angestellten während des Dienstes *untersagt.* Die mit der Dienstaufsicht betrauten Beamten sind anzuweisen, auf die Befolgung dieser Anordnung zu achten und Zuwiderhandlungen zur Anzeige zu bringen. Den weiblichen Angestellten ist hiervon Kenntnis zu geben, daß Angestellte, die zur *Beanstandung ihrer Kleidung* in der bezeichneten Richtung Veranlassung geben, ihre Entlassung zu gewärtigen haben." Wie sagte doch ein *Japaner,* als man ihm erzählte, in Europa hielte man das gemeinsame Baden der Geschlechter für unanständig: *„Ach, die westlichen Leute haben so geile Gedanken."*

Geradezu groteske Formen nahm die sittliche *Entrüstung über die menschliche Nacktheit* im Winter 1923/24 an, als bekannt wurde, daß ein Berliner Volksschullehrer Knaben und Mädchen im Beisein der Eltern *gymnastische Übungen im Naturzustand* vornehmen ließ. Daß das Wort *Gymnastik* sich von dem griechischen *gymnos = nackt* herleitet, ebenso wie das *Gymnasium,* die antike Schule, in der einst nicht nur der Geist, sondern auch der Leib *ohne Lendenschurz* erzogen wurde, schien den Verfolgern dieser „Körperkultur", nachdem aus den ehemaligen „Gymnasiasten" Stadträte, Schulräte, Geheimräte geworden waren, gänzlich entfallen zu sein. Es war ihnen wohl unbekannt, daß man einstmals in *Sparta* und *Athen,* in Thessalien, auf Chios und in Rom so an die *„göttliche Nacktheit"* gewöhnt war, daß *Plato,* dem doch gewiß niemand eine unedle, geschweige denn eine unreine Gesinnung nachsagen konnte, bemerkte: „Wenn ein Mann es sonderbar findet, daß Frauen unbekleidet Gymnastik treiben, um vollendete Formen zu zeigen, so ist sein Spott nur eine *„unreife Frucht am Baume der Weisheit".* Vergebens versicherten in Berlin die Veranstalter der Nacktübungen, daß sie nur *„Ehrfurcht vor dem Leibe",* „vor reiner, unverhüllter, naturgewachsener Schönheit" geleitet hätte. Es nützte ihnen nichts. Sie wurden *„abgebaut".*

Es hätte ihnen auch nichts geholfen, wenn sie sich auf hervorragende Verfechter ihrer Ideen, wie auf *Karl Hauptmann,* berufen hätten, der, als 1912 *Jacques Dalcroze* in *Hellerau* diesen Teil griechischer Erziehung wiedererweckte, ausrief: „Mich hat die Tatsache blitzartig ergriffen, und sie entzückte mich wie eine Offenbarung, daß *in unseren modernen Leibern die Schönheit nur verschüttet* liegt. Daß man den heutigen gebundenen Menschen nur die Bänder der Konvention lösen und Freiheit lassen braucht, um *die ewige Anmut beseelter Bewegungen* und Gebärden zurückzugewinnen." Auch *Harro Magnussen,* einer unserer hervorragendsten Bildhauer, sagte: *„Edle Nacktheit kann an und für sich nie unsittlich sein."*

Ich selbst gab, aufgefordert, mich zu den *rhythmischen Körperübungen* unbekleideter Knaben und Mädchen zu äußern, ebenfalls ein Gutachten ab, in dem es u. a. heißt: „Herr Lehrer *Adolf Koch,* dessen Bestrebungen für eine *Harmonie* zwischen Geistes-, Körper- und Seelenbildung uns seit längerer Zeit bekannt sind, gab uns Ärzten Gelegenheit, einer der von ihm veranstalteten Übungen beizuwohnen. Wir gewannen den Eindruck und die Überzeugung, daß diese Übungen nicht nur von

hoher ethischer Gesinnung des Herrn *Koch* Zeugnis ablegten, sondern von sämtlichen Anwesenden auch entsprechend aufgefaßt wurden. Die Vorurteile dem Nackten gegenüber, die ja im Grunde nur Nachurteile sind, schwanden sofort angesichts der Unbefangenheit, Natürlichkeit und dem Ernst, der sich in den Übungen kundtat. Man hatte das unbedingte Gefühl, daß *der nackte Mensch das Naturgebilde in höherer, reinerer Form* darstellt. Von irgendeiner *Lüsternheit* war bei den ganzen Übungen auch nicht die geringste Spur vorhanden, geschweige denn, daß das Scham- und Sittlichkeitsgefühl *eines rein denkenden Menschen* in irgendeiner Weise *verletzt* wurde. Jeder der Anwesenden fühlte sich, wie eine Befragung ergab, gehoben und keineswegs sinnlich berührt, auch nicht diejenigen, die vor dem Beginn der Vorführung etwas skeptisch waren. Auch der Umstand, daß bereits bei einigen Mädchen Zeichen der Reife bemerkbar waren, beeinträchtigte nicht dieses Urteil. Es sei auch daran erinnert, daß man sich in einigen nordeuropäischen Ländern (deren Durchschnittsmoral sehr hoch steht), völlig daran *gewöhnt* hat, in völlig unbekleidetem Zustande zu turnen und zu baden, und man eine teilweise Bedeckung *direkt als einen unzüchtigen Hinweis* empfinden würde."

In der Tat, wenn irgendwo, so gilt hinsichtlich der natürlichen Auffassung des Nackten, wie in Sexualfragen überhaupt, das *Schillersche* Wort in *Wallensteins* berühmtem Monolog:

„... *Und die Gewohnheit nennt er seine Amme,*"

ein Gedanke, den der alte Römer *Cicero* in eine mehr wissenschaftliche als dichterische Form kleidete, indem er sagte: „*Consuetudo quasi altera natura*" (Gewohnheit ist gewissermaßen eine *zweite* Natur).

Nehmen wir einmal beispielsweise an, der *Tanz* wäre eine ganz neue Erfindung, und die Sittlichkeitsapostel würden zum ersten Male *Menschenpaare in öffentlichen Tanzumschlingungen* sehen, im *Banne* einschmeichelnder Melodien mit hochgeröteten Wangen, fast *alle Sinne* schwelgend in *ekstatischem Rausch*, der Gehörs- und Gefühlssinn durch den rhythmischen Takt, der Gesichtssinn durch die sich *der Tonharmonie anschmiegende Körperharmonie*, und selbst der Geruchssinn durch die gesteigerte Hauttranspiration in lebhafter Erregung. Was würden die *Geschlechtswächter* und *-verächter* wohl zu solchem „*Teufelswerk*" sagen? Würden sie nicht Zeter und Mordio schreien und den Tanz in Grund und Boden verdammen? Nachdem sich aber die *Tanzsitte* seit *undenklichen* Zeiten als *körper-seelisches* Symbol der sich im zarten *Liebesspiel* suchenden, findenden und wieder trennenden Menschen behauptet hat, oft allerdings auch darüber hinausgehend als sexuelles *Präliminar* (Vorstufe) eine Rolle spielt, begnügen sich die obligaten Hüter der Moral, an jeder *neuen Tanzerfindung* den üblichen *Anstoß* zu nehmen, um sich nach kurzer *Gewöhnung* wieder zu beruhigen.

Eine ähnliche Gewöhnung erlebten wir noch vor kurzem mit den *Familienbädern*. Wenige Jahrzehnte sind es her, daß das *gemeinsame* Baden von Männern und Frauen aus Ostende und anderen Nordseebädern, wo es seit langem gebräuchlich

war, auch nach Deutschland kam. Zunächst wieder das übliche Erstaunen und Entsetzen und *Phantasieorgien* bei Sexualverdrängern und Sexualverfolgern über den *unerhörten Skandal.* Die Empörung war so groß, daß noch im Beginn des Weltkrieges eine ältere Dame, die ihr Leben in unfreiwilligem Zölibat verbracht hatte, behauptete: Zu den *Ursachen des Weltkrieges* gehörten die Familienbäder; wegen dieses gemeinschaftlichen Badens *halbnackter* Menschen beiderlei Geschlechts hätte eine höhere Macht im Zorn und aus Güte der *entarteten* Menschheit das *Stahlbad* des Krieges verordnet. Ob nicht die alte Dame, wäre sie noch am Leben, nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre jetzt doch dem Familienbad vor dem Stahlbad den Vorzug geben würde?

Man hat die Richtung, die Nacktheiten „*Nuditäten*" nennt und das *Ideal der klassischen Erziehung,* das in dem Grund- und Leitsatz gipfelte: „*Mens sana in corpore sano*" (im gesunden Körper ein gesunder Geist) *durch die Lehre von der Minderwertigkeit und Sündhaftigkeit des Leibes im Gegensatz zum Geiste ersetzte,*

die asketische Weltanschauung

genannt. Sehr zu Unrecht, denn das altgriechische Wort „*Askesis*" heißt nur *Übung, Selbstbeherrschung, Selbsterziehung,* aber keineswegs völlige *Entsagung.*

Die jungen Hellenen verstanden darunter anfänglich die *vorübergehende* strengere Lebensweise, die sie sich vor Kampfspielen freiwillig auferlegten, um ihre körperlichen und seelischen Kräfte *nicht zu schwächen* und zu zersplittern. Es war genau das gleiche Verhalten, wie es nun schon seit längerer Zeit wieder bei dem „*Trainieren*" unter *Sportsleuten* allgemein verbreitet ist. Dazu gehört neben der Enthaltung von berauschenden Getränken auch der *zeitweise Verzicht auf geschlechtlichen Verkehr.* Es sollten, wie die Alten sich ausdrückten, *Bacchus* und *Venus* zugunsten der anderen olympischen Götter *für einige Zeit gemieden* werden. Um so lebhaftere Formen nahm ihre Verehrung seitens der Wettbewerber unmittelbar nach Beendigung der Kampfspiele an; man pflegte das *Versäumte* dann mehr als reichlich *nachzuholen.*

Außerhalb der Wettspiele deckte sich später der Begriff der Askese in Griechenland *mit dem Grundsatz der Mäßigkeit,* der „goldnen Mittelstraße" („aurea mediocritas") in allen Dingen. Die asketischen Vorschriften entsprangen bei fast allen orientalischen Völkern zunächst den rein *praktischen* Gesichtspunkten der *Hygiene.*

Um aber ihre oft schwere Innehaltung durchzusetzen, versprach man den Völkern nicht nur irdische, sondern auch *himmlische Belohnungen* und drückte diätetischen Verordnungen den *Stempel des Gottgewollten* auf. Am weitesten ging in dieser Beziehung *Moses,* der zweifellos einer der *größten Hygieniker* aller Zeiten war, wie sein Gebot der Sonntagsruhe, die Speisegebote, die Vorschriften über Körperreinigung, aber auch seine Sexualgesetze, die Beschneidung, die Eheverbote und viele andere Vorschriften *bewiesen.*

Dieses ganze *System hygienischer Maßregeln* wurde als Sittlichkeitsgesetzgebung fest in der *Religion verankert,* sanktioniert und dogmatisiert, und wer *die Regeln*

nicht hielt, *galt und fühlte sich als Sünder.* Es dürfte z. B. der Gottheit, die *Moses* und *Mohammed* in *Elohim* und *Allah* verehrten, wohl an sich wenig daran gelegen sein, ob sie mit oder ohne Praeputium (Vorhaut) angebetet wurde. Die religiöse Einkleidung aber erübrigte alle Auseinandersetzungen über die hygienische Zuträglichkeit und Zweckmäßigkeit der *Beschneidung,* wobei zunächst außer acht bleiben kann, welche Ursache – es stehen sich hier mindestens ein halbes Dutzend Theorien gegenüber – den noch jetzt bei dem siebenten Teil der Menschheit vorhandenen *Ritus der operativen Vorhautentfernung* veranlaßt hat.

Der Nachteil religiöser Hygienevorschriften ist, daß sie meist *schablonenhaft, gedankenlos* noch lange weitergeführt werden, wenn ihre *ursprünglich berechtigten Voraussetzungen* durch Zeit- und Ortswechsel *längst in Fortfall gekommen* sind.

Es ist aber nicht zu verkennen, daß *neben* der *sportlichen* und rein *hygienischen* auch schon im Altertum eine Art von Enthaltsamkeit vorkam, die nicht um der Gesundheit, um des *Körpers* willen, sondern um ihrer selbst willen geübt wurde. Durch sie sollte nach Auffassung verschiedener Religionen *ein höherer Grad sittlicher Vollkommenheit* erreicht werden. Man unterschied die *„allgemeine* Askese", zu der man den Verzicht auf geistige Getränke und geistige Genüsse, allerlei Fastenübungen, Selbstgeißelung, Selbstkasteiung, Armut und *gänzliche Sexualabstinenz* rechnete, und eine Askese im *engeren* Sinne. Diese forderte *völlige Entsagung vom geschlechtlichen Verkehr,* eine Art *Kastration durch den Willen,* die sich bei einigen Sekten und einzelnen Persönlichkeiten, zu denen der Kirchenvater *Origines* und der berühmte Feldherr *Narses* gehörten, nach und nach bis zu der *Kastration durch das Messer* steigerte.

Bei Völkern *niederer* Kulturstufe herrschte dabei die Vorstellung vor, daß sie durch die Askese der Gottheit ein Opfer brächten, sie versöhnten und mild stimmten. Gelegentlich wurden die asketischen Kulte auch von großen festlichen *„Orgien"* (Bacchanalien, Luperkalien) unterbrochen, in denen das Volk in *„Orgasmen"* schwelgte und sich zu Ehren bestimmter Gottheiten stärksten geschlechtlichen Ausschweifungen hingab.

In unserem der Fastenzeit vorangehenden *Karneval* – der Name wird von *carnevale,* Abschied vom Fleisch, hergeleitet – haben sich Reste solcher *Fastenfeste* erhalten.

In *höheren* Religionen nimmt das *asketische Prinzip* einen *vergeistigteren Charakter* an. Wir finden hier die Absicht, durch die *Abgewandtheit* von körperlichen Gelüsten die Seele zu *läutern* und zu *weltentrückter* Betrachtung zu führen. Dabei pflegen die asketischen Anforderungen an Priester und *„Gottgeweihte"* sehr viel größer zu sein als an andere. Im *Mönch-* und *Nonnenwesen* finden diese Bräuche ihren stärksten Ausdruck.

Zugrunde liegt allen diesen *asketischen Systemen* der Glaube an eine *im Leibe eingekerkerte Seele,* die durch *körperliche Gebundenheit* an der Entfaltung ihrer edlen Eigenschaften gehindert werde; ein höheres, Gott wohlgefälliges Leben sei *nur* durch eine möglichste *Überwindung der Leiblichkeit* und der Sinnlichkeit erreich-

bar. Immer wieder wird der Körper als der *vergängliche Ausdruck des Erdentums* der im besseren Jenseits weiterlebenden Seele gegenübergestellt; ein völliges Entsagen aller körperlichen Lüste schon im Diesseits ist das erstrebenswerte Ideal und die *beste Vorbereitung für das Leben nach dem Tode,* die sicherste Gewähr für den Eintritt in das Himmelreich, *der zuverlässigste Schutz vor der Hölle.* Dieser Annahme einer trennbaren Zweiheit von Körper und Seele entspricht auch der Gedanke eines *ununterbrochenen Kampfes dieser beiden feindlichen Elemente, eines „Engels und Teufels" im Menschen.*

Im *Buddhismus* finden wir die ausgeprägteste Form vorchristlicher Askese; in dem noch älteren *Brahmanismus* kommt sie nur in vereinzelten, umständlichen Gebräuchen und Vorschriften, *ohne eigentliche Weltanschauung* vor. Der Begründer der buddhistischen Lehre, ein indischer Prinz *Siddhártha Gótamo,* Sohn des Königs Schuddhódano von Kapilavástu und der Máya, der im 7. Jahrhundert v. Chr. lebte, hatte ein *sehr charakteristisches Schicksal.* Ihm standen *alle irdischen Glücksgüter* zur Verfügung, aber ein tiefer Hang zum Nachdenken führte ihn zu der Überzeugung, daß ein Mensch um so glücklicher und reiner lebe, je anspruchsloser er sei. So entsagte er mit 29, nach anderen mit 36 Jahren einem *vorher nichs weniger als enthaltsamen* Leben und seinem Erbe, verließ Reichtum, Weib und Kind, trennte sich auch von seinen Nebenweibern und zog als *„Buddha",* d. h. der Erwachte, in die Welt, erst als Bettler, dann als Lehrer, Prediger und Philosoph und schließlich als Stifter der nach ihm *Buddhismus* genannten Religion, einer der verbreitetsten der Erde.

Les extrêmes se touchent *(die Gegensätze berühren sich)* ist eine in Frankreich vielgebrauchte Redewendung, und in der Tat ist es der *Fall von einem Extrem in das andere,* von dem „Zuviel" in das „Zuwenig", *von der Ausschweifung in die Askese,* dem wir *bei Buddha, wie später bei Paulus und Augustinus,* begegnen. Beim *weiblichen* Geschlecht hat dieser Gesinnungs- oder richtiger Empfindungswechsel, der besonders Frauen nicht selten den „Erdenbräutigam" mit dem „Himmelsbräutigam" vertauschen ließ, zu allerlei *Antithesen* und *Wortspielen* Anlaß gegeben, wie zu dem Spruch: „Junge *Bett*schwester, alte *Bet*schwester."

Das Besondere der Lehre Buddhas ist die tiefsinnige *Resignation,* die eine völlige Auflösung des Leibes in ein empfindungsloses Nichts anstrebt, in das „Nirwana" (das Wort bedeutet eigentlich „Verlöschen"). Diese Resignation soll im Leben weniger in guten Handlungen als im *Unterlassen schlechter* zum Ausdruck kommen, also mehr im Negativen als im Positiven. *Wer sich von Leidenschaften befreit, befreit sich von Leiden.* So erzählt man von einem *buddhistischen Mönch,* der in dem Glauben lebte, sich nie gegen das Gebot, daß man *kein lebendes Wesen töten* darf, versündigt zu haben. Ein Europäer zeigte ihm, um ihm die Undurchführbarkeit dieses Gebotes zu beweisen, einen Wassertropfen unter dem *Mikroskop,* mit dem Bemerken, *alle diese winzigen Lebewesen,* die er durch das *Vergrößerungsglas* erblickte, müßten *zugrunde* gehen, wenn man das *Wasser trinkt.* Der Buddhist trank von Stunde an keinen Tropfen Wasser mehr, bis er am *Verdursten* starb.

Die buddhistischen Gedankenkreise gehen auch in bezug auf die Sexualität mehr von der *Wertlosigkeit der Lebensfreuden* aus als von ihrer moralischen *Verwerflichkeit;* jeder *Verzicht* trägt seinen Lohn in sich, darum sind Keuschheit und Armut erstrebenswert. Das Hängen am Genuß, das Leben in fleischlicher Lust ist *Täuschung,* Irrtum, *Torheit,* aber kein eigentliches Unrecht, *keine Sünde.*

In dieser Hinsicht *zeichnet* sich die Geschichte des *Buddhismus* vor der grausamen, in puncto Sexualverfolgung oft geradezu *sadistisch* anmutenden Geschichte anderer asketischer Religionen, besonders der des *mittelalterlichen Christentums* (man denke gleichzeitig auch an die *Folterungen* der als *Hexen* und *Ketzer* bezeichneten *Pseudoverbrecher)* durch *große Friedfertigkeit und Reinheit* aus. Die Stempelung sexueller Schwächen zur *Sünde,* die Steigerung dieser Sünde zum *Verbrechen,* die schweren Verfolgungen dieser Verfehlungen *mit Feuer und Schwert* waren *in der Weltgeschichte ganz ausschließlich dem Christentum vorbehalten.* Weder der *Islam,* noch das *Judentum,* noch irgendeine andere Religion kannten einen so *weitgehenden Sexualhaß.*

Auch dem Christentum war er *nicht ursprünglich* eigen, sondern entstand erst ganz allmählich in den ersten Jahrhunderten nach Christi Tode aus der mehr oder weniger bewußten Erkenntnis, daß die *Sündhaftigkeitserklärung des Sinnengenusses* das einfachste Mittel sei, allen Menschen, auch den besten, das *Gefühl der Schlechtigkeit,* der Reue und Priesterbedürftigkeit beizubringen. Die *Zerknirschung* des sexuellen Schuldgefühls machte auch das reinste Gemüt des harmlosesten Menschen der Kirche gegenüber mürbe und gefügig.

Um zu begreifen, wie es in den Ländern christlicher *„Nächstenliebe"* zu solcher *„Nächstenverfolgung"* kommen konnte, ist es nötig, die *Lebensgeschichte des heiligen Augustinus* kennenzulernen, dessen Anschauungen in Sexualfragen bis zum heutigen Tag die Grundlagen der römisch-katholischen *Kirchenlehre* bilden. Das Leben Augustinus' hatte viel Ähnlichkeit mit dem Buddhas. Auch er war, bevor er in Mailand von *Ambrosius* getauft wurde, ein *Lebemann,* dem kein Genuß, *keine Ausschweifung fremd* war. In seinen *Konfessionen* hat er sich wie später *J. J. Rousseau* in seinen *„Confessions"* darüber selbst am freiesten geäußert. Nach seiner Wandlung zur Askese empfand Augustin die *sexuellen Triebe als den Gipfelpunkt alles Sündhaften,* wie sie *vorher* für ihn der Gipfelpunkt *aller irdischen Seligkeit* gewesen waren.

Dieser *„moralische Kater"* des heiligen Augustin, der den Geschlechtern nach ihm bis in unsere Zeit so viel Blut und Tränen kostete, wurde für ihn der Ausgang seiner *Erlösungs*lehre. Die *Paradies*geschichte von *Adam* und *Eva* mit dem orientalischen *Schlangen- und Apfelsymbol* deutete er als mystische Darstellung, wie der Mensch durch die *Verführung des Weibes* zum *Sündenfall* kam. Und weil dieser sündige Sexualtrieb und Sexualverkehr *Vermittler der Vererbung* ist, wären die Menschen nun allesamt wegen dieser *Erbsünde* zu höllischen Strafen verdammt. Der Opfertod des *ohne Geschlechtsverkehr* empfangenen Sohnes der „Jungfrau"

Maria bezweckt, die Menschen von dieser Erbsünde zu *erlösen*, wie es die *Gnadenmittel* der Kirche *symbolisch* veranschaulichen.

Die *Verbindungsbrücke von Buddha zu Augustinus* führt *über Plato und Paulus*. Plato berichtete in seinem Symposion, daß er seine dualistische Weltanschauung: *Leib contra Seele* und *Seele contra Leib* nicht aus sich selbst gewonnen habe, sondern sie einer Frau verdanke, die *Diotima* hieß und aus Mantinea stammte. Es ist wahrscheinlich, daß diese Frau eine Jüngerin oder *Anhängerin Buddhas* gewesen ist, von dessen Lehre in dem Zeitraum, der zwischen Buddhas und Platos Auftreten lag, allmählich vereinzelte *Kunde* bis nach Griechenland gedrungen war.

Wie Platos Auffassung Paulus *umstimmte*, wurde bereits oben gestreift. Erst ein fanatischer Feind der Christen, wurde nach seiner *Bekehrung*, die er zu Damaskus in schwerer Krankheit für den Fall seiner Gesundung gelobt haben soll, aus dem *diesseitsfreudigen* Saulus der *jenseitsgerichtete* Paulus. Und genau so, wie *Plato* dem *Sokrates* seine Lehre in den Mund legte, der als *Märtyrer der Wahrheit* in der Erinnerung des Volkes fortlebte, machte es *Paulus* mit Christus, dessen Märtyrertum in noch höherer Verehrung stand.

Plato berief sich in seinen Schriften auf den zum *Gifttode* verurteilten *Sokrates* und *Paulus* in seinen Briefen auf den zum *Kreuzestode* verdammten *Christus*. Paulus aber verkündete im Namen des Gekreuzigten seine Dogmen mit so *suggestiver* Entschiedenheit, daß sie sich siegreich behaupteten und von der ursprünglichen Lehre dessen, der *im scharfen Gegensatz* zu Paulinischer Unduldsamkeit *zur Gefallenen von Magdala* das große Wort gesprochen hatte: „Wer sich frei von Schuld weiß, werfe den ersten Stein auf sie", *wenig mehr übrigblieb*.

II. KAPITEL

Geschlechtsverfolgung

Die asketische Weltanschauung

Motto:

Der Gotteserde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammertal.
Goethe.

Der asketische Geist des Christentums hätte sich aber doch nicht so rasch *durchsetzen* können, wenn nicht der Boden, auf den das geistige Sandkorn fiel, das *kaiserliche Rom,* durch eine *der sexualfeindlichen entgegengesetzte Lebensweise* aufgelockert und vorbereitet gewesen wäre. *Geschichtlich und ursächlich stellen sich uns die asketischen Theorien als eine Reaktion gegen ein vorausgegangenes Übermaß* dar. Auf den Rausch folgte der „Katzenjammer", der den *übertriebenen* Genuß und *seine Folgen* mit dem Genusse *selbst* in einen Topf wirft und *das Kind mit dem Bade ausschüttet.*

Dies war der *Entwicklungsgang* der *drei* großen *Schöpfer* der bis in unsere Tage fortwirkenden *Asketik* des Buddha, Paulus und Augustinus. Diese *Reaktionsstimmung* des *„bösen Gewissens"* bezeichnete auch den Weg vieler ihrer Nachfolger, die von der *Sexualbejahung* zu völliger *Sexualverneinung* gelangten. Ihre *mehr gefühls- als verstandesmäßig* gewonnene Menschenklugheit, daß das *sicherste* Mittel gegen das Übermaß *nicht* in der Mäßigkeit, sondern in der Enthaltsamkeit zu suchen sei, trug nicht am wenigsten zu der weiten Ausbreitung der asketischen Weltanschauung bei.

Es gab allerdings auch viele Menschen, bei denen der Lauf der Entwicklung *umgekehrt* lief, *von der Sexualverneinung zur Sexualbejahung.* Es fügte sich seltsam, daß gerade *ein Augustinermönch* das Lehrgebäude seines Schutzpatrons, des heiligen *Augustin,* am heftigsten erschütterte: *Martin Luther.* Er durchbrach den Priesterzölibat, nahm sich ein Weib und erklärte: „Wer den Naturtrieb wehren will und nicht lassen gehen, wie die Natur will und muß, was tut er anders, denn *er will wehren, daß Natur nicht Natur sei,* daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse noch trinke noch schlafe."

Luther rüttelte zwar so an augustinischer Dogmatik, aber *ihre Grundfesten wankten kaum.* Dazu stand das *hierarchische Gebäude* schon und noch zu fest. Was der ehemalige Augustinermönch an *praktischen Sexualfortschritten* erreichte, kam hauptsächlich seinen Amtsbrüdern, *nicht* aber *der Allgemeinheit* zugute, und wenn ein vorbildlicher Prediger in unseren Tagen, *Gustav Frenssen,* im Schlußwort zu seinem Roman *Hilligenlei* sagt: *„Die Sinnlichkeit ist nicht Sünde, sondern ganz im Gegenteil ein Schmuck des Lebens,* eine Gabe Gottes *wie Frühling und Sommerwind;* man soll sie *mit gutem Gewissen und Freude* genießen und soll sie gesunden erwachsenen Menschen, die sie begehren, *von Herzen wünschen,* wie man ihnen den Anblick des Meeres wünscht und daß der Herbstwind um die Stirn weht," so bildet dieser Ausspruch aus dem Munde eines *protestantischen Priesters* eine große *Ausnahme.*

Vielleicht war das, was *Luther* letzten Endes bewirkt hat, nur eine *Anpassung der Askese an die nordische Landschaft.* Denn wie zwischen *Sexualität und Klima,* bestehen auch zwischen dem Gegenteil, *Askese und Klima,* allerlei Wechselbeziehungen. Die nüchterne *Prüderieaskese* der „Reformierten" und „Puritaner" paßt zu dem *kühlen* Klima und Geschäftsgeist der Nordländer, namentlich der Engländer, wie die phantasievolle *Sinnenumnebelung* (Weihrauch, bunte Kirchen- und Gewänderpracht, Musik, Mystik, Wunderekstasen) des *Katholizismus als Sexualersatz* zu *ihrem* Ursprungsgebiet und Ausbreitungsbezirk in *südlichen* Ländern. Der *resignierte Negativismus* der *buddhistischen* Askeseform hinwiederum ist ein *Charakterausdruck der weiten indischen Landschaft* und ihres heißen, feuchten Klimas.

Die *Umgestaltung* und *Umstellung sexueller* in *religiöse* Triebkräfte, ihr *wechselseitiger* Ersatz, gleichviel, ob das sexuelle Extrem zu dem asketischen führt oder der Weg entgegengesetzt läuft, ist nur durch eine gewisse *Verwandtschaft* möglich, die zwischen *religiösen und sexuellen Ekstasen* besteht. Auch hier bietet die *Sprach*vergleichung wichtige Anhaltspunkte. Beiden Empfindungsgruppen sind seit altersher *dieselben Ausdrücke* eigen. Ist jemand von starker Liebe zu einem Menschen erfüllt, so *„betet er ihn an"*, er *„vergöttert"* ihn. Der Mann betrachtet seine Geliebte wie eine *„Heilige"*, er fühlt sich durch sie *„beseligt"*, bringt ihr die größten *„Opfer"*, und Anreden, wie mein *„Engel"*, mein *„Abgott"* sind im Liebesleben nichts Ungewöhnliches.

Umgekehrt macht die *inbrünstige Hingabe* an die Gottheit, den Schöpfer, den Erlöser, die unbefleckte Jungfrau Maria, die Heiligen, ebenso wie bei heidnischen Völkern die Anbetung der Götzen und Fetische vielfach den Eindruck erotischer *Substitution* eines *„sexuellen Äquivalents"* (= Ersatzmittels). In früheren Zeiten war es förmlich Sitte, *„ins Kloster"* zu gehen, um dort in der himmlischen Liebe Trost zu finden für den Verlust einer irdischen. *Statt* einem geliebten *Menschen „weihte"* man sich einem *höheren Wesen.*

Auch in bezug auf die sexuellen *Gefühlsanomalien* (= Triebabweichungen) und Hypertrophien (= Triebsteigerungen) finden sich im religiösen Leben auffallende Analogien, so zwischen der *Reliquienverehrung und* dem *Fetischismus,* zwischen religiösem und sexuellem *Flagellantismus,* zwischen *Selbstkasteiungen* und den *masochistischen* Praktiken, zwischen den im Namen der Religion und der Liebe verübten *Grausamkeiten* und Gewalttätigkeiten, wie sie auf der einen Seite etwa in der *Inquisition* und den *Hexenverbrennungen,* auf der anderen Seite im *Sadismus* und *Lustmord* ihren fürchterlichen Ausdruck fanden.

In *Heiligenlegenden,* alten Gebeten und Kirchenliedern finden sich nicht wenige Stellen, in denen die Schilderung der *religiösen Ekstase der der sexuellen zum Verwechseln* gleicht. Nur einige Zitate seien herausgegriffen. So heißt es in den Schriften der *Mechthild von Magdeburg* (1212–1277): „O Herr, *minne mich gewaltig und minne mich oft und lang;* je öfter du mich minnest, um so reiner

werde ich; je gewaltiger du mich minnest, um so schöner werde ich; je länger du mich minnest, um so heiliger werde ich auf Erden." Gott antwortete: „Daß ich dich so oft minne, das habe ich von meiner Natur, denn ich bin selber die Liebe. Daß ich dich gewaltig minne, das habe ich von meiner Begier, denn auch ich begehre, daß man mich gewaltig minne. Daß ich dich lang minne, das ist von meiner Ewigkeit, denn ich bin ohn' Ende."

Gott und *Gatte* sind auch sprachlich stammverwandt.

Die heilige *Agnes* widmet „ihrem *himmlischen Bräutigam*" folgende Worte (zitiert nach *Kosegartens* Legenden): „Entbrannt in deine Schöne, Geliebter, lieg' ich, erkrankt von Liebe. Ich schmachte, verschmachte; komm, Ersehnter, und labe die Sieche mit freundlichem Zuspruch. *Laß mich ruhen, Geliebter, an deinem Busen,* und langsam trinke die Seele hinweg in einem schmerzlichen *Kusse!*"

Christine Ebner träumte sogar, „daß sie unseres Herrn *schwanger* geworden sei". In römisch-, mehr noch in griechisch-katholischen Kirchen hat man oft Gelegenheit zu sehen, mit welcher Innigkeit, von erotischen Zärtlichkeiten *kaum unterscheidbar,* Frauen und Mädchen *Küsse* auf Antlitz und *Füße der Heiligenbilder pressen.*

Eines der krassesten Beispiele der Übertragung von erotischen Empfindungen auf *religiöse Schwarmgeisterei* schildert ausführlich der Züricher Pfarrer Dr. *Oskar Pfister* in dem Werke: „Die Frömmigkeit des Grafen *Ludwig von Zinzendorf*". Pfister führt unter vielem andern aus Zinzendorfs Schriften und Liedern Stellen an, wie „*Der Mensch ist Braut* und *Gott ist Bräutigam*". In einem an *Jesus* gerichteten Liede heißt es: „Reiner Bräutigam meiner Seelen, tilge fremder Liebe Flamm', *laß mich deine Lieb erwehlen, auserwehlter Bräutigam!* Welcher unter allen denen, die Natur verbinden kann, die sich nach Geliebten sehnen, *welcher gleichet meinem Mann?* Aber deines Mundes *Küsse,* die voll Lieblichkeiten sind, schmecken einem himmelssüße, wenn man dein verwehntes Kind."

Die *heilige Katharina von Genua* litt oft an einer solchen inneren Hitze, daß sie, um sich abzukühlen, sich auf die Erde legte und schrie: „*Liebe, Liebe, ich kann nicht mehr!*" Daß diese so angesehene Heilige auch eine besondere Zuneigung zu ihrem Beichtvater fühlte, dessen Geruch „ihr ins Herz drang, ein himmlischer Geruch, dessen Annehmlichkeit Tote erwecken könnte," das nur nebenbei.

Es liegt zweifellos viel Wahres darin, wenn ein so gründlicher *Kenner der sexuellen Kulturentwicklung* wie *Iwan Bloch* (Sexualleben, S. 105) meint: „In gewissem Sinne kann man die *Geschichte der Religionen* als *Geschichte einer besonderen Erscheinungsform des menschlichen Geschlechtstriebes,* besonders in der Wirkung auf die Phantasie und ihre Gebilde bezeichnen," oder wenn die Gebrüder *Goncourt* in einer ihrer geistvollen Schriften sagen: „Die Religion bildet einen Teil des weiblichen Geschlechtslebens."

Ähnlich drückt sich auch *Krafft-Ebing* aus: „Religiöser und sexueller *Affektzustand* zeigen auf der Höhe ihrer Entwicklung *Übereinstimmung* in Quantum und

Qualität der Erregung und können deshalb unter geeigneten Verhältnissen vikarieren." *Nietzsche* endlich sagte: „Allen, denen die *Sitte und Scham* die *Befriedigung* des Geschlechtstriebes *untersagt,* ist die *Religion* als geistigere *Auslösung erotischer Bedürfnisse* etwas Unersetzbares."

Sind wir uns über die *engen psychologischen Beziehungen,* welche zwischen der Hingabe an ein göttliches und der an ein menschliches Wesen bestehen, klar, Beziehungen, die noch durch sehr viele Beispiele erhärtet werden könnten, so wird uns auch der *fanatische, jahrtausendelange Kontrainstinkt* viel begreiflicher, mit dem die Prediger der Gottesliebe die geschlechtliche Liebe *verfemten* und verfolgten.

Es ist zu weit gegangen, wollte man hier von unbewußtem *Konkurrenzneid* sprechen, oder sagen, daß die Priester das nächst der Ernährung heftigste Bedürfnis der Menschen zur Sünde stempelten, *weil sie von der Sünde lebten,* oder wenn man, wie ein moderner Autor behaupten wollte: „Die Priester vertraten die asketische Anschauung, um *ihre eigene Daseinsberechtigung* zu begründen." Richtig bleibt dennoch, daß die Religionen Menschen brauchten, die sich für schuldbewußt, schwach, schlecht, gebunden und elend hielten, die von Unruhe, Reue und Zweifeln erfüllt waren, und durch nichts war dies leichter zu bewerkstelligen – es geschah dies oft mehr unterbewußt als wissend –, als wenn dem *Geschlechtsbedürfnis* als dem *vitalsten* (= lebensnötigsten) Drang der Charakter von etwas Niedrigem, Gemeinem, Sündhaftem, *von etwas Dämonischem, Heimlichem und zugleich Unheimlichem* gegeben wurde. Sexuell *ausgeglichene* Menschen fühlen sich *harmonisch;* harmonische aber konnte die Kirche nicht gebrauchen, wenigstens nicht solche, die ihr Glück in der Liebe zu *etwas anderem als zu Gott* fanden.

So handelte die Kirche von ihrem Standpunkte aus durchaus *folgerichtig,* wenn sie die *Abtötung des Fleisches* predigte, die viele bis zu geistiger und körperlicher *Selbstverstümmelung* trieben.

Da die *Forderung sexueller Enthaltsamkeit* an Stelle der antiken *Empfehlung sexueller Mäßigkeit* sich aber für die meisten auf die Dauer als etwas *Undurchführbares* erweisen mußte, die Kirche aber *nicht nachgeben konnte,* weil sie *instinktiv* fühlte und wußte, wie sehr die Erhaltung dieser Sünde *für das Bewußtsein sündhafter Gebundenheit* notwendig war, wurde mit diesem *unnatürlichen* Verlangen zugleich auch der Keim *zu der Unwahrhaftigkeit* gelegt, *welche das ganze Sexualleben* durchsetzt.

Dieser Mangel an Offenheit, welcher die *biologische Erfassung* und Lösung aller Sexualfragen sehr *beeinträchtigt* hat, tritt besonders in einer Erscheinung hervor, die wir als

sexuelle Mimikry

bezeichnet haben.

Was verstehen wir unter *sexueller Mimikry?* Der Ausdruck Mimikry – das Wort hängt mit mimen, d. i. nachahmen, zusammen – bezeichnet in der Lehre *Dar-*

wins die *bewußte oder unbewußte Verstellung,* mit der im Naturreich Lebewesen sich durch bestimmte Formen und Farben, die sie haben oder sich geben, ihrer Umgebung so *anpassen,* daß es ungemein schwierig ist, sie zu erkennen und herauszufinden. Bei vielen Heuschrecken ist die Ähnlichkeit mit den Blättern, zwischen denen sie sich aufhalten, so groß, daß man *Insekt und Pflanze* tatsächlich *nicht unterscheiden* kann. Manche Käferarten ziehen beim Herannahen eines Gegenstandes Fühler und Beine an und *gleichen so vollkommen* den kleinen *Erdklümpchen,* zwischen die sie sich fallen lassen; gewisse Falter ahmen das gesprenkelte Aussehen der Granitblöcke, auf denen sie ruhen, so genau nach, daß *selbst das geübteste Auge des Sammlers sie nicht zu entdecken vermag.*

In ganz *ähnlicher* Weise sehen wir, daß sich auf sexuellem Gebiet *fast alle Menschen ihrer Umgebung äußerlich anpassen.* Viele führen ein förmliches *Doppelleben,* ein *sexuelles* und ein *soziales,* eines für sich und eines für andere, ein *wahres* und *unwahres.*

Ältere Mädchen, die sich *vor innerer Liebessehnsucht verzehren,* scheinen völlig ruhig wie ihre Umgebung. Personen, die namenlos unter *abweichender* Triebrichtung leiden, sind in der sie beherrschenden Eigenart ihren Eltern, Geschwistern, selbst ihren Ehegatten oft völlig unbekannt. Bringt ein zufälliges Ereignis ihre *Sonderart* zutage, so sind die, welche ihnen am *nächsten* standen, oft die *Erstaunetesten.* Polygame stellen sich als *treue* Liebhaber; oft genug ist die Zärtlichkeit des Ehemannes nur ein Ausdruck seines bösen Gewissens. *Die Einheit der Eindrücke steht mit der Vielheit der Erscheinungen auf keinem Gebiet so sehr im Widerspruch wie auf sexuellem.*

Viele tun in diesem *mimischen Bestreben* zu viel, verfallen auch hier in ein *entgegengesetztes* Extrem und *„überkompensieren"* sich. Liebeshörige geben sich herrisch, Messalinen als frigide (kalte) Naturen, Masturbanten als Don Juans, *Liebesbejaher als Liebesverneiner.* Manche umgeben sich in ihren Räumen mit Bildwerken, die ihrem wirklichen Geschmack *zuwider* laufen.

Nicht selten geschieht dies im *Unbewußten,* häufiger aber handelt es sich um bewußte, *wohldurchdachte* Verstellungen, so daß der Satz von *Ricord* „Omnis syphiliticus mendax" (jeder Syphilitische lügt) erweitert werden kann in *„omnis* in sexualibus mendax" *(in Geschlechtsfragen bleibt niemand bei der Wahrheit).*

Es bedarf einer großen *Übung, Erfahrung* und *Geschicklichkeit,* vor allem der Fähigkeit, sich *unbedingtes Vertrauen* zu erwerben, um zu richtigen *Ergebnissen und Erkenntnissen* zu gelangen. Oft stellt es sich als nötig heraus, *Kunstgriffe* anzuwenden, so wie der Sammler sich solcher bedient, wenn er anstatt sich auf sein Auge zu verlassen, tüchtig die Zweige schüttelt, auf denen er die von ihm gesuchten Lebewesen vermutet.

Die *Gründe der sexuellen Mimikry,* die so oft zur sexuellen Hypokrisie und *Heuchelei* ausartet, beruhen zum Teil auf *Scham,* zum Teil auf *Furcht vor der „öffentlichen Meinung",* zum Teil auf der suggestiven *Kraft des Überlieferten.*

Die *Suggestion der Tradition* und Umgebung reicht an das *Innenleben* zwar selten heran, um so mehr aber an die *äußere* Lebensgestaltung. Befremdlich erscheint es zunächst, muß aber auch *psychobiologisch begründet* sein, wie stark sich die asketische Suggestion von der Sündhaftigkeit des Geschlechtslebens von Generation zu Generation *auch auf diejenigen vererbte,* die sich im übrigen längst von den priesterlichen Vermittlern dieser Lehre *abgekehrt* hatten. Sie hielten daran fest wie an einem Dogma, ohne auch nur eine Erklärung zu fordern, *worin* denn *der Schade* einer *nicht ansteckenden und nicht zu häufigen Sexualbetätigung* liegen solle.

Die Erfahrungstatsache, daß das Keuschheitsgebot auch bei den *„Ungläubigen"* auf einen so empfänglichen Boden fiel, legt die Vermutung nahe, daß doch *noch andere als nur religiöse* und metaphysisch-mystische Ursachen vorhanden sind, die *den reflektorischen Vorgängen* der Sexualität einen so *hemmenden Widerstand* entgegensetzen. Solche psychologischen *Hemmungsmechanismen* der Libido gibt es tatsächlich, sie sind teils *instinktiver,* teils rein *suggestiver,* teils *intellektueller* Natur.

Ihr mehr *gefühlsbetonter* Charakter verrät sich meist sehr deutlich in *subjektiven Ausdrücken des Widerwillens. Worte, wie abstoßend,* abscheulich, ekelhaft, furchtbar, gräßlich, entsetzlich, sind in vielen auf objektive Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebenden Schriften der *Medico-Theologen,* wie *Nyström* sie treffend charakterisierte, an der Tagesordnung. Sehr bezeichnend ist, daß in einem der verbreitetsten Bücher dieser Kategorie der Schwede *Served Ribbing** ausführt, daß eine Reihe von ernsten und wohlgesinnten Menschen zu dem Schlusse gekommen seien, daß *die ganze geschlechtliche Lebensäußerung als unheilvoll,* verleitend und erniedrigend zu betrachten sei; sie hätten (vielleicht wohl etwas übereilt, wie Ribbing hinzufügt) ausgesprochen, *die Fortpflanzung des Menschengeschlechts hätte nicht an eine geschlechtliche Paarung und Vermischung gebunden* sein sollen –

„. . . wie bei den *Tieren,"* pflegen diese überweisen Herren dann wohl noch hinzuzufügen, ohne in ihrer Überheblichkeit daran zu denken, wie recht *Büchner* hat, wenn er schreibt: *„Die Geschlechtsliebe* ist *bei den Tieren* durchaus nicht immer und überall jener rohe Trieb, als welcher er in der Regel angesehen oder geschildert wird, er ist bei sehr vielen Tieren mit dem *Schimmer eines poetischen Hauches* umgeben, den man bei uns Menschen *sehr oft vergeblich* suchen oder nur vereinzelt antreffen wird."

Würden diese „Sittlichkeitsapostel" gelesen haben, was *Romanes* und *Boelsche, Brehm* und *Zell* über das *Liebesleben der Tiere* berichten, sie gingen mit dem Wort „tierisch" vorsichtiger um und wüßten, daß Sehnsucht und Eifersucht, *Treue über den Tod hinaus, individuelle Auslese,* Aufopferung, monogamische Verbindungen, Dauer- und Zeitehen im Tierreich *nachweisliche Vorstufen* haben, die *zum Teil als Vorbilder* gelten könnten.

* Vorträge über sexuelle Hygiene und Ethik, S. 4.

Ganz besonders ist bei den Moralisten *ein Tier in Verruf* geraten, dessen *Ehrenrettung* endlich einmal stattfinden sollte: das *Schwein.* Die Verquickung des menschlichen Sexuallebens mit der Biologie des Schweines ist *allgemeine* Sitte. Überall ist man sofort bei der Hand, alle von der „Norm" abweichenden menschlichen Geschlechtsbetätigungen als *„Schweinereien"* (Cochonnerien) zu bezeichnen, und zwar bedienen sich nicht nur Leute der unteren Volksschichten dieses Ausdrucks, sondern, wie die Erfahrung lehrt, auch die Vertreter der Intelligenz, Ärzte, Geistliche und *vor allem Juristen.*

Ich habe kaum je eine *sexual-kriminalistische Verhandlung* erlebt, in der nicht einer der Prozeßbeteiligten die Handlungen des Angeschuldigten als „Schweinereien" bezeichnete, eine Ausdrucksweise, die nicht nur den Menschen, sondern ebensosehr auch *ein unschuldiges Tier* herabsetzt und beleidigt. Abgesehen von dem *durchaus willkürlichen* und subjektiven Maßstabe, eine Sexualhandlung *„noch als menschlich"* oder *„schon als schweinisch"* einzuschätzen, fragt es sich, *warum gerade dieses Borstentier,* an dessen zartem Fleisch sich doch so viele Menschen gütlich tun, seinen Namen zu Beschimpfungen hergeben muß.

Wenn man das *Geschlechtsleben des Schweines* prüft, sucht man vergeblich einen Grund, warum die Wahl der Sittenrichter gerade auf dieses Tier gefallen ist. Das Wildschwein, das polygam lebt, und *wie alle wildlebenden Tiere eine besondere Brunstzeit aufweist,* unterscheidet sich in *keiner* Weise während dieser Zeit *von anderen Paarzehern* unserer Wälder, ja, die Intensität der Brunst ist bei Hirschen viel stärker und auffälliger, wie jeder Besucher der herbstlichen Wälder weiß.

Etwas anders liegen die Dinge beim Hausschwein. Durch die Kultur ist wie bei den Menschen auch bei allen Haustieren eine *bestimmte Brunstzeit nicht mehr vorhanden.* Der Hoden des Ebers produziert während des *ganzen* Jahres reife Samenfäden. Im Verhältnis zu den *wildlebenden* Arten besteht daher eine *größere Neigung* zum Sexualakt, die die Schweine aber *mit vielen Haustieren,* wie Schafen, Ziegen, Hunden, Pferden, *gemeinsam* haben. Gerade das Geschlechtsleben des Schweines als irgendwie besonders hervorzuheben, ist daher *ganz grundlos.* Möglicherweise ist die Tatsache, daß das Schwein gern im Schmutz wühlt und ziemlich wahllos in seiner Nahrung ist, Grund seiner sexuellen Verfemung. Vielleicht handelt es sich auch nur um eine Übertragung von der Lebensmittelhygiene auf das Sexualgebiet; galt doch und gilt noch heute in der mosaischen und mohammedanischen Religion das Schwein als *„unrein",* freilich nur als Speise, und auch dies keineswegs bei den Völkern, die seinen Namen so arg mißbrauchen.

Bis zu einem gewissen Grade teilt das arme Schwein das Schicksal seiner sexualzoologischen Herabsetzung mit dem „geilen" *Bock* und dem *Hund,* obgleich *weder Ziegen noch Hunde* nennenswerte *Unterschiede* in ihrem geschlechtlichen Verhalten von anderen Haustieren zeigen. Daß aber der menschliche Sittenrichter in Wirklichkeit gar nicht von biologischen Tatsachen ausgeht, zeigt der von ihm ge-

schaffene *Tierbastard „Schweinehund"*, der nicht im „Brehm", sondern nur im Lexikon der Moralisten zu finden ist.

Welches aber sind wohl die *eigentlichen biologischen Wurzeln der Askese?* Da kommen recht verschiedenartige Momente in Betracht, die oft nur *unbewußt* und *mittelbar*, nicht selten aber auch *unmittelbar bewußt* in Wirksamkeit treten. So *erhöht* oft genug *der die Spannung steigernde Widerstand die Begierde* und damit die *Lust an der Entspannung.* Nicht selten *trägt der Kampf mit dem „Dämon der Unkeuschheit", das Liebesmartyrium, den Charakter der Lust am Leide,* was ein Widerspruch in sich wäre, wenn es sich hier nicht um die alle Widersprüche überwindende Liebe handeln würde. Sehr bezeichnend sind die Worte, mit denen *Hans Dankberg* sein Buch *„Vom Wesen der Moral"* schließt. Sie lauten: „An die Konstruktion der Moral hat das Genie der Menschheit seinen besten Willen und seine beste Kraft gesetzt. Und dann, wo blieben die Farben und Formen des Lebens, *wo der lockende Reiz der Sünde ohne Moral?"*

Der *masochistische Einschlag der Askese* dringt dem Träger der Empfindung meist ebensowenig in das Oberbewußtsein wie ihr *sadistisches Gegenstück*, der Drang, im Liebesleben Personen um ihrer Neigung willen zu *erniedrigen.* Aber selbst Verfolgung, Auferlegung von entehrenden Strafen wirken nicht selten *luststeigernd.* Was man leicht haben und besitzen kann, gewährt keinen so intensiven Genuß als das, was *unter Gefahren errungen* werden muß. Das *Verbotene*, Heimliche reizt, „schmeckt süß" und verleiht dem Ziel der Sehnsucht *den Zauber des Romantisch-Mystischen.*

Die Leiden und das Glück einer Liebe verhalten sich meist in ihrer Stärke proportional. Das Goethesche *„Leid will Freud', Freud will Leid haben"* hat im Sexualleben volle Gültigkeit. Es entspricht dem, was *Eduard von Hartmann* einmal dahin formulierte: „Es gibt *keine Lust, die nicht einen Schmerz enthielte,* und keinen Schmerz, mit dem nicht eine Lust verknüpft wäre"; es steht auch ganz in voller Übereinstimmung mit dem *Weber-Fechnerschen* Empfindungsgesetz, nach dem *Lustgefühle nur im Gegensatz zu Leidgefühlen* als solche erkannt werden können. *Der Mensch muß leiden, um Glück und Freude als Gegenteil empfinden zu können.* Manche gibt es, die sich nur wohl fühlen, wenn sie sich nicht wohl fühlen, und viele *flüchten sich*, wenn der Kampf ums Dasein ihren *Leidbedarf nicht deckt*, in Grübeleien, *Selbstvorwürfe* und die düsteren Vorstellungen der Askese.

Eng verbunden mit dem sadistischen *Liebeshaß* ist die *Eifersucht* gegenüber der von anderen genossenen Liebeslust. Am markantesten treten *diese Neid- und Mißgunstempfindungen* in den *Bestimmungen gegen die Kuppelei* zutage, den einzigen Gesetzen, in denen die *Beihilfe*, ja sogar die Duldung *bei Handlungen unter Strafe* gestellt wird, *die selbst straflos sind.* Denn die Unzucht, der nach dem Wortlaut des § 180* nicht Vorschub geleistet werden soll, ist dem Gesetzgeber gleich-

* § 180 lautet: Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen *Kuppelei*

bedeutend mit sexuellem Verkehr. Sind doch selbst in unserer Zeit größter Wohnungsschwierigkeiten Mütter bestraft worden, die sich dem in ihrer Behausung stattfindenden Geschlechtsverkehr ihrer Tochter mit ihrem Bräutigam nicht widersetzt haben.

So jagen *antisexuelle Affekte* die Betätigung eines Naturtriebes *obdachlos auf die Straße* und setzen ihn nicht nur *erst recht der Ausbeutung,* sondern auch, wie dies *Lion* (Monatschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, S. 282 ff.) und *Kurt Hiller* (Die neue Generation, 6. Jahrgang, 11. Heft, S. 454) sehr richtig hervorheben, gefährlichen Krankheiten und dem *sittlichen Verkommen* und der Rechtlosigkeit aus.

Neben den genannten Empfindungen wirken hemmend auf den Sexualreflex: *die negative Reaktion auf die Lust,* das uralte „omne animal post coitum triste" (jedes Lebewesen ist nach dem Verkehr trübe gestimmt), die Ernüchterung, der namentlich beim Manne oft bis zur Verachtung des Weibes gehende *Dégout nach besiegtem Widerstand.* In der Sexualpsychologie unbewanderte Frauen führen über diese plötzliche Veränderung, die *das Gegenteil* von dem bringt, *was sie* bei ihrer Hingabe *erwarteten,* oft lebhafte Klage. Wenn auch diese *Unlustreaktion schwächere Erinnerungsspuren* zurückläßt als die Lustempfindung, so wirkt sie doch im Gedächtnis *unterbewußt vibrierend* nach.

Ein weiterer Hemmungsfaktor ist die *Scham.* Ich habe in meinen früheren Arbeiten mich denen angeschlossen, die sie für etwas *Erworbenes* halten. Von neueren Autoren, die über den Ursprung des Schamgefühls sich äußern, seien noch einmal *Dankberg* genannt, welcher sagt: „Der Fonds des Schamgefühls ist *nicht, ich schäme mich, sondern ich soll mich schämen*" (loc. cit. pag. 58), und der große Strafjurist *Joseph Kohler,* der schreibt: „Das *Schamgefühl ist nichts von der Natur Gegebenes,* sondern etwas durch die Natur Entwickeltes, welches in der Erziehung mehr oder weniger gesteigert, ja selbst bis zur Entstellung getrieben werden kann. Ihm eine absolute Bedeutung beizumessen, ist irrig." Wesentlich ist auch, was der berühmte Ethnologe *Karl von den Steinen* auf Grund seiner eingehenden Beobachtungen unter den *Naturvölkern Zentralamerikas* äußert: „Ich vermag nicht zu glauben, daß ein Schamgefühl, das den unbekleideten Indianern entschieden fehlt, *bei andern Menschen ein primäres Gefühl sein könne.*"

In *geringem* Grade scheint dennoch die Scham wohl bei fast allen Völkern und zu allen Zeiten vorhanden gewesen zu sein, wennschon *auf verschiedene Teile des Körpers* und verschiedene Handlungen bezogen, wechselnd wie die Kleidung und erst allmählich sich zur Konvention, zu dem *„was sich schickt", zur Sitte* und *damit zur Sittlichkeit* steigernd. Man kann daraus folgern, daß die Scham, *wie alles Er-*

---

mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft; auch kann zugleich auf Geldstrafe von einhundertfünfzig bis eintausend Mark, auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sowie Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden. Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann die Gefängnisstrafe bis auf einen Tag ermäßigt werden.

worbene, auch eine endogene Wurzel hat, und diese hängt mit dem dem Spiel der Liebe *eigenen Sträuben* und Zögern, sich Versagen und *Wehren* zusammen, jenen *passiven* Faktoren, die ungemein viel dazu beitragen, *Reiz* und *Lust,* Wunsch, *Spannung,* Drang und *Rausch* zu vermehren.

Der *letzte* Grund aber aller dieser Widerstände und der Scham selbst, vielleicht sogar der ganzen Askese ist *in dem primitivsten* aller menschlichen Gefühle, in der *Furcht* zu suchen. In klassischer Weise verrät sich dieses Grundmotiv in der *Ausdrucksstellung der Venus von Medici,* in der sie die *eine Hand schützend vor die Schamgegend* hält, während sie *mit der andern die Brüste deckt.*

Handelt es sich bei den genannten Hemmungsfaktoren um *Kontrainstinkte* und Suggestionen mehr oder weniger *allgemeiner* Natur, so kommen noch andere Momente hinzu, die *spezieller, individueller* und spekulativer (= überlegter) sind. Die *Subjektivität* und Differenziertheit sexueller Auslösungen ist so groß, das Lustgefühl, welches das *einem jeden gerade entsprechende* Objekt vermittelt, so außerordentlich, daß jemand, *der es nicht selbst fühlt,* schwer versteht, wie Erscheinungsformen, die von dem eigenen Geschmackstypus weit entfernt sind, überhaupt sexuellen Eindruck zu machen imstande sind. Weil *ihn* die Reize abstoßen, findet er *nach dem alles beherrschenden Gesetz der Objektivierung* die Objekte, von denen die Eindrücke ausgehen, objektiv abstoßend und *die Subjekte unverständlich,* auf welche die ihn abstoßenden Objekte Eindruck machen.

Der *abwegige* Satz: „Die Liebe ist *blind*" verdankt dieser oberflächlichen Betrachtungsweise seine Entstehung. *Gründe aber sind, wo Hemmungen bestehen, leicht gefunden.* Ebenso wie derjenige, *welcher Liebe fühlt,* bemüht ist, seine Neigung vor sich und der Welt zu *erklären,* so sucht der *Antisexuelle,* der von Antipathie oder Liebeshaß Erfüllte seine Abneigung zu *begründen.*

Das Wirkliche ist aber in der Liebe *nur das Subjektive,* und in dem Subjekt ist *nicht der Gedanke das Primäre* und Tatsächliche, *sondern das Gefühl;* nicht das Bewußte, sondern das Unbewußte gibt im Sexuellen den Ausschlag. Sehr mit Recht bemerkt *Horwitz* (in seiner psychologischen Analyse auf physiologischer Grundlage, Halle 1873, S. 179): *„Das Denken ist eine Folgeerscheinung des Gefühls,* wie es auch die Bewegung ist," ein Satz, der dem französischen „penser c'est sentir" (denken heißt fühlen) entspricht.

Schließlich ist auch zu berücksichtigen, daß *in dem Kampf zwischen Reflexen und Reflexionen* auch positive Befürchtungen sich in allen Formen sexueller Betätigung dem Reflexablauf *sperrend* entgegenstellen können. So treten dem Gebrauch der *Prostitution* die Gefahr der *Infektion,* der *freien Liebe* die Möglichkeit der *Befruchtung,* dem Eingehen der *Ehe* das Risiko *materieller Not* und ihre *Unauflöslichkeit* als *Gegenmotive* in den Weg.

Damit berühren wir die *soziale Seite der Sexualhemmungen,* die jeweilige Moral, die namentlich dem Weibe bei uns so strenge Regeln vorschreibt. So werden sicherlich nicht selten Frauen, die sich einem leidenschaftlich geliebten Manne

zu eigen geben möchten, davon abgehalten werden durch die *Vorstellung der Schande,* die an der *unehelichen Mutter* und an dem unehelichen Kinde haftet.

Aber *selbst die stärksten äußeren Hemmungen* sind *nicht so stark,* daß sie nicht gelegentlich durch den Geschlechtstrieb *gesprengt* werden können; nicht einmal eine augenscheinliche Ansteckungsgefahr vermag dies in allen Fällen. Dafür ein Beispiel: Ein Mediziner von 25 Jahren berichtet: „Er sei einem Mädchen begegnet, die ihn sexuell sehr angezogen habe, und sei mit ihr in seine Wohnung gegangen; dort habe er *verdächtige Flecke auf ihrem Körper* bemerkt, die er als syphilitisch angesprochen habe. Er hätte sich daher von dem Coitus zurückgehalten, habe nur mit ihr gespielt und gescherzt, sei aber während dieses Kosens so erregt geworden, daß er, *trotzdem er die Ansteckungsgefahr genau übersah,* dennoch den Coitus vollzog, durch den er sich tatsächlich infizierte." Ähnliche Fälle, in denen Männer mit Frauen und Frauen mit Männern Verkehr pflegen, die ihnen als geschlechtskrank bekannt sind, kommen nicht gar so selten vor.

Überschauen wir die generellen und individuellen Grundlagen und Gründe der *Sexualhemmung und Askese,* so verliert sich *nach ihrer psychobiologischen Zergliederung und Würdigung ein Teil des Grolls,* den man zunächst den lebensfeindlichen Elementen entgegenbringt, die sich *gegen die körperseelische Geschlechtlichkeit,* gegen das höchste Gut, das der Mensch besitzt, so *ablehnend* und *verneinend* verhalten. Man erkennt dann wieder die Wahrheit des tiefen Wortes von *Spinoza:* „Alle Dinge geschehen aus Notwendigkeit; *es gibt in der Natur kein Gutes und kein Schlechtes.*"

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die *Hemmungsmechanismen* wie die Reflexmechanismen *psychobiologisch begründet* sind. In sehr vielen Fällen wirken sie ihrer Absicht *völlig entgegengesetzt,* indem der zur Aufhebung von Hemmungen nötige Aufwand die Lust an der Erfüllung steigert. Dies freilich nur, wenn die Sperrungen nach *nicht zu langem Zeitraum* überwunden werden können. Wird die befreiende Entspannung zu lange, *zu gewaltsam unterdrückt,* dann treten ungünstige Folgen ein, die in hohem Maße dazu angetan sind, dem Wert des individuellen Lebens und dem Fortschritt des Ganzen, der sich aus den einzelnen Lebenswerten ergibt, Abbruch zu tun.

Betrachten wir im Anschluß an diese Überlegungen *das Geschlechts- und Liebesleben* noch einmal kurz zusammenfassend als *Menschheitsphänomen,* so unterliegt es keinem Zweifel, daß es in seiner *ersten Periode,* ähnlich wie bei den unter uns stehenden Lebewesen, im wesentlichen den Charakter eines nahezu reinen *Reflexmechanismus* trug. Dann kam eine *zweite Periode,* innerhalb derer wir uns jetzt noch befinden. In ihr gewannen die *Hemmungsmechanismen das Übergewicht.* Die *Gesellschaft* schuf sich *Geschlechtsordnungen* verschiedenster Art, die in der *jeweiligen* Sitte und Moral ihren Ausdruck fanden. Indem diese *Sexualbeschränkungen* in mannigfacher Hinsicht der Naturerkenntnis ermangelten oder sich über sie hinwegsetzten, stellten sie sich zum großen Teil als Zwangsmaßregeln

und *Willkürakte* dar, die einen *schweren Eingriff in das freie Verfügungsrecht zweier erwachsener Menschen über sich selbst* bedeuten.

Spannungen, die nicht zu *Entspannungen* führen, verursachen *Überspannungen,* nicht selten auch *Überspanntheiten.* So finden wir in dieser zweiten Periode des menschlichen Sexuallebens ein *wirres Durcheinander* seltsamer Einrichtungen, von denen das Altjungfertum und die Prostitution zwei, und zwar nicht einmal die krassesten Beispiele sind. Wir finden in dieser Epoche Anschauungen, denen *ungezählte Menschen geopfert* wurden, eine *Geschlechtsnot,* von der wir im nächsten Kapitel Rechenschaft geben werden.

In der *dritten Periode* endlich, deren *erste Anzeichen* seit einigen Jahrzehnten am fernen Horizonte sichtbar sind, soll *zwischen den Reflexmechanismen und Hemmungsmechanismen das Gleichgewicht* hergestellt werden. Aus der Versöhnung beider soll unser Wesen die ihm *fehlende Harmonie* erhalten, die *weder in der Zügellosigkeit* noch *in jenem Übermaß der Entsagung* liegt, von dem mein edler Freund *Edward Carpenter* einmal sagte, daß es ein Aufgeben *der Welt für ihren eigenen Schatten* sei. *Der große rhythmische Pendelschlag aller Lebenserscheinungen,* wie er uns im Wachen und Schlafen, in den Schlägen des Herzens, im Ein- und Ausatmen und in tausend anderen Dingen entgegentritt, ist auch auf sexuellem Gebiet *die Voraussetzung gesund fortschreitender Entwicklung.*

Aus der Erkenntnis des Unerkannten, aus dem *Bewußtwerden des Unbewußten,* das heißt *aus der Wissenschaft* soll die Sitte befreit von Vorurteilen, soll die *Sittlichkeit,* die *bisher mehr Sache der Geschichte und Geographie als der Biologie und Sexologie* war, jene *natürliche* Grundlage erhalten, auf die *einzig und allein Sittengesetze* sich aufbauen dürfen.

Bis wir soweit sind, bedarf es freilich noch eines weiten Weges, bedarf es *vor allem der Überwindung der asketischen Weltanschauung,* die wir nach obigen Darlegungen in Kürze dahin definieren können, daß sie eine *Ausbeutung der Sexualfurcht und Sexualhemmung von seiten und zugunsten religiöser Glaubenslehren* ist.

In der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bedeutete *das Auftreten von Buddha, Paulus und Augustinus eine neue Ära.* Mag sein – wir bezweifeln es –, daß *im alten Heidentum* die Aufmerksamkeit im Sexualleben tatsächlich *allzusehr* dem *Körperlichen,* dem *Sinnlichen* zugewandt war, in der asketischen Ära wurde sie *ebenso einseitig auf das Übersinnliche* gelenkt. Der modernen *Sexualforschung* erwächst jetzt *die hohe Aufgabe,* im Lichte der Wissenschaft das *Leibliche und Geistige* so zu *vereinheitlichen,* daß endlich *vollbewußt* der *körperseelischen Geschlechtlichkeit* die Stellung eingeräumt wird, die ihr als unschätzbares Lebensgut gebührt.

III. KAPITEL

Die Enthaltsamkeitsfrage vom Standpunkt der Sexualhygiene

Die menschliche Geschlechtsnot

Motto:

Statt *wer* ist schuld,
Fragt: *was* ist schuld?
M. Hirschfeld.

Zwei Jahrtausende hat die asketische Weltanschauung Zeit gehabt, sich zu *entfalten* und zu *erproben*. Hat sie diese *Prüfungszeit bestanden?* Ist es ihr gelungen, eine *Veredelung der Menschheit* herbeizuführen, sind unter ihrer *Herrschaft* die Menschen *glücklicher* und zufriedener, *vollkommener*, ja auch nur sittlicher, reiner und *besser* geworden? Denn *dieses Ziel* zu erreichen, war ja der ausgesprochene, immer eindringlicher verkündete *Leitgedanke* aller asketischen Bekenntnisformen.

Daß das *asketische Prinzip* sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung, von geringen Schwankungen abgesehen, immer weiter und *stärker ausgebreitet* hat, steht außer Frage. Das *Bedeutsamste* war dabei, daß es nach und nach seinen *religiösen* Vertretern gelungen ist, *auch die Staatsobrigkeiten* auf ihre Seite zu ziehen. Auf ihre Veranlassung wurden *strenge Gesetze* erlassen, die *fast jede Form* des Sexualverkehrs außer derjenigen, welche der *ehelichen Fortpflanzung in vorgeschriebener Weise diente*, mit schweren weltlichen *Strafen bedrohten*.

Die Zahl der Männer und Frauen, die unter Berufung auf das Bibelwort Gal. 6, 8: „Wer sein Fleisch säet, der wird *vom Fleisch das Verderben ernten*", wegen *unehelichen* Geschlechtsverkehrs, Gewerbsunzucht, *Ehebruchs*, „*widernatürlicher*" Akte innerhalb der Ehe, Liebesbeziehungen mit *Andersgläubigen* (z. B. Jüdinnen) oder gar mit *Gleichgeschlechtlichen hingerichtet* oder *verstümmelt* wurden, *geht in die Millionen*. Es fehlte nicht viel, so hätte man auch die der „*Jugendsünde*" verfallenen den *andern* „*Geschlechtssündern*" angereiht, die alle als „*Sittlichkeitsverbrecher*" in fast noch schlimmeren Verruf gebracht wurden als *Räuber und Mörder*.

Hat nun, wiederholen wir, dieses *strenge asketische Regiment* den Beweis seiner *Zweckmäßigkeit* für den Menschen erbracht, hat es eine *Lösung des menschlichen Geschlechtsproblems* herbeigeführt? *Die Frage stellen, heißt sie verneinen*. Wer nur einigermaßen die Wirklichkeit kennt, muß zugestehen, daß auf diesem Gebiet die Zustände *trauriger* kaum gedacht werden können. Das Geschlechtsleben des Menschen ist gekennzeichnet durch *Unordnung* und *Verwirrung*, Not und Verzweiflung, *Elend und Siechtum*, Kummer und Jammer, und es bedürfte der *Feder eines Dante oder Goethe*, um anschaulich zu schildern, wie die asketische Weltanschauung *das Paradies körperseelischer Geschlechtlichkeit in eine Hölle auf Erden* verwandelt hat.

Zwar werden die Verfechter der Askese einwenden, daß ein Urteil über den *Erfolg der Askese* unter Berufung auf den *diesseitigen Liebeshimmel* und die diesseitige Liebeshölle *nicht entscheidend* sein könne, nur auf den *jenseitigen Himmel* und die jenseitige Hölle, das *Leben nach dem Tode* käme es an, die *ewige Seligkeit*,

die davon abhänge, ob ein Mensch auf Erden *keusch und züchtig* oder unkeusch und unzüchtig gelebt habe.

Weitere Einwände könnten sein, daß zur Abgabe eines Urteils, ob sich die *antike Mäßigkeitsidee* oder das *christliche Entsagungsideal* (der „*Hedonismus*" oder „*Antihedonismus*", vom griechischen „*hedone*" = *Freude* hergeleitet) mehr bewährt haben, der *vergleichende* Maßstab fehlt, und daß die Asketik *trotz aller Anstrengungen*, trotz schlimmster *Strafandrohungen für das Jenseits* und, als diese nicht durchgriffen, schwerster *Strafverfolgungen bereits in dieser Welt*, niemals und nirgends imstande gewesen sei, des Sexualtriebes Herr zu werden, daß sie *zu keiner Zeit und an keiner Stelle* vermocht hat, die *Ehe* wunschgemäß als *alleinige* geschlechtliche *Vereinigungsstätte* in der menschlichen Gesellschaft durchzuführen.

Aber erweist nicht gerade diese *Erfahrungstatsache* das völlige *Versagen* der asketischen Weltanschauung? Seien wir doch einmal ganz ehrlich und streng objektiv: Der Kampf der Asketik gegen den Geschlechtstrieb hat sich als ein *Kampf gegen Windmühlen* herausgestellt, als ein ganz vergebliches Ringen, ein Kampf mit untauglichen Mitteln, eine *Kräftevergeudung gegen etwas, was stärker ist als Menschenwille und Menschenkraft.*

Wer die Wahrheit kennt und bekundet, wird zugeben müssen, daß eine *wirkliche dauernde Unterdrückung* des Geschlechtstriebes nur in den allerseltensten Fällen stattgefunden hat und in diesen meist *auf Kosten der Gesundheit.* Wenn *Nietzsche* einmal äußert: „Das Christentum gab dem *Eros* (womit er die Liebe im allgemeinen meint) *Gift* zu trinken, er sei zwar *nicht daran gestorben*, aber *zum Laster entartet*", so könnte man hinzufügen, daß durch diese falsche Behandlung menschlicher Liebesempfindungen *nicht nur aus der Lust ein Laster, sondern* auch *eine Last* wurde; aus Glück Unglück, aus Reinheit Unreinheit und *aus Nutzen Schaden.*

Denn nicht nur die *unmittelbaren* Folgen der Enthaltung, nicht etwa nur die *Enthaltsamkeitsstörungen* fallen zum größten Teil auf das *Schuldkonto* der asketischen Weltanschauung, sondern *vor allem ihre mittelbaren Folgen*, alle die *niederen Surrogate*, in die sich der Mensch, außerstande, der an ihn gestellten *sittlichen Forderung* zu genügen, *flüchtete*, und alle Leiden und Qualen, die sich aus der Flucht in diese *Schlupfwinkel* der Sexualität ergaben.

Bevor wir weiter unten *Tatsachen* und *Zahlen*, die von der *gewaltigen Größe menschlicher Geschlechtsnot* unter dem asketischen Regime *Zeugnis* ablegen, für sich sprechen lassen, erscheint es jedoch nötig, nach allem, was wir über Geschichte und Wesen der Askese berichtet haben, auch noch vom rein *sexualhygienischen Gesichtspunkt* dem *Abstinenzproblem* unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das *hygienische* Abstinenz- oder *Enthaltsamkeitsproblem* unterscheidet sich von dem *asketischen* dadurch, daß es die Frage *geschlechtlicher Enthaltung* lediglich als *naturwissenschaftliches Problem* erörtern will. Zwischen beiden besteht aber insofern eine *enge Verbindung*, als die Vertreter der *Sexualethik* mit denen der *Sexualhygiene* ein Einvernehmen herzustellen für nötig befunden haben, nachdem

im Laufe des naturwissenschaftlich eingestellten *19. Jahrhunderts* immer mehr *Zweifel* und Bedenken an der Richtigkeit asketischer Gewaltmethoden laut wurden. Daß die *Theologen* und *Juristen* auch sehr bald *Mediziner* fanden, die „*Wasser auf ihre Mühlen gossen,*" kann nicht wundernehmen, wenn man berücksichtigt, daß die *Ärzte genau so wie alle übrigen* Menschen unter der *Suggestion der Tradition* (dem Banne der Überlieferung) stehen und über *wirkliche* Erfahrungen nicht verfügen, zumal sie sich früher meist schämten, ihren *Patienten Sexualfragen* vorzulegen.

Diese überließen sie lieber den theologischen *Beichtvätern*, für die nun aber wieder ganz *andere Richtlinien* maßgebend waren als die *Erforschung* körperlicher oder seelischer *Folgezustände.* Daß durch diese *Aufteilung des Sexualgebietes zwischen Theologen und Biologen,* von denen sich die einen nicht um die Folgen, die anderen nicht um die Gründe kümmerten, der *Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung* nicht ermittelt werden konnte, liegt auf der Hand. Erst seit wenigen Jahren haben die Ärzte angefangen, *wenigstens bei einigen nervösen und seelischen* Störungen nach sexuellen Verdrängungserscheinungen zu fahnden. Doch geschieht dies erst *seit so kurzer Zeit* und von so wenigen in *methodischer Weise,* daß die *Sachverständigengutachten,* die von den *Sittlichkeitsvereinen* immer wieder angeführt und abgedruckt werden, wie etwa das von dem *Medizinalkollegium* der *Universität Christiania* abgegebene, *mangels genügender Unterlagen* nicht als ausreichend begründet und daher *nicht als vollwertig* anerkannt werden können. Das Gutachten von Christiania lautete: „Die kürzlich von verschiedenen Personen gemachte und in öffentlichen Blättern und Versammlungen wiederholte Behauptung, daß ein sittlicher Lebenswandel und *geschlechtliche Enthaltsamkeit der Gesundheit schädlich* sei, ist nach unserer, hiermit einstimmig ausgesprochenen Erfahrung *ganz falsch.* Wir wissen von *keiner* Krankheit oder Schwäche, von der man behaupten darf, daß sie aus einem vollkommen reinen und sittlichen Lebenswandel entstehen könnte!"

Auf solche und ganz ähnliche aus angeblich *wissenschaftlicher* Erfahrung – auf welche, wird nicht gesagt – hervorgegangene, als „*überzeugend*" bezeichnete Zeugnisse stützen sich die *Enthaltsamkeitsverteidiger,* wenn sie in ihren Flugblättern und Schriften verkünden: „*Die Wissenschaft bestätigt die Mahnung der Heiligen Schrift* (Röm. 8,6): Fleischlich gesinnet sein, ist der Tod, und geistlich gesinnet sein, ist Leben und Friede", oder wenn sie die Behauptung aufstellen: „*Zur Sünde der Unkeuschheit,* der Unsittlichkeit, der Unzucht gesellt sich der *Irrtum,* daß Keuschheit für den Mann schädlich sei, daß die Befriedigung dieses natürlichen Triebes nicht nur etwas Erlaubtes, sondern *etwas der Gesundheit Förderliches* sei. Unzählige sind durch diesen Irrtum *in schwere Sünden geraten* und zeitlebens unglücklich geworden. ... Es ist daher eine dringende Pflicht, daß wir unserer heranwachsenden männlichen Jugend den *Fluch dieser Lüge* unverhüllt zeigen und ihr *an Hand von Zeugnissen ärztlicher Autoritäten* die unbedingte Wahrheit tief ins Herz zu prägen versuchen, daß *Keuschheit nicht nur ein göttliches Gebot,* sondern auch das schärfste und *sicherste Mittel* ist, die *Gesundheit* an Leib und Seele zu *kräftigen* und zu *erhalten.*"

Die Verfechter der Lehre, daß jeder Verkehr, der *nicht der Fortpflanzung* diene, sündige Fleischeslust sei, verfahren dabei *nicht* immer *folgerichtig*. Sonst *dürften* sie *nicht nur die Mittel zur Verhütung der Empfängnis* verwerfen, sondern müßten auch dafür eintreten, daß *kein* sexueller Verkehr mit einer Frau *vom Beginn der Empfängnis* bis zum *Ende* der *Stillungszeit* stattfinde. Denn während dieser ganzen Zeit, in der ein Kind im *Mutterschoße* und an der *Mutterbrust* aufblüht, stößt die Frau keine Eizellen ab, ist also unfruchtbar. Der junge Ehemann dürfte demnach seine Frau, die er bald nach der *Hochzeit* befruchtet hat, einundeinhalbes Jahr nicht mehr berühren.

Und auch *nach den Wechseljahren*, wo die Empfängnismöglichkeit ganz *erloschen* ist, dürfte kein Verkehr mehr stattfinden, da keine Schwängerung mehr möglich ist. Ebenso müßten alle Menschen, deren *Unfruchtbarkeit* festgestellt ist, *von der Liebe ausgeschlossen* bleiben. Alle diese Personen, und ihre Aufzählung ließe sich noch sehr *erweitern*, können ja den Zweck der *Zeugung*, der nach theologischer Auffassung *allein* zu sexuellen Handlungen berechtigen soll, nicht erfüllen.

Mit der weitverbreiteten Anschauung, daß der ausschließliche *Zweck* der Liebe die Fortpflanzung sei, stehen nun allerdings viele Erfahrungen des *Lebens* im *Widerspruch*. Zunächst sehen wir, daß der Verkehr viel häufiger *trotz* der Fortpflanzung als um der Fortpflanzung *willen* geübt wird. Es findet sich erfahrungsgemäß auch oft ein starker *Liebestrieb* bei Personen, die überhaupt *keine Fortpflanzungskeime* besitzen. Zeugungsunfähigkeit bedingt keineswegs *Beischlafsunfähigkeit*, im Gegenteil, sehr oft ist bei *sterilen* (unfruchtbaren) Männern ein *heftiger* Geschlechtstrieb vorhanden, z. B. bei solchen, bei denen infolge körperlicher Veränderungen, wie *Azoospermie* (= Fehlen lebendiger Samenzellen) nach Nebenhodenentzündung infolge Gonorrhöe (Tripper), die *Zeugung* ganz *unmöglich* ist. Eine der *erotomanischsten* Frauen, die ich kannte, war eine Dame von vierzig Jahren, die seit zwölf Jahren *nicht mehr menstruierte*, mithin *unfruchtbar* war.

Ebenso häufig wie *Liebe ohne Fortpflanzungsmöglichkeit* ist *Fortpflanzung ohne Liebe*. So sind die Fälle, in denen ein Mädchen *„guter Hoffnung"* wurde, die *weder liebte noch geliebt wurde*, Legion. Die Schriftstellerin *H. von Kahlenberg* sagt sogar: „Ich glaube, daß kaum ein Weib auf der ganzen Welt mir widersprechen würde, wenn ich sage, aus *Unerfahrenheit*, sogar aus *Edelmut* oder aus *Berechnung* sind mehr Mädchen gefallen als aus Üppigkeit, *Begierde* oder *Leidenschaft*."

Wenn Friedrich *Nietzsche* in der *„Morgenröte"* bemerkt: „Die *Zeugung* ist eine oft eintretende *gelegentliche* Folge einer Art Befriedigung des geschlechtlichen Triebes, *nicht dessen Absicht*, nicht dessen *notwendige Wirkung*", und an anderer Stelle: „Fortpflanzungs*trieb* ist reine Mythologie", so gibt er das wieder, was vor und nach ihm Naturforscher und Philosophen oft ausgesprochen haben, die klar legten, daß der *Mensch nur einen Geschlechtstrieb, aber keinen Fortpflanzungstrieb* besitzt. Gewiß, ein *Wunsch* nach Nachkommenschaft, sogar „der *Schrei nach dem Kinde*" ist oft vorhanden, namentlich beim Weibe, aber der *Trieb* und der *Wunsch* nach

Fortpflanzung sind *nicht das gleiche,* nicht einmal bei der Frau, geschweige denn beim Manne.

Dies sollte man endlich erkennen in einer Angelegenheit, die so oft *Gegenstand kühler Erwägungen* ist, wie die Überlegung, ob und wieviel Kinder jemand haben möchte. Einige *Belegstellen* seien hier noch angeführt: Der alte erfahrene Frauenarzt *Kisch* sagt in seinem Werke „Die *Sterilität des Weibes*": „Der *Geschlechtstrieb* ist eine so wechselvolle, in gewissen Lebensperioden den ganzen Organismus des Weibes beherrschende *elementare Gewalt,* daß ihre Entfesselung der *Reflexion über Fortpflanzung* keinen Raum läßt und daß im Gegenteil die Begattung begehrt wird, *auch wenn vor der Fortpflanzung Furcht herrscht* oder von Fortpflanzung keine Rede mehr sein kann."

Theodor von Wächter setzt in seinem „*Problem der Ethik*"* eingehend auseinander, daß die Auffassung, welche die Liebe *gleichbedeutend mit dem Fortpflanzungstrieb* ansieht, den *Kernpunkt aller falschen* und beschränkten *Konsequenzen* in den Fragen menschlichen Liebesempfindens bildet. Und *Rohleder*** schreibt: „Man gibt mit dem Worte Fortpflanzungstrieb dem Geschlechtstrieb einen *Flicken,* der ihm absolut *nicht anhaftet* und auch nicht anhaften kann."

Vergegenwärtigen wir uns einmal den *Sinn des Triebbegriffes* genau, so dürfte unwiderleglich feststehen, daß ein Trieb für das Individuum in allen Fällen das *Streben nach Beseitigung* eines Verlangens, einer *Sucht* nach Befriedigung eines *Spannungszustandes* des ganzen Organismus oder einzelner seiner Organe bedeutet. Man denke an den Trink- und Eßtrieb. Stets handelt es sich um den Ausgleich von Drangzuständen, die nur dem *Individuum direkt* zugute kommen und deren *Nichtbefriedigung ihm schädlich* werden kann. So ist auch der sexuelle Drang *mit Recht als Geschlechtstrieb* bezeichnet, da das Triebartige desselben nur die Vereinigung der Geschlechter *zwecks sexueller Entspannung* erstrebt.

Der Trieb strebt immer die Befriedigung eines *subjektiven Bedürfnisses* und damit die *Herstellung des Gleichgewichtes* für das Individuum an. Wenn aber zum Beispiel eine kräftige *Nahrung* den Menschen durch *erhöhten Stoffwechselumsatz* in die Lage versetzt, eine besondere *Arbeit zu verrichten,* so darf man wohl *von einem Eßtrieb* sprechen, aber *nicht von einem Arbeitstrieb.* Die Ermöglichung der Arbeit ist nur eine *wesentliche* Folge der Nahrungsaufnahme, die *mehr oder weniger bewußten Absichten* entspringt und *nicht* durch die Nahrungsaufnahme *triebartig erstrebt* wird.

Genau so erscheint die *Nachkommenschaft* als gelegentliche *Folge* des normal getätigten Geschlechtstriebes. Es geht aber nicht an, dieses *oft erst lange nach* dem vollzogenen Geschlechtsakte eintretende Ereignis, das *jenseits* der individuellen Organbefriedigung liegt und von den meisten Tieren, besonders den Männchen,

* Ein Problem der Ethik. Die Liebe als körperlich-seelische Kraftübertragung, von Th. von Wächter. Leipzig, bei Spohr.

** „Die Zeugung beim Menschen", S. 32.

gar nicht wahrgenommen wird – und dies hat auch für den Menschen volle Gültigkeit – als etwas *triebhaft Erstrebtes* anzusehen. Wenn man den Trieb als eine *unbewußt* erstrebte, im individuellen Leben begrenzte *Reizbefriedigung* auffaßt, erscheint daher die Annahme eines Fortpflanzungstriebes *sowohl beim Tiere* als *beim Menschen* als *Fehlschluß* und *Trugschluß.* Damit nicht zu verwechseln ist beim Menschen der *Fortpflanzungswille,* der bewußt erstrebt, aber auch *ebensooft verhindert* werden kann und wird und der die für den *Begriff des Triebes* erforderlichen *Kriterien* (Kennzeichen) *völlig entbehrt.*

Nehmen wir aber gleichwohl in der engen *Verknüpfung* von *Fortpflanzung* und *Liebe* einmal einen Zweck an, so ist es ebenso wahrscheinlich, ja *wahrscheinlicher,* daß die Natur es für *zweckmäßig* hielt, die Fortpflanzung an die Liebe zu *binden* und sie ihr als eine *keineswegs immer erwünschte* Folge beigab, um die Erhaltung einer Art, eines Stammes, einer *Familie sicherzustellen.* Das Einzelwesen hätte sonst *kein so großes Interesse* daran, Nachkommen zu erzeugen, weder der Mann als *Ernährer* der Kinder und auch oft nicht einmal die Frau, die sie in *Schmerzen gebärt,* wenn die Natur nicht die stärksten Lustgefühle, die *Empfindungen höchsten Erdenglücks als Prämie* darauf gesetzt hätte.

Und wäre die Fortpflanzung tatsächlich nicht nur eine der zahlreichen *Auswirkungen,* sondern ein Zweck der Liebe, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Liebe nur um der Fortpflanzung willen da ist, daß sie *ihr einziger Zweck* ist. Viele Organe und Instinkte dienen *mehr als einem* Zweck, oft sehr *verschiedenen.* So dienen die Verdauungsorgane und die Instinkte der Nahrungsaufnahme mit der *Aufrechterhaltung* des Stoffwechsels und *der Gesundheit* sehr *vielen* körperlichen und seelischen *Aufgaben.*

Die Liebe dient der *Erhaltung* des Lebens in *dreierlei* Weise, *einmal,* indem sie uns durch schwächere und stärkere Lustempfindungen *an das Leben fesselt,* es lebenswert macht, zum *zweiten,* indem sie die *Einzelwesen aneinander bindet,* den Zusammenhang zwischen dem „Ich" und „Du" herstellt, aus dem sich die Menschheit als *Gemeinschaft,* als ein *höherer* Organismus entwickelt, zum *dritten,* indem sie *Mann und Weib* körperlich und seelisch *über sich* hinauswachsen läßt.

Zusammenfassend könnte man sagen: der Geschlechts- und Liebestrieb ist *nicht Fortpflanzungstrieb, sondern Lusttrieb.* Der *Zweck der Liebe,* oder *richtiger* ausgedrückt

die Bedeutung der Liebe

ist Lust- und Lebenssteigerung. Die Fortpflanzung aber ist ein Vorgang, der sich *unmerklich* – oft tagelang nach dem Verkehr – durch die *Begegnung* zweier Keimzellen im Innern des Weibes vollzieht. Diese beiden Zellen sind die einzig *überlebenden* von vielen *Milliarden* ihrer Kameraden, die nach kurzer Lebensfrist, ohne der Fortpflanzung gedient zu haben, zugrunde gingen. Wäre der einzige Zweck der Liebe die Fortpflanzung, was sollte dann, müßte man fragen, der Zweck dieser un-

ermeßlichen *Verschwendung* von Lebenskeimen, Zeugungsstoffen, von *Liebeskraft und Lebenskraft* sein, wie wir sie sowohl beim Menschen als im ganzen übrigen Naturreich finden.

Eine ganze Reihe von Anhängern der *Abstinenzpropaganda* vertreten und verbreiten die Anschauung, daß die *geschlechtliche Enthaltung* ganz allgemein die körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen *hebe*. Die Stoffe der Keimdrüsen sollen angeblich als *wertvoller Extrakt resorbiert* (aufgesogen) und dem *Aufbau* des Organismus *nutzbar* gemacht werden. Es kommt hier zu der *körperlichen Hypothese* die ebenso *verschwommene Theorie* von der seelischen „*Sublimierung*" (= Vergeistigung) des Geschlechtstriebes hinzu, etwa in dem Sinne *Nietzsches*, der einmal sagt, daß der Geschlechtstrieb *auch an die Maschine* gestellt werden könne.

Wenn die Vertreter dieser Richtung sich gewöhnlich darauf berufen, daß viele *geistig hochbedeutende* Männer, namentlich *Philosophen*, ein *Leibniz, Kant, Schopenhauer, Nietzsche*, ebenso wie *ihre geistigen Vorläufer*, ein *Spinoza* und *Cartesius*, ihr Leben als „*Junggesellen*" oder „*Hagestolze*" verbracht hätten, so ist mit dieser äußeren gewiß bemerkenswerten Feststellung zunächst nicht erwiesen, daß sie *wirklich geschlechtlich abstinent* gelebt haben, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß möglicherweise bei ihnen *Triebstörungen*, sexuelle *Defektzustände* irgendwelcher Art vorgelegen haben. Doch selbst abgesehen davon, kann dasjenige, was für diese *Ausnahmemenschen* gilt, *keine allgemeine Gültigkeit* beanspruchen. Denn in der Tat scheint das *Sexualleben* mancher Personen von *besonderer* Geistigkeit nicht mit dem *durchschnittlicher* Menschen übereinzustimmen.

Wenn beispielsweise der hervorragende Maler *Adolph von Menzel* in seinem veröffentlichten *Testament* erwähnt, daß er *niemals* in seinem Leben *ein Weib berührt* habe, so kann angenommen werden, daß dieser schöpferische Künstlergeist in geschlechtlicher Hinsicht *von der Norm wesentlich abwich*, ohne daß damit gesagt sein soll, daß sich sein Geschlechtstrieb nach *anderer* Richtung betätigt hätte. Wer Menzel *persönlich* kannte, wird über den sexuellen *Negativismus* dieses *genialen Gnomen, der höchstwahrscheinlich* rein körperlich *endokrin bedingt* war *(Anerotismus*, d. h. *fehlende* innere Erotisierung infolge Geschlechtsdrüsen*ausfall)*, kaum erstaunt sein.

Die Keuschheitsvertreter berufen sich auch immer wieder darauf, daß, wie schon im Altertum, auch in der Neuzeit bei der *Vorbereitung zu Wettspielen* auf die Enthaltung von sexuellem Verkehr ein besonderer Wert gelegt wird. Man übersieht aber hierbei geflissentlich, daß es sich hier *nicht um lebenslängliche*, sondern nur um *vorübergehende*, meist sich nur über Wochen, höchstens Monate erstreckende Abstinenz handelt im Sinne der *ursprünglichen* Bedeutung der *Askese*.

Auch die Berufung auf die im Zölibat lebenden *Priester* als Beweismittel der *Entbehrlichkeit* geschlechtlicher Betätigung ist nicht durchschlagend; abgesehen davon, ob und in wieweit *Ehelosigkeit tatsächlich Keuschheit* bedeutet, gibt der Um-

stand zu denken, daß, wie von *Lebensversicherungen* nachgerechnet wurde, die *Sterblichkeitsverhältnisse katholischer* Geistlicher *ungünstiger* sind als die *verehelichter protestantischer* Pfarrer.

Daß die *Geschlechtsnot* bei den *Zölibateren* eine sehr erhebliche ist, kann ich *auf Grund vieler Anfragen* und Schilderungen bestätigen, die ich im Laufe meiner *dreißigjährigen* Spezialtätigkeit von katholischen Priestern erhalten habe. So suchte mich vor einigen Jahren ein älterer Mann auf, der mehr als ein *Vierteljahrhundert* in einem *Trappistenkloster* verbracht hatte. Er war mit dreißig Jahren in das Kloster gegangen, weil er mit seinem Geschlechtstrieb *nicht fertig* werden konnte. Die *Trappisten* gehören in *Verzicht* auf Rede und Gegenrede, *Beschränkung* von Speise, Trank und Schlaf und *sexueller Enthaltung* zu den *strengsten* christlichen Asketikern der *Gegenwart.* Mein Patient, dem es während des Krieges gelungen war, sich als *Krankenpfleger* für einige Jahre der *Klosterdisziplin* zu entziehen, erzählte mir, daß er *alle Ordensregeln unschwer* hätte erfüllen können, *nur nicht* die auf das Geschlechtsleben bezüglichen. Er habe sich während seines fünfundzwanzigjährigen Klosteraufenthaltes über achttausendmal durch *Selbstbefriedigung* „vergangen". Seine *„Beichte"*, wie er seine *Bekenntnisse* selber nannte, erinnerte mich an die erschütternde Stelle in *Oscar Wildes* „The ballad of reading goal" *(Zuchthausballade),* an der er verrät, wie sich noch im *Zuchthause* im Zustand größter Apathie sein Geschlechtstrieb regt:

"And all, but lust
is turned to dust
in humanity's machine"

(„Und alles in der Menschmaschine war vermodert, nur nicht die Geschlechtslust").

Als vor einigen Jahren eine italienische Zeitung für die *Abschaffung des Zölibats* eine Lanze brach, erhielt sie von einem freimütigen Priester in Apulien einen mit vollem Namen unterzeichneten *offenen Brief über die Enthaltsamkeitsfrage.* Es hieß dort: „Ihr Artikel über das Priesterzölibat in Nr. 11 der „Battagli d'oggi" ist sowohl mir als allen Priestern, denen ich ihn zu lesen gab, als ein *Trompetenstoß* erschienen, der die Erlösung von Tausenden von Seelen ankündigt, die unter dem Drucke eines brutalen und *widernatürlichen Gesetzes* leiden und seufzen. Sammeln Sie die Soldaten, die weinen und zittern, die auf Ihren Ruf antworten und ein großes Heer bilden werden, um ihre *Rechte* zu verteidigen, die jetzt zu ihrem großen physischen und moralischen Schaden verkannt werden. – Zwei Übel bedrohen die Priesterschaft und würdigen sie herab: die *Unwissenheit* und die *Unsittlichkeit.* Die zweite Plage würde man *in einem Augenblick* durch *Abschaffung* des Zölibats auf wundersame Weise lösen können."

Ein *Seitenstück* zu diesem Brief bietet folgende Mitteilung aus *Rom:* In Visso in Umbrien hat ein Erzpriester mit Namen P..., der auch Doktor des kanonischen Rechts ist, dem Bischof von Norcia seinen *Austritt aus dem geistlichen Stande* mitgeteilt, mit der Begründung, daß er seine Beziehungen zu einer jungen Dame

standesamtlich regeln müsse, nachdem er mit dieser seit vier Jahren durch eine *heimliche* kirchliche Ehe verbunden sei. Zu dem entscheidenden Schritt des *öffentlichen Austritts* entschließt sich der Priester, weil er seine Lebensgefährtin zur *Mutter* eines Kindes gemacht hatte. Das „Giornale d'Italia" veröffentlicht den Brief, in dem der Geistliche sich mit seinem Bischof auseinandersetzt. Er dankt darin dem Kardinal-Vikar für eine ihm in Rom angebotene Stelle, durch welche er seine Privatverhältnisse hätte regeln können, und bittet den Bischof, nicht schlecht von seiner *Lebensgefährtin* und jetzigen Frau zu denken. „Wenn ich mich heute von meinen Vorgesetzten und von meinen Pfarrkindern mit erhobenem Haupte verabschieden kann, wenn ich beim Abschied sagen darf: ich habe nie der Ehre eurer Frauen oder eurer Töchter nachgestellt, sondern bin als Pfarrer der Hüter und Wächter der Reinheit und des Friedens eurer Familien gewesen, so danke ich das vor allem meiner Frau, die mir eine *große und reine Liebe* eingeflößt hat und mich so die *Würde und Heiligkeit der Familie* und die göttliche Größe der christlichen Religion hat empfinden lassen, die Gott als Vater verehrt und die Ehe als Sakrament." Der Priester spricht dann von der *unerhörten Zumutung, die der Zölibat an die menschliche Natur stellt,* von den Opfern, die er sich in einem *zehnjährigen* Kampf durch die strenge *Einhaltung seines Priestergelübdes* auferlegt hat, und sagt, daß die Schuld für das Unheil, welches der Zölibat über die Gläubigen bringt, *dem System und nicht den Personen* zur Last zu legen sei. „Ich bitte Gott, daß er die geistige Obrigkeit erleuchte und ihr endlich die Augen öffne, um zu sehen, *wie unmenschlich, unchristlich, unsittlich* und daher nicht nur der Kirche, sondern der ganzen Gesellschaft schädlich das Gesetz des *obligatorischen Zölibats* ist; daß er ihr die Ohren oder besser das Herz öffne, um den *Schrei jener Priester* zu hören, die dies Gesetz nicht befolgen können und seelisch und körperlich ein *zweckloses verborgenes Märtyrertum* leiden." Der Brief, der um so wirkungsvoller ist, als er keinerlei Angriffe auf Personen enthält, schließt mit dem Hinweis auf die *schweren Verfolgungen,* mit denen die Kirche gegen die Priester vorgeht, die offen die Unerträglichkeit und Unsittlichkeit der heutigen Zustände zur Sprache bringen. Der Pfarrer, der dieses *Geständnis* ablegte, war bei seiner *Gemeinde* in ungewöhnlich starkem Grade geliebt und geachtet.

Wäre nun aber auch in *vereinzelten* Fällen eine vollkommene *dauernde Unterdrückung sexueller Triebregungen* möglich, sei es in *freiwilliger* oder *erzwungener* Entsagung, so könnten diese Ausnahmen nicht den Ausschlag geben. Bei der übergroßen Mehrheit mitten im Leben stehender Menschen sucht sich ein Teil des nicht *unterdrückbaren Drucks,* und zwar derjenige, welcher die *innere Unruhe* bewirkt, zunächst irgendeine *Entlastung* durch *äußere* Unruhe. Diese gibt sich als *Emotion* (= *Bewegung* in körperseelischem Sinn) in mannigfachster Weise kund.

So dient dieser Abfuhr nicht selten der *Schrei.* Ein Freudschüler – *Otto Rank* – meint einmal, daß der Schrei der *ursprünglichste Laut* des Menschen war, aus dem sich die *Sprache* als *differenzierter* Ausdruck der *Gefühle* entwickelt hätte. Trifft

dies zu, dann hat sich sicherlich zu dem *Angstschrei* der sich Wehrenden, zum *Lustschrei* der Überwinder alsbald der *Notschrei unerfüllter Sehnsucht* gesellt und mit ihm das Seufzen und Stöhnen als motorische *Auslösung*, wenn auch *nicht* als *Lösung* verhaltener Spannungen, als *Notwehr* gegen die zwangvolle, drangvolle Pein unerwiderter *unerlöster Geschlechtlichkeit*.

Eine ganz ähnliche *Befreiung* von innerer *Last*, bei der zu dem motorischen noch das *sekretorische* Moment tritt, stellt das *Weinen* dar; mit Recht spricht man von der *Wollust der Tränen*, dem Glück, sich *ausweinen* zu können. Das *wichtigste* Mittel der *Abreaktion* aber bildet die Sprache, die *Aussprache*. Wie eine körperliche Wunde der *Absonderung* bedarf, so braucht der seelische Schmerz die *Erleichterung durch das Wort*. Deshalb hat bei vielen seelischen Leiden und Störungen, vor allem sexuell bedingten, die *eingehende Rede und Gegenrede* mit einem verständnisvollen Arzte oder Vertrauten schon an und für sich die Bedeutung eines Heilmittels von hohem Wert.

Bei manchen Personen dient dem Zwecke *sexualmotorischer Entlastung* auch das Zeichnen und *Schreiben*, vor allem das oft schon *aus einer Entlastung zu einer Belastung* gewordene *Tagebuchführen* und das *Briefschreiben*. Ich kenne mehrere Fälle, in denen an starker *Affektverdrängung* leidende Frauen (auch Männer) sich dadurch *Luft und Lust* verschafften, daß sie innerhalb kurzer Zeit Tausende von Briefen schrieben. Der Inhalt der nicht ganz selten auch *anonymen* Briefe braucht nicht *obszön (pornographisch)* zu sein, und dadurch unterscheidet sich diese Form *sexueller Schreibsucht* in etwas von den Zuständen, die *Bloch* unter dem Namen *„Erotographomanie"* beschrieben hat; dagegen sind sie meist von starker *Leidenschaftlichkeit*, oft von Übersinnlichkeit erfüllt, und Anreden, wie „mein Gott", „mein Heiland" sind in ihnen nichts Ungewöhnliches. Das klassische Beispiel für diese Form erotischen Auslebens sind *„Die Briefe von Abälard und Heloise"* (herausgegeben von W. Fred im Inselverlag, Leipzig 1911).

Eine andere motorische *Umsetzung sexueller Unruhe* finden wir häufig im *Wandertrieb*. Die *Sturm- und Drangperiode* heranreifender Menschen, wie sie sich in unserer Zeit im *„Wanderburschentum"* und in der *„Wandervogelbewegung"* auslebt, ist erfüllt von unbewußten Auswirkungen dieser sexualmotorischen Umschaltung.

Es gibt Fälle, in denen man von *„Erotodromomanie"* sprechen könnte. *Der sexuell Befriedigte ist seßhaft, bodenständig, der sexuell Unbefriedigte heimflüchtig, ruhelos*. Da reisen diese alleinstehenden Männer und Frauen von einem Platz, von einem *Erdteil* zum anderen. Da findet man diese von unbemerktem und auch ihnen selbst meist unklarem *Sexualdrang* Getriebenen an allen mondänen Sammelstellen, in Monte Carlo und Ostende, in Oberammergau und Bayreuth, wie in den Palasthotels am Rande der Sahara und am Ufer der Themse, immer friedlos, freudlos, rastlos.

Auch unter den *Forschungsreisenden*, die sich vom sexuellen Stachel getrieben in Abenteuer und Gefahren aller Art begeben, und auch in der ärmsten Schicht der

Vagabonden sah ich *viele Sexualverdränger.* In den *deutschen Herbergen* aller Länder fand ich unter den sogenannten *„Kunden"* Menschen, die zwanzig Jahre und mehr *„auf der Walze lagen"*, unter ihnen manchen, der einst hoch in Ansehen und Vermögen stand, sich aber erst glücklich fühlte, als er nichts mehr zu verlieren hatte. Gelingt es, das Vertrauen dieser oft sehr verschlossenen *Trabanten der Landstraße* zu gewinnen, so erfährt man fast immer, daß *unglückliche Sexualverhältnisse* den Antrieb ihrer anhaltenden resignierenden Ruhelosigkeit bildeten.

Zu den mehr oder minder *ersatzunbewußten Sexualekstasen* gehört auch der *Tanz*, von dem einer seiner besten psychologischen Kenner *Hans Brandenburg* (in „Der moderne Tanz" bei Georg Müller, München 1921) mit gutem Grunde sagt, er sei „ein *gewaltiges Ventil*, durch das sich menschliche Triebe *befreien*".

Entsprechend seinem sexuellen Charakter findet man daher auch die Neigung und Eignung zum *Solotanz*, besonders bei *narzistisch* veranlagten Männern und Frauen, während es die Minderzahl *gleichgeschlechtlich* gerichteter Personen *unwillkürlich* immer wieder zum Tanz mit Personen *ihres* Geschlechts zieht, den die große Mehrzahl der das *entgegengesetzte* Geschlecht liebenden Menschen verpönt, weil es sie wiederum drängt, die zu *ihrer* Sexualnatur stimmenden „aufzufordern".

Von einigen Autoren wird angenommen, daß die völlige geschlechtliche

Enthaltung bis zu einem bestimmten Alter

für *beide* Geschlechter vorteilhaft, jedenfalls *nicht nachteilig* sei, *über diese Grenze* aber *Bedenken* hätte.

Dieses Alter wird jedoch sehr *verschieden* angenommen. Mein Lehrer *Wilhelm Erb* in Heidelberg, ein sehr abwägender Mann, erklärte die geschlechtliche Enthaltung *bis zum zwanzigsten Lebensjahre* für *nützlich, nach* dieser Zeit für schädlich, namentlich für Menschen aus *nervösen* Familien. *Erbs* wissenschaftlicher Gegner *Leyden* setzte diese Grenze auf das *dreißigste* Jahr; nach dem dreißigsten Lebensjahre, meinte er, könne die Abstinenz beim Manne und Weibe *seelische* Störungen namentlich *depressiver* Art herbeiführen; bis dahin wäre sie ungefährlich. Für die Mitte, also etwa *für das fünfundzwanzigste Jahr*, entschied sich der *Petersburger* Dermatologe *Tarnowsky*, während andere das Alter, in dem Abstinenzstörungen eintreten können, *wesentlich früher* ansetzten und einige sogar schon wenige Jahre *nach* dem *Eintritt der Reife* solche beobachtet haben wollen.

Zu berücksichtigen dabei sind neben *individuellen* inneren Verschiedenheiten auch solche der *Umwelt*, Momente und Motoren, die auf den Sexualtrieb erregend wirken. Mit Recht sagt *Neisser:* „Eine etwas länger als heute fortgesetzte Abstinenz würde wohltätig sein, aber *unsere Zivilisation reizt in sexueller Hinsicht.*" Hinzu fügt er: *„Natürlich liegt für gesunde Männer im normalen Geschlechtsverkehr nichts Schädliches."* Die Anschauung endlich, welche in der Geschlechtsenthaltung an und für sich eine *psychische Kastration* erblickt, umfaßt der erfahrene

Berliner Sexologe *Max Marcuse* mit dem Satz: „Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und Praxis ist die geschlechtliche *Enthaltung* eine *gewichtige Ursache geistiger und körperlicher Krankheiten.*"

Die Anhänger dieser Lehre sind in steter *Zunahme* begriffen, besonders beeinflußt durch Veröffentlichungen *Freuds.* Dieser schreibt zu dieser wichtigen Frage: „Die Abstinenz weit über das zwanzigste Lebensjahr hinaus ist für den jungen Mann nicht mehr *unbedenklich* und führt zu anderen *Schädigungen,* auch wo sie nicht zur Nervosität führt. Man sagt zwar, der *Kampf mit dem mächtigen Triebe* und die dabei erforderliche Betonung aller ethischen und ästhetischen Mächte im Seelenleben *stähle den Charakter,* und dies ist für *einige* besonders günstig organisierte Naturen richtig; zuzugeben ist, daß die in unserer Zeit so ausgeprägte Differenzierung der individuellen Charaktere erst mit der Sexualeinschränkung möglich geworden ist. Aber in der weitaus größeren Mehrheit der Fälle *zehrt* der Kampf gegen die Sinnlichkeit die verfügbare *Energie* des Charakters *auf* und dies gerade zu einer Zeit, in welcher der junge Mann *all seiner Kräfte bedarf,* um sich einen Anteil und Platz in der Gesellschaft zu erobern . . ."

Und an anderer Stelle meint Freud: „Man darf sagen, die Aufgabe *der Bewältigung* einer so gewaltigen Regung wie des Sexualtriebes *anders als auf dem Wege der Befriedigung ist eine, die alle Kräfte eines Menschen in Anspruch nehmen kann.* Die Bewältigung durch *Sublimierung,* durch *Ablenkung* der sexuellen Triebkräfte *vom sexuellen Ziel weg auf höhere kulturelle Ziele* gelingt einer Minderzahl und auch dieser wohl *nur zeitweilig,* am wenigsten in der Lebenszeit feuriger Jugendkraft, *die meisten andern werden neurotisch* oder kommen sonst zu Schaden. Die Erfahrung zeigt, daß die Mehrzahl der unsere Gesellschaft zusammensetzenden Personen der *Aufgabe der Abstinenz konstitutionell nicht gewachsen* ist. Wer auch bei milder Sexualeinschränkung erkrankt wäre, erkrankt *unter den Anforderungen unserer heutigen Sexualmoral* um so *eher* und intensiver, denn gegen die Bedrohung des normalen Sexuallebens durch fehlerhafte Anlagen und Entwicklungsstörungen kennen wir keine bessere Sicherung als die Sexualbefriedigung. *Je eher jemand zur Neurose disponiert ist, desto schlechter verträgt er die Abstinenz.*"

Und noch eine *dritte* Bemerkung des bedeutenden Wiener Gelehrten zu dieser Frage sei angeführt:

„Im allgemeinen habe ich *nicht* den Eindruck gewonnen, daß die *sexuelle Abstinenz* energische, *selbständige Männer der Tat* oder Originale, Denker, kühne Befreier und Reformer heranbilden hilft, viel eher *brave Schwächlinge,* die später in die große Masse eintauchen und den von starken Individuen gegebenen Bahnen folgen."

Wenn ich mir nun auf Grund eigener Erfahrung diejenigen Personen vergegenwärtige, welche ich in meiner Praxis als *Sexualabstinenten bis zum dreißigsten Lebensjahre* kennen lernte, so muß ich bei völlig vorurteilsloser Prüfung sagen,

daß diese Personen fast ausnahmslos einen *eigentümlichen Eindruck* machten, der alles in allem *kein überdurchschnittlicher,* sondern eher das Gegenteil war. Es waren *meist scheue,* verängstigte, *unbeholfene,* dem Leben nur mangelhaft gewachsene Leute, oft Menschen mit hypochondrischen Skrupeln und allerlei sonderbaren Zwangsgedanken. Die meisten von ihnen lernte ich dadurch kennen, daß sie mich *nach Eingehung der Ehe* aufsuchten, weil sie sich *nicht* in der Lage sahen, den Beischlaf zu vollziehen. Mehr noch als sie selbst waren oft ihre Frauen darüber verstimmt. Fast alle diese Abstinenten hatten sich ihre *Keuschheit bis zur Ehe* als Verdienst angerechnet, während *es sich in Wirklichkeit* entweder um einen *schwach* entwickelten Geschlechtstrieb oder um mehr oder weniger nervöse *Hemmungen* handelte.

Das Auftreten von *Impotenz als Folge geschlechtlicher Enthaltsamkeit* wird von den meisten Ärzten bestritten und ist *auch früher von mir* bezweifelt worden, bis ich durch die Beobachtung einer größeren Anzahl von Patienten, die bis zu ihrer Ehe völlig abstinent gelebt haben, doch anderer Meinung geworden bin. Man darf dabei allerdings nicht außer acht lassen, daß Männer, die bis zum Eingehen einer Spätehe völlig abstinent gelebt haben, an und für sich meist sehr *geringe sexuelle Regungen* besitzen. Die *Stärke des Geschlechtstriebs* bewegt sich in *weitesten Grenzen.* Vielfach wird hier, wie so oft im Leben, *Anlage und Verdienst verwechselt.*

Es sind jedoch nicht selten *neuvermählte* Männer *wegen völliger Impotenz* zu mir gekommen, die bereuten, daß sie sich nicht vor der Ehe *vergewissert* hätten, ob ihnen der Koitus (= Beischlaf) mit dem Weibe möglich sei. Einer bemerkte: „Das habe ich nun von *meiner Keuschheit bis zur Ehe,* daß ich meine Frau nicht befriedigen kann." Ein anderer, 38 Jahre alt, meinte: „Hätte ich gewußt, daß ich meine Manneskraft verlieren würde, wäre ich nicht dem Weißen Kreuz (Keuschheitsverein) beigetreten." Auf Grund meiner großen Erfahrungen auf diesem Gebiete stehe ich heute nicht an zu erklären, *daß ein Mann, dessen Potenz nicht sichergestellt ist, nicht das Recht hat, eine Frau an sich zu fesseln.*

Gleichwohl dürfte aber häufiger die *Abstinenz* eine *Folge der Impotenz* als die mangelnde Potenz eine Folge der Abstinenz sein. Ein Beispiel dafür, wie ein zum Geschlechtsverkehr unfähiger Ehemann auf ein *gesundes Weib* wirkt, will ich an Hand von folgendem *Eheanfechtungsgutachten* geben:

> Der Herr K. Sch., geboren 1890, und seine Ehefrau Gertrud, geb. M., geboren 1894, haben sich gemeinsam an uns gewandt zwecks fachärztlicher Beurteilung ihrer ehelichen Gemeinschaft. Sie erklären, daß *seit Beginn* ihrer im Mai 1915 geschlossenen Ehe eine geschlechtliche *Vereinigung niemals* zustande gekommen wäre und beabsichtigen, eine *Nichtigkeitserklärung* dieser Ehe herbeizuführen.
>
> Herr und Frau Sch. lernten sich 2½ Jahre vor ihrer Verheiratung kennen. Sie wurden von einer gemeinsamen Bekannten *zusammengebracht,* die der Meinung war, daß sie sich zur Ehe miteinander eigneten. Herr Sch. war damals Seminarlehrer. Obwohl eine eigentliche erotische *Anziehung* oder tiefere seelische Neigung *zwischen beiden nicht bestand,* beschlossen sie nach Kenntnis ihrer gegenseitigen Verhältnisse, sich zu

verloben. Von seiten der Frau war der Wunsch maßgebend, *von Hause fortzukommen,* einen eigenen Hausstand zu führen und vor allem die Sehnsucht nach dem Manne, ein *natürliches geschlechtliches Liebesempfinden,* verbunden auch mit mütterlichen Instinkten. Für alle diese Wünsche glaubte sie in ihrem Manne den geeigneten Partner gefunden zu haben, trotzdem ihr von Anfang an seine *Leidenschaftslosigkeit* und *„Sachlichkeit" auffielen.* Die Mutter, mit der sie über diese Leidenschaftslosigkeit des Verlobten sprach, meinte aber, das „fände sich alles" in der Ehe; ihr Verlobter sei eben sehr moralisch und *zu anständig, um schon vor der Ehe zärtlich zu werden.*

Die für Herrn Sch. ausschlaggebenden Gründe waren in erster Linie der Gedanke, daß er *in eigener Haushaltung bessere Pflege und Abwartung* haben würde; vor allem aber *dachte er an seine Wissenschaft,* die *Mathematik,* für die er von jeher ein starkes Interesse besaß. Um sich ganz diesem Fach unter Aufgeben seines *bisherigen* Lehrerberufs widmen zu können, bedurfte er *materieller Mittel,* die ihm von seinen *gutsituierten Schwiegereltern* gern zur Verfügung gestellt wurden.

Obwohl es in der Verlobungszeit bereits zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten kam, *scheuten* beide Beteiligte doch *vor der Aufhebung der Verlobung* zurück. Sch. *schob* aber den *Hochzeitstag immer wieder hinaus,* bis endlich ein Machtwort des Schwiegervaters die Entscheidung brachte.

Die Ehe erwies sich von vornherein als *unhaltbar.* Zwar bemühten sich beide Ehegatten, einander mit Achtung und Neigung zu begegnen. Aber nach der übereinstimmenden Angabe beider Beteiligten *gelang der eheliche Geschlechtsverkehr kein einziges Mal.* Und zwar lag die *Ursache zu diesem Mißlingen beim Ehegatten,* Herrn Sch., dessen Geschlechtsorgan überhaupt nicht in erregten (erigierten) Zustand geriet oder nach ganz flüchtiger Erektion in begattungsunfähigen Zustand zurückverfiel. *Unter den häufigen vergeblichen Versuchen,* die zur Erzielung ehelichen Verkehrs unternommen wurden, *litt vor allem die Ehefrau;* und noch mehr litt dieselbe unter der Abstinenz und dem *Mangel* an *ehelichem* Glück unter derartigen Umständen. Es kam zu Unausgeglichenheiten beider Ehegatten, ja sogar zu *Zusammenstößen,* durch welche die Nerven beider Beteiligten noch mehr beansprucht wurden.

Während des *ersten Halbjahrs* der Ehe waren beide Ehegatten geneigt, die Ursache der Unfähigkeit des Herrn Sch., mit seiner Frau in ehelichen Geschlechtsverkehr treten zu können, in einer *vorübergehenden Nervenschwäche* zu suchen. Herr Sch. bereitete sich damals unter Aufwand aller Energie zur *Reifeprüfung* vor. Beide Ehegatten nahmen an, daß *nach Bestehen* derselben eine *Erholung* und Kräftigung im Gesamtbefinden des Herrn Sch. eintreten würde, welche ihn zur Ausübung des ehelichen Geschlechtsverkehrs fähig mache. Nachdem aber im November 1919 das Examen *bestanden* war, und eine Änderung in dem Gesundheitszustand und der Begattungsfähigkeit des Ehegatten nicht eingetreten war, kam Frau Sch. im Laufe der folgenden Monate mehr und mehr zu der Überzeugung, daß sie sich *über eine wesentliche Eigenschaft in der Person ihres Gatten im Irrtum befunden habe, deren Kenntnis sie bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe* vom Eheschluß *abgehalten* haben würde.

Es war die *Aufgabe der ärztlichen Untersuchung,* festzustellen, ob diese Auffassung der Frau Sch. über die Ehefähigkeit ihres Gatten *objektiv berechtigt* war. Zu diesem Zwecke prüften wir den Gesundheitszustand des Ehegatten Sch. insbesondere im Hinblick auf die Art und Dauer der behaupteten Begattungsunfähigkeit. Ferner aber untersuchten wir Frau Sch., um festzustellen, ob sie selber tauglich zur Ehe mit diesem Ehegatten gewesen sei und ferner, ob *ihr aus dem Versagen ihres Ehegatten* in sexueller Hinsicht *gesundheitlicher Schaden* erwachsen ist.

Herr Sch. stammt aus gesunder Familie, bot aber als Kind einige *neuropathische*

Zeichen. Seine Entwicklung war eine regelrechte und frei von schweren Krankheiten. Seine geistige Begabung war eine sehr gute. Jedoch blieb er ein sensibler und dabei stiller, etwas *in sich gekehrter Mensch ohne größere äußere Aktivität.* Im Kriege wurde er im September 1915 verwundet; er verlor durch ein Infanteriegeschoß das rechte Auge. Das Gehirn wurde nicht in grober Weise in Mitleidenschaft gezogen; immerhin erlitt er eine *Gehirnerschütterung* mit Brechanfällen und war mehrere Monate lang sehr *apathisch.*

Am bedeutsamsten sind seine Angaben über seine geschlechtliche Beanlagung. Hiernach hat er von seiner Mutter eine *äußerst geringe geschlechtliche Bedürftigkeit* ererbt. Auch nach der Geschlechtsreife, die sich regelrecht vollzog, *trat* ein eigentlicher *Geschlechtstrieb* bei ihm *nicht auf.* Gewiß fühlte er sich zu fraulichen Erscheinungen hingezogen, aber *ohne Bedürfnis* nach geschlechtlichem Verkehr. So ist er ohne geschlechtliche Befriedigung ausgekommen. Vor Eingang der Ehe habe er erhofft, die ihm fehlende Leidenschaft werde sich *in der Ehe* selber *finden.* In der Ehe aber habe sich diese *Hoffnung* als *falsch* erwiesen. Oftmals habe er den *Versuch* gemacht, in ehelichen Verkehr mit seiner Frau zu treten, *niemals* sei ihm dies *geglückt.*

Nach den ersten Versagern hätten sich jedesmal *Angstgefühle* und andere seelische Hemmungen eingestellt und eine Erektion verhindert. Diese geschlechtliche *Nichtbefriedigung* mit vorangehender vergeblicher Erregung habe auf seine Nerven ungünstig eingewirkt. Er habe den *Mißstimmungen seiner Frau,* so verständlich sie ihm waren, nicht mehr mit der nötigen Ruhe begegnen können, sei selber immer nervöser und unausgeglichener geworden und habe die *sichere Überzeugung,* daß es ihm *völlig unmöglich* sei, mit dieser Frau *jemals* zu einer *geschlechtlichen Vereinigung* zu kommen.

Versuche bis in die letzte Zeit hinein hätten ergeben, daß seine geschlechtliche Erregung *um so mehr nachlasse, je mehr die seiner Frau anwachse,* und je mehr er sich bemühe, dem Rechnung zu tragen. An eine Einführung des Gliedes sei überhaupt nicht zu denken. *Auch der Gedanke an Nachkommenschaft,* die beide Teile sich sehnlichst wünschten, vermöge daran *nichts* zu ändern. Seine sehr seltenen Samenergüsse seien *Schlafpollutionen.* Körperlich ist Herr Sch. ein gut gebauter Mann mit gesunden Organen und normaler Entwicklung der Geschlechtsorgane, mit ganz *geringen* Zeichen funktioneller Schwäche des Nervensystems: leicht erhöhten Reflexen und ganz geringem Zittern der Lider und Hände.

Die *Ehefrau* Sch. ist ihrerseits eine Frau *von völlig gesundem und natürlichem Geschlechtsempfinden.* Sie ist auch sonst in geistiger und körperlicher Hinsicht eine *völlig gesund beanlagte Frau.* Sie gibt außer dem bisher Gesagten noch folgendes an: Unter der mangelnden geschlechtlichen Befriedigung im ehelichen Verkehr habe sie um so mehr gelitten, als sie die Behausung und das *Schlafzimmer des Gatten teile. Vorher völlig nervengesund,* sei sie infolge der vergeblichen Erregungen und Entbehrungen im letzten Jahre in einen Zustand geraten, der ihr früher gänzlich fremd gewesen sei. Sie habe *14 Pfund* innerhalb dieses einen Jahres an Gewicht *verloren, schlafe sehr schlecht und unruhig,* sei ständig in unausgeglichener und reizbarer Stimmung, weine äußerst leicht und sei *sehr streitsüchtig* geworden. Herzklopfen und *Beklemmungen* seien nicht selten.

Die objektive Untersuchung bestätigte diesen Befund: Frau Sch. hat gesunde innere Organe, sie ist *durchaus begattungs- und empfängnisfähig.* Die Herztätigkeit ist eine leicht gesteigerte und unregelmäßige mit starker Atemschwankung. Die Haut- und Sehnenreflexe sind stark erhöht. Es besteht heftiges Hände- und Zungenzittern. Auf psychischem Gebiet fällt ihre Affektlabilität auf; sie gerät mehrmals *grundlos ins Weinen.*

Auf Grund des Vorgetragenen kommen wir zu folgenden gutachtlichen Schlüssen:

Herr Sch. leidet in bezug auf seine Ehefrau an einer *seelisch-nervös* bedingten *Begattungsunfähigkeit.* Diese ist, nach dem bisherigen Verlauf des Leidens ihrer Natur nach nicht als bloß *vorübergehende* Störung anzusprechen. Sie beruht vielmehr auf einer abnormen psychosexuellen Anlage und ist *ärztlicher Behandlung nicht mehr zugänglich;* jeder neue Versuch eines Verkehrs steigert vielmehr das Leiden.

Frau Sch. hat zur Zeit der Eheschließung von diesem Leidenszustand ihres Mannes *ebensowenig Kenntnis* haben können wie er selber. Sie mußte während der ersten Monate der Ehe mit der Möglichkeit rechnen, daß das Leiden vorübergehender Art sein könne. *Seit dieser Zeit* mußte sie sich darüber klar werden, daß sie sich zur Zeit der Eheschließung in einem wesentlichen Punkte, nämlich in der Begattungsfähigkeit des Ehegatten ihr gegenüber, hinsichtlich der Person des Ehegatten einem Irrtum hingegeben hatte. *Dieser Irrtum* würde sie bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe von der *Eheschließung abgehalten* haben. Dafür spricht der *Zustand reizbarer Übererregbarkeit* und reizbarer Schwäche, in welchen Frau Sch. durch das Leiden ihres Mannes und dessen Folgewirkungen für sie selber hineingeraten ist.

Daß ein *ehelicher Geschlechtsverkehr* der beiden Beteiligten *überhaupt nicht stattgefunden hat,* ist nach den objektiven Befunden *mit Sicherheit als erwiesen* anzunehmen. Vom ärztlichen Gesichtspunkte aus ist eine derartige eheliche Gemeinschaft als *unhaltbar* und dem Wesen nach als *materiell nicht bestehend* anzusehen. Die Voraussetzungen des § 1333 BGB. sind in vollem Umfange erfüllt.

Die Ehe wurde für nichtig erklärt.

Beim Weibe erkannten schon die ärztlichen Schriftsteller *im alten Griechenland,* vor allem *Hippokrates,* daß der psychische und physische Zustand der Frau nicht unwesentlich in *Mitleidenschaft* gezogen wird, wenn längere Zeit *nach dem* Abschluß der Reife die Fortpflanzungsorgane in Untätigkeit verharren. Von dem griechischen Namen des weiblichen Unterleibes „*Hysteron*" leiteten sie daher den noch jetzt üblichen Namen der „*Hysterie*" für eine beim Weibe häufig vorkommende *Sexualneurose* ab. Von *männlicher Hysterie* zu sprechen, wie es neuerdings nicht selten geschieht, ist *zwar sachlich,* aber *nicht sprachlich* richtig.

Wir sehen, daß bei manchen Frauen früher, bei anderen später, *gewöhnlich von Mitte der zwanziger Jahre* ab, wenn die Sexualorgane *brachliegen,* also *kein Verkehr, keine* Befruchtung, *keine* Schwangerschaft, *keine* Geburt und Stillung stattfindet, *allmählich* die Nerventätigkeit und der *ganze Organismus leiden.* Es stellt sich eine große *Erregbarkeit* des Nervensystems, Neigung zur *Heftigkeit,* zu krampfhaftem Weinen und starke *Erschöpfbarkeit* ein. Gewöhnlich ist damit eine *Veränderung des Charakters* verbunden, bald macht sich ein mehr *verbittertes,* verbissenes, trotziges Wesen, bald *schwärmerische Exaltiertheit* oder eine zum *Okkultismus* (z. B. *Spiritismus*) neigende Verschrobenheit geltend.

Gleichzeitig finden wir in *körperlicher* Hinsicht *Blutarmut, Verlust* der *abgerundeten* weiblichen Formen, infolgedessen Magerkeit, Hagerkeit, oft sogar das Auftreten eines leicht *männlichen* Habitus. Empfängt der normale *weibliche* Körper *keine männlichen* Säfte, bleibt er verschlossen, *unberührt,* entbehrt er dauernd die *belebende Wechselwirkung adäquater* (seiner Eigenart entsprechender) *Liebkosungen,* dann *verwelkt* und verdorrt er mit der Zeit, *wie eine Blume,* die nicht getränkt wird.

Es entwickelt sich der

Typus der alten Jungfer,

eines der bedauernswertesten Geschöpfe unserer *Unnatur* und *Scheinkultur,* ein Wesen, das niemals *Gegenstand des Spottes,* sondern unseres tiefsten *Mitleides* sein sollte. Die *käufliche Dirne* auf der einen, die *alte Jungfer* auf der andern Seite, beide *verblühend,* weil *aus dem sexuellen Gleichgewicht* gebracht, vernichtender kann wohl schwerlich für einen nachdenkenden Menschen der *Sexualunsinn unserer Zeit* gebrandmarkt werden.

Von einigen Ärzten werden auch *örtliche Störungen,* Scheiden- und Gebärmutter*katarrhe,* Pruritus vulvae (*Jucken* an den Schamteilen), Amenorrhöe, Dysmenorrhöe (Menstruationsstörungen), Atrophie des Uterus und der Eierstöcke auf lange Enthaltsamkeit zurückgeführt. Die *vaginale Flora* (Scheidenbakterien) scheint in der Tat in einem seiner natürlichen Funktion dauernd *entzogenen Genitalschlauch* einen *geeigneteren* Boden zu finden als in einem *normal angewandten Organ.* Es war eine *bemerkenswerte Beobachtung,* daß während des *Weltkrieges* bei uns in Deutschland im zweiten und namentlich im dritten Kriegsjahr bei vielen Frauen die *Periode* monatelang *aussetzte* (*Kriegsamenorrhöe).* Es scheint, als ob hier nicht nur die *Unterernährung,* sondern auch das Entbehren *gewohnter Geschlechtsbetätigung* eine Rolle spielte.

Ich habe eine sehr *große Anzahl* weiblicher Personen zu sehen Gelegenheit gehabt, welche unter der geschlechtlichen Abstinenz *psychisch außerordentlich litten.* Ich führe als Beispiel (aus meiner „Sexualpathologie") den *Brief einer 25jährigen Dame* im Wortlaut an, den ich vor längerer Zeit bekam:

> Lieber Herr Doktor! Ich komme zu Ihnen, weil ich niemand mehr weiß, der mir helfen kann. Zehn Jahre liegen hinter mir, Jahre, in denen ich *grenzenlos einsam* war. Ich habe *kein Vermögen,* und darum fragten die Männer nicht nach mir. Und mein Leben war doch nur ein einziges Warten auf den Mann, der *mich lieb* haben würde, *für den* ich leben dürfte. Wieviel Lebenskraft habe ich daran gegeben, um mich niederzuringen und zu bewahren *für den einen, der niemals kam.*
>
> Meine Zugehörigkeit zu den *oberen* Gesellschaftschichten – mein Vater ist Professor – bildet das größte *Hindernis* zur Erfüllung meiner Wünsche. Erziehung und eigene Anlagen machen mir es unmöglich, die mir *angeborene* und *anerzogene Zurückhaltung* zu überwinden, und doch könnte ich manchmal die Prostituierten beneiden, die von allen *verachtet* werden und *denen* der Mann doch *sein Bestes* schenkt: die ganze Glut erster Sinnlichkeit, die *junge wilde Kraft* der ersten Mannesjahre; ach, all die scheinbare Achtung und *Ehrerbietung,* mit denen er die Frauen unserer Kreise behandelt, gäbe ich hin für eine Nacht in seinen Armen, für eine einzige Stunde jauchzender *Seligkeit.* Ich habe mich immer an die Hoffnung geklammert, mit den Jahren *ruhiger* zu werden, ich habe getan, was ich wußte, um diese heiße, bittere *Sehnsucht nach Liebe* zur Ruhe zu bringen, ihr ein Gegengewicht zu bieten: Musik, gute Bücher, geistige Anregung, Arbeit, *es hilft ja alles nichts*
>
> Und nun weiß ich nichts mehr. Ich könnte die Hände ballen, wenn ich sehe, wie die Männer sich *satt trinken* (bis zum Überdruß), und *wir verhungern daneben.* Wir sind

doch auch Menschen. Warum verlangt man von uns als etwas *Selbstverständliches,* was dem Manne *unmöglich* erscheint: lebenslängliche Enthaltsamkeit? Die geistige Arbeit fällt mir sehr schwer und besonders die *Gedankenkonzentration.* Ich muß oft die Zähne aufeinander beißen, damit mein Chef meine *Arbeitsunfähigkeit* nicht merkt und Anlaß zur Klage nimmt. Ist der Dienst glücklich überstanden, bin ich *total fertig* und lege mich gleich hin; ich beneide höchstens die Spatzen an meinem Fenster, deren Leben wahrscheinlich mehr Inhalt und Zweck hat als das meinige.

Manchmal renne ich auch *ziellos durch die Straßen,* nach irgendeiner Betäubung suchend. Meine Angehörigen und Bekannten sind außer sich, daß ich *wie verschollen* für sie bin und keine Zeile von meiner Hand an sie gelangt. Allen diesen Menschen kann ich doch nicht sagen, wie elend mir zumute ist. Ich bin *vollkommen zermürbt* und ohne Lebensfreude. Dieses künstliche Hochreißen mittels Sporen und Kandare, das nenne ich wirklich kein Leben, *das ist ein elendes Vegetieren, nicht wert gelebt zu werden.*

Glauben Sie, ich hätte auch *schon oft ein Ende gemacht,* wenn ich nicht zwei Gründe hätte, die mich immer wieder davon abbringen. Da sie zum Teil ins *religiöse* Moment hineinspielen, also sehr abschweifend sind, möchte ich heute eine Auseinandersetzung derselben unterlassen; ich würde auch Ihre Geduld, mein hochverehrter Herr Sanitätsrat, zu sehr in Anspruch nehmen. Ich weiß es ganz genau, daß mein Nervensystem durch diese fortwährenden Kämpfe und die *Nichtentspannung in sexueller Hinsicht* jetzt schon *stark geschädigt* ist. Ich glaube auch, daß die *menstrualen Störungen,* die sich seit fünf Monaten bei mir bemerkbar machen, die sich in starken Rücken- und Kopfschmerzen, die ich früher gar nicht kannte, großer *Übelkeit* usw. äußern, auf das *erotische Unbefriedigtsein* zurückzuführen sind. Ich habe jedesmal vor der Menses ein unbeschreibliches *Gefühl des Verrücktwerdens.*

Mein Innenleben leidet unter dem *ständigen Zwange;* will ich ehrlich gegen mich selbst sein, so darf ich mir nicht verhehlen, daß ich im *Charakter* immer *häßlicher* werde. *Ich stoße oft auf direkte Gemeinheiten meinerseits,* vor denen ich in lichten Stunden selber erschrecke, auf Dinge, die mir *früher vollkommen fremd* waren. Ich bin oft *grenzenlos neidisch, boshaft* und bekannten Frauen gegenüber, die ein Faible für mich haben und gerne mit mir zusammen sein möchten, unzugänglich, *oft direkt grausam.* Es mag lächerlich klingen, wenn ich Ihnen sage, daß ich z. B. einem kleinen Mädchen, das mich abgöttisch liebt, *nicht gönne,* daß es mit mir zusammen ist. Dieses 18jährige Mädchen ist sehr glücklich und befriedigt, wenn es mit mir zusammen sein kann, und ich bin einsam und unzufrieden. Sie werden mich wohl verstehen.

Ich werde immer gemeiner und möchte doch so gern gut sein. Ich weiß es so bestimmt, daß der *Besitz eines Freundes,* der mir körperlich und geistig etwas wäre, mich wieder gut machen würde, und ich könnte dann anderen Menschen auch wieder etwas sein und geben. Ich möchte so gern gut sein. In einem Sonett von *Wildgans* stehen folgende Zeilen:

Weil ich mein Wesen so mit Härte gürte,
Glaub' nicht darum, daß ich aus Härte bin.
Tief reicht in mir ein fröhlich milder Sinn,
Den nur Geschick zu hartem Knoten schnürte.

Wirf einem, der die Hand nach heiliger Myrte
Sich auftun hieß, *Unkraut und Dornen hin!*
Und reich' dem Durste Wein, wo Galle drin,
Dies ist das Leben, das ich immer führte.

Das könnte ich auch von mir sagen. Aber was hilft das alles, heute habe ich nun einen stillen, hellen Tag, mein *besseres Ich* hat die Oberhand, aber *wie wird es morgen* vielleicht, wahrscheinlich schon wieder sein?

Da schüttelt mich das *erotische Unbefriedigtsein,* es läßt mich nicht zur Ruhe kommen und macht mich schlecht. *Es macht mich zur geistigen Dirne,* schlimmer als die, die alle Konsequenzen auf sich nimmt und ihren Körper *tatsächlich* dem ungeliebten Manne gibt. Ich will es Ihnen ganz *offen* sagen, sehr verehrter Herr Sanitätsrat, daß ich mich in letzter Zeit oft bei dem Gedanken ertappe, da dieses *Vegetieren* doch vollkommen *nutzlos* ist, und ich durch die gezwungene Enthaltsamkeit körperlich und geistig *ruiniert* werde, mich irgendeinem Manne, sei es meinem Chef oder sonst einem Menschen, der mir gerade in den Weg kommt, *an den Hals zu werfen.* Ich will mich einmal in normaler Weise *austoben* und dem Triebe nachgeben, mich einfach wegwerfen. Wenn ich so sagen kann, ist mein *Schutzgeist* in solchen Augenblicken, da ich der Anrede eines mir Unbekannten, aus dem körperlichen Drange heraus, nachgeben möchte, *nur meine große Angst vor einer Empfängnis und die Ansteckungsgefahr; in Gedanken* bin ich ja *schon* zur *Dirne* geworden.

Bitte – verstehen Sie mich recht, in meinem Grundcharakter ist mir die *Dirnennatur zuwider,* und hätte ich einen Freund, der mich sexuell befriedigte (da Körper und Geist nach meiner Meinung *eins sind,* so wäre durch eine, ich möchte sagen, *reine* Hingabe auch die Lücke in meinem *geistigen* Leben ausgefüllt), so wäre ich diesem *treu* und wollte ihm *Kamerad in Freud und Leid* sein. Da ich kein Fischblut besitze und keine Gelegenheit zur sexuellen Befriedigung habe, wird der *Trieb immer stärker* in mir, und ich werde immer mehr aus der Bahn des gesunden körperlichen und geistigen Empfindens gerissen. Zum Beispiel kommt durch die Nichtentspannung der pathologische Trieb, mit *Tieren* zu verkehren, den ich schon seit Kindheit an mir kenne, wieder stärker zum Ausdruck.

Ich könnte *aufschreien* vor Qual, auf die Straße könnte ich gehen und mich dem *ersten besten* hinwerfen, mit der Wildheit *nie gestillter Sehnsucht* – nur um endlich einmal *satt* zu werden.

Und wenn ich am Tage meinen *Stolz* zu Hilfe rufe, um die *Maske sogenannter Ehrbarkeit* festzuhalten – dieser Ehrbarkeit, die mich meine ganze Jugend kostete – es wird alles wieder zunichte in diesen langen einsamen Nächten, in denen die Sehnsucht mich quält, bis ich müde und *wehrlos* bin, *bis mein Leib wenigstens im Traum den Mann umarmt,* den ich nie gekannt, willenlos und reuelos.

Eine Zeitlang habe ich unter dieser fortwährenden Spannung *Weinkrämpfe* bekommen, die mit Perioden *exaltierter Lustigkeit* oder Wochen *stumpfer Melancholie* wechselten. Vergebens nahm ich Ärzte in Anspruch, die mich auf *Blutarmut* und *Nervosität* behandelten. Als mir die Ursache durch intensives *Selbststudium* klar wurde, suchte ich durch *Aufbietung aller Willenskraft* gegen mich anzugehen. Ich kann mich jetzt auch wohl äußerlich beherrschen, weil ich zu stolz bin, um dem ersten besten meine Not zu zeigen. Aber diese *immerwährende* Entbehrung, diese *Unmöglichkeit,* für tausend ruhelos drängende Empfindungen die befriedigende *Auslösung* zu finden, drücken mich so nieder, daß ich eine *harmonisch* ausgeglichene Stimmung *kaum mehr kenne.*

Ich fühle mich nicht nur körperlich matt und unbefriedigt, sondern auch in meiner geistigen Arbeitsfähigkeit *fortwährend beeinträchtigt.* Zwei- oder dreimal bisher hat mir der Zufall die *Möglichkeit* einer seelischen und körperlichen Befriedigung in *greifbare Nähe* gerückt – ich weiß noch heute, wie der *bloße Gedanke* daran auf mich wirkte, wie er tausend körperliche Fähigkeiten, eine bis dahin ungeahnte geistige Frische und Spannkraft in mir *erweckte* und mich in einen Rausch *jauchzender Lebensfreude* versetzte

Eine ähnliche Zuschrift, die für

das weibliche Abstinenzproblem,

dessen *Vernachlässigung und Vertuschung* eine *schwere Schuld der heutigen Gesellschaft* bedeutet, nicht minder lehrreich ist als obiges Dokument, lautet:

Es fällt mir schwer, über mein Inneres zu sprechen, darum will ich Ihnen heute schreiben, und ich hoffe zuversichtlich, daß Sie mich verstehen und mich nicht verachten. Es ist gut, hochverehrter Herr Sanitätsrat, daß ich in Ihnen einen Menschen fand, bei dem ich alle Scheu abtun und mein Herz *erleichtern* kann. *Wir unverheirateten Frauen haben die gleichen Bedürfnisse in sexueller Hinsicht wie unsere verheirateten Geschlechtsgenossinnen.* Es müßten sich Mittel und Wege finden lassen, dem *geschlechtlichen Mißstande,* der wohl viele physisch und psychisch zugrunde richtet, abzuhelfen, ohne daß das *ästhetische Empfinden der Mitwelt* verletzt wird. Warum wird uns das Leben *so farb- und freudlos* gemacht? *Es könnte doch so schön,* so wunderschön sein! Es ist nicht gut, so einsam zu sein, *für Leib und Geist nicht gut.* Wir befriedigen *alle* unsere Triebe, wenn sie sich bemerkbar machen, Hunger, Durst usw. — *nur den einen,* der *Körper und Geist zugleich* aufwühlt und erschüttert, den müssen wir bezwingen und müssen die Zähne aufeinander beißen und *stille* sein, damit die anderen Menschen, die *„Reinen", nichts merken* und die Qual noch größer machen.

Körper und Geist sind so voneinander abhängig, daß die Leiden des einen auch die Leiden des andern sind. Ich bin im Laufe der Zeit so mürbe geworden. Ich habe *an nichts mehr Freude,* und mein früheres Interesse an so vielen Dingen ist *total erloschen.* Vielleicht, wenn mein Leben sich ändern sollte, daß es *wieder zu erwecken* wäre. Dieser sexuelle *Drang,* dieses Verlangen nach einer körperlichen Vereinigung und *niemals eine Entspannung,* das ist so quälend, und nur der kann es verstehen, *der es an sich selbst verspürte.* So viel ich mit mir kämpfe, es wird immer schlimmer, und Leib und Seele werden geschädigt. Die Nächte sind oft *grauenhaft.* Dieser Drang nach einem geliebten Manne ist so stark in mir, daß ich den Körper des anderen an dem meinigen und seinen Mund in wilden Küssen auf dem meinigen zu fühlen glaube, *und strecke ich die Arme aus, dann greife ich wie immer in das Nichts, in die Leere und zerbeiße in der Verzweiflung die Kissen, meine Arme und was sonst da ist.*

Da ich Ihnen gegenüber, hochverehrter Herr Sanitätsrat, *ganz offen* sein will, muß ich auch bekennen, daß ich in solchen Nächten, wenn sie zu peinigend für mich sind, *zur Selbstbefriedigung greife,* und das ist das Schlimmste, denn wie ich unter dem *Ekel, der der momentanen kleinen Betäubung folgt, leide,* kann ich keinem Menschen sagen. Von Befriedigtsein kann ich nicht reden. Nur Ekel, Ekel und *Selbstverachtung.* Dann möchte ich Wein trinken, um mich und mein *elendes Dasein* zu vergessen. *Träume erotischen Inhalts,* wirres abscheuliches Zeug, habe ich fast jede Nacht. Sie können sich wohl denken, wie zerschlagen ich am anderen Morgen bin, müde und *arbeitsunfähig.* Ich suche dann eben meine letzte Energie zusammen und verwende die für die Arbeitszeit.

Am liebsten würde ich überhaupt nicht aufstehen, und es wiederholt sich jeden Morgen der gleiche Kampf, bis mein Dienstmädchen nach mehrfachem Wecken es endlich erreicht, daß ich mich ankleide. Ich kann eben nicht mehr. Es ist keine Faulheit bei mir, wie das wohl viele annehmen. Die geistige Arbeit fällt mir sehr schwer.

Wie *kümmerlich* wirken doch die Theorien und Normen, mit denen *Gelehrsamkeit, Gesellschaft und Gesetz* die sexuelle Frage *gelöst zu haben* glauben gegenüber diesen *„Griffen in das volle Menschenleben".* Besonders erhöht den Wert die

Übereinstimmung dieser aus ganz *verschiedenen Kreisen* stammenden, völlig unabhängig voneinander gegebenen Schilderungen. Daher noch ein drittes Beispiel weiblicher Geschlechtsnot. In dem Briefe eines *dreißigjährigen* Mädchens an mich heißt es:

> Hochgeehrter Herr Sanitätsrat! Endlich weiß ich eine Stelle, an der ich *offen* von dem, *was mich quält,* sprechen kann, ohne mit Verachtung angesehen zu werden. Es ist gut, *wenn einmal alles vom Herzen herunterkommt.* Sie können es sich nicht denken, wie ich unter den geschlechtlichen Entbehrungen zu *leiden* habe. Immer und immer allein, ohne jede sexuelle Entspannung, man wird müde und *aller Schwungkraft beraubt.* Wer das nicht kennt, weiß überhaupt nicht, wie ein Mensch darunter leidet. Ich weiß, daß ich viel leichter und besser arbeiten könnte, würde nicht meinem Geist durch die *Entbehrung* einer geschlechtlichen Vereinigung mit einem Manne, ich möchte sagen ein *Hemmschuh angelegt.* Man ißt, wenn einem hungert, trinkt, wenn einem dürstet, aber *da, wo es einem packt und Leib und Seele aufwühlt, da steht man vor einem Nichts.* Oft habe ich abends im Bett das Gefühl, ein Mann liege neben mir, nur schwer schlafe ich ein, werde durch *scheußliche erotische Träume* gequält, und in letzter Zeit passiert es mir wiederholt, daß ich plötzlich erwache und, durch den Schmerz aufmerksam gemacht, *Bißmale* am rechten Oberarm finde.
>
> Sie können sich wohl denken, *wie zerschlagen* ich nach solchen Nächten aufstehe, ohne Freude und Interesse an irgendeiner Sache. Ich bin vollkommen zermürbt und fühle es ganz deutlich, daß mein ganzes Nervensystem *schwer unter dieser Quälerei leidet.* Ich weiß genau, daß durch einen *geregelten* Geschlechtsverkehr alle diese traurigen Zustände verschwinden würden und ich wieder Freude am Leben empfinden würde. Das, was ich jetzt führe, ist weiter nichts als ein Vegetieren. Ich sage es Ihnen ganz offen, lange geht es nicht so weiter, *entweder so oder so Schluß.* In letzter Zeit kämpfe ich oft mit dem Drange, mich einfach einem Manne an den Hals zu werfen. Ich muß einmal den sexuellen Trieb befriedigen und sollte ich mich auch dadurch *erniedrigen.*
>
> Durch meine Dienststelle habe ich täglich mit mehreren *jungen Lebemännern* zu tun, sie behandeln mich *als Dame;* was ich aber nächstens tun werde, das weiß ich nicht. Ich würde in letzter Zeit auch in einem oder dem anderen Falle einer *Anrede Unbekannter* Folge geleistet haben, hätte ich nicht eine so große Angst vor Krankheiten. Sie sehen, ich beichte Ihnen ganz offen; Sie werden mich verstehen, das hoffe ich bestimmt. Man wird *so gleichgültig,* und durch diese *unhaltbaren Zustände im Leben der unverheirateten Frau* kommen, was ich an mir beobachten kann, die *Schattenseiten des Innenlebens* immer mehr zum Vorschein. *Es ist ein großes Elend.* Wüßten Sie Rat und Hilfe für mich? Von Herzen dankbar wäre ich.

Die asketische Richtung früherer Zeiten wollte nichts davon wissen, daß die *hysterischen Zustände der Frauen* auf eine *mangelnde Geschlechtsbetätigung* zurückzuführen wären. Erst vor einigen Jahrzehnten griffen einige französische und österreichische Psychiater *(Charcot, Janet, Breuer, Freud)* die *alte Lehre des Hippokrates* wieder auf, und *heute* stehen wohl *die meisten Ärzte* auf dem Standpunkte, daß unter den Ursachen der *Hysterie* keiner *solche* Bedeutung zukommt wie der sexuellen Enthaltsamkeit.

Es ist nur noch unentschieden, ob sie das *alleinige* Motiv dieses vielgestaltigen Krankheitsbildes ist. Nach meiner Erfahrung liegt dies so: auch *andere* seelische Einwirkungen, Aufregungen, Unfälle, *akute und chronische Erschütterungen* verschie-

denster Art kommen hier ursächlich in Betracht, doch bringen sie vor allem die hysterischen Symptome da zum Ausbruch, wo durch sexuelle Spannung *ein empfänglicher Boden* für Störungen im seelischen Gleichgewicht geschaffen ist.

Fragen wir uns *unvoreingenommen,* ob die *Nichtbefriedigung* eines *so starken* Dranges, wie es der menschliche Geschlechtstrieb in der großen Mehrzahl der Fälle ist, als ein *naturgemäßer* und damit zugleich *gesundheitsgemäßer* Zustand für den Organismus anzusehen ist, so lehrt ein Blick in die *gesamte* Natur, daß der Mensch, träfe dies zu, hier eine ganz besondere *Ausnahmestellung* einnehmen würde und ebenso das *genitale Organsystem* im menschlichen Körper selbst, wenn es zum *Unterschied von allen anderen* Organen *ohne Schaden* dauernd außer Betrieb gesetzt werden könnte.

Jeder andere *Apparat* im Körper würde, zu solcher *Untätigkeit* verurteilt, die heftigsten Störungen im *lebendigen Mechanismus* hervorrufen. Man wendet zwar häufig ein, daß im Sexualleben ein *automatisches Ventil* geschaffen sei, indem die männlichen und weiblichen Keimzellen *periodisch unwillkürlich* von den Geschlechtsdrüsen nach außen abgestoßen werden. Doch wird bei dieser Erwägung

der Sexualstoffwechsel,

die innere Sekretion, außer acht gelassen und vor allem die Tatsache, daß von der sexuellen Enthaltsamkeit *keineswegs nur die Keimdrüsen* betroffen werden, sondern die vielen komplizierten *Ein- und Ausdrucksbahnen,* Gehirnzentren, *Drüsen* und anderen Organe, welche mit dem Geschlechtsleben auf das innigste verbunden sind.

So sehr eine *Selbstregulierung* der sexuellen Vorgänge durch die menschliche *Vernunft* im Sinne der *Mäßigkeit* und der *Vermeidung jeder Unmäßigkeit gebilligt* werden muß, so unverständlich ist es, daß geschulte *Naturforscher* zu der Überzeugung gelangen konnten, daß der Geschlechtstrieb des Mannes und des Weibes der Betätigung *nicht* bedarf und die Geschlechtsorgane und -funktionen *ohne Beeinträchtigung des körperlichen und seelischen Wohlbefindens unbenutzt* bleiben könnten. Jeder im körperlichen Stoffwechsel nach seinen Bestimmungen *nicht verwandte Stoff* wirkt im Blute *toxisch* (giftig), warum sollte es sich im *Sexualstoffwechsel* anders verhalten? Treten bei der Andrinämie und Gynäcinämie (= Überschuß von *„Andrin"*, dem männlichen Innensekret und Gynäcin, dem inneren weiblichen Sekretionsstoff im Blute) die nachteiligen Wirkungen auch *nicht so stürmisch* in die Erscheinung wie bei der *Urämie* und *Cholämie* (Überfüllung des Bluts mit *Harn-* und *Gallen-*stoff), so ist keineswegs damit gesagt, daß schädigende *Stauungen* durch unabgesonderte Sexualstoffe nicht vorhanden sind.

Mein jüngst (im Sommer 1924) verstorbener Freund *Rutgers,* der vortreffliche holländische Gelehrte, der, *aus einer alten Theologenfamilie* stammend, einst selbst Geistlicher war, bevor er Medizin studierte und dann in *Rotterdam* jahrzehntelang als einer der gesuchtesten Ärzte wirkte, drückt sich *in Sachen der Abstinenz* einmal wie folgt aus: „Oh, man stirbt nicht so leicht daran, man wird sogar nicht immer

förmlich krank, so wie ein *Vogel im Käfig* oder ein geblendeter Vogel doch noch singen kann. Aber ein Lebender ist man doch nicht, wenn eine der wichtigsten, reizvollsten organischen Funktionen ausgeschaltet wird."

Erb erwähnt Fälle von *blühenden* jungen Mädchen, die durch Nichtbefriedigung ihrer *Sehnsucht nach Liebe und Mutterschaft* in der Mitte der zwanziger Jahre seelisch und körperlich schwer erkrankten. Es traten psychische Störungen mit *erotischer Betonung,* sexuelle *Wahnideen* und *Halluzinationen* und schwere Depressionen, *„Verstimmungen"*, auf, die häufig mit *Unterleibsbeschwerden,* meist mehr subjektiver, nicht selten aber auch *objektiver Art,* verbunden waren. Das Wesentliche ist, daß alle diese Erscheinungen *abnehmen* und *schwinden,* wenn die betreffenden Frauen heiraten oder geschlechtlich verkehren.

Wer *ältere Mädchen* vor und nach Eingehung einer *Spätehe* beobachtet hat, wird wahrgenommen haben, wie nicht nur das seelische Befinden sich besserte, nicht nur eine allgemeine *Erleichterung* und *Erfrischung* eintrat, sondern wie sich auch *organische* Leiden, vor allem Menstruationsstörungen, Blutarmut und Unterernährung, verloren. Es seien auch hier kurz einige Beispiele aus der Erfahrung angeführt:

Frau Sch., 40 Jahre alt, war vom 20. bis zum 25. Jahre verheiratet. Aus dieser Ehe stammen zwei Söhne. *Seit 15 Jahren ist sie abstinent,* seit 12 Jahren leidet sie an *Schlaflosigkeit,* Appetitlosigkeit, Mattigkeit, stark exzentrischem Wesen, *heftigen Weinkrämpfen* und sexuellen Zwangsvorstellungen. Der Kopf sei ihr *wie eingepreßt.* Wiederholte Sanatoriumskuren erwiesen sich ebenso erfolglos wie Arzneien. Vor fünf Jahren unterhielt sie zwei Monate lang Geschlechtsverkehr mit einem verheirateten Schriftsteller. Trotzdem sie die *stärksten moralischen Bedenken* dagegen hatte, fühlte sie sich in dieser Zeit *wie befreit:* Schlaf und Appetit stellten sich ein, die Stimmung wurde harmonisch, sie war, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, *„wie neu geboren"*.

Ein zweiter Fall betrifft einen *Mann,* der bis zu seinem 54. Jahre weder masturbiert noch sexuell verkehrt hatte. Er lebte in einer kleinen Stadt unter Verhältnissen, die den *Verkehr sehr erschwerten.* In Großstädten fürchtete er die *Infektion.* Sein Geschlechtstrieb war relativ mäßig. Trotzdem war seine *Arbeitsfähigkeit schwer beeinträchtigt,* er litt an *„kolossaler"* innerer Unruhe, reiste in der ganzen Welt umher, klagte über Schmerzen in den Gliedern, Zerstreutheit, Unlust zu irgendeiner Tätigkeit, Angstträume, *nächtliche Schreikrämpfe* und nervöse Dyspepsie. Ärztliche Kuren und das ihm von amerikanischen Ärzten empfohlene „naturgemäße Leben" („simple life"), zu dem *vegetarische, alkoholfreie* Kost, Luft- und Wasserkuren, Gymnastik usw. gehören, nützten nichts. *Seit er geschlechtlich verkehrt,* die Woche einmal, sind seine Beschwerden verschwunden, nur die schreckhaften Träume treten noch zeitweise auf. Er sagt, *es käme ihm vor, als hätte er früher nur halb gelebt.*

Im dritten Falle handelt es sich um einen zwanzigjährigen Zahnarzt. Masturbation fand vom 15. bis zum 16. Jahre statt. Seitdem lebt Patient *drei Jahre total abstinent.* Vor zwei Jahren stellten sich die Woche zwei bis dreimal *Pollutionen* ein, durch die er sich sehr *angegriffen fühlte.* Außerdem litt er an Herzbeklemmungen und *Angstzuständen,* die zeitweise so stark waren, daß er fürchtete, er könne sich selbst einmal ein *Leid antun.* Behandlung von vier Ärzten sowie mehreren Kurpfuschern, an die er sich nach der bei ihm von keinem Arzt erreichten Hilfe wandte, hatten *keinen Erfolg.* Im Januar dieses Jahres entschloß er sich, ohne daß ihm iemand dazu riet, geschlechtlich zu verkehren. Er ging zu Prostituierten. Trotzdem diese, sowie der Präservativverkehr, ihm *sehr unsym-*

pathisch waren, sind seine nervösen Beschwerden, seit er regelmäßig verkehrt, völlig verschwunden. Er fürchtet sich nun sehr, seit er die *Scylla der Abstinenzstörungen* überwunden, in die *Charybdis der Geschlechtskrankheiten* zu fallen. Aus diesem Grunde strebt er eine möglichst frühzeitige Ehe an.

In allen diesen Fällen, deren Reihe beliebig zu verlängern nicht schwierig wäre, war der *umstimmende Einfluß sexueller Betätigung* so augenfällig, daß man sehr *voreingenommen* sein muß, wenn man in der *zeitlichen* keine *ursächliche* Folge erblicken wollte.

Die *nachteiligen* Folgen geschlechtlicher Enthaltung sind jedoch *individuell* ungemein verschieden. Zweifellos gibt es *viele* Personen, die unter ihr *nur wenig* leiden. Es hängt dies hauptsächlich von der *Stärke* des Triebes und der *sexuellen Artung* im allgemeinen ab. So kann man bei *virilen Frauen* viel weniger als bei normalen die Zeichen der *Altjüngferlichkeit* feststellen, während sie bei *femininen* Männern dagegen ziemlich häufig vorkommen.

Die damit zusammenhängende Tatsache, auf die ich schon in meinen früheren Schriften hinwies, daß *intersexuelle* Personen, weibliche Männer ebenso wie männliche Weiber, *zwischen vierzig und fünfzig* oft noch *wie in der Mitte der zwanzig* aussehen, gewinnt im Lichte der *Steinachschen Verjüngungsversuche* an Bedeutung und Verständlichkeit. Wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, daß es sich in solchen Fällen um *Einflüsse der Pubertätsdrüse* handelt, deren F- und M-Zellen (weibliche und männliche Anteile) sich *nicht antagonistisch* vernichten, sondern *synergetisch* die Wage halten. Offenbar unterliegen da die *Evolutions-* und *Involutionsvorgänge* (Entwickelung und Rückentwickelung) innerhalb der Geschlechtsdrüse anderen Gesetzen als dort, wo in höherem Grade das für die Fortpflanzung bestimmte *generative* Gewebe vorherrscht.

Je weniger ein Bedürfnis nach Betätigung, nach *Triebbefriedigung* vorhanden ist, *um so geringer* sind auch die körperlichen und seelischen Abstinenzfolgen beim *Ausbleiben* sexuellen Verkehrs. Viele abstinent lebende Personen sind ganz *menschenscheu,* stets befangen und eigentümlich weltfremd, wobei schwer zu unterscheiden ist, ob die Enthaltung vom geschlechtlichen Verkehr oder das scheue Wesen der *ursächlich-primäre* Zustand ist.

Von einigen Seiten ist behauptet worden, daß namentlich beim *weiblichen* Geschlecht *dauernde* Abstinenz zu *Exaltationen* führt, die sich bis zu *Sinnestäuschungen* („Erscheinungen", „Stimmen") steigern können. Besonders von älteren französischen Autoren werden *halluzinatorische* und *sogar epileptische* Anfälle mit sexueller Enthaltung in Verbindung gebracht. Allerlei Vorkommnisse in Klöstern und an *Wallfahrtsorten,* wie ich sie beispielsweise in *Lourdes* selbst beobachtete, scheinen dies zu bestätigen.

Steht aber auch für die Entstehung *schwerer* Psychoneurosen durch *Sexualverdrängung* ein Beweis noch aus, so ist doch so viel sicher, daß *hysterische* Leiden aller Art, Beklemmungszustände, namentlich sogenannte *„Herzkrämpfe"* mit hoch-

gradigen *Beängstigungen* bei Frauen nach längerer Abstinenz nicht zu den Seltenheiten gehören. Meine Erfahrung stimmt hier völlig mit der *Freuds* überein, der sagt: „*Angst* ist eine von ihrer *Verwendung abgelenkte* Libido." Ganz ähnlich meinte schon *Gattel* („Über die sexuellen Ursachen der Neurasthenie und Angstneurosen", Berlin 1898): „Die *Angstneurose* tritt überall da auf, wo eine *Reduktion* (= Unterdrückung) stattfindet."

Nicht anschließen kann ich mich dagegen der Meinung derer, die *echte Homosexualität* und manche Triebstörungen, wie den *Exhibitionismus* (Entblößungsdrang), für eine Folgeerscheinung normalsexueller Enthaltsamkeit halten. Es widerspricht dies dem *konstitutionellen* Charakter der Homosexualität und ist unter 30000 Fällen noch niemals von mir beobachtet worden. Offenbar liegt hier eine der häufigen *Verwechselungen* von *pseudo*homosexueller Betätigung und *wirklicher* Homosexualität vor. Daß Personen, denen *Gelegenheit* zu *normalem* Geschlechtsverkehr für lange Zeit *mangelt,* zu gleichgeschlechtlichen *Handlungen* gelangen, beispielsweise in *Gefangenenlagern* und auf Schiffen, ist eine zutreffende Tatsache, doch unterscheidet sich dieser Vorgang von der eigentlichen Homosexualität dadurch, daß, *sobald wieder Gelegenheit* zu *normalsexuellem* Verkehr vorhanden ist, solcher auch ausgeübt wird, was bei echten Homosexuellen nicht der Fall ist, *auch wenn* reichlich die *Möglichkeit* zu normalsexuellem Verkehr besteht. Im übrigen machen sich die Abstinenzerscheinungen bei gleichgeschlechtlich fühlenden Männern und Frauen ganz in derselben Weise *geltend* wie bei Normalsexuellen. Es kommt eben ganz auf den Mangel einer dem Trieb und Bedürfnis *entsprechenden* (adäquaten) Entspannung an.

Ähnlich wie zu *pseudohomosexuellen* kommt es infolge von *normalsexueller Abstinenz* auch zu *onanistischen* Akten, und zwar bei beiden Geschlechtern. Von *absoluter* Abstinenz kann in solchen Fällen nicht mehr die Rede sein, höchstens von *relativer,* da die *Surrogatakte* (geschlechtliche Ersatzhandlungen), wenn sie auch dem *ursprünglichen* Sexualtriebe *nicht Genüge* tun, immerhin eine *Betätigungsform* darstellen, die mit dem Wesen der *totalen* Abstinenz *nicht vereinbar* ist. Längere Zeit fortgesetzt ist die *Wirkung* solcher *Surrogatakte* bei der *Unvollkommenheit* ihrer Art meist *ebenso nachteilig und unbefriedigend* wie die *völlige* Abstinenz, vielfach greift sogar diese *Entspannung am untauglichen Objekt,* wozu wir auch die am *eigenen Körper* rechnen müssen, das Nervensystem mit der Zeit *stärker* an als *gänzlicher* Verzicht.

Wenn wir auch anführten, daß es sicherlich eine ganze Anzahl von Menschen gibt, denen die Abstinenz *wenig schadet,* so ist ihre *Zahl* doch *gering,* verglichen mit den vielen, für die das Gegenteil gilt. Völlig zutreffend sagt *Neißer:* „Enthaltsamkeit, die *dem einen leicht* ist, wird von dem *anderen kaum ertragen.* Sicherlich kann sie schädigende Wirkungen *für das ganze Leben* mit sich bringen." Mit dem Einwande *grundsätzlicher* Sexualgegner, es handele sich doch *nur um „nervöse"* Beschwerden, ist die Frage ebensowenig gelöst wie mit der *nicht minder häufigen*

Äußerung, es seien diese Leiden doch *bei weitem nicht so schlimm* wie die so häufigen Folgen außerehelichen Geschlechtsverkehrs, die *Geschlechtskrankheiten.* Die Lebensfreudigkeit und Leistungsfähigkeit wird durch das eine wie das andere *wesentlich beeinträchtigt.* Die Aufgabe eines *ärztlichen Helfers* ist es nicht, *abzuwägen,* welches von *beiden Übeln* das größere ist, sondern *für möglichste Verhinderung beider Sorge zu tragen.*

Von einigen wird behauptet, daß zu *Abstinenzschädigungen* vor allem solche Männer und Frauen neigen, deren *seelisches Gleichgewicht* infolge *erblicher* Belastung besonders *labil* (schwankend) sei. Ihre Zahl wäre *beträchtlich.* Von anderen wird angenommen, daß gerade *vollgesunde,* robuste Individuen mehr Gefahr laufen, unter dem Einfluß der Abstinenz Schaden zu nehmen, als *Nervenschwächlinge.*

Richtig ist es, daß ein *widerstandsfähiges Nervensystem* eher imstande ist, den sexuellen Trieb zu *verdrängen* und *etwaige Verdrängungs*folgen zu ertragen. Deshalb ist eine der *Hauptaufgaben* bei

Verhütung und Heilung der Abstinenzstörungen,

das Nervensystem zu kräftigen. Hierbei kommt es allerdings nicht sowohl auf *kräftigende Nahrungs-, Genuß-* und *Arzneimittel* als auf eine *hygienische Lebensweise* im allgemeinen an. Manche Medikamente wie *Baldrian* und *Brom setzen* zwar den sexuellen *Trieb* etwas *herab,* schwächen aber zugleich auch die nervöse *Widerstandsfähigkeit.* Wichtig ist es dagegen, *Stoffe zu meiden,* welche das Nervensystem stark *erregen,* wie *Kaffee* und mancherlei Gewürze.

Im übrigen ist die *Bedeutung der Diät* gerade für die *Steigerung der Beherrschungskräfte* nicht allzu hoch zu veranschlagen. Ich habe eine ganze Anzahl von Personen, sowohl mit normaler als abweichender Triebrichtung, kennengelernt, die, in Erwartung dadurch abstinent leben zu können, *Vegetarier* geworden waren, doch hatte die *Enthaltung von Fleisch* gewöhnlich nur einen sehr vorübergehenden, oft überhaupt keinen Erfolg. Dabei sei auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß *unter den Tieren die Pflanzenfresser* geschlechtlich lebhafter und leidenschaftlicher sind als die *Fleischfresser,* beispielsweise Stier und Hengst geschlechtlich erregter sind als Löwe und Tiger.

Als das *geeignetste Mittel* gegen schädliche Abstinenzfolgen ist die Regelung des Sexuallebens, der von dem Leidenden *entbehrte* geschlechtliche Verkehr anzusehen, wobei allerdings die Frage auftaucht, ob der Arzt auch in solchem Falle nach dem alten ärztlichen Grundsatz: „cessante causa cessat effectus (verschwindet die Ursache, verschwindet auch die Wirkung)" zu handeln berechtigt ist, indem er Männern und Frauen, um Abstinenzschädigungen zu beseitigen, Geschlechtsverkehr empfiehlt. Man hat diese Frage vielfach verneint, stellen wir uns aber auf einen rein medizinischen Boden, so kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

Doch wird sich ein *gewissenhafter* Arzt einen zweiten lateinischen Grundsatz ärztlichen Handelns, das *„nihil nocere"* (nicht schaden) als *oberstes* Gesetz zu eigen

machen müssen und sich daher *nur schwer* und unter Vorbehalt entschließen können, einem Patienten oder einer Patientin den Geschlechtsverkehr *anzuraten*, der so viele *Möglichkeiten anderweitiger Schädigungen* in sich schließt. Die Verantwortung ist groß, und so sehr der *Mut* anzuerkennen ist, mit dem ethisch so hochwertige Persönlichkeiten wie *August Forel*, *Paul Näcke* und andere sich verpflichtet fühlten, Männern und Frauen, die infolge geschlechtlicher Enthaltsamkeit erkrankten, zum sexuellen Verkehr zu *raten*, so scheint mir doch der *richtigste Weg im Einzelfalle* der zu sein, mit dem Fragesteller unter vollster Berücksichtigung seiner *persönlichen* Eigenschaften genau durchzugehen, welche *Vorteile* und *Nachteile* die sexuelle *Betätigung* und welchen *Nutzen* und *Schaden* die sexuelle *Enthaltsamkeit* für ihn haben kann. Die letzte Entscheidung liegt in dieser *privatesten aller Angelegenheiten* nicht bei den *Wegweisern*, sondern bei den *Wegsuchern*.

Das ganze Abstinenzproblem ist *vor allem* auch *für das weibliche Geschlecht* von äußerster Wichtigkeit. Ist doch der *Frauenüberschuß*, der in Deutschland schon vor dem Kriege an zwei Millionen betrug, durch den Krieg um das Doppelte, auf gut *vier Millionen* vermehrt worden. *Von hundert Frauen* zwischen zwanzig und dreißig Jahren sind *über sechzig ledig*. Eine wirkliche Lösung dieses schweren Problems ist nur dann zu erzielen, wenn der soziologische Faktor sich auf den biologischen gründet, vor allem zunächst das *Recht des Menschen auf Liebe bejaht* wird.

Vorläufig besteht für diese armen *einsamen Wesen* zwischen

Geschlecht und Gesellschaft

keine Harmonie, kaum eine Verbindung, und wie ein *gehetztes Wild* jagen sie zwischen Reflexen und Reflexionen, gesellschaftlichen *Rücksichten* und geschlechtlichen *Bedürfnissen* hin und her. Nichts aber wäre *trügerischer*, als anzunehmen, daß von der Mehrzahl eine *wirkliche* Sexualabstinenz tatsächlich durchgeführt wird.

Das erste, worauf sie zu verfallen pflegen, ist die *Selbstbefriedigung*, weil ihnen die *Befriedigung mit anderen*, der sie den *Vorzug* geben würden, *versagt* ist. Diese *Surrogatonanie*, auch *Notonanie* genannt, ist zweifellos sehr verbreitet. Viele jüngere und ältere Mädchen, *vereinsamte* Frauen, Witwen, „Strohwitwen" (Frauen, die in Abwesenheit des Mannes auf dem *Stroh*, das heißt *Bett, allein* liegen) befriedigen sich unter der Vorstellung sexuellen Umganges mit einem Manne, wobei nicht selten die Phantasie durch *Phallusimitationen* von primitivster bis kompliziertester Art (*Godmichés*, verstümmelt aus gaude mihi = erfreue mich) unterstützt wird.

Häufig kommt bei abstinenten Frauen noch eine andere Art mehr oder minder *unbewußter Onanie* im wachen oder halbwachen Zustande vor. Sie besteht darin, daß die Geschlechtsteile durch *Gegendrücken* an einen *festen Gegenstand* erregt werden, ohne daß sich die Betreffenden zunächst darüber klar sind, daß es sich um *regelrechte* Onanie handelt. So schreibt eine geistig hochstehende Frau von 27 Jahren, eine Oberin:

„Ich onanierte niemals, aber als ich fünf Jahre alt war, lehnte ich mich einmal mit dem Leib an ein Geländer. Durch den starken Druck gegen die Schoß- und Schamgegend löste sich ein eigenartiges Gefühl bei mir aus, das sehr schön war. Ich sagte damals zu meiner kleinen Cousine, sie möchte das auch einmal probieren, es wäre dann in einem wie wundervolles Glockenläuten. Ich habe dies dann sehr oft wiederholt an Fensterbänken und Bettstellen, ohne eine Ahnung zu haben, daß es etwas Sinnliches wäre. Erst mit 14 Jahren wurde es mir klar, daß es ein richtiges geschlechtliches Gefühl sei. Bis heute noch ist *meine einzige sexuelle Auslösung dieser feste, fast schmerzhafte Druck gegen einen Bettpfosten oder eine hölzerne Lehne.*" Eine andere Dame, eine Engländerin, berichtet: „Im Alter von 27 Jahren begann ich zu onanieren, als ich erkältet an der Riviera im Bett lag. Ich hatte eine *Wärmflasche* bekommen und verspürte ein so angenehmes Gefühl, als ich sie gegen die Geschlechtsteile drückte, daß ich es immer wieder tat. Daß dies Onanie sei, wußte und begriff ich lange Zeit nicht. Es war mir bis dahin überhaupt unbekannt, daß von diesen Partien beim Anrühren solche Empfindung ausstrahlt."

Es wird oft die Frage aufgeworfen, ob die Selbstentspannung *(„Ipsation")* beim *weiblichen* Geschlecht eine ebenso große Verbreitung hat wie beim männlichen, wo sie nach unseren Ermittelungen *mindestens von 96%*, wenn auch in sehr verschiedenem Häufigkeitsgrad geübt wurde.

Einige Autoren sind zu noch höheren Zahlen gelangt, so spricht Professor *Oskar Berger* sich (im Archiv für *Psychiatrie* Bd. 6, 1876) dahin aus, daß *jeder Erwachsene ohne Ausnahme* in seinem Leben einmal *Onanist gewesen sei.* Er sagt: „Die Masturbation ist eine so verbreitete Manipulation, daß von hundert jungen Männern und Mädchen neunundneunzig sich *zeitweilig* damit abgeben, und der Hundertste, wie ich zu sagen pflege, der ‚reine Mensch', *die Wahrheit verheimlicht.*" Und *Stekel* (Wiener Diskussion S. 31) erklärt: „*Alle Menschen onanieren.* Von dieser Regel gibt es keine Ausnahme, wenn man einmal weiß, daß es eine *unbewußte Onanie gibt.*"

Nach meinen *Erfahrungen* steht die *weibliche* Ipsation der *männlichen* an *Häufigkeit* nicht nach. Nur sind hinsichtlich der *Onanie in verschiedenen Lebensaltern* gewisse Unterschiede vorhanden. In der ersten und zweiten Kindheit *bis zur Pubertät* ist ihr Vorkommen bei *beiden* Geschlechtern *gleich.* In der *Reifezeit* aber selbst scheint sie *bei den Jungen verbreiteter* infolge der größeren *motorischen Unruhe* und Aktivität des männlichen Geschlechts, andererseits sind aber bei den Mädchen durch *periodische Affluxe* (Blutwallungen) zu den Genitalien allerlei sensitive *Reize*, örtliche Hinlenkungen, gegeben, die bei den Knaben in diesem Maße fehlen. *Nach Abschluß der Reifezeit* aber bieten sich für die Männer viel mehr *Möglichkeiten* und Gelegenheiten zu der *ihnen entsprechenden* Geschlechtsentspannung, als für die zahllosen *unbefriedigten* ledig und vereinsamt bleibenden Frauen, so daß etwa vom zwanzigsten Lebensjahre ab *die weibliche Surrogatonanie an Verbreitung die männliche weit übertrifft.* Infolgedessen dürfte die *Gesamtziffer* onanistischer Akte wohl *bei beiden Geschlechtern* die *gleiche* sein.

Es ist hier nicht der Platz, auf die *vielumstrittene* Bedeutung der Ipsation einzugehen. Wir kommen später darauf zurück. Nur dies sei hier schon festgestellt: die von *Schreckbildern* erfüllten *Schriften* der Sittlichkeitsvereine haben zwar ihren

Zweck – Verminderung der Onanie – nur *höchst unvollkommen* erfüllt, aber das *Geschlechtselend* sehr erheblich *vermehrt,* indem sie unendlich viele Menschen *vor ihrem Gewissen* zu schweren Sündern stempelten, ihnen ein ebenso starkes wie unnötiges *Schuldgefühl suggerierten* und manchen wertvollen Menschen wegen eines nach seiner *irrtümlichen* Meinung nun *verpfuschten* Lebens ganz überflüssigerweise in einen frühen freiwilligen Tod jagten. In *unendlich vielen Zuschriften,* die ich erhielt, spiegelt sich dieser die *Jugendzeit vergällende Seelenkampf* wider, den *Tolstoi* in der *Kreuzersonate* in das Bekenntnis faßt: „Ich *quälte* mich, und Sie haben sich gewiß auch gequält, und *so quälen sich neunundneunzig unter hundert von unseren Knaben; ich entsetzte mich, ich litt; ich betete und fiel immer wieder zurück.*"

Ohne Zweifel ist die Abstinentenonanie von Männern und Frauen *nach dem zwanzigsten Lebensjahre* eine durchaus

unwürdige Lösung der Geschlechtsnot,

und der von *Max Marcuse* mitgeteilte *Rat* eines Mannes, der lautet: „Die Onanie, mäßig geübt, hat *sehr viele Vorteile,* besonders für studierende Jünglinge, es wird dabei *Geld* und, was noch wertvoller ist, *Zeit erspart;* man entgeht allen Unannehmlichkeiten und Verhältnissen, macht niemand unglücklich und läuft nicht Gefahr, venerische Krankheiten zu erwerben", wird nach meinem Empfinden dem *Ernst* und der tiefen Tragik dieser schwierigen Sexualfrage nichts weniger als gerecht.

Da fühlte ich denn doch mehr *Sympathie* mit jenem älteren Professor, der mich einmal *vor dem* Kriege mit seinem Neffen und Mündel aufsuchte, einem *neunzehnjährigen* Soldaten von blühendem Aussehen. „Ich komme," sagte er, „um mich mit Ihnen zu beraten, wie das *Geschlechtsleben* meines Schutzbefohlenen am besten *geregelt* werden kann; ich habe mit ihm *fünf* Möglichkeiten erwogen: *die Ehe, die Enthaltung, die Selbstbefriedigung, die Prostitution und den Präventivverkehr.* Zur *Ehe* ist er *zu jung.* Bis zur Erledigung seiner Militär- und Studienzeit sind noch fünf Jahre erforderlich. *Frühestens* mit fünfundzwanzig Jahren wird er soweit sein, sich *vermählen* zu können. Die *Abstinenz* behauptet er nicht durchführen zu können. Einige Wochen ginge es wohl, aber nicht Monate und Jahre. Er fühle, wie durch den Verzicht auf Entspannung nicht nur seine Lebensfreude verkümmere, sondern vor allem seine *Arbeitskraft* erlahme. In die *Onanie* zurückzufallen, die er seit Jahresfrist glücklich überwunden habe, würde ihm höchst *entwürdigend* erscheinen. *Das käufliche Dirnentum* sei ihm zuwider, auch fürchte er die *Ansteckung.* Bleibe das *Verhältnis* mit einem gesunden Mädchen aus dem Volke. Es widerstrebe ihm, sich der *Präventivmittel* zu bedienen, nicht minder aber einem Mädchen und Kinde den *Makel der Unehelichkeit* aufzudrücken."

Hier tut sich *das ganze geschlechtliche Dilemma unserer Zeit* auf: dieses nervenaufreibende Hindurchsteuern *zwischen Klippen und Untiefen,* zwischen allerseits drohenden Gefahren in dem zur *sexuellen Hölle* gewandelten Paradies der Liebe.

In diesem *Inferno* (Hölle), das wie das *Dantesche* die Inschrift: Lacziate ogni speranza, voi ch'entrate (Lasset, die ihr eingeht, alle *Hoffnung* draußen) tragen könnte, *schmachten* auf der einen Seite – in der *„Frauenabteilung"* – Millionen weiblicher Wesen *hungernd* nach dem Manne, *dürstend* nach dem Kinde, *verlangend* nach *Erfüllung* ihrer körperseelischen Geschlechtlichkeit, *abgespeist* von der *herrschenden Moral*, der asketischen Weltanschauung, mit *Steinen statt Brot*. statt *Sättigung* und Stillung ihrer *Liebes-* und *Lebenssehnsucht entweder Enthaltung* auf Kosten körperlichen und seelischen Wohlbefindens oder Befriedigung *erotischer* Gelüste mit *eigener* Hand oder die Schande und den Fluch der *Unehelichkeit* oder die *Preisgabe* ihres Körpers an den, der den Preis zahlt, nicht den der Liebe, sondern *den des Leibes* als einer Handelsware.

Und auf der *andern Seite* dieses Infernos – in der *„Männerabteilung"* – sehnen sich ebenso viele Männer hungernd und dürstend *nach dem reinen Weibe*, nach einer *würdigen* Lösung *ihrer* körperseelischen Geschlechtlichkeit. Aber, würden sie sich einander auch noch so gut ergänzen, sie können nicht zueinander kommen. Denn zwischen ihnen steht die hohe *Mauer der Askese* und *versperrt den Weg*. So werden auch die Männer mit ähnlichen *Ersatzmitteln* abgefunden wie die Frauen. Man ruft ihnen zu: „Heiratet oder enthaltet euch"; „tertium non datur" (ein drittes gibt es nicht). Aber auch sie vermögen *weder das eine noch das andere*. An dem einen, der Ehe, hindert sie ihr *Gewissen*, ihre äußere Lage, die heutige Gesellschaftskultur, an dem andern, an der Entsagung, Anlage, *Natur* und inneres Gesetz: so vergreifen auch sie sich aus *Notdurft* an sich selbst oder zahlen den Preis für die *Menschenware* Weib als *Sexualobjekt*.

Die Ursache der Prostitution ist *der Mann; nur er*. Denn das weibliche *Angebot* richtet sich nach der männlichen *Nachfrage*. Allerdings ist der *Preis*, um den der Mann die Dirne kauft, oft unerwartet und unverhältnismäßig *hoch* – denn nur zu häufig *bezahlt* er die geschlechtliche Befriedigung an ihrem Körper mit *Syphilis* oder *Gonorrhöe* (= Tripper).

Fast könnte man an eine *Nemesis*, eine *Wiedervergeltung* glauben. Die *Rache*, die die Dirne an der Gesellschaft nimmt, die sie als *Lustobjekt* benutzt, um sie dann der *Verachtung* preiszugeben, sind die *Geschlechtskrankheiten*. Dann können sie beide, die Dirne und ihr „Freier", des *Harfners* Wort aus *„Mignon"* auf sich anwenden:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Man hat die *Prostitution* oft ein *notwendiges Übel* genannt. Ein *Übel* ist sie in ihrer gegenwärtigen Gestaltung *sicherlich*, und zwar für den, der das *Geld gibt* und den *Leib nimmt*, ebensosehr wie für die, die den *Leib gibt* und das *Geld nimmt*. Aber *notwendig* ist sie *nur* in unmittelbarstem *Zusammenhang* mit einer Geschlechts- und Gesellschaftsordnung, die glaubt, entweder das eiternde *Prostitutionsgeschwür*

aus dem Gesellschaftskörper gewaltsam *ausschneiden* zu können, wie es die Vertreter der Askese wollen, oder die es *oberflächlich* verbinden, wie die beauftragten Beamten staatlicher und städtischer Behörden. Was aber geschieht, den Gesellschaftskörper, den *Fäulnisboden,* aus dem mit Notwendigkeit die Prostitution *herausschwärt,* zu heilen, „zu sanieren"? So gut wie nichts.

Freilich ist das Werk der Heilung, das sich *nicht nur* auf die *Prostituierten,* sondern auch auf ihre *Nutznießer,* ihre *Umgebung* und die ganzen sozialen Verhältnisse beziehen muß, sehr viel *schwieriger* und einschneidender als das Vertuschungssystem, die *Vogelstraußpolitik* derer, die ein Auge oder beide Augen *zudrücken* und meinen, wenn sie ein Übel nicht sehen oder *nicht sehen wollen,* sei es nicht vorhanden, oder wie das Verfahren derer, die, statt an den *Ursachen,* an den *Folgen* herumkurieren oder gar wie das Zeter- und Mordiogeschrei der sich sittlich *Entrüstenden.*

Wir werden uns ja in unserer „Geschlechtskunde" noch eingehend sowohl mit dem *Prostitutionsproblem* als mit der Frage der *Geschlechtskrankheiten* zu beschäftigen haben. Hier, wo zunächst nur in großen Zügen ein *übersichtliches* Bild der menschlichen Sexualnot gegeben werden soll, seien nur einige Tatsachen und Zahlen angeführt, die

verschiedene Seiten des Geschlechtselends

zu *veranschaulichen* geeignet sind.

Die *Zahl der Frauen,* die ihren Körper *käuflich* zu Markte tragen, ist, nachdem die *abolitionistische* Richtung (die für *Abschaffung der „Sittenkontrolle"* eintritt) sich in Europa mehr und mehr durchgesetzt hat, noch *schwerer zu schätzen* denn vorher. Sie dürfte in *Berlin, Paris* und *London* kaum weniger als je 100000 Menschen betragen, *in ganz Europa sicherlich einige Millionen.*

So viele Frauen sind es, die *in schmählicher Erniedrigung* heute in Völlerei, morgen in Not, als *freudlose Freudenmädchen* ihr Dasein verbringen, in *dauernder Furcht* vor den *Gefahren,* die ihnen von *Behörden* und *Besuchern,* von Ausbeutern, Zuhältern und Erpressern und nicht zuletzt von den Geschlechtskrankheiten *drohen,* ein *Elendsleben,* das nur zu oft vorzeitig im *Krankenhaus* – allein mit *Lungentuberkulose* hatten sich unter 1300 Berliner Kontrolldirnen 299 infiziert – oder im *Irrenhaus* – ein beträchtlicher Prozentsatz sich prostituierender Männer und Frauen ist von Haus aus psychopathisch – oder im Gefängnis oder auf der *Straße* endet.

Man hat über *Werden und Vergehen* der sich gewerbsmäßig *hingebenden Frauen* schon wiederholt Erhebungen angestellt. Besonders lesenswert ist in dieser *Hinsicht* von älteren Werken das des einstigen Leiters der Pariser Sittenpolizei *Parent-Duchatelet,* von neueren das des vor seiner Vollendung verstorbenen großen Berliner Sexualforschers *Bloch.*

Neuerdings liegt auch aus England eine sehr bemerkenswerte Zusammenstellung vor. Einiges aus ihr sei hier festgehalten. Weist doch das *Schicksal der Prostituierten* in den zivilisierten Ländern *kaum nennenswerte Unterschiede* auf. Der leitende

Arzt eines Londoner Prostituiertenhospitals, *Dr. Houston Glyne,* hat die *Lebensläufe* von 137 vormals „unter Kontrolle" stehender Frauen untersucht, die in den letzten drei Jahren *starben.* Er kannte sie sämtlich persönlich gut und war über die Einzelheiten ihres Lebens genau unterrichtet. Unter den von Glyne behandelten Frauen starben 46, also nicht weniger als der dritte Teil, an *Tuberkulose,* 2 an *Gehirnsyphilis,* 47 an anderen Folgen geschlechtlicher Erkrankung. Von diesen waren 11 voll und 4 halb *erblindet.* Eine dieser Frauen starb an *Kindbettfieber,* 9 an *Abtreibungsfolgen,* 3 *erhängten* sich, 14 nahmen *Gift,* 4 wurden *ermordet,* 5 gingen an *Mißhandlungen* zugrunde, die sie kürzere oder längere Zeit zuvor von Männern erhielten, die mit ihnen verkehrt hatten, 3 sind *buchstäblich verhungert.*

23 waren *Ehefrauen,* als sie starben, 2 von ihnen lebten die letzten Jahre vor dem Tode in gutbürgerlichen Verhältnissen und mieden die Straße. Auch eine dritte hatte ihr entehrendes Gewerbe niedergelegt, sie war sehr *maskulin,* galt als weiblicher Zuhälter. Nur einer einzigen von diesen Frauen war es geglückt, nach zweijähriger „Laufbahn" eine *„glänzende Partie"* zu machen. Ein Fabrikant liebte und *heiratete* sie. Er *erschoß* sie aber nach dreijähriger Ehe wegen Untreue. Das Gericht sprach ihn *frei.* Die Mehrzahl dieser Frauen starb *vor dem 35. Lebensjahr.* Der größere Teil hatte den Weg der Prostitution zwischen dem 17. und 23. Jahr beschritten.

Eine Prostituierte, die *nicht geschlechtskrank* ist oder war, stellt eine große *Seltenheit* dar. *Glyne* fand unter seinen 137 *nur 9,* bei denen er keine Spuren von Syphilis oder Gonorrhöe nachweisen konnte.

Da nach *Seudemann* (Archiv für soziale Hygiene 1921, Bd. 14, S. 243) in der Großstadt *jeder fünfte Mann* im Alter von 15–50 Jahren an Syphilis krank ist oder gewesen ist, die Zahl der Tripperkranken aber *mindestens das Doppelte* beträgt, muß durchschnittlich jede Prostituierte, die auch *nur mit zehn* Männern verkehrt hat, *geschlechtskrank* und damit für *Dutzende* meist noch jüngerer Männer eine *neue Ansteckungsquelle* werden. Wahrlich ein „circulus *vitiosus*", wie er schlimmer und dem Wortsinn entsprechender *(vitiosus* leitet sich von vitium = Laster her) kaum gedacht werden kann.

Und noch eine letzte *bemerkenswerte Ziffer* sei hier genannt: *Über vierzig von hundert* Prostituierten hatten, ehe sie sich feilboten, *unehelich* geboren, meist waren es frühere *Dienstmädchen,* die ja überhaupt *etwa die Hälfte* aller Prostituierten stellen. Das will besagen: Fast jede zweite Prostituierte wurde aus der *geordneten Bahn* dadurch geworfen, daß ein Mann sie *schwängerte* und *im Stich ließ.* Nachdem sie ihre *Arbeitsstellung* durch die *Entbindung* verloren hatte, geriet sie in die Zwangslage, nun *auch noch für ihr Kind* sorgen zu müssen, und warf sich in der *Niedergeschlagenheit* eines nun doch einmal verfehlten Lebens dem ersten besten an den Hals. „Und wenn dich erst der eine hat, dann hat dich bald die ganze Stadt" sagt zum gefallenen *Gretchen* im *„Faust"* ihr Bruder *Valentin.*

Abgesehen von den *Ehescheidungsprozessen* neuerer Zeit, in denen nach dem unheilvollen *Verschuldungsprinzip* jeder von beiden Teilen bemüht ist, dem andern

mit Hilfe der Verteidigung das Erdenklichste und Unerdenklichste an *Schlechtigkeiten* anzuhängen, um nicht seinerseits als der *schuldige Teil* zu gelten und *zahlen* zu brauchen oder auf *Zahlung* verzichten zu müssen, gibt es für einen Freund der Menschen wohl kaum *beschämendere* Gerichtsverhandlungen als die *Alimentationsprozesse,* in denen der vom Weibe angegebene *Kindesvater* der *Kindesmutter* alles mögliche nachsagt unter Berufung auf die noch immer bestehende Bestimmung der *exceptio plurium**, um seiner Verpflichtung als *unehelicher Vater* enthoben zu werden.

Und wie ist es dort, wo die Alimentationsfrage, die *Versorgung des Neugeborenen* nicht im Vordergrund steht, in den sogenannten besseren Ständen? Hier ist *nach bürgerlicher Auffassung* ein Mädchen, das ein Kind bekommt, noch mehr *geächtet.* Man kann sich wohl zur Not über die Tatsache hinwegsetzen, daß ein geschlechtlicher Verkehr stattgefunden hat. Hat aber dieser *Verkehr Folgen* gehabt, so ist durch dieses *lebendige Zeugnis* der Skandal, die *Schande* da.

Es ist *wie meist im Sexualleben:* tut im geheimen was ihr wollt, aber hütet euch vor der Öffentlichkeit; nicht die Tat *als solche,* das *Ärgernis,* den Skandal, den Zufall bestrafen wir. In besseren Kreisen wird das uneheliche Kind meist *versteckt*, „totgeschwiegen", zu fremden Leuten in Pflege gegeben, und geht es zugrunde, zerdrückt vielleicht die eine oder andere „Kindesmutter" noch eine heimliche Träne, dann aber atmet sie *erleichtert* auf. Es gehört für ledige *Mädchen aus allen Ständen* immer noch ein *zu großer Heroismus* dazu, sich als *„Fräulein Mutter"* zu bekennen. „Ich habe keine Mutter, ich bin das *Malheur von meiner Tante"*, sagte einmal (unter einer Zeichnung von *Zille)* ein kleines Berliner Mädchen, das man nach seiner Herkunft fragte.

Kann man es unter solchen *Zu- und „Umständen"* einem *unverehelichten*

---

* Diese Bestimmung findet sich im *§ 1717 des Bürgerlichen Gesetzbuches,* der besagt: „Als Vater des unehelichen Kindes im Sinne der §§ 1708 bis 1716 gilt, wer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt hat, es sei denn, daß auch ein anderer ihr innerhalb dieser Zeit beigewohnt hat. Eine Beiwohnung bleibt jedoch außer Betracht, wenn es den Umständen nach offenbar unmöglich ist, daß die Mutter das Kind aus dieser Beiwohnung empfangen hat.

Als Empfängniszeit gilt die Zeit von dem *einhunderteinundachtzigsten* bis zu dem *dreihunderteinundzweiten* Tage vor dem Tage der Geburt des Kindes, mit Einschluß sowohl des einhunderteinundachtzigsten als des dreihundertundzweiten Tages."

In den Erläuterungen der Reichsgerichtsräte zu diesem Paragraphen heißt es: „Die Vermutung der Vaterschaft wird aber – worin die hauptsächlichste Abweichung von den Grundsätzen über eheliche Abstammung liegt – durch den Nachweis beseitigt, daß innerhalb der Empfängniszeit auch ein anderer der Mutter beigewohnt hat. Es greift dann der Gesichtspunkt durch, daß die Vaterschaft nicht mehr mit Sicherheit festzustellen ist." Und weiter: Der Beweis einer weiteren Beiwohnung wird übrigens, ohne daß die einzelne Handlung und der Name des betreffenden Mannes festgestellt zu werden braucht, schon dann als geführt zu erachten sein, wenn nach den Umständen, weil es sich um eine feile Dirne oder *eine der Geschlechtslust in hohem Maße ergebene Frauensperson* handelt, mit Sicherheit *angenommen werden kann,* daß dieselbe während der Empfängniszeit mit mehreren Mannspersonen geschlechtlichen Verkehr gehabt hat.

Mädchen, das sich Mutter fühlt, verdenken, wenn es darauf sinnt, sich der Leibesfrucht zu entledigen? „Aber, mein liebes Fräulein," pflegt dann wohl der Arzt zu sagen, „warum haben Sie denn nicht *vorher* Mittel zur *Verhütung der Empfängnis* angewandt? Es gibt deren doch so viele. Jetzt ist es *zu spät.*" Ja, warum nicht, denkt dann wohl das junge Mädchen, indem es beschämt schweigend den Blick senkt, weil unser Verkehr nicht eine so *wohldurchdachte* Handlung wie die jenes *Pfarrers* war, von dem sich der Berliner *Volksmund* erzählt, daß er *vor Vollziehung* des Aktes sich in feierliche Positur setzte und sprach:

„Du mir von Gott getrautes Weib,
Entblöße deinen keuschen Leib,
Nicht um der schnöden *Wollust* willen,
Um Gottes Willen zu erfüllen",

sondern weil sich unsere *Seelen und Leiber* im unvorhergesehenen Liebesrausch fanden.

Trotzdem es dem *„Bund für Mutterschutz"* und der unermüdlichen Arbeit vieler edler Frauen, unter denen ich Dr. Helene Stöcker an erster Stelle nenne, immer noch nicht gelungen ist, die *Schande zu bannen,* die auf einem in *freier Liebe* empfangenen Kinde und seiner Mutter lastet, werden in *Deutschland* durchschnittlich im Jahr, auch noch in dieser *schweren* Zeit, 185000 *uneheliche* Kinder geboren. Das ist von allen Geburten etwa der *zwölfte* Teil. Von Kindern unter 14 Jahren sind etwa eine *Million* unehelich, eine *gewaltige* Zahl, wenn man berücksichtigt, daß von 185000 unehelichen Kindern eines Jahres mindestens 60000, also *fast ein Drittel, keinen Erzeuger* finden, der sich ihrer annimmt, der sie, wie der Fachausdruck heißt, *„alimentiert"* (gebildet vom lateinischen alimentum = Nahrung oder Lebensunterhalt).

Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen die Lebensaussichten *unehelicher* Kinder viel *ungünstiger* sind als die der ehelich geborenen. 1905 starben beispielsweise von 100 ehelichen Personen 19,4%, von 100 unehelichen 32,6%. Besonders *beträchtlich* ist bei den *unehelichen* die *Säuglingssterblichkeit.* Sie ist bei ihnen fast *doppelt so groß* wie bei den ehelichen Kindern (25% zu 14%).

Vor einiger Zeit gehörte ich zu den *ärztlichen Sachverständigen* in einem *Abtreibungsprozeß,* in dem der Angeklagte sich selbst *rühmte,* nicht wie der Gerichtspräsident ihm vorhielt, in einigen *Dutzend,* sondern in vielen *Tausenden* von Fällen *keimendes Leben ausgelöscht* zu haben. Und doch war es nicht der schwer beschuldigte Mann auf der Anklagebank, dem viele Zuchthausjahre drohten*, der

* Die *Abtreibungsparagraphen* des Deutschen RStGB. lauten:

§ 218. Eine Schwangere, welche ihre *Frucht vorsätzlich* abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit *Zuchthaus* bis zu *fünf* Jahren bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe, *nicht unter 6 Monaten,* ein.

Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zu der Abtreibung oder Tötung bei ihr *anwendet* oder ihr beigebracht hat.

unser und wohl aller Anwesenden *Mitgefühl* und *Hauptinteresse* in Anspruch nahm. Er trat in seiner *soziologischen* und *psychologischen* Bedeutung gänzlich zurück hinter der großen Zahl seiner *Kundinnen.*

Ein anschauliches Bild des zur *Szene gewandelten Tribunals* entwarf ein Berliner Berichterstatter. Er schrieb unter dem unmittelbaren Eindruck der Verhandlung:

„Als aber die 26 Zeuginnen vor die Schranken getrieben wurden, ein *verängstigter Haufen armer Frauen* — ich glaube, in diesem Augenblick schämten wir Anwesenden uns alle *vor* unserer Zeit — nein, *für unsere Zeit.* Ja, es war ein beschämender Anblick. Es war so, als stünden nicht 26 Frauen da, sondern Hunderttausende, Millionen, *alle jene* Geschöpfe Weib, die auf dieser Erde in ihrem Unterleibe *empfangen* und aus ihrem Unterleibe *gebären.* Sie standen nicht nackt da, nein, sie lagen da, *mit roh entblößtem* Unterleibe, und alle jene *geheimnisvollen* Organe waren sichtbar gemacht, die er birgt. Es war ein *abscheuliches Wühlen;* sie waren durch die Justiz ärger geknechtet und entwürdigt, als nur je *Sklavinnen,* die man *am Markte* abtastete.

Wenn der *Staatsanwalt* sagte: „Sie brauchen sich nicht zu schämen", dann war es immer in dem Augenblicke, wo er die tiefste, allertiefste Scham aus dem Weibe hervorpreßte. Sie brachen in *dumpfes Weinen* aus vor diesen Männern, sie *taumelten wie Betäubte.* Woher nimmt das Recht das Recht, diese Frauen aus den Millionen, die — wir wissen es alle — *dasselbe taten,* herauszugreifen und vor dem Gesetze abzuschlachten wie *Opferlämmer?*

Der schicksalsschwere, grausame Satz pendelte immer wieder durch den Sinn: „summum jus — summa iniuria" („höchstes Recht kann *höchstes Unrecht* sein"). Ist nicht die *Natur selbst* nach § 218 schuldig, vergeht sie sich nicht — gesetzmäßig — in ungeheurer Weise *gegen das keimende Leben?* Tut sie es nicht schon in den *Samentierchen* des Mannes, von denen die Natur *Milliarden* erzeugt, von denen sie *nur eines* leben läßt? Bedient sich die Natur nicht in aber tausend Fällen dieses „Vergehens", um die Erde vor *Übervölkerung,* die Gattungen vor *Degeneration* zu schützen? Dieses Vergehen ist geradezu eine *bevölkerungs- und sozialpolitische Maßregel* der Natur — wenn man will — Gottes.

Was wollt ihr von diesen armen Weibchen? Nehmt eine Mappe von *Käthe Kollwitz* zur Hand und betrachtet eines der *ausgemergelten Weiber* im Umschlagetuch mit dem grausamen gedunsenen Bauch. Es ist die *arme Portiersfrau,* deren Mann als *Krüppel* aus dem Felde kam und nun den ganzen Tag im Sessel sitzt und sich nicht bewegen kann. Drei Kinder drängen sich und schreien in der Wohnung. „Fünf Treppenaufgänge habe ich zu besorgen . . . den ganzen Tag muß ich brechen . . . wie soll ich da arbeiten, wovon soll ich den Arzt bezahlen, wie sollen wir leben?" Da kommt eine kleine Telephonistin, die einmal lustig und — *unbedacht* war. Nächtelang frißt nun die Verzweiflung an ihr. Die Mutter wird sie hinauswerfen, sie wird die Stellung verlieren. Wohin, um Gottes willen wohin? Hier wieder die Frau, die von früheren Geburten geschwächt, hinfällig, ausgehöhlt ist. Mit *unsagbarer Angst* starrt sie einer neuen Geburt entgegen wie dem Tod. Oder sie sieht ein langes, verpfuschtes Leben vor sich mit allen Qualen der *Hinfälligkeiten* und Bitternissen eines kranken Leibes.

---

§ 219. Mit *Zuchthaus* bis zu *zehn* Jahren wird bestraft, wer einer Schwangeren, welche ihre Frucht abgetrieben oder getötet hat, *gegen Entgelt die Mittel hierzu verschafft,* bei ihr anwendet oder ihr beigebracht hat.

§ 220. Wer die Leibesfrucht einer Schwangeren ohne deren Wissen oder Willen vorsätzlich abtreibt oder tötet, wird mit *Zuchthaus nicht unter zwei Jahren* bestraft. Ist durch die Handlung der Tod der Schwangeren verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe nicht unter zehn Jahren oder lebenslängliche Zuchthausstrafe ein.

Eine andere gehört zu jenen Unglückseligen, die mit einer *übergroßen Empfängnisfähigkeit* behaftet sind, *ohne* dabei jemals den *Genuß der Liebe* zu fühlen. Jedes Jahr ein Kindbett. Jedes Jahr neue Schmerzen und neues Elend. Dienstmädchen, die von einem *unbekannten,* jetzt *gehaßten* Mann eine Frucht unter dem Herzen tragen, verlassene Tierchen, fremd und hilflos in dieser Welt.

Die Tragödie der *Töchter des Mittelstandes,* auf die die Schmach des unehelichen Kindes mit fürchterlicher, alles zerstörender Gewalt niedersaust; *ein Kind bekommen* heißt ausgeschlossen werden aus ihrer Welt und *fast immer Prostitution.*

Da kommt die Mutter mit der Tochter. Ein Mann hat die *Unerfahrene* verführt, um das *Jawort* der Eltern zu erzwingen. Er ist mittellos, schlecht, unehrlich, auch die Tochter haßt ihn jetzt. Soll sie das bewußtlos Keimende in ihrem Leibe in eine *Ehehölle* mit diesem Manne zwingen?

Die *Wohnungsnot* zeigt ihr bleiernes Gesicht. Wohin mit dem armen Wurm in der engen Stube, in der sich schon fünf andere drängen, hemmen und krank machen? *Welches Elend kommt da herangewandelt!* Alle die Frauen, die buchstäblich nach schlechter Wohnung und Wäsche riechen. Ein fürchterliches, tausendfach verfluchtes Leben, das ein neues fürchterliches, tausendfach verfluchtes Leben gebären soll! Welche Erzählungen! Wie suchten sich die Armen selber zu helfen! Die eine aß grüne Seife, die andere trinkt Holzessig. Welche Qualen bereiteten sie sich, um dem *Gefürchteten* zu entgehen! . . .

In der Tat, dieser Berichterstatter drückt aus, was die meisten Anwesenden empfanden, vielleicht sogar einige *Herren vom Gericht,* das unter dem *lebendigen* Eindruck dieses *Geschlechtselends* zu einem verhältnismäßig *milden Urteil* kam.

Aber auch noch die Mitteilungen eines anderen *Pressevertreters* verdienen festgehalten zu werden, der im Anschluß an diesen Prozeß *Beamte der Berliner Kriminalpolizei* befragte, die über eine jahrelange *Sondererfahrung* auf diesem Gebiet verfügen. Auch ihre Angaben geben ein erschütterndes Bild von *unserer Zeiten Not und Schmach.*

Vorweg sei bemerkt, so berichtet dieser Ermittler, daß die Kriminalbeamten sich *nicht erinnern* können, daß jemals „Gnädige Frau" oder „Fräulein Tochter" aus sogenannter *guter Familie* vor ihren Schranken erschienen sind, um sich wegen Abtreibung zu verantworten. Es sind fast ausschließlich Arbeiterfrauen, die die soziale Not und das Elend ihrer kümmerlichen Existenz dazu gezwungen haben, den unerlaubten Eingriff an sich vornehmen zu lassen, oder *Hausmädchen,* die es tun, weil sie fürchten, Stellung und Brot zu verlieren. Ein Beispiel für viele: Der Revierförster von Strausberg bemerkte vor einiger Zeit, als er auf dem nächtlichen Patrouillengang durch den Wald ging, einen Mann, der etwas zu *vergraben* suchte. Auf die Frage des Försters, was er dort treibe, erklärte er: *„Ich vergrabe die Frucht meiner Frau."* Als diese Frau nun infolge der Anzeige des Försters vor der Kriminalpolizei erschien, sahen die Beamten eine vollständig von *Arbeit* und *Elend* ausgemergelte Frau vor sich, die ganz ruhig zugab: „Jawohl, ich habe es getan. Wir haben bereits acht Kinder, und es ist eine Unmöglichkeit, diese Familie, die wir heute schon nicht mehr ernähren können, noch weiter zu vermehren." Die Frau wurde allerdings vom Gericht milde bestraft und erhielt die Bewährungsfrist zugebilligt.

Nach Angabe der Kriminalpolizei werden in Berlin *täglich 12—20 Todesfälle durch Abtreibung festgestellt.* Dabei ist zu bemerken, daß diese Zahl sicher zu niedrig ist, weil längst nicht alle Fälle zur Kenntnis der Kriminalpolizei gelangen. Eine *verheerende* Rolle spielen bei diesem Delikt die sogenannten *„weisen Frauen und weisen Männer".* Da sie

stets den Besuch der Kriminalpolizei befürchten müssen, sind sie darauf bedacht, ihr Handwerkszeug an einem möglichst unauffälligen Ort zu verbergen. Kriminalbeamte haben nicht selten jene Instrumente in entsetzlich beschmutztem Zustand im Abort gefunden, mit denen kurz vorher der Eingriff an einem unglücklichen Opfer vollzogen worden war. Neben diesen Kurpfuschern werden nun aber *Abtreibungen auch von den Ärzten* vorgenommen. So hat vor mehreren Jahren in der Wilhelmstraße ein Arzt, Dr. B., gelebt, der an jedem Tag mindestens 30—40 Abtreibungen vorgenommen hat. Er wurde in der Nachbarschaft allgemein *ein Freund des Volkes* genannt. Trotzdem er *wiederholt* vor der Kriminalpolizei erschien, konnte *niemals* gegen ihn vorgegangen oder gegen ihn ein Prozeß geführt werden. Die niedrigen Preise, die er nahm — er begnügte sich mit einem Honorar von 10 oder 20 Mark — schwächten den Verdacht, daß er sich gegen den § 218 vergangen habe, stark ab. Die vernommenen Zeuginnen konnten Belastendes gegen ihn auch nicht aussagen, weil er in den meisten Fällen ihnen erklärt hatte, daß sie sich *nicht im Zustande der Schwangerschaft* befänden.

Ein anderer sehr viel krasserer Fall liegt vor bei jenem Arzt aus der Augsburger Straße, der bereits seit dreiviertel Jahren in Untersuchungshaft sitzt. Er hatte sich mit Hebammen in Verbindung gesetzt und sie aufgefordert, *ihm gegen entsprechende Belohnung Frauen und Mädchen* zuzuschicken. Dieser Arzt betrieb die Abtreibung *gewerbsmäßig* in größtem Stile, und der Betrieb war so groß und gleichzeitig so ekelerregend, daß die Hausbewohner einschritten und Anzeige erstatteten. Es kam nicht selten vor, daß die Patienten, die von diesem Arzt kamen, auf der Treppe des Hauses *zusammenbrachen.*

Kriminalbeamte, die *jahraus jahrein* auf diesem Gebiet gearbeitet, gewiß also eine sehr reiche Erfahrung haben, sind durchaus der Ansicht, daß der § 218 aufgehoben werden müsse. Aber auch Männer der *Wissenschaft,* Gynäkologen von Ruf — schließt der Ermittler — sind keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß der § 218 von den schädlichsten Wirkungen für das *Volkswohl* und die *Volksgesundheit* begleitet ist."

Zu diesen Vertretern der Wissenschaft gehört auch der gewichtigste *Sachverständige* in dem hier herangezogenen Prozesse: Prof. Dr. A. Dührssen in Berlin, der die Zahl der *jährlichen Abtreibungen* in Deutschland auf *500 000* schätzt. Würde die Rechtsprechung des Reichsgerichts, nach der auch der *Versuch mit untauglichen Mitteln* strafbar ist, allgemeine Anwendung finden, dann würde wohl — so meinte er — der *größte Teil aller deutschen Ehefrauen ins Zuchthaus wandern müssen.*

Ganz besonders bedenklich ist, daß der weitaus größte Teil der hier in Betracht kommenden Frauen infolge der *staatlichen* Regelung und der dadurch bedingten *Stellungnahme* der staatlich approbierten Ärzte zu dieser Frage ihre Zuflucht zu *zweifelhaften* Kurpfuschern nehmen, wodurch es sich erklärt, daß nach den Bekundungen der Sachverständigen Dr. *Theilhaber* und Dr. *Dührssen* 10—20 % dieser Abtreibungen mit dem *Tode* endigen. Legen wir unserer Berechnung die vorher erwähnte halbe Million Abtreibungen zugrunde, so sind es Zehntausende von Frauen, die Jahr für Jahr um einer ihnen *unerwünschten Leibesfrucht* willen dahingerafft werden. In *Berlin allein* rechnet man gegen 6000 Frauen, die jedes Jahr an *unsachgemäß* ausgeführter Abtreibung sterben.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, wie viele der vorkommenden *Fehlgeburten* durch künstliche Eingriffe herbeigeführt wurden. Nach Dührssen (Geburtshilfliches

Vademekum 1921, S. 112) enden *30 % aller Schwangerschaften* vorzeitig mit einem *Abortus* (= Fehlgeburt). *Max Hirsch* nimmt an, daß von diesen Aborten jeder zweite *kriminell* (= verbrecherisch im Sinne des Strafgesetzbuchs) ist. Der berühmte Berliner Frauenarzt *Bumm* schätzt, daß zwei Drittel der Gesamtzahl der Fehlgeburten auf *unerlaubten* Eingriffen beruhen. Einmal hat Bumm bei 100 Frauen, die innerhalb vier Wochen wegen *unvollständiger* Fehlgeburt die poliklinischen Sprechstunden aufsuchten, diskrete *Nachforschungen* angestellt. Das Ergebnis lautet, daß nicht weniger als *89 von 100* die Fehlgeburt *künstlich* herbeigeführt hatten. Unter diesen 100 Frauen waren 85 verheiratet, 4 davon, die mit Schüttelfrost und hoher Temperatur eingeliefert wurden, gingen an *Kindbettfieber* zugrunde.

Dührssen gab mir, als ich nach den *Unterlagen* seiner obigen vor Gericht angeführten Ziffern fragte, folgende *Auskunft:* Rechnen wir gegenwärtig mit 1 500 000 Geburten lebensfähiger Kinder in Deutschland, so würde die *Zahl der Schwangerschaften* 2 000 000, die *Zahl der Aborte* 30 %, ca. 600 000 betragen.

Die letzten Berechnungen in dieser Beziehung rühren von *Versmann* her (im Ärztlichen Vereinsblatt 1924, Nr. 1312). Er legt seiner Statistik die *Hamburger* Zahlen zugrunde; in Hamburg kommen im Monat 900 Abortfälle vor, über 10 000 im Jahr, das wären auf ganz Deutschland übertragen ebenfalls 600 000 bis 700 000. Nehmen wir nun die Hälfte hiervon nur als *absichtlich* hervorgerufen an, so wären das ca. 300 000 Abtreibungen im Jahr. Nun hat aber seit 1921 die Zahl der Fehlgeburten so *zugenommen*, daß man *gut mit 500 000 künstlichen Aborten* rechnen kann.

Zur *gerichtlichen Bestrafung* kommen von allen diesen Fällen im Jahre *nur einige Hundert* (5–600), während *Hunderttausende* (ca. 450 000) *unverfolgt* und ungeahndet bleiben. Dieses Zahlenverhältnis kennzeichnet die *Nutzlosigkeit* und *Ungerechtigkeit* eines Gesetzes, bei dem *genau so* wie bei den Handlungen aus gleichgeschlechtlicher Anlage nur ein *so winziger Bruchteil* von den bestehenden Gesetzen getroffen wird, daß dieses *jede Abschreckungskraft verliert.*

Wen aber *trifft* des *Gesetzes* Strenge? Nicht die mit *materiellen* oder *geistigen* Mitteln ausgestatteten Personen, die sich am sichersten zu *schützen* und zu *helfen* wissen, sondern die an *Geld* und *Gut, Geist* und *Geschick* Unbemittelten, nicht die Reichen, sondern die Armen. Noch sehe ich das arme Ding vor mir, die in dem mehrfach erwähnten *Abtreibungsprozeß* auf die Frage des Vorsitzenden, warum sie zu dem Angeklagten ging, erwiderte: „Mein *Bräutigam* drohte mir, sich zu *erschießen;* dann hast du ein Kind, sagte er, und keinen Mann;" noch klingt mir die tränenumflorte Stimme einer anderen in die Ohren, die stammelte: „Ich wollte mir ja einen *Schutz* kaufen, aber ich hatte *kein Geld,* ich habe noch eine *Mutter* von 83 Jahren, die ich *ernähren* muß. Da konnte ich doch kein Kind *brauchen.* Ich hatte solche *Angst,* daß ich verfallen sein könnte. Auch wußte ich ja nicht, daß es strafbar ist." Und noch sehe und höre ich die vielen, die äußerten: „Wenn mir nicht geholfen wäre, wäre ich ins *Wasser* gegangen oder hätte den *Gashahn* aufgedreht."

In der Tat, unter den zahlreichen *Selbstmorden aus sexuellen Motiven,* deren *Gesamtzahl* eine sehr *beträchtliche* ist – denn die meisten *Selbsttötungen aus unbekannten Gründen* fallen in dieses Gebiet – stehen die der *unehelich geschwängerten* Mädchen nicht an letzter Stelle. Viel seltener bereitet der zur Verantwortung gezogene *uneheliche Vater* seinem Leben ein Ende, weil er nicht imstande ist, seinen *Verpflichtungen* nachzukommen. Ein von außerordentlicher *Beobachtungsgabe* und verständnisvollem *Einfühlen in die Volksseele* zeugendes Beispiel dieser Art schildert *Georg Hermann* in seinem *Berliner* Roman *„Kubinke"*.

Nicht weniger als 17000 „Selbstmorde" verzeichnet im letzten Jahre (1923) die Statistik der Todesarten für das Deutsche Reich. *Diese siebzehntausend Selbstmörder auf den Totenscheinen* sind aber sicherlich nicht alle, vielleicht nur die Hälfte, vielleicht sogar ein noch geringerer Bruchteil aller derer, die in dem einen Jahr freiwillig aus dem Leben geschieden sind. Denn sehr viel *zahlreicher als die Selbstmorde aus unbekannten Gründen sind die unbekannten Selbstmorde*, die unsicheren, die ungewollten oder nur der näheren Umgebung bekannten. Wer will mit Bestimmtheit sagen, ob die Dosis eines Schlafmittels mit oder ohne Absicht so hoch gewählt war, daß sie das müde Herz zum Stillstand brachte? Wer will entscheiden, ob der nächtliche Sturz aus dem Eisenbahnwagen durch schlaftrunkenes Öffnen einer falschen Tür oder durch einen Sprung veranlaßt wurde, ob der Schuß durch die Brust durch unvorsichtiges Spielen mit der Waffe oder mit Vorsatz *erfolgte?*

Diesen unklaren Selbstmorden *ohne Abschiedsbriefe* bin ich in meiner sexualärztlichen Tätigkeit bei älteren und jüngeren Personen, Männern und Frauen in Menge begegnet; meist waren es nicht Verwandte, sondern Vertraute der Verstorbenen, die mir von ihren Zweifeln Kenntnis gaben. Auch manche Träger bekannter Namen (wie Friedrich Alfred Krupp, Ballin, Hermann Bang) starben unter ähnlichen Umständen. Sie nahmen nicht nur das Geheimnis ihres Lebens, sondern auch das Geheimnis ihres Todes mit ins Grab.

Die Angehörigen sind in den meisten Fällen nur allzu gern bereit, einen Selbstmord zu vertuschen oder als nicht vorliegend anzusehen, wenn die Möglichkeit besteht, es zu tun. Andere Erklärungen des plötzlichen Todes, wie Herzlähmung, Hirnschlag, Unglücksfall, sind leicht gefunden. Warum aber glauben sie nicht, oder wollen nicht glauben, oder geben vor, nicht zu glauben, daß der ihnen nahestehende Mensch seinem Leben *selbst* ein Ende setzte? Sind es wirklich nur Rücksichten auf die Familie oder den Verstorbenen? Oder fühlt nicht jeder, der von dem Selbstmord eines, den er kannte, hört, im letzten Grunde doch etwas wie Mitschuld und Scham?

Ich meine, jeder Selbstmord ist ein Vorwurf gegen die Gesellschaft, jeder Freitod mehr oder minder eine Beschämung für Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Bekannte und Freunde des Getöteten. Auch der Arzt sollte jeden Selbstmord eines Patienten als Zeichen mangelnder Leistungsfähigkeit ansehen. Ich selbst wenigstens habe es immer so empfunden.

Es sind nicht etwa nur *ledige* Mütter, die sich verzweiflungsvoll nach *„Rat und*

Hilfe" umsehen, wie es gewöhnlich in den einschlägigen *Anzeigen* heißt, von denen *Dr. Max Nassauer* aus einer großen Berliner Tageszeitung *eines* Tages nicht weniger als zweiundvierzig abdrucken konnte (in der Schrift *„Der moderne Kindsmord"*). Die viel größere Anzahl sind *Ehefrauen.* Wenn wir ihren Angaben trauen dürfen, und in der Mehrzahl der Fälle verdienen sie *Vertrauen,* so ist auch hier *nicht mangelndes,* sondern *gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl* das treibende Motiv. Welche verhängnisvolle Rolle dabei die allgemeine Not der Zeit spielt, zeigen die *erschrecklichen Ziffern des Geburtenrückganges* in diesen *letzten zehn* Jahren *schwerster deutscher* Wohnungs-, Arbeits- und Geldnot.

Ist doch die *Geburtenziffer,* die noch im Jahre 1913 in Deutschland *29 auf 1000 Einwohner* betrug, *gegenwärtig* bis *9 Geburten auf 1000* herabgesunken. *In Berlin wurden im Jahre 1923 zum erstenmal*

mehr Särge als Wiegen

aufgestellt, 11026 Särge mehr als Wiegen. Denn 49574 Menschen *starben* in diesem Jahr in Berlin, während nur 38548 *geboren* wurden.

Einige Jahre vorher war es *noch umgekehrt,* so betrug im Jahre 1911 der *Geburtenüberschuß* in Berlin 9244, da 43200 Kinder lebend geboren wurden und 33956 Menschen starben. Dabei hatte Berlin im Jahre 1911 etwa 2 Millionen und 1923 – es hatte sich inzwischen zu *Groß-Berlin* erweitert – etwa 4 Millionen Einwohner, und auch die Zahl der *Eheschließungen* hatte sich nahezu *verdoppelt,* sie war nämlich von 22672 im Jahre 1911 auf 41402 im Jahre 1923 gestiegen. Und *trotzdem* der *enorme Rückgang der Geburten.*

Der Eindruck dieser Zahlen wäre aber *unvollständig,* wenn nicht mit der *Vernichtung der Ungeborenen* das *Sterben der Neugeborenen* im unmittelbaren Zusammenhang genannt würde. *Dreierlei Erscheinungen gehören eng zusammen: Empfängnisverhütung, Fruchtabtreibung und Säuglingssterblichkeit.* Zu den 500000 während der Schwangerschaft *abfallenden Menschenblüten* gesellen sich 300000 kleine *Menschenknospen,* die im ersten Lebensjahre zugrunde gehen.

Sicherlich nicht alle, aber ein großer Teil stirbt, weil ihnen die *mütterliche* Pflege und Nahrung versagt bleibt. Das Geschäft der *„Engelmacherinnen"*, wie sie im Volksmund heißen, blüht um so mehr, als für die, welche die Neugeborenen in den ersten Wochen und Monaten durch mangelhafte Abwartung *absichtlich* oder *leichtfertig* hinsiechen lassen, die Gefahr, hart bestraft zu werden, sehr viel geringer ist als für die *Fruchtabtreiberinnen* oder *Kindesmörderinnen**.

Wieviel besser waren doch die *Findelhäuser,* in denen *unglückliche Mütter* die Kinder *diskreter* Geburt oder solche, deren Erhaltung ihnen *unmöglich* war,

* § 217 RStGB. über *Kindestötung* lautet:

Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Monaten ein.

niederlegten. Auch diese Rettungshäuser fielen einer sich im *falschen Dünkel* überhebenden Moralanschauung zum Opfer.

Die Zahl der im *ersten Lebensjahr Gestorbenen* (ohne die Totgeborenen) schwankt innerhalb der letzten 20 Jahre in Deutschland zwischen 12,9 und 20,7 von 100; mit *durchschnittlich fünfzehn auf Hundert* ist sie in *unserem* Vaterland *größer* als in den *meisten* Kulturländern Europas. Von 1900 bis zum Beginn des Weltkrieges kehrten etwa 5000000 Menschenkinder der Welt, deren Licht sie kaum erblickt hatten, wieder den Rücken, und zwar waren es *von Flaschenkindern* etwa fünfmal soviel als von *Brustkindern.*

Ist es auch keineswegs immer *Mangel an Mutterliebe,* sondern *Lebensnot,* die Anlaß ist, dem menschlichen *Säugling* seine *natürlichste Nahrungsquelle* vorzuenthalten, so hat doch der *Säugungswille* viel mehr als die *Säugungskraft* (genau so wie der *Zeugungswille* mehr als die *Zeugungskraft)* abgenommen. Diese allmähliche *Umwandlung des Homo sapiens* aus einem *Säugetier in ein Flaschentier* bleibt eine der bedauernswertesten *Zeiterscheinungen.*

Es gibt aber auch innerhalb der Ehe eine *Geschlechtsnot der Unfruchtbarkeit,* und zwar *ungewollter* Sterilität. Jede *zehnte* Ehe ist in Deutschland *kinderlos,* in Berlin sogar der *vierte Teil* aller Ehen. Was die Natur dem einen zu reichlich gewährt, hält sie den andern vor, ohne nach der Eltern Wünschen und Sehnen zu fragen.

Eine Hauptursache ehelicher Unfruchtbarkeit sind vorangegangene Geschlechtskrankheiten. *Blaschko* hat berechnet, daß allein wegen *gonorrhoischer* (durch Tippernarben hervorgerufener) *Verklebungen* der Ei- und Samenleiter und dadurch entstandener Undurchlässigkeit für Ei- und Samenzellen 200000 Kinder in Deutschland im Jahre *weniger* geboren werden. *Kinderlosigkeit* steht unter den Ursachen unglücklicher Ehen nicht an letzter Stelle.

Aber auch dort, wo die *organische Dreieinigkeit* von Vater, Mutter und Kind hergestellt ist, bildet

die Familie

durchaus nicht immer *die soziologische Einheit,* wie man *biologisch* voraussetzen könnte.

Und damit komme ich zu einer letzten Seite *in dem großen Kapitel Geschlechtselend,* zu der Frage: Ist es der asketischen Weltanschauung *wenigstens* gelungen, *diejenige Sexualeinrichtung,* die sie als die *allein erlaubte* und *zweckmäßige* anerkennt, die *Ehe,* zu einer allerseits *befriedigenden Institution* zu gestalten? Auch diese Frage kann *nicht bejaht* werden, und dies ist wohl auch kaum anders zu erwarten, wenn man sich des vielfach vertretenen asketischen Standpunktes erinnert, nach dem das Weib, die *„Wurzel der Sünde"* (heil. Antonius), und die Ehe ein *niedriger Stand* sein soll, kaum mehr als eine gesetzlich geschützte *Kindererzeugungsfabrik.*

Dabei bekümmert sich das Gesetz wohl um die Aufrechterhaltung *geschlossener* Ehen, sehr wenig aber, ob beim Eheschluß auch die körperlichen und seelischen *Vorbedingungen für die Erhaltung* der Ehen gegeben sind. Dieses überläßt man als einträgliches „Gewerbe" den Heiratsbureaus und den *Heiratsanzeigen,* von denen eine führende Zeitung Norddeutschlands allein an einem *einzigen* Tage 99 enthielt.

In den meisten dieser Inserate heißt es nach Angabe einiger persönlicher Eigenschaften (wie „besserer älterer Herr", „Kaufmann mit angenehmem Äußeren und feinen Umgangsformen", „Jurist und Reserveoffizier aus altadeliger Familie" oder „gebildetes junges Mädchen von guter Herkunft", „Fräulein von sympathischer Erscheinung", „junge ansehnliche Witwe"). „Vermögen erwünscht", nicht selten auch, namentlich bei weiblichen „Heiratslustigen", wie man sie wenig taktvoll nennt, „Vermögen vorhanden".

Statt die *Eheschließung zu reformieren* – die mehrfach vorgeschlagene Einrichtung *staatlicher Ehevermittlungsstellen,* die durchaus zweckmäßig wäre, dürfte vorläufig auf mehr Widerstand als Verständnis stoßen – *erschwert man die Ehescheidung,* und so wächst immer mehr die Zahl der Ehepaare an, die in Geschlechtsnot und *seelischer Disharmonie* ein jammervolles Dasein führen und – was nicht weniger traurig ist – die *Zahl der Kinder,* deren Jugend durch den *täglichen Anblick elterlicher Zerwürfnisse verbittert* und *verkümmert* wird.

Großer Kämpfe bedurfte es, um die Ehe aus den Fesseln der Kirche zu befreien, die sie als einen *unlöslichen Bund* sanktionierte. In einigen „zivilisierten" Ländern ist die als „Zivilehe" bezeichnete *staatliche* Eheschließung vor einem weltlichen Standesamt auch heute noch nicht eingeführt. So in *Italien* und auch in der *Republik Österreich* gibt es immer noch keine *obligatorische* Zivilehe, sondern nur unter besonderen Umständen (wie bei Konfessionslosen) eine *„Notzivilehe"*, die die Kirche nicht als Ehe anerkennt, sondern als *„Konkubinat"* verurteilt.

Dementsprechend kennt die österreichische Republik auch keine *eigentliche* Ehescheidung, sondern nur *„Trennung von Tisch und Bett"* ohne grundsätzliche Gestattung einer *Wiederverheiratung.* Zu dieser bedarf es eines besonderen „Dispenses von dem Ehehindernis des bestehenden Ehebandes". Da in Österreich zwar die Todesstrafe, aber nicht die Unlöslichkeit der Ehe abgeschafft ist, kam es kürzlich vor, daß die Ehefrau eines Mörders große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ehe sie ihr freies Verfügungsrecht über sich als Ehefrau wiedergewann.

Ein *österreichischer* Gelehrter untersuchte vor längeren Jahren – und seitdem haben sich die Zustände in dieser Hinsicht eher noch verschlechtert als verbessert – „im Zusammenhang mit dem Prinzip der *Unauflöslichkeit der katholischen Ehe"* mehrere hundert Ehen aus den verschiedensten Ständen „ohne Auswahl, wie der Zufall sie ihm darbot". *48 % dieser Ehen* mußten aus den verschiedensten Gründen als *unglücklich* bezeichnet werden, in *36 %* standen sich die Eheleute *gleichgültig* gegenüber, und *nur 16 unter hundert* verdienten das Prädikat *glücklich.*

Trotzdem ähnliche *Ehestatistiken* aus andern Ländern bisher nicht vorliegen, läßt

sich mit Gewißheit sagen, daß *überall die unglücklichen und gleichgültigen Ehen bei weitem an Zahl die glücklichen überwiegen.*

Die Statistik der *Ehescheidungen* gibt hierüber nur ein unvollständiges, aber doch immerhin ganz anschauliches Bild. Die Anzahl der Ehescheidungen, die 1913 in Deutschland 17835 betrug, hat sich innerhalb zehn Jahren *mehr als verdoppelt,* Sie war im Jahre 1923 auf 36548 gestiegen, trotzdem sich in diesem Zeitraum die deutsche Einwohnerzahl um 10 Millionen *verringert* hat. Die Ehedauer bis zur Scheidung war ziemlich dieselbe geblieben; bei 31,9 % fand die Ehescheidung zwischen dem 5. und 10. Jahre der Ehe statt, bei 21,9 % zwischen dem 10. und 15. Jahre, bei 12,2 % nach 15 bis 20 Jahren, bei den übrigen früher oder später. Unter den Ehescheidungsgründen stehen obenan *Ehebruch* in 53 % (§ 1565 BGB.) sowie *„schwere Verletzung* der durch die Ehe begründeten Pflichten" in 41 % der Fälle (§ 1568 BGB.).

Nein, *wohin auch immer auf sexuellem Gebiete* wir unsere Blicke richten, der asketische Geist hat in Kirche und Staat ein *mehr als klägliches Ergebnis* gezeitigt, noch mehr, seine *Wirkungen* haben sich als *verheerend* erwiesen.

Das Bild *menschlichen Geschlechtselends,* das wir in diesem Kapitel *entrollten,* erhebt keinen Anspruch auf *Vollständigkeit,* es gibt nur *schwache Umrisse,* nur *kurze Abrisse,* aber diese *genügen,* um mit aller Bestimmtheit behaupten zu können: *das asketische Regiment* hat *keine* der sexuellen Fragen *gelöst* und *wird* sie auch nicht lösen, weil es sie nicht *lösen kann.*

Da stehen sie alle *beieinander,* die Millionen zu *unfreiwilliger Unfruchtbarkeit* verurteilten Frauen, unter ihnen viele an Enthaltsamkeitsstörungen leidend, betrogen um ihr heiligstes, *ureigenstes* Menschenrecht, um die Liebe, und neben ihnen Millionen von *Menschentöchtern,* die von der Gesellschaft als *Dirnen* und *Huren gebrandmarkt* sind – und ihnen gegenüber Millionen *Männer,* die sie auf diesen Weg brachten und die *gefallenen Mädchen* gebrauchen, ohne als *gefallene Männer* zu gelten (dies nennt man die „doppelte Moral"), unter ihnen befinden sich viele, viele Millionen *geschlechtskranker* Männer und Frauen – und mit ihnen stehen da Millionen *Abtreiber* und *Abtreiberinnen* und Millionen *Ehebrecher* und *Ehebrecherinnen* und Millionen *unehelicher Mütter und Kinder* – und Millionen Männer und Frauen, deren *ganze* Schuld darin besteht, *statt Frauen Männer* und *statt Männer Frauen* zu lieben – und Millionen, die verfemt sind, weil sie *als Männer zu viel vom Weibe* und *als Weiber zu viel vom Manne* erbten, und Millionen, die um *unverschuldeter* Triebstörungen willen als *Verbrecher* in die Gefängnisse geworfen wurden – und Millionen, die in *unglücklicher Ehe* aneinander *gekettet* ihr Leben verbringen – und Millionen, die nur deshalb leiden und als *lebensuntauglich* der Gemeinschaft zur Last fallen, weil ihre Eltern *eheuntauglich* waren – und Millionen, deren Narben von *Selbstmordversuchen* erzählen, die sie verübten wegen angeblicher *Jugendsünden,* oder weil sie sich „guter Hoffnung" (welcher Widerspruch in sich!) wähnten oder aus anderen *angeblich unbekannten, in Wirklichkeit ge-*

schlechtlichen Gründen ein Leben von sich werfen wollten, das seinen Wert verloren hatte.

Da steht dieser Riesenhaufen zusammengeballt in Körperqual und Seelenpein. *Er umfaßt weit mehr als die Hälfte der Menschheit,* und aus dem zermürbten, zermarterten Massenhirn schrillt ein Aufschrei empor, ein einziger ungeheurer Schrei nach *endlicher* Erlösung und Befreiung aus geschlechtlicher Not, nach Leben und Liebe.

Nicht regellose Geschlechtsfreiheit begehren diese Millionen; sie klagen mit *Goethe:*

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage."

Sie fordern: *Schenkt endlich den Menschen die sexuelle Wahrheit und übt auf der Erkenntnis körperseelischer Geschlechtlichkeit Gerechtigkeit.*

IV. KAPITEL

Sexuelle Aufklärung
oder
sexueller Aberglaube?

Motto.

„O Mutter, warum hast du mir nicht alles gesagt!"
Aus „Frühlingserwachen" von Wedekind.

Aus unseren bisherigen Darlegungen geht deutlich hervor, daß in der Bewertung und Beurteilung des menschlichen Geschlechts- und Liebeslebens *zwei Weltanschauungen* miteinander ringen, die *theologische* und *biologische,* die *metaphysische* (übernatürlich-übersinnliche) und die *physische* (natürlich-sinnliche). Die metaphysische *wurzelt* im Mythologischen (der „Schöpfungsgeschichte") und *gipfelt* im Teleologischen, mit anderen Worten: sie nimmt *überirdische* (okkulte) Kräfte an, die auf einen bestimmten Zweck – im Sexualfalle ist es die Fortpflanzung – hinarbeiten. Die physische Weltanschauung dagegen geht von der Biologie und Psychologie aus und begnügt sich damit, die Ursachen und die Wirkungen von *Naturerscheinungen* zu erkennen, um *aus Regelmäßigkeiten Gesetzmäßigkeiten,* die wir *Naturgesetze* nennen, abzuleiten. Durch Erkenntnis dieser Zusammenhänge läßt sich viel zukünftiges Geschehen *voraussehen* und, wenn nötig, *verhüten.*

Die metaphysische Richtung glaubt als *„magister naturae"* (= Meister oder richtiger Bemeisterer der Natur) auftreten, das Sexualleben nach den Beschlüssen und Bestimmungen menschlicher Gesetzgebungen regeln und es in erwünschte Normen und Formen bannen zu können – die physische Richtung hingegen ist bescheidener, sie fühlt sich nur als *„minister naturae"* (Diener der Natur; magister hängt mit magis = mehr, minister mit minus = weniger, zusammen) und sucht das von der Natur Gesetzte mit dem vom Menschen Gesetzten in Einklang zu bringen und sieht in den metaphysischen Begriffen „Übernatürlich" und „Widernatürlich" nur Zeichen mangelnder Naturerkenntnis. Sie spricht von *Erbfehlern,* wo die Theologen von *Erbsünde* reden.

Die naturwissenschaftliche Sexualanschauung sieht in allem, was im Geschlechtsleben *Zufall* scheint, *Bedingtheit,* in dem meisten, was für willkürlich gehalten wird, *unwillkürliche* Vorgänge; für sie heißt es nicht: kein Gesetz ohne Ausnahme, sondern: *keine Ausnahme ohne Gesetz.*

Je mehr wir uns in das allgewaltige Naturphänomen der Liebe ohne Überhebung versenken, ein schier unbegrenztes Feld des Forschens und Denkens, Sinnens und Trachtens, um so mehr wächst unsere Bewunderung vor der Feinheit der hier waltenden Naturgesetze. Leider gilt aber auch heute noch der Satz, den einer der bedeutendsten Vorläufer der modernen Sexualforschung, der italienische Anthropologe *Paolo Mantegazza,* einst ausgesprochen hat: „Gegenüber der Liebe sind wir alle noch mehr oder weniger Wilde – *eine schreckliche Stupidität* herrscht angesichts der größten aller menschlichen Leidenschaften."

Nicht Glaubenslehren und Wunschvorstellungen, keine vergilbten und verstaubten Pergamente, sondern immer nur die *lebendige* Natur selbst sollte die ein-

zige, niemals versiegende Quelle der Naturerkenntnis sein und bleiben. „*Beobachten,* meine Herren, beobachten!" Mit diesen Worten begann und schloß mein einstiger Lehrer an der Universität Straßburg, der hervorragende Biologe Freiherr von *Recklinghausen,* fast jede seiner Unterrichtsstunden. Er sah es als *unbedingtes* Erfordernis wahrer Wissenschaftlichkeit an, mit oder ohne Zuhilfenahme von Apparaten (vor allem dem Mikroskop) selbständige Einzelbeobachtungen sorgsam zu sammeln, um aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die um so zwingender waren, je größer das ihnen zugrunde gelegte *Tatsachenmaterial* war. Dies ist auch für die Sexualwissenschaft der einzige zum Ziele führende Weg.

Man hat sowohl der „*exakt*" beobachtenden, als der „*experimentellen*" Methode nicht ohne eine gewisse Berechtigung vorgeworfen, daß sie zu ausschließlich mit den *Sinnesorganen* arbeite, und Erscheinungen, die den Sinnen und ihren instrumentellen Hilfsmitteln nicht unmittelbar zugänglich gemacht werden könnten, nicht genügend Beachtung schenke, daß sie in der Erforschung des Menschen über dem *Zellenleben* das *Seelenleben* vernachlässigt habe. Demgegenüber ist zu betonen, daß auch der Einblick in das Geistes-, Gefühls- und Liebesleben nicht durch theoretische Spekulationen und Glaubenssätze, sondern nur durch *zahlreiche exakte Einzelbeobachtungen* gewonnen werden kann.

Die metaphysische Auffassung sieht in der Sexualität ein *notwendiges Übel,* und zwar noch mehr das Übel als die Notwendigkeit, während die biologische in ihr das *höchste Lebensgut* erblickt. Jene Richtung *schämt* sich des Geschlechtlichen und möchte es daher möglichst in Dunkel hüllen, diese aber will, daß sich *der Mensch der körperseelischen Geschlechtlichkeit in vollem Bewußtsein erfreut.* Von der Metaphysik wird das sexuelle Wissen, von der Biologie die sexuelle Unwissenheit verpönt, jene nennt das *Schweigen* über sexuelle Dinge *heilig,* diese sieht im Gegenteil in der Wahrheit und ihrer Verkündigung ein Heiligtum.

In einem aber dürften sich Anhänger und Gegner sexueller Aufklärung einig sein: *Schlimmer als Wissen oder Nichtwissen ist Halbwissen.* Dieses halbe Wissen aber herrscht auf dem Geschlechtsgebiet zurzeit fast allgemein vor. Es handelt sich daher nicht mehr darum, Unwissenheit durch Wissen, sondern unrichtiges Wissen durch richtiges Wissen, *sexuellen Aberglauben durch sexuelle Aufklärung* zu ersetzen.

Wir sind zu der Erkenntnis gekommen, daß auf *klarer* Wissensgrundlage sich der *Geschlechtswille* des Menschen sicherer aufbaut als auf unklaren Trieben und dumpfen Instinkten. Wissen und Willen bedürfen einander; darum lassen sich Kern und Inhalt der sexueller Erziehung in zwei Erfordernisse zusammenfassen:

Sexualwissen und Sexualwillen.

Als drittes steht diesen beiden das *Sexualwesen* gegenüber. Diesem soll Wissen und Willen vermittelt werden, ohne daß wir uns der *Illusion* (Selbsttäuschung) hingeben wollen, es käme zur Erziehung und Erzielung sexuellen Wohlverhaltens in der Hauptsache auf *allgemeine Charakterbildung* und Willenspädagogik an.

Das Hauptsächlichste bleibt

die sexuelle Persönlichkeit,

für die auch heute noch die Lebenserfahrung gilt, die einstmals der alte *Horaz* in seinen Episteln in klassische Form kleidete, in die Sprüche:

Naturam expellas furca; tamen usque recurret
(mögest du die Natur mit einer Heugabel, d. h. gewaltsam herauswerfen; stets kehrt sie dennoch zurück)
und
Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt
(nur den Himmel über sich, nicht die Seele in sich ändern die, welche über das Meer gehen).

Diesen Satz sollten sich alle Eltern merken, die nur sich selbst, nicht aber ihr Kind von Bedrängnis befreien, wenn sie es nach einem beliebten Bequemlichkeitsverfahren oft schon im jugendlichen Alter über den Atlantischen Ozean schicken. Die *Vorwürfe*, die sich die Mütter später meist selber machen, wenn sie erfahren, daß ihr Sohn „drüben" Schiffbruch erlitten, sind berechtigt.

Wir halten es aber für unsere Pflicht, in der Geschlechtskunde auch Meinungen Gehör zu verschaffen, die von der unsrigen abweichen; und da müssen wir uns in der Frage der sexuellen Aufklärung und Erziehung vor allem mit dem Standpunkt auseinandersetzen, dessen bedeutendster Vertreter Professor Friedrich Wilhelm *Förster* ist, der Sohn des ausgezeichneten Berliner Astronomen Wilhelm *Förster* – unvergeßlich sind mir die von höchster Menschenliebe erfüllten Silvesterreden, die er als Gründer und Leiter der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" im Berliner Rathaussaale hielt.

Der Sohn, an sich gewiß nicht weniger idealistisch gesonnen als der Vater, ist zum *Katholizismus* übergetreten. Diese Gewissensangelegenheit läge außerhalb des öffentlichen Interesses, wenn der jüngere Förster in seinem weitverbreiteten Werke *„Sexualethik und Sexualpädagogik"* (mit dem Untertitel: Eine neue Begründung alter Wahrheiten. 27.—29. Tausend, bei Joseph Kösel und Friedrich Pustet, Kempten), das er selbst als „Protest gegen den oberflächlichen Dilettantismus der modernen Bewegung für sexuelle Aufklärung der Jugend" bezeichnet, nicht ausdrücklich schriebe: „Sowohl in der Begründung *seiner* sexualethischen Gesichtspunkte wie auch in der *Behandlung der Sexualpädagogik* hat der Verfasser vielfach auf Institutionen, Vorbilder und Lehren der *katholischen Kirche* Bezug genommen und dabei der Überzeugung Ausdruck verliehen, daß wir alle für die erzieherische Behandlung des sexuellen Lebens von der pädagogischen Erfahrung der alten Kirche lernen können", und weiter: „Als höchst lehrreich für die allgemeine Sexualpädagogik habe ich vor allem die *katholische Askese* bezeichnet, worunter all die Übungen, Vorbilder und Institutionen verstanden sein sollen, die sich mit der *Herrschaft des Geistes* über das Triebleben befassen."

Offenbar betrachtet sich Förster „der ebenso einseitigen wie gefährlichen Aufklärungsmanie" gegenüber als der moderne Hüter der reinen Lehre des heiligen Augustinus. Unter anderm beruft er sich auch auf seinen Appell an die Frauen, in dem es heißt: „Ich befehle es: Lasset eure Männer nicht der Hurerei nachgehen, rufet die Kirche wider sie auf! . . . In allen übrigen Dingen sollt ihr als Mägde euern Männern gehorchen, untertan zum Dienste aus Liebe. Kein Trotz, keine Hoffart sei in euch: *dient ihnen als Mägde* – aber in *jener* Angelegenheit sage ich, sprecht, schreiet für eure Sache." Förster fügt dieser Aufforderung hinzu: „Diese Worte sind nicht vom Schreibtische, sondern aus tiefer Lebenserfahrung gesprochen; die großen christlichen Pädagogen wußten, wie tief die ganze geistige Befreiung, ja der ganze Charakter des Mannes, seine Erhebung zur Persönlichkeit, von seinem *Siege über die Tyrannei der Gattungstriebe* abhängt."

Von *augustinischem* Geist erfüllt ist auch eine andere Quelle, auf die sich Förster stützt: der jüdisch-hellenistische Philosoph *Philo* von Alexandrien, der zwar schon lange vor Augustinus (ca. 30 vor Christi Geburt) seine Lehren verkündete. Dieser sagt einmal: „Durch den Umgang des Weibes mit einem Manne wird die Jungfrau zur Frau, durch den Umgang der Seele mit Gott *wird die Frau wieder zur Jungfrau.*" Und Förster schließt sich als Augustinus unserer Zeit dieser Anschauung mit den Worten an: „Man kann nicht schöner das bezeichnen, was *Sexualethik und Sexualpädagogik* dem Geschlechtsleben gegenüber an geistiger Befreiung zu vollbringen hat."

Wenn Förster allerdings im Vorworte seines sexualpädagogischen Buches meint, daß „die *sexuelle* Haltlosigkeit und Verwilderung der heutigen Menschheit ein Symptom sittlicher Auflösung sei", so erinnert diese ursächliche Feststellung ein wenig an den bekannten Ausspruch von Onkel Bräsig aus Fritz *Reuters* „Stromtid": „Die Armut kommt von der Poverteh her", und auch die weitere Erklärung, mit der sich Förster gegen die sexuelle Aufklärung wendet: „daß die sexuelle *Widerstandsfähigkeit* ungleich *mehr eine Kraftfrage* als eine Wissensfrage ist", dürfte in ihrer Selbstverständlichkeit schwerlich auf Widerspruch stoßen. Wenigstens kenne ich keinen Sexualarzt, der nicht einer allgemeinen Hebung sexueller Widerstandskraft das Wort redet, der nicht im Sinne des antiken Grundsatzes ἔχω οὐκ ἔχομαι (ich habe, aber ich werde nicht gehabt) möglichste Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle sexueller Triebe fordert.

Daß es hierzu neben einer naturgemäßen Lebensweise vor allem einer *methodischen* Willensschulung („*Willensgymnastik*") bedarf, liegt auf der Hand, trotzdem manche der von Förster in diesem Zusammenhang empfohlenen Mittel denn doch etwas reichlich naiv klingen, beispielsweise wenn er meint: „Leises Auftreten am Abend, geräuschloses Hinaussetzen der Stiefel, diszipliniertes Schließen der Türe, gedämpfte Unterhaltung mit Rücksicht auf Erholungsbedürftige usw., alle solche Anregungen und Übungen durchbrechen den naiven Egoismus und lenken Gedanken und Phantasie auf die Kunst, sich in den andern hineinzuversetzen – damit aber

werden *höchst wichtige Hemmungen* gegen alles rücksichtslose Ungestüm des *sexuellen Trieblebens* aufgerichtet."

Bei der zur Entscheidung stehenden Frage sexueller Erziehung handelt es sich also nicht um das Problem der Willenskräftigung, über deren Notwendigkeit sich alle einig sind, sondern darum, ob nicht für das Sexualleben *wie für das Leben überhaupt* von den beiden Inschriften am Apollotempel zu Delphi die des weisen *Thales* γνῶθι σεαυτόν (= erkenne dich selbst) eine ebenso hohe Bedeutung beanspruchen darf wie die andere des weisen *Solon* μηδὲν ἀγαν (= von nichts zuviel, alles mit Maß).

Mehr noch als der Ethiker spricht der *Theoretiker* aus Försters Ausführungen. Denn eine *wirkliche* Sachkunde stellt außer Zweifel, daß, wie im allgemeinen Leben die menschliche Torheit mehr Unheil anrichtet als die Bosheit, genau so auch im Sexualleben die mangelnde Kenntnis mehr Menschen in geschlechtliche Bedrängnis bringt als ein böser oder auch nur schwacher Wille. Nur Weltfremdheit kann einem Menschenfreund wie Förster die Worte in die Feder diktieren: „Die Lehrenden mögen sich damit *begnügen,* eindrucksvolle konkrete Anregungen zur Charakter-Willensbildung zu geben und überhaupt eine höhere Lebensauffassung durch alle Belehrung hindurchscheinen zu lassen; das ist für die Bewahrung mehr wert als alle biologischen Jahreskurse zusammen und *wirksamer als alle direkten Belehrungen.*"

Noch deutlicher als hier verrät sich der oben gekennzeichnete Gegensatz zwischen der sexualbiologischen und sexualtheologischen Weltanschauung an folgender Stelle im Försterschen Buch: „Durch die Sexualspezialisten, die sich dieser Frage neuerdings besonders angenommen haben, ist ein *gefährlicher Irrtum* in die Behandlung des ganzen Themas hineingetragen worden: nämlich die Ansicht, daß zur richtigen hygienischen und ethischen Haltung auf diesem Gebiete eingehende *biologische und physiologische Einzelkenntnisse* nötig sind."

Es ist verständlich, daß sich mit dieser Gegeneinstellung *gegen die naturwissenschaftliche Behandlung* der sexuellen Frage auch eine solche gegen ihre Vertreter, die Naturforscher und Ärzte, verbindet. Hier finden wir bei Förster folgende in ihrer Affektbetonung ebenso bezeichnende wie in ihren Schlußfolgerungen abwegige Äußerung: „Wir leben in einer Zeit, in der die Nervenärzte mehr und mehr den Anspruch erheben, in den Fragen der Lebensführung unsere eigentlichen Berater zu werden. Sie sind aber leider in ihrer Anschauung ganz determiniert von den abnormen Fällen, ihr Gesichtsfeld ist ganz erfüllt von den ‚Minderwertigen, Reizbaren, Gestörten und Perversen'. Und nun treten sie an die überlieferte Ethik heran und möchten sie an das Niveau ihrer Patienten anpassen, ja, sie möchten auch den Gesunden diese verdünnte Ethik verschreiben aus Angst, auch diese könnten sonst pathologisch werden! So wird die herabgesetzte Leistungsfähigkeit der Neurasthenischen und Abnormen zum Maßstab dessen gemacht, was überhaupt vom Menschen verlangt werden kann – die Sprechstunde der Nervenärzte wird zur Erkenntnis-

quelle unserer sittlichen Lebensziele erhoben! *Da hört denn doch einfach alles auf!* Nietzsche hat der alten Ethik vorgeworfen, daß sie durch die Bedürfnisse der Schwachen und Blutarmen diktiert sei – in Wahrheit wird man es gerade der neuen Ethik vorwerfen müssen, daß sie von der Rücksicht auf die Abnormen und Übereizten ausgeht und obendrein noch von einer falschen Rücksicht: man übersieht ganz die außerordentliche Regenerationskraft hoher Ideale, man vergißt, daß das Schwache nur durch das Starke gesund erhalten und gesund gemacht werden kann."

Diese Stellungnahme gegen die Autorität und Führerschaft naturwissenschaftlich geschulter Vertreter der Heilkunde muß um so eigenartiger wirken, wenn wir sie mit der von Förster selbst aufgestellten „Forderung der *Lebenskenntnis* als *Bedingung aller Kompetenz* in Lebensfragen auch für den nötigen Wirklichkeitssinn auf sexuellem Gebiet" in Einklang bringen wollen. Er glaubt sich in dieser Hinsicht auf Schopenhauer berufen zu können, der einmal sehr treffend bemerkt hat: „Die Gelehrten sind die, welche in den *Büchern* gelesen haben – die Denker, die Genies, die Wetterleuchter und Förderer des Menschengeschlechts sind die, welche unmittelbar im *Buche der Welt* gelesen haben."

Dann aber heißt es: „Der unfruchtbaren modernen Gelehrtenphilosophie merkt man nur zu deutlich an, wohin das bloße Denken über das Leben ohne den Kontakt mit der ‚Lebenserfahrung' führt. Die *Überlegenheit ernsthaft christlicher Gelehrter* ruht gerade darauf, daß ihr Denken durch Christus in stetem Zusammenhang mit dem Leben gehalten wird!"

Nun soll zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß in der Tat sehr viele katholische Beichtväter *mehr Kenntnis* und Erfahrung in sexuellen Dingen besitzen als die Mehrzahl der Ärzte, die auf der Universität von der Physiologie und Hygiene des Geschlechtslebens so gut wie nichts erfahren haben, andererseits dürfte aber die praktische „Lebenserfahrung" sexualwissenschaftlicher Spezialärzte vom Range eines *Freud,* gegen den Förster vor allem polemisiert, denn doch wohl turmhoch über jede theologische Sexualerfahrung selbst eines Alfons Maria von *Liguori* (1696–1787), des Verfassers der noch heute grundlegenden *„Theologia moralis"* (zwei Bände, Prato 1839), stehen. Aus Neapel stammend, anfangs Advokat, dann Priester – auch hier wieder das Saulus-Paulus-Problem – gab er sich maßlosen Kasteiungen hin, stiftete den Orden der *Redemptoristen,* wurde Bischof, nach seinem Tode heilig gesprochen und 1871 von Pius IX. zum *Kirchenlehrer* ernannt. Sein Lehrfach, das uns veranlaßt, seiner an dieser Stelle Erwähnung zu tun, war die Moral- oder richtiger *Sexualtheologie.*

Warum sich Förster als Verfechter der katholischen Moraltheologie besonders gegen Freud wendet, springt in die Augen, wenn man folgende Worte liest: „In der medizinischen Welt erregt seit einiger Zeit eine neue Theorie des bekannten Wiener Mediziners *Freud* über den sexuellen Ursprung nervöser Störungen beträchtliches Aufsehen. Da nach dieser Theorie gerade die *ethischen Hemmungsvorstellungen*

auf sexuellem Gebiete die wesentliche Ursache nervöser Störungen bilden, so liegt für den Ethiker und Pädagogen *sehr ernster Anlaß* zur Stellungnahme vor." Wir stoßen hier bei dem Philosophen auf denselben Kontrainstinkt gegen die Naturwissenschaft, insbesondere die Sexualwissenschaft, dem wir so oft bei Theologen und Juristen begegnet sind. Sie fühlen und fürchten in feiner Witterung, daß die biologische Betrachtungsweise viele Dogmen und Traditionen, Einrichtungen und Gewohnheiten über den Haufen wirft, in denen sie groß geworden sind und an denen sie hängen.

Da die Auffassung Freuds über die Bedeutung der Sexualverdrängung sich kaum wesentlich von der seines bekanntesten Schülers Wilhelm Stekel unterscheidet, überrascht es zunächst, wenn sich Förster in seinem Kampfe *gegen* die Verbreitung sexueller Kenntnisse gerade auf das Zeugnis dieses Sexualforschers beruft, dessen zahlreiche Veröffentlichungen mehr als die jedes anderen zur Zerstreuung sexueller Beunruhigung (beispielsweise in der Onaniefrage) beigetragen haben. Allerdings schrieb Stekel (in seinem Buche „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung", Berlin 1906, S. 210): „Ich bin ein entschiedener Gegner des Aufklärungssystems, für das jetzt Propaganda gemacht wird und in dem ich eine geistige Epidemie, eine Art psychischen Exhibitionismus erblicke. Die *Massenaufklärung in Schulen,* wie sie vorgeschlagen wird, ist ein ungeheuerlicher Gedanke, dessen Ausführung sicherlich zahllose sexuelle Traumen setzen würde. Auch die naturwissenschaftliche Methode erscheint mir undurchführbar. Die Frage kann *nur individuell* gelöst werden, am besten dadurch, daß von einem gewissen Alter an *die Eltern in den Gesprächen sexuelle Dinge als selbstverständlich einflechten,* ohne feierliche Hervorhebung und geheimnisvolle Zeremonien. Die Kinder sollen das *Selbstverständliche* allmählich lernen, ohne daß es ihnen allzu früh klar wird. Denn vergessen wir nicht, daß die Wurzel aller Wißbegierde in der *sexuellen Neugierde* zu suchen ist, und daß eine allzu frühe Aufklärung der Kinder für die Entwicklung der Menschheit sicherlich ein großer kultureller Schaden wäre."

Stekel wendet sich mit diesen Ausführungen in der Hauptsache nur *gegen eine bestimmte Art* sexueller Aufklärung, vor allem die *Massenaufklärung in der Schule* zugunsten einer allmählichen, mehr persönlichen und nicht allzu frühen Vermittlung sexueller Kenntnisse innerhalb der Familie, in der die Eltern in ihren Gesprächen mit den Kindern sexuelle Dinge als selbstverständlich einflechten sollen. Das ist denn doch ganz etwas anderes als das, was Förster propagiert, wenn er meint: „Man sagt gewiß mit Recht, daß die pädagogische Aufklärung eben der unreinen Aufklärung seitens der Gasse entgegenwirken solle; man vergißt aber, daß der *Geschlechtstrieb selber ein Gassenjunge* ist, der *auch aus der besten Aufklärung* vor allem das heraussucht, was ihn erregt und stachelt."

Dieser zugespitzte Angriff, dieses heftige „Anathema" (= Bann), das hier „auch gegen die beste sexuelle Aufklärung" geschleudert wird – ebenso unbegründet wie gewichtig durch die Persönlichkeit, von der der Verruf ausgeht –, verdient die aller-

schärfste Zurückweisung. Denn nicht nur das Schweigen, sondern in gleichem, ja noch höherem Grade, richtet

die Befürwortung des Schweigens,

noch dazu von so autoritativer Seite, auf dem Gebiet des Geschlechtslebens unabsehbar großen Schaden an.

Die sexuelle Not muß unter diesem System des heiligen Schweigens wahrlich schon einen hohen Grad erreicht haben, wenn selbst so weit rechts stehende Männer wie Dr. Freiherr von *Soden* und Geh. Med.-Rat *Kirchner* auf einer Konferenz der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge sexuelle Aufklärungsvorträge für Abiturienten und Rekruten als sehr notwendig bezeichneten, wenn ein so überzeugter Verfechter der Sexualenthaltung „des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe", wie Hans *Wegener,* in seiner vielgelesenen Schrift (auf dem Titelblatt meines Exemplars steht 236.–254. Tausend) schreibt: „Wir wollen von nun an den Geschlechtstrieb, die Geschlechtskraft als *etwas Natürliches* ansehen. Wir wollen also nicht nur im Flüstertone von den geschlechtlichen Dingen reden, als hätten wir etwas zu verbergen. Je einfacher und offener wir darüber verhandeln, desto mehr verfliegen die Nebel der Pikanterie."

Forderte doch sogar der bekannte Gouverneur von Belgien, Freiherr von *Bissing,* während des Krieges in einem besonderen Antrage im preußischen Herrenhause, daß „planmäßige Belehrungen der Schüler und Schülerinnen sämtlicher Schulen vor der Entlassung über Geschlechtskrankheiten durch Schul- oder Amtsärzte" abgehalten werden sollen, und Pastor *Mahling* in Hamburg schrieb: „Ich bin in dieser Beziehung für rückhaltlose Offenheit und trete auch vollständig für die Aufklärung der Jugend in geschlechtlichen Dingen ein; ja ich halte es geradezu für ein großes Kunststück des Verführers, daß er es zuwege gebracht hat, daß unter ernsten Leuten ein offenes Gespräch über geschlechtliche Dinge für verpönt gilt; gerade dadurch hat er es erreicht, daß im Geheimen, unter der Decke der Verborgenheit die Verwüstung um so größere Fortschritte macht. Ich bin der festen Überzeugung, daß *durch eine ernste Aussprache noch nie jemand verdorben* worden ist, im Gegenteil, daß ein *geheiligtes offenes Wort* in dieser Beziehung nur den größten Segen stiften kann und gestiftet hat. Also wollen wir die Jugend auch in dieser Beziehung offen aufklären. Aber freilich *nicht auf das Das* kommt es an, sondern *auf das Was und Wie.*"

Hinsichtlich dieses „Wie" soll nicht verkannt werden, daß die zu einem Schlagwort gewordene sexuelle Aufklärung, wie sie *anfangs* empfohlen und ausgeübt wurde, nach und nach in vielen Kreisen in Mißkredit gekommen ist, und zwar nicht nur in denen, die ihr von Anfang an mit Mißbehagen und Vorurteilen gegenüberstanden. Ich nähere mich hier bis zu einem gewissen Grade der Auffassung Stekels, so völlig abwegig ich seine Behauptung halte, daß diese Form sexueller Aufklärung eine Art psychischer Exhibitionismus sei.

Es ist in der Tat ein schwerwiegender Fehler, wenn der sexuellen Aufklärung gar zu sehr *die organische Verbindung,* die natürliche Eingliederung mit der sonstigen Erziehung in Haus und Familie, Schule und Leben fehlt, ganz abgesehen davon, daß viele der angewandten Erziehungsmittel, wie Ausstellungen, Abiturientenvorträge, Merkblätter, Zeitungskorrespondenzen, öffentliche Lichtbildervorträge für Ältere und Jüngere, Aufklärungsfilme, ja selbst Theatervorstellungen mit bestimmter Tendenz, wie die „Schiffbrüchigen" von Brieux, teils zu einseitig, teils zu platt und plump, vor allem aber zu unvermittelt die Kenntnisse auf einem Gebiet verbreiteten, auf dem es mehr als irgendwo sonst auf *Takt, Kontakt* und *Taktik* ankommt.

Trotzdem war und bleibt es ein großes Verdienst der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten,* von der diese Bewegung für sexuelle Volksaufklärung hauptsächlich ausging und gefördert wurde, die Bahn für solche Bestrebungen freigemacht zu haben, die alsbald auch von vielen anderen Organisationen übernommen und erweitert wurden, die sexualreformatorische Ziele verfolgten. Und wenn auch hie und da über das Ziel hinausgeschossen wurde, auf alle Fälle war der hier eingeschlagene Weg unvergleichlich viel besser, erfolgversprechender und tatsächlich auch erfolgreicher als die früher fast ausschließlich in Betracht kommende

Aufklärung der Straße,

ausgehend von Mitschülern und Spielkameraden, meist wilden Rangen, die nicht nur in gänzlich unzureichender, sondern meist auch in höchst unziemlicher, zynischer Weise den sexuellen Wissensdurst der heranwachsenden Jugend befriedigten.

Völlig aber das Kind mit dem Bade ausschütten heißt es, wenn manche Schulmänner in dem Irrwahn, daß das nach unserer Erfahrung nicht nur bedenkliche, sondern geradezu gefährliche sexuelle Schweigegebot noch keinen genügenden Jugendschutz gegen Anfechtungen des Geschlechts biete, noch einen beträchtlichen Schritt über Förster hinausgehen und sich dafür einsetzen, daß aus dem Schulunterricht alles ausgemerzt werden müsse, was auch nur im entferntesten zu sexuellen *Gedankenverbindungen* oder *Umdeutungen* führen könne.

In diesem Bestreben unterzogen sie alle Schulbücher, ja sogar die Bibel einer kritischen Durchsicht und gelangten für Unbefangene zu oft geradezu verblüffend und grotesk wirkenden Korrekturen, grotesk besonders dadurch, weil dieses Beschauen aller Dinge und Worte durch die sexuelle Lupe mehr als alles andere den *Geist verrät,* gegen den sie so eifervoll kämpfen.

Damit ja niemand *wie sie selbst* bei dem Worte Meerbusen an den weiblichen Busen denkt, soll der Ausdruck überall, wo er in der Geographie vorkommt, durch Bucht ersetzt werden. Schwerer verständlich ist die Gedankenverknüpfung, nach der statt *„Hosen"* das Wort „Beinkleider" gebraucht werden soll, die von manchen sogar schlechtweg als die „Unaussprechlichen" („Inexpressibles") bezeichnet worden sind. Man könnte fast vermuten, daß „Hosen" wegen der Ähnlichkeit mit *„Hoden"*

Anstoß erregte, wenn man vernimmt, daß tatsächlich ein Schulleiter empfahl, wegen des Gleichklangs mit Hoden die *Oden* des Horaz vom Lehrplan abzusetzen. Als ich in der Prima die prachtvollen Oden des römischen Dichters las, ist mir diese Lautassoziation (Buchstabengleichheit) nie eingefallen, und ich bin sicher, auch keinem meiner Mitschüler.

Selbst das Wort Jungfrau soll nach diesem Unterrichtssystem vermieden werden, weil es an geschlechtliche Vorgänge erinnert (wie Timerding berichtet). Deshalb wäre nach der Meinung dieser Herren Schillers „Jungfrau von Orleans" schon wegen des Titels von der Schullektüre auszuschließen. Daß der Name der Jungfrau Maria in der Kinderseele *weniger gefährliche* Assoziationen auslöst als der der Jungfrau von Orleans, dürfte nach dem Gedankengang dieser Jugenderzieher wohl mit ihrer unbefleckten Empfängnis zusammenhängen.

Sogar ein verhältnismäßig so fortgeschrittener Pädagoge wie Dr. *Walter Schönichen* in Berlin, meinte in dem Vortrage „über die Bedeutung des naturgeschichtlichen Unterrichts für die Sexualpädagogik", den ich von ihm im *Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht* hörte (erschienen in Berlin bei Mittler & Sohn, 1921), man solle auf das sorgsamste Zusammenstellungen, wie „das Liebesleben der Pflanzen", „Hochzeit der Blüten" vermeiden, für Gebärmutter solle man „Fruchthalter", für Hoden „männliche Keimdrüsen", für Begattung „Paarung", für Jungfernzeugung „Entwicklung der Eier ohne Befruchtung" sagen. Wörtlich bemerkt er: „Ein besonderes *Eingehen auf die Zeugung* und Zeugungswerkzeuge des Menschen ist für *keine Unterrichtsstufe empfehlenswert.*"

Als ob nicht jedes Lehrfach in der Schule, als ob nicht das Leben selbst einem Kinde – gleichviel ob es ein nachdenkliches oder ein oberflächliches ist – unausgesetzt Hinweise auf das Geschlechtsleben brächte. Wie unendlich viele Schilderungen und Erörterungen dieser Art sind allein schon in der *biblischen Geschichte* enthalten, von jener Stelle, an der erzählt wird, wie Adam im Paradiese Eva erkannte, von dem ganzen ersten Buch Mosis, wo es beispielsweise 1. Mosis 2. 24 heißt: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch", und 3. 16: „Und zum Weibe sprach er: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; *du sollst mit Schmerzen Kinder gebären;* und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein; und er soll dein Herr sein", bis zu der *Geburtsgeschichte Christi;* von dem 6. Gebot: Du sollst nicht ehebrechen! und dem 9.: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib! bis zu der eindrucksvollen Erzählung von Sodom und Gomorrha und der Legende vom keuschen Joseph und der lüsternen Potiphar.

Betet denn nicht schon der Knabe: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und bekennt er nicht schon früh im „Credo": „empfangen vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria", „gezeugt, nicht erschaffen", und sollten ihm nicht dabei doch dann und wann Gedanken über Empfängnis und Geburt, Schwangerschaft (*„der Leib, der dich getragen"*) und Zeugung kommen, selbst wenn er noch so gedanken-

los die frommen Worte spricht? Will man denn aus Menschen Automaten, Sprechmaschinen machen?

Und nicht anders als in der Religion ist es mit den geschlechtlichen Beziehungen im *Geschichtsunterricht*, gleichviel, ob das Altertum, das Mittelalter oder die Neuzeit behandelt wird. Wenn es auch keine schärferen Gegensätze als

Krieg und Liebe

gibt – Krieg die *Veruneinigung*, Liebe die *Vereinigung* der Menschen in höchster Potenz – in der Weltgeschichte sind beide nicht voneinander zu trennen.

Man hat vorgeschlagen, aus sexualpädagogischen Gründen der Jugend aufzuzeigen, daß „bei den Völkern die *Zeiten reiner Geschlechtssitten Zeiten des Aufstieges* und die Zeiten verletzter Geschlechtssitten Zeiten des Verfalles sind". Doch hat schon Dr. Heinrich *Timerding* aus Braunschweig in seinem ausgezeichneten Vortrag „über die sexualpädagogischen Erziehungsmittel der Schule" darauf aufmerksam gemacht, daß diese Beweisführung an dem groben Fehler krankt, nicht richtig zu sein, da nicht Reinheit oder Unreinheit der Sitten, sondern die politischen Verhältnisse Aufstieg und Niedergang der Völker bestimmen.

Es läßt sich auch nicht widerlegen und ist entgegen immer wiederkehrender gegenteiliger Behauptung höchst beachtenswert, was dieser gewiß einwandfreie Gewährsmann über die Niederlage und den Untergang römischer Sittenlosigkeit durch germanische Sittenreinheit sagt. „Wenn *Tacitus*", so schreibt er, „den Römern seiner Zeit das Bild der urwüchsigen Volkskraft in seiner Schilderung des Germanentums vor Augen hält, so ist zu bedenken, daß diese faulenzenden, rauflustigen, trunkliebenden spielsüchtigen Barbaren keineswegs das Muster der Sittenreinheit vertreten, und daß auch ihr geschlechtliches Verhalten durchaus nicht einwandfrei zu denken ist. Die Sittenreinheit ihrer Frauen war *keine freiwillige*, sondern durch die Herrschaft des Mannes, der seinen Besitz am Weibe unbeschränkt behauptete, aufgezwungen. Der Mann fühlte sich zur geschlechtlichen Enthaltsamkeit keineswegs verpflichtet, seine Genüsse waren nur vielleicht derber und ursprünglicher als die der Römer, die Tacitus vor Augen hatte.

Außerdem war die Zeit, in der *Tacitus* und *Juvenal* lebten, durchaus nicht die Zeit des Verfalls der römischen Weltherrschaft. Im Gegenteil, es vergingen noch Jahrhunderte, bis diese zusammenbrach, und der *Zusammenbruch war keineswegs eine Folge der sittlichen Verderbnis*, sondern der politischen Verhältnisse, die namentlich zu einer Auflösung der alten Militärmacht und zum Hereindringen der germanischen Heerhaufen führten: Die Heerhaufen bemächtigten sich dann der Herrschaft, aber die gesellschaftlichen Sitten übertrugen sich unverändert in die neue Zeit hinein, ja sie schlugen sogar die trotzigen Eroberer in ihren Bann."

Kein gewissenhafter Historiker wird wohl heutzutage noch Geschichte treiben und lehren wollen, wenn er nicht zum Verständnis der politischen und Kriegsgeschichte

die *Sitten- und Kulturgeschichte* der Völker heranziehen darf. Wo aber wäre dies ohne Erwähnung sexueller Momente und Motive möglich? Sie spielen in die römische Geschichte von der Gründung Roms durch die von Mars gezeugten und einer Wölfin gesäugten Zwillinge *Romulus* und *Remus* bis zu seiner Endepoche unter den sexuell mehr oder weniger abnormalen Cäsaren *Tiberius* und *Nero, Heliogabal* und *Hadrian* ebenso unverkennbar hinein, wie sie nicht aus der deutschen Geschichte von dem sagenhaften Streit um und von *Kriemhilde* und *Brunhilde* bis zu der Entstehung des Weltkrieges fortgedacht werden können.

Neben tieferen Gründen, die zum großen Teil auch *sexualpolitischer* Natur sind, wie *Übervölkerungsfolgen,* spielte doch als äußerer Anlaß des Weltkrieges die zwiespältige Haltung des serbischen Staates zwischen Österreich und Rußland eine ausschlaggebende Rolle. Wer aber die Geschichte unserer Zeit verfolgt hat, weiß, wie entscheidend sich auch hier wieder *sexuelle Momente* erwiesen, als die Liebesabenteuer des österreichfreundlichen Serbenkönigs *Milan* und seines schwachbegabten Sohnes *Alexander* von der gegnerischen russophilen Partei ausgeschlachtet wurden. In den fadenscheinigen Mantel sittlicher Entrüstung gehüllt, drangen serbische Offiziere in das Schlafgemach Alexanders und seiner von ihm offenbar aus *metatropischer* Einstellung (metatropisch ist ein Mann, der sich in der Liebe dem Weibe nicht überordnen sondern *unterordnen* will) geheirateten Gemahlin Draga, die ihm nicht nur an Jahren weit überlegen war, brachten beide um und holten den russenfreundlichen Thronprätendenten Peter Karageorgewitsch aus langer Genfer Verbannung auf den serbischen Thron. Von dieser Ermordung zu der des österreichischen Thronfolgerpaares in Serajewo durch einen seiner serbischen „Todfeinde", – *dem ersten Schuß des Weltkrieges* – führt eine gerade Linie. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, wie ausführlich vor der Ermordung Alexanders die Zeitungen damals von der für eine Schwangerschaft gehaltenen Eierstockcyste der Königin Draga – die Witzblätter sprachen von einer *„Dragödie"* – berichteten, Artikel, die von jung und alt förmlich verschlungen wurden.

Überhaupt die *Zeitungen.* Was in den längst verklungenen Vormärzzeiten der kleinen Wochenblättchen vielleicht noch möglich, nach ihrem Inhalt aber meist nicht einmal nötig war, nämlich sie vor den Augen der heranwachsenden Jugend *versteckt* zu halten, ist in der Gegenwart bei ihrer *riesigen Verbreitung* und Ausdehnung, ihrer Vielseitigkeit und ihrem Bilderreichtum ein *Ding der Unmöglichkeit* geworden. Sind doch die Zeitungen, welcher Parteirichtung sie auch angehören mögen, über und unter dem Strich in lokalen und politischen, literarischen und kritischen, populärwissenschaftlichen und Gerichtsteil bis hinein zu den Familienanzeigen (Geburten, Verlobungen usw.) und Heiratsgesuchen des Inseratenteiles voll von Nachrichten, deren sexueller Charakter den Erwachsenen nur deshalb nicht mehr bewußt wird, weil er ihnen zu selbstverständlich geworden ist.

Bei einem *Kinde* aber, das dem Leben fragend und lernend gegenübersteht, das sich über alles seine naiven Gedanken macht, ist das ganz etwas anderes. Es sehnt

sich nach Erkenntnis wie nach Licht und Nahrung und empfindet Unwissenheit wie Finsternis, in der es sich *beunruhigt,* weil es sich nicht zurechtfinden kann.

Wie die Geschichte der *Nationen* ist die Geschichte der *Natur* von Sexualität erfüllt. Beider Name ist ja, wie wir schon betonten (Seite 4), geschlechtlichen Ursprungs. Und ebenso *reich an Erotik* ist die *Kunst-* und *Literaturgeschichte,* soweit sie ein Abbild wahren Lebens ist. „Kunst und Natur sei eines nur" – dieses Wort *Lessings* gilt nicht nur für die Bühne. Kurz ohne Beziehungen zum Geschlechtlichen ist *kein Schulfach* denkbar, auch nicht die *Mythologie* (man denke an hellenische und germanische Göttersagen) und *Geographie* (Sitten der Völker), Sprachen und Mathematik. Die Zeitwörter, an denen wir lateinisch und französisch deklinieren lernten, hießen amare = lieben und aimer = lieben, und im Rechnen und Mathematik ist es zum mindesten die *Statistik* mit ihren vielen sich auf die *Bevölkerungsbewegung* beziehenden Berechnungen (Geburtenziffer, Geschlechtszugehörigkeit, Eheschließung usw.), die wohl oder übel immer wieder die Aufmerksamkeit auf das menschliche Geschlechtsleben lenken.

Überall lauert, bald im Hintergrunde, bald im Mittelpunkte, bald im Vordergrunde das Geschlecht, sieht je nach dem Blick des Beschauers den einen grauenvoll wie eine Gorgo, den andern liebevoll wie eine gütige Fee, alle aber geheimnisvoll wie eine Sphinx an.

Und wie klärt nun erst *das Leben selber* auf! Da hören die Kinder schon vor und in der Schulzeit von der Ankunft eines Brüderchens oder Schwesterchens in eigener oder fremder Familie, von dem großen „frohen" Ereignis, zu dessen Erinnerung während des ganzen Lebens die *„Geburtstage"* gefeiert werden. Da beobachten sie den schwellenden Leib der schwangeren Mutter, der Nachbarinnen und – der lieben kleinen Kaninchen, Katzen und Hunde, denen dann die niedlichen Jungen entschlüpfen. Da sehen sie die Zeichen beginnender Geschlechtsreife an sich selbst und den älteren Geschwistern, an Freunden und Freundinnen, wie sollten dem Auge eines nur halbwegs aufgeweckten Knaben oder Mädchens diese alltäglichen Vorgänge dauernd entgehen, selbst wenn Kirche, Schule und Familie sie noch so sorgsam totschweigen.

Und wenn sich vielleicht noch der ursprüngliche geschlechtliche Charakter der *Einsegnung* als Fest der Geschlechtsreife – uralt und ehrwürdig wie nur je eines – vor den Konfirmanden selbst und ihren jüngeren Geschwistern verbergen läßt, bei den *Hochzeitsfesten* im Verwandten- und Bekanntenkreise mit ihren vielen sexuellen Zeremonien ist diese Einhüllung in ein Gewand von Harmlosigkeit viel schwieriger durchzuführen.

Da stehen die kleinen Knaben und Mädchen schon vom Laufalter an – vorher nimmt Mutter sie auf dem Arme mit – und bilden vor dem *Standesamt* Spalier, wenn der Bräutigam mit der Braut in ihrem feierlichen Schmuck von Schleier und Myrtenkranz aus der Traukutsche steigt, da vernehmen sie die Bemerkungen der Erwachsenen, die nicht bloß immer Segenswünsche, sondern oft ganz andere Ge-

danken zum Ausdruck bringen, da streuen die kleinen Menschen dem jungen Paare Blumen auf den Weg und singen Karl Maria von Webers „Wir winden dir den Jungfernkranz", an das die Lehrer wohl nicht dachten, als sie dafür eintraten, Schillers „Jungfrau von Orleans" wegen seines anrüchigen Titels vom Lehrplan fernzuhalten.

Ist wohl ein stärkerer

Widerspruch zwischen Schule und Leben,

eine größere Weltfremdheit denkbar, als dieses sexuelle Schweigesystem, das in seiner Naivität niemand köstlicher der Lächerlichkeit preisgegeben hat als Ludwig *Thoma* mit seiner satyrischen Komödie „Lottchens zwanzigster Geburtstag", niemand aber ernster und tiefer durch die Bühne veranschaulichte als Frank *Wedekind* in „Frühlingserwachen". Aus diesem Lust- und Trauerspiel sollten alle Eltern und Lehrer, alle Menschen lernen.

Einem Kinde – und zwar besteht zwischen *Landkind* und *Stadtkind* hier kein Unterschied – das Sexualleben des Menschen verheimlichen, ihm fernhalten zu wollen, was an geschlechtliche Vorgänge erinnert, heißt ihm Sonne, Mond und Sterne verbergen wollen. Mögen diese Weltenkörper auch zeitweise trübe scheinen, ihr Licht dringt doch immer wieder durch Nebeldunst und Wolkenschleier hindurch. So ist es auch mit dem Geschlechtsleben. Seine Ausstrahlungen durchdringen das geheimnisvoll *Verschleierte* und den Nebeldunst der Lüge. Im Geschlechtlichen kommt es nur darauf an, ob jemand die Welt durch die trübe Brille eines mißvergnügten Moralisten und Asketen, oder ob er sie mit dem klaren Blick eines unbefangenen Naturforschers anschaut, *nur auf die Anschauung kommt es an.*

Die Annahme aber, daß der heranreifende Schüler von den Geschlechtsfragen unberührt bleibt, sollte man endlich als verhängnisvollen Irrtum fallen lassen. Es ist nahezu ausgeschlossen, daß ein Junge oder Mädchen nicht bereits während des schulpflichtigen Alters von diesen Dingen hört. Freilich findet die sexuelle Aufklärung in der Schule meist nicht im Unterricht, sondern während der Pausen statt, und was da die Mitschüler den Kindern zuraunen, wird selten mit reinem Empfinden gegeben und empfangen. Die geschlechtlichen Vorgänge werden durch unberufene Aufklärer mit allen Reizen des Verborgenen und Verbotenen umkleidet, und gerade das Verschweigen durch die Lehrer und Eltern erhöht die Vorstellung, daß es sich um niedere Genüsse handelt, welche die Erwachsenen den Kindern verschweigen wollen, um sich nicht vor ihnen zu erniedrigen.

Wie zutreffend sind doch die klugen Worte, die in dieser Hinsicht der Dozent für Physiologie in Helsingfors, Dr. med. Oker *Blom* (in seinem sehr empfehlenswerten Schriftchen „Beim Onkel Doktor auf dem Lande", ein Buch für Eltern, deutsch erschienen bei Pichlers Witwe in Leipzig, 1921) schreibt: „Ein Umstand, der speziell geeignet ist, die mit dem Geschlechtsleben verknüpften Verhältnisse so besonders interessant zu machen, ist der, daß sie in den *Schleier des Geheimnisvollen* gehüllt werden. Das Wahrnehmungsvermögen der Kinder ist im allgemeinen sehr

rege, und sie kommen leicht dahinter, daß ältere Personen ihnen die Wahrheit vorenthalten. Dies spornt natürlich ihre Neugierde an und führt dahin, daß die Kenntnis hierhergehöriger Dinge *auf andere Art erworben* wird. So kommt es, daß die wenig älteren Knaben Lehrmeister werden, wobei sie oft nicht auf dem Streifzug, den die Phantasie der jüngeren vorzunehmen im Begriffe ist, stehen bleiben, sondern der Zufall Kuppler wird – und ein unglückliches Spiel ist Neuen beigebracht. Wir sind im allgemeinen sehr darum besorgt, daß unsere Kinder in den zahlreichen Fächern des Wissens gute Lehrer bekommen; in Sachen des Geschlechtslebens überlassen wir es hingegen dem Zufall, den Lehrmeister zu wählen, während *uns* doch selbst die schwere *Verantwortung* für das Resultat trifft. Das ist ein ganz merkwürdiger Zustand." Nur ein Kind, das weder Lügen noch halbe Wahrheiten von denen hört, die ihm am nächsten stehen, nimmt Wahrhaftigkeit als Selbstverständlichkeit mit in sein Leben hinaus.

Vergegenwärtigt man sich dies alles, kann die Frage nicht mehr lauten, ob, sondern nur noch *wie, von wem und wann* aufgeklärt werden soll. Wie erfolgte die Aufklärung bisher und wie soll sie sich zweckmäßiger und besser vollziehen?

Ich verfüge in dieser Frage über ein sehr gründliches Material. In dem *psychobiologischen Fragebogen,* den ich vor 25 Jahren verfaßte und seither vielen Tausenden, die mich aufsuchten, zur Beantwortung übergeben habe, findet sich in dem Abschnitt *Kindheit und Jugend* eine Frage, die lautet: „Wann und durch wen hörten, oder wo lasen Sie zum erstenmal von geschlechtlichen Dingen? Wie wurden Sie darüber aufgeklärt?" Aus den Antworten ergibt sich, daß die

„wilde Aufklärung",

wie ich sie nennen möchte, bei den Knaben zum weitaus größten Teile (bei etwa 60%) im 10., 11. und 12. Jahre stattfindet, bei etwa 15% bereits im 7., 8. und 9. Jahre, bei etwa 20% zwischen dem 13. und 16. Jahre, bei etwa 5% vor oder nach dieser Zeit. Bei Mädchen ist das Zahlenverhältnis ähnlich, nur im Durchschnitt 1 Jahr später wie bei den Jungen. 3% der Frauen geben an, daß sie während ihrer Verlobungszeit, 6%, daß sie überhaupt nicht aufgeklärt wurden.

Nur in 1% der Fälle geschah die Aufklärung durch die Eltern, noch seltener wird der Lehrer oder Pfarrer angegeben, in über 70% lautete die Antwort: „Durch Mitschüler", „Straßenkinder", „durch einen Lehrling", „durch Freunde", „durch Altersgenossen", „durch Kolleginnen" oder „durch den Bruder", „durch einen Vetter" oder „in der Pension", „in den Schulpausen", „in der Kadettenanstalt", „auf der Straße", „im Bordell", „durch unser Dienstmädchen", „durch unser Kindermädchen", „von Knechten und Mägden", „durch die Amme meiner kleinen Schwester", „durch Prostituierte". Bei etwa 18% heißt es: „Durch Nachlesen im Konversationslexikon" (zu diesen gehöre ich selbst), „durch Stellen aus der Bibel" (3%), „durch Lesen medizinischer Bücher, durch Zeitungen, durch Beobachtungen an Tieren". Einer schreibt: „... Ich wurde in der üblichen degoutierenden Weise durch Schulkameraden aufge-

klärt," ein anderer: „Von Erwachsenen, die mich auf der Straße ansprachen," einer: „Mit 7 Jahren sah ich eine Geburt," ein anderer: „Mit 8 Jahren von einem älteren Schüler durch Demonstrationen des Koitus," einer: „Durch Besuch eines anatomischen Museums," einer schreibt: „Ich blieb unwissend, da ich uninteressiert war." Seit dem Kriege findet sich in den Fragebogen auch nicht selten die Antwort: „Meine Aufklärung geschah durch die Jugendbewegung." Mehrere antworten: „Vernünftig wurde ich von keiner Seite aufgeklärt."

Auch einige *ausführlichere* Antworten seien hier wiedergegeben.

Einer schreibt: „Ich hörte zuerst, als ich 10 Jahre alt war, in der Schule davon und wandte mich dann um Aufklärung an meine Mutter. Ich weiß es noch wie heute, wie ich sie damit in Verlegenheit setzte und wie sie mir auswich." Ein anderer: „Im Alter von etwa 11—13 Jahren, als ich in Meyers Konversationslexikon über ‚Eisenbahn' las, stieß ich zufällig beim Blättern auf ‚Entwicklung des Menschen'. Ich las es mit großem Interesse, dann war die Sache damit für mich erledigt. Später, im Alter von 16½ Jahren, als ich von der Schule abging und Landmessereleve wurde, hörte ich von den Meßgehilfen (Arbeitern) in sehr gemeiner Weise davon sprechen. Es machte ihnen offenbar besondere Freude, mich das hören zu lassen. Mir war das sehr unangenehm, da ich es nicht für richtig halte, in dieser Weise davon zu sprechen." Ein dritter: „Als ich in Quarta saß (mit 12 Jahren), wurde ich an der Hand von Bibelstellen, die mir vorgelegt wurden und Anlaß zu Erörterungen boten, über den Unterschied von Mann und Weib und über das Onanieren aufgeklärt. Die Aufklärung fand durch Klassenkameraden statt."

Bei einem vierten heißt es: „Zum ersten Male hörte ich mit acht Jahren von geschlechtlichen Dingen sprechen. Ein Dienstmädchen machte sich den Scherz, mich ‚aufzuklären', ich glaubte aber daran nicht bis zu meinem 14. Jahre. Auch war mir bis zu dieser Zeit alles mechanisch unerklärlich, obwohl ich das weibliche Geschlechtsorgan kannte." Bei einem fünften: „Als ich mit dem neunten Lebensjahr das erstemal zur Beichte ging, erzählte ich dem Geistlichen alle meine Sünden, die ich als Kind begangen hatte. Da fragte er mich, ob ich wohl auch mit kleinen Mädchen spiele, daraufhin sagte ich ihm, daß ich manchmal Versteck gespielt habe. Daraufhin meinte er, ob ich schon einmal einem Mädchen unter die Röcke geschaut habe, ich sagte nein. Doch als ich zu Hause ankam, dachte ich nach, ob wohl das Mädchen anders gebaut wäre als der Junge, und frug einen älteren Kameraden von 13 Jahren, dieser erklärte mir jenes, und von der Stunde an hatte ich einen Abscheu gegen die Mädchen."

Ein sechster berichtet: „Bis ich in Quinta in die Pension kam, glaubte ich, die Kinder kämen vom lieben Gott. Am ersten Tag in der Pension klärte man mich auf, und da ich die Wahrheit nicht glauben wollte, riefen der Sohn des Pensionsvaters und ein Zimmergenosse einen Primaner zur Bekräftigung der Wahrheit herbei." Der siebente: „Im zehnten Lebensjahre, durch das Lesen eines wissenschaftlichen Lehrbuches der Hebammenkunde (meiner Mutter gehörig), erfuhr ich alles. Das Buch war nur zeitweise erreichbar, wenn der Schrank, in dem es lag, unverschlossen war. Es war mir höchst interessant, Aufschluß über das Geschlechtsleben zu erfahren, ohne erst fragen zu müssen. Auf andere Gedanken bin ich dabei nicht gekommen." Ein weiterer: „Als ich 15 Jahre alt war, hörte ich von einem Kollegen, der drei Jahre älter war, zum erstenmal von geschlechtlichen Dingen. Er erklärte mir, woher die Kinder kämen, verspottete mich, daß ich noch so dumm sei und zeigte mir ein Buch über die Dinge. Habe dasselbe nur flüchtig angeschaut, weil ich dabei gestört wurde."

Eine Frau (30 Jahre alt) antwortete: „Ich hörte in der Schule davon zuerst, als ich

elf Jahre alt war. Wir lasen auch eifrig in dergleichen Büchern. Ich wurde durch Erwachsene überhaupt nicht aufgeklärt. Meine Mutter hatte nur ein hämisches Lächeln oder eine dumme, ekelhafte, abweisende Bemerkung, wenn es dazu kam, daß über solche Dinge gesprochen wurde — und dieses Benehmen hat sie noch heute." Eine andere erzählt: „Ein zwölfjähriges Mädchen (ich war damals etwa elf Jahre) wurde durch Huckepacketragen erregt, zeigte mir ihre Geschlechtsteile und das Lexikon ihrer Eltern, und von da ab glaubte ich nicht mehr an einen Klapperstorch. Ich fragte einen Freund, welcher mir alles bestätigte und welcher onanierte, mir war das aber zuwider, und ich beteiligte mich nicht daran. Erst viel später kam auch ich dazu." Eine dritte berichtet: „Im 13. Lebensjahre wurde ich ‚aufgeklärt'. Ein Gehilfe bei meinen Eltern erzählte mir vom geschlechtlichen Verkehr, ich wollte das nicht glauben, daß meine Eltern so etwas Unanständiges machen."

Eine unmittelbare Folge dieser wilden, ungeregelten Sexualaufklärung ist, daß

die sexuelle Unwissenheit

und der sexuelle Aberglaube im zivilisierten Europa und Amerika mindestens ebenso groß, vielfach sogar noch größer sind als bei den Naturvölkern und Völkern der Halbkultur. Ein wenig besser ist es zwar, dank der Zunahme geregelter Aufklärungstätigkeit, in den letzten Jahrzehnten geworden, aber alles in allem sieht es in dieser Hinsicht doch noch recht schlimm aus.

Auf keinem Gebiet sind *Unkenntnis und Irrglaube* so eng miteinander verbunden wie auf sexuellem, wenn auch bald die negative, bald mehr die positive Dummheit überwiegt. Einige Beispiele für viele: Vor längerer Zeit suchte mich ein Mädchen aus guter Familie auf, die unverheiratete Tochter eines Rittergutsbesitzers, in schwangerem Zustande mit hochgradiger Syphilis. Als ich der Geschichte ihres Leidens nachging, erfuhr ich, daß sie einen Bräutigam hatte, der gesagt habe, und zwar nach ihrer Meinung selbst in gutem Glauben, er sei in einer schwachen Stunde zu einer schweren Geschlechtskrankheit gekommen, und es wäre notwendig, um diese zu beseitigen, daß er mit einem *„unschuldigen"* Mädchen verkehre; dies hätte sie geglaubt und sich ihm hingegeben, um ihn zu retten. (Vgl. Hartmanns von der Aue Dichtung vom *„Armen Heinrich"*.) In meiner „Homosexualität des Mannes und des Weibes" berichte ich von einer Dame, die mit 17 Jahren „eine sehr gute Partie machte". Sie liebte den Mann zwar nicht, aber die Eltern hatten ihr das Jawort förmlich abgerungen, und schließlich fühlte sie sich wohl selbst durch den Antrag des angesehenen Mannes geschmeichelt. Als sie sich nach der Hochzeit den sexuellen Annäherungen des Mannes auf das energischste widersetzte, ließ der Gatte die Mutter kommen, damit diese ihre Tochter über die „eheliche Pflicht" aufklärte. Die junge Frau erwiderte darauf der Mutter: „Wenn das *meine eheliche Pflicht* ist, dann wäre es *eure elterliche Pflicht* gewesen, mir das vorher zu sagen, denn wenn ich das gewußt hätte, hätte ich nie und nimmer geheiratet." Ganz ähnlich und ebenso bezeichnend für das, was man „moralische" Erziehung nennt, ist ein anderer Fall, in dem eine junge Frau so „rein und unschuldig" war, daß die Eltern nach den ersten schüchternen Versuchen auf jede weitere Aufklärung verzichteten, weil sie nach ihrer Mei-

nung doch nicht verstanden worden wären, sie begnügten sich daher damit, den jungen Ehegatten um möglichste *Schonung ihrer Tochter* in der ersten Zeit der Ehe zu bitten. Diese schrieb anfangs ganz begeistert von ihrem Manne und der Hochzeitsreise, bis plötzlich ein entsetzter Eilbrief zu Hause ankam, die Eltern möchten sie sofort zurückholen, ihr Mann habe „etwas ganz furchtbar Unanständiges" von ihr verlangt. Dabei waren nicht etwa, wie die Eltern anfangs aus dem Briefe schlossen, irgendwelche abartige Sexualhandlungen, sondern nur normale Verkehrsversuche von dem Gatten vorgenommen worden.

Vor einiger Zeit hatte ich einen Lehrer zu begutachten, der sich an Schülerinnen vergangen hatte und angab, er sei sich über den erotischen Charakter seiner Handlungen *völlig im Unklaren* gewesen. Der Vater des in Haft befindlichen Mannes erzählte mir, um die „Unschuld" seines Sohnes zu kennzeichnen, dieser habe im Alter von 22 Jahren noch angenommen, die Kinder kämen aus den *Brüsten* der Frau. Wiederholt berichteten mir Frauen, sie hätten nach ihrer Verheiratung geglaubt, die Kinder würden aus der sich öffnenden *Bauchdecke* geboren oder sie würden dort „herausgeholt", einige dachten, der Beckenknochen – sie meinten damit die leicht durchfühlbare Schamfuge – ginge auseinander. Anderen, auch Männern, war das weibliche Ei gänzlich unbekannt, sie waren der Ansicht, daß unmittelbar aus dem männlichen Geschlechtsglied winzige *Miniaturmenschenfrüchte* hervorkämen, um im weiblichen Unterleibe heranzuwachsen.

Einen guten Einblick in die *krausen* Vorstellungen und den *krassen* Aberglauben, die über Sexualfragen noch in weitesten Kreisen herrschen, gewähren die schriftlichen Fragen, die ich mir oft im Anschluß an meine Aufklärungsvorträge vorlegen ließ und zu vielen Hunderten gesammelt habe. Sie zeigen auf der einen Seite tiefes Verständnis und eine *ernste Wißbegierde,* die als *flache Neugierde* zu bezeichnen völlig falsch und willkürlich ist, auf der andern Seite verraten sie aber auch nur zu häufig einen Bildungstiefstand, der geradezu erschreckend ist und sich nur wenig über den erhebt, welcher im Mittelalter so viele Frauen wegen

Teufelsbuhlschaft

als „Hexen" auf den Scheiterhaufen führte.

Dieser *Teufelsaberglauben* scheint allerdings nicht selten auch von geschickten Verführern mißbraucht worden zu sein, um Mädchen, die zum Dämonischen neigten, zu umgarnen. So beschäftigte 1728 das hohe Kriminalkollegium zu Berlin ein seltener Fall. Ein 21jähriges Mädchen war angezeigt worden, mit dem Teufel in geschlechtliche Beziehungen getreten zu sein. Nach anfänglichem Leugnen gestand sie schließlich, daß sie sich tatsächlich *dem Teufel verschrieben* hätte, also eine Hexe sei. Sie sei ihm auf dem *Wedding* begegnet, und zwar habe er sich ihr in blauem Rock und gestickter Weste genähert und mit ihr schön getan. Er wollte anfangs nicht sagen, wer er sei, habe sich ihr aber schließlich als der leibhaftige Teufel vorgestellt und ihr Geld geboten, damit sie ihm *Leib und Seele verkaufe.* Nachdem sie aus Not ein-

gewilligt, habe der Teufel dem Mädchen in den Finger gestochen, und mit dem herausgedrückten Blut wurde der Pakt zwischen beiden unterschrieben. Das Mädchen erhielt dann noch einen Zettel mit drei roten Buchstaben, die sie stets auf dem Leib tragen sollte, um gegen polizeiliche und gerichtliche Nachstellungen gesichert zu sein. Später habe sie den schönen Teufel nur noch einmal gesehen, und zwar an der langen Brücke. Man konnte eigentlich dem Mädchen nichts nachweisen. Da sie aber mit dem Teufel ein unzüchtiges Verhältnis begonnen, von ihm Geld genommen und sich ihm verschrieben hatte, so hielt ein hohes Kriminalkollegium dafür, daß das Mädchen *mit Feuer oder Schwert zu bestrafen* sei. Man berücksichtigte jedoch, daß das Mädchen zum Teil aus Not gehandelt habe und nur schwachen Verstand besitze. Darum wollte es hohes Kriminalkollegium dabei bewenden lassen, die Verbrecherin *lebenslänglich in das Spinnhaus* nach Spandau zu setzen, wo sie bei „leidlicher weiblicher Arbeit und geistlichem Zuspruch" das Leben beschließen könne. Das Urteil wurde am 10. Dezember 1728 – also vor kaum zweihundert Jahren – gefällt und vom preußischen König bestätigt.

Von den erwähnten Fragen abergläubischen Inhalts greife ich einige heraus. Da lautet eine: „Ist es wahr, daß eine Frau in Neubabelsberg (Vorort von Berlin) sechs Kinder mit Hundeköpfen geboren hat, und kann man daraus folgern, daß tierischer Same fähig ist, ein menschliches Ei zu befruchten?" Eine andere fragt ähnliches über ein Kind, das einen Schweinskopf gehabt haben soll, und fügt hinzu: „Auch konnte das Kind nicht sprechen, sondern grunzte." Diese abergläubischen Vorstellungen verlieren viel von ihrer Eigenartigkeit, wenn man hört, daß theologische Schriftsteller gelegentlich selbst heute noch die *Frage offen* lassen, „ob es wahr ist, was heute die Ärzte und Physiologen glauben, daß Befruchtungen zwischen Menschen und Tieren unmöglich sind", oder wenn man sich an die *Gestalten* aus dem *antiken Sagenkreis* erinnert, die, wie der *Minotaurus*, die Zentauren und andere Fabelwesen, als Tierleiber mit Menschenköpfen oder Menschenleiber mit Tierköpfen dargestellt wurden.

Und was wird nicht alles über das „Versehen" während der Schwangerschaft gefragt und berichtet. Ist dieses Problem auch noch keineswegs als gelöst anzusehen, so tragen doch die meisten Angaben den Stempel unglaublicher Naivität. So möchte eine Frau eine Erklärung für ein Vorkommnis haben, das sie wörtlich wie folgt schildert: „Als meine Mutter wieder einmal schwanger war, fuhr sie in der Eisenbahn. Wie zufällig legte sich eine Hand seitlich an Mutters Hand. Dadurch aufmerksam geworden, guckte Mutter ins Gesicht des neben ihr sitzenden Menschen, und vor Schreck zog sie ihre Hand fest an ihren Schenkel zurück. Denn es war ein Schwarzer (damals, 1872, noch eine Seltenheit), der neben ihr saß. Als das Kind später geboren wurde, zeigten sich fünf schwarzbraune Finger in ungefährer Handform an seinem Schenkelchen und ähnlich an der Backe usw."

Das Versehen ist nicht die einzige Form sexuellen Aberglaubens, der zur *Erklärung angeborener Eigenschaften* herangezogen wird. Auch Vorgängen anderer

Art, vor allem aber *Wünschen,* wird im Volke eine ähnliche Bedeutung zugemessen. So erhielt ich vor einiger Zeit eine Frage, ob es richtig sei, daß Menschen mit *roten Haaren* dann geboren würden, „wenn ein Mann mit einer Frau während ihrer Menstruation verkehrt habe und dieser Umgang nicht ohne Folgen geblieben sei". So erzählte mir vor vielen Jahren einmal ein älterer Mann, daß sich unter seinen zahlreichen Kindern ein *taubstummes* befände. Die Taubstummheit, meinte er, rühre davon her, daß er einmal ein ganzes Jahr mit seiner Frau „böse" gewesen sei; er habe zwar während dieser Zeit mit ihr den Geschlechtsverkehr fortgesetzt, aber bis zu der Geburt des Kindes nie ein Wort gesprochen. *Infolgedessen* habe das Kind das Sprachvermögen verloren.

Sehr verbreitet ist auch der Glaube, daß, wenn die Mutter sich ein *Mädchen wünscht* und es wird ein *Knabe* geboren, dieser *weibliche* Neigungen und Triebe habe, und umgekehrt ein Mädchen männliche, wenn die Eltern sich vor seiner Geburt nach einem Knaben sehnten. Hierzu ist folgendes zu sagen: Läßt sich auch nicht leugnen, daß die Anschauung, die Stoffe, welche die Mutter an das Kind abgibt, Blut und Milch, dienten *ausschließlich dem Aufbau* und der Ernährung des werdenden Organismus, ins Wanken geraten ist, seit durch Erforschung der inneren Sekretion festgestellt wurde, wie sehr in der Blutbahn kreisende Hormone (z. B. aus der Schilddrüse, Hypo- und Epiphyse, Nebenniere, Geschlechtsdrüse) auch das *Seelenleben* beeinflussen, so ermangeln doch die Behauptungen von der *Kraft der Wünsche* und Gedanken auf das neu sich bildende Leben bisher jeder naturwissenschaftlichen Unterlage.

Auf nicht minder haltlosem Aberglauben wie die genannten Phantasievorstellungen beruhen auch die *Schreckbilder,* die über das Aussehen männlicher und weiblicher Onanisten entworfen werden, die Veränderung ihrer Genitalien, die bald zusammenschrumpfen, bald unförmig groß werden sollen, die wirren Vorstellungen über die Beschaffenheit der Zwitter, den Körperbau der Homosexuellen, die Art ihrer Betätigung, die durchaus nicht so „rücksichtsvoll" ist, wie noch heute von vielen gutgläubig angenommen wird. Und lernt man vollends die Mittel kennen, die im Volke gegen menschliche und tierische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit noch heute angewandt werden, so wird man im Grunde gegenüber den Wundermitteln und dem Fruchtbarkeitszauber, die Forschungsreisende bei wilden Völkerschaften entdeckten, kaum einen nennenswerten Unterschied wahrnehmen können. Entdeckungsreisende auf sexuellem Gebiet können auch in der Heimat „ihr Wunder" erleben.

Sie würden auf solchen Entdeckungsreisen auch erkennen, wie hinfällig die ernstlich vertretene Auffassung ist, die Schüler könnten erst durch Entlassungsansprachen über Verhütung von Geschlechtskrankheiten „auf das Geschlechtliche hingewiesen werden".

Mehr Vorwand als Einwand ist aber die nicht selten gehörte Behauptung, daß die wissenschaftliche Behandlung des Liebesproblems viele *Illusionen störe* und zerstöre; es sei, als ob man eine schöne Blume, *anstatt sich* ihres Duftes und Anblickes

zu erfreuen, in die einzelnen Bestandteile zerlege. Schließt denn die *künstlerische Behandlung* der sexuellen Frage die *wissenschaftliche* aus? Dazu ist denn doch das Sexualproblem,

das Zentralproblem aller Probleme,

ein zu weitschichtiges, als daß es nicht die *allerverschiedensten Betrachtungsweisen* zuließe. Wie sehr wahre Wissenschaft und wahre Kunst *Geschwister* sind – beider Mutter ist die Natur, beider Vater der menschliche Geist –, lehrt besonders anschaulich der weiter unten wiedergegebene Aufruf des Kunstwart-Herausgebers Ferdinand *Avenarius* in der sexuellen Aufklärungsfrage.

Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß, wenn die Eltern als die *berufenen* und die Lehrer als die *beruflichen* Erzieher der Jugend angeben, daß sie sich aus Rücksicht auf die Kinder, aus Furcht, die kindliche Seele zu verderben, nicht hätten entschließen können, in sexuellen Dingen die Wahrheit zu sagen, hier meist eine *Selbsttäuschung* vorgelegen hat. Bei genauerer Prüfung stellt sich heraus, daß es lediglich die Rücksicht auf die eigene Person war, die sie daran hinderte. Es ist ein auf falscher Scham beruhendes schlechtes Gewissen als Kunstprodukt einer unrichtigen Lebens- und Weltanschauung, das, verbunden mit eigener Unkenntnis und Ungeschicklichkeit, sich hier als Hemmschuh erweist. Wir können auch hier *Oker Blom* beipflichten, wenn er in der Einleitung seiner Schrift sagt: „Was kann die Eltern davon abhalten, selbst mit ihren Kindern über die Mysterien des Geschlechtslebens, und die damit verknüpften Umstände und Gefahren zu sprechen, wenn nicht einerseits falsches Schamgefühl, anderseits die Schwierigkeit, eine passende Form für derartige Mitteilungen zu finden."

Nur *Notlagen* können Notlügen entschuldigen. Hier aber liegt in Wirklichkeit beim Verschweigen oder Verhüllen der Wahrheit keine Notlage, keine Notwehr, sondern im letzten Grunde nur Pflichtversäumnis vor, die sich meist bitter rächt, und zwar nicht nur an denen, *an welchen,* sondern oft genug auch an denen, *von welchen* die Pflicht verabsäumt wurde. Der Kinder „Unschuld" ist der Eltern Schuld.

Man hat die Frage aufgeworfen, *wem* die schwierige Aufgabe der Aufklärung am ehesten obliegt, ob der Schule oder der Familie, dem Geistlichen oder dem Arzt, und es ist nach den geschilderten Hemmungen wohl verständlich, daß jeder dem anderen die Belehrung zuschieben möchte, der er sich selbst nicht gewachsen fühlt. Unseres Erachtens kommt es hier zunächst weniger auf die Person an, als darauf, daß diese Person *wirkliches*

Fachwissen und Feingefühl

besitzt, Eigenschaften, die selten vereinzelt, noch seltener vereint vorkommen. Vor allem den Müttern, die in erster Linie berufen wären, mangelt es oft selbst an Kenntnissen, und der *Mütterkurse* und *Mütterschulen,* die man in neuester Zeit an einigen Stellen, auch in unserem Institut für Sexualwissenschaft, eingerichtet hat,

harrt hier eine wichtige Tätigkeit. Die Erzieher müssen erzogen, die Aufklärer aufgeklärt werden.

Vor allem aber muß dahin gewirkt werden, daß von Jugend auf der Mensch den natürlichen Vorgängen auch mit natürlicher Unbefangenheit gegenübersteht. Rektor *Rosenkranz* erzählt in einem Aufsatz „Über sexuelle Belehrung der Jugend" (In „Praxis der Volksschule" 1903, Heft 8) von einem Ehepaar, das bereits erwachsene Kinder hatte und *aus Scham freiwillig* in den Tod ging, als es der Geburt eines neuen Kindes entgegensah. In meiner eigenen Familie ereignete sich folgender Fall: Ich war sieben Jahre lang der Jüngste von sechs Geschwistern, als meine Mutter nochmals guter Hoffnung wurde. Sie selbst war 40 Jahre alt, und meine beiden ältesten Schwestern standen bereits kurz vor ihrer Verlobung. Als sie ihren Zustand bemerkte, schämte sich meine Mutter, die ihre Kinder über alles liebte, so sehr, daß sie in eine tiefe Schwermut verfiel; es war keine eigentliche Schwangerschaftspsychose, sondern nur stärkstes reaktives Schamgefühl, ein sehr quälender Zustand, der sich erst durch die glückliche Geburt meiner Schwester, dann allerdings wie mit einem Schlage, verlor.

Ich pflichte Johannes *Dück*, dem trefflichen Innsbrucker Pädagogen, bei, der in einem Vortrage über die sexualpädagogischen Erziehungsmittel der Schule meint, daß die sexuelle Aufklärungsarbeit, wie sie vom Verein zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und anderen Vereinigungen aufgenommen wurde, *deshalb versagt* habe, weil der Hebel nicht an der richtigen Stelle angesetzt worden sei, daß die *Wurzelbehandlung* dort einsetzen müsse, wo das Individuum seine natürlichen Wurzeln habe, in der *Familie*. Und dennoch, wenn irgendwo, so muß hier das Elternhaus seine Ergänzung finden in dem, was Lehrer und Geistliche und nicht zuletzt auch der *Arzt* dem Kinde sagen. Die hierfür nötigen Voraussetzungen besaß der leider im Aussterben begriffene *Hausarzt*, der Freund der Familie, der die Kinder so oft von ihrer Geburt bis zur Vermählung begleitete und betreute, freilich in ungleich höherem Grade als der jetzt das Feld beherrschende Spezialarzt und der Kassenarzt.

Ohne Zweifel sind für Personen, die sich mündlicher Aufklärung nicht gewachsen fühlen – und ihre Zahl ist heute noch eine recht erhebliche –, gute Aufklärungsschriften die geeignetsten Hilfsmittel. Wie das beste Mittel gegen die aus unlauteren Quellen fließende *falsche* Aufklärung die *richtige* Belehrung durch ihrer Verantwortung bewußte Erwachsene ist, sind gute Aufklärungsschriften die brauchbarste Waffe gegen schlechte. Wir wollen uns aber nicht verhehlen, daß, wenn wir von einigen im Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen volkstümlichen und doch wissenschaftlichen Werken absehen, zu denen ich in erster Linie *Forels* „Sexuelle Frage" (bei Ernst Reinhardt in München) und Iwan *Blochs* „Sexualleben unserer Zeit" (bei Louis Marcus in Berlin) rechne, nur wenige Bücher vorhanden sind, die der wichtigen Aufgabe, die sie sich gestellt haben, wirklich gerecht werden. Statt sachliches Wissen zu verbreiten und im Dienste nüchterner Wahrheit zu stehen, verbreiten sie Furcht, Schrecken und Gespensterseherei und stehen meist, und zwar weniger be-

wußt als unbewußt, im Dienste unehrlicher Moral, schon deshalb unehrlich, weil für viele der Satz gilt: „Richtet euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Taten."

Immerhin befinden sich unter den vielen Schriften, die in dem letzten Vierteljahrhundert gerade auf sexualpädagogischem Gebiete erschienen sind, einige, die eine rühmliche Ausnahme bilden. Noch heute zähle ich hierzu die erste Arbeit, die „einen praktisch methodischen Weg zur Eingliederung der geschlechtlichen Belehrung in den Schulunterricht" bezweckte, die im Jahre 1905 (unter dem Titel „Die geschlechtliche Belehrung der Kinder – zur Geschichte und Methodik des Gedankens" bei Sauerländer in Frankfurt a. M.) erschienene Schrift der Spandauer Lehrerin *Maria Lischnewska*, die noch besser gewesen wäre, wenn sie nicht von dem *„mörderischen Laster* der Selbstbefleckung" spräche, eine durch Tatumstände nicht gerechtfertigte Ausdrucksweise, die erfahrungsgemäß leicht unnötige Angstzustände schwerster Art hervorruft.

Nicht lange nach Herausgabe dieser vielbeachteten Schrift, die rasch vier Auflagen erlebte, erließ der *Dürer-Bund* unter Vorsitz des um das deutsche Geistesleben so hoch verdienten Ferdinand *Avenarius* in Dresden ein Preisausschreiben, um zu der Frage sexueller Aufklärung „Betrachtungen, Ratschläge und Beispiele" zu erhalten. In diesem Preisausschreiben finden sich viele treffliche Worte wie folgende:

> *„Wissenshungriger ist der Mensch nie, als während er im Werden steht,* verlockender ist nichts, als das mit dem Schleier Verhüllte, verführerischer nichts, als was den ersten unbewußten Regungen gerade hier entgegenkommt. Der Aufklärer in dieser Lebenszeit, sei er nun, wer er sei, und spreche er, wie er wolle, er findet den lockersten Boden, den ein Säer nur finden kann. Und es geht nicht nur sein Korn auf, es gedeihen auch all die Keime, die von seinen Händen her am Korne kleben. Gesunde und edle Naturen überwinden sie, wenn sie schädlich sind, es gedeiht gottlob nicht bei allen jungen Menschen Unkraut, wo Unkraut mitgesät ward, und von den vielen, bei denen solches gedeiht, läßt sich's ausjäten, bei manchen durch Selbstzucht, durch besseren Zuspruch oder, und das besonders, durch die Natur selbst, wenn sie Raum für die erste reine Liebe braucht. Eine ‚Narbe' bleibt meistens auch dann. Und in jedem Falle ward eins versäumt: *die feste Verknüpfung der stärksten seelischen Erlebnisse im Entwicklungsalter mit reinen Gefühlen durch uns, die Erzieher.* Wie wir's heute treiben, lassen wir ja nicht nur Niedergefühle ein, sondern wir *versperren* zugleich den Zutritt für *Hochgefühle.* Und wir tun das, die Älteren, die Eltern, wir tun es hier, wo wir für immerdar das Gedenken unserer Kinder an die wertvollste Erweiterung ihres Wissens vom Sein mit der Erinnerung an uns selber verbinden könnten.
>
> Denn wir vor allem sind zum Sprechen die Berufenen, nicht die Lehrer und Lehrerinnen als solche sind es, *nicht die Schule* als solche ist es, oder doch: sie ist es nur, wo die Eltern ihrer Pflicht nicht nachkommen, oftmals nur, weil sie ihr nicht nachkommen können. Höchstens, daß in den untersten Schulklassen, während des in sexuellen Dingen ‚gefühllosen Alters', auch eine rein sachliche, dem Kinde ‚gleichgültig' scheinende Belehrung am Platze ist, damit dann der unlauteren Aufklärerei ein Kinderlachen antworten könne: ‚Was hast du dich denn so? Das haben wir in der Stunde ja schon gehabt!' Später muß unserer Meinung nach eine Gefühlsbetonung dabei sein, wir meinen erregt werden im Kinde, es muß als *einfachen Schluß,* aus dem, was es erfährt und wie es das erfährt, *das adlig emofinden, was adlig ist.* So ist es, trotz allen naturwissenschaftlichen Stoffs

eine *ästhetische* Aufgabe, die wir vor uns haben, eine der feinsten und edelsten unter allen ästhetischen Aufgaben sogar, die an das Leben des einzelnen überhaupt herantreten können.

Und eine Aufgabe, die ganz sicherlich nicht nach einem Schema, auch nicht nach einem ‚künstlerischen' Schema gelöst werden kann, sondern nach der Besonderheit von Eltern und Kind abertausendfältig abgewandelt!

Deshalb erließen wir wieder den Ruf, der uns auf anderen Gebieten so wesentlich gefördert hat: Künstler heran! Nur, daß wir uns nicht an „Berufsdichter" und „Berufsdichterinnen" als solche wendeten. Dilettant im übeln Sinne war für dieses Gebiet allein, wer die Knaben- und die Mädchenseele, wer die Verhältnisse, kurz, *wer den Gegenstand nicht aus eigenem Erleben kannte.* Ausdruck von Erfahrenem mußte alles sein. Wir brauchen *Wahrheit in ernster, herzlicher Wahrhaftigkeit.* Kein Vorspiegeln, keine Spielerei, keine Unterhaltungsmacherei. Wir brauchen nicht schnell hingeworfene Skizzen geschickter Mache, noch zusammengebastelte Ausklügelungen der Absichtlichkeit, wir brauchen Gaben aus schöpferischen Stunden der Liebe zu unserer Jugend. Hier gilt, wenn irgendwo, der Goethesche Satz vom Wert der *‚Gelegenheit'.* Das schlichteste Wort kann hier ein den Lebensgehalt befreiendes Wort sein. Zudem: *auch eine wissenschaftliche* Form kann *ja künstlerisch* sein: auch davon sind uns Beispiele willkommen, wie die Mitteilung des rein tatsächlichen, wie die lautere Belehrung für den oder jenen Fall sich gestalten kann. Aber noch einmal: Alles muß entstanden sein aus Liebe zur Wahrheit und aus Liebe zur Jugend, und alles muß begründet sein in Erfahrung."

Auf dieses Preisausschreiben gingen mehr als ein halbes Tausend Beiträge ein. Von diesen wurden die 58 besten Lösungen unter dem Titel: *„Am Lebensquell"*, ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung (47. bis 53. Tausend, verlegt bei Alexander Köhler, 1922) zusammengestellt. Die Einsendungen von Männern und Frauen aller Kreise — es fehlte die Fürstin sowenig wie die Arbeiterfrau — enthalten auf die Frage: „Wie sage ich es meinem Kinde?" viele passende Antworten, die von denen gelesen werden sollten, die glauben, aus eigenem nicht die rechten Worte *finden zu können.* Das oberste Gebot jeder vernünftigen Sexualerziehung lautet: Fort mit der sexuellen Lüge in jeglicher Gestalt! Fort mit den

Kinderherkunftsmärchen,

dem alten Storchenmärchen („Der Klapperstorch hat das Brüderchen gebracht"), mit dem Brunnenmärchen („Das Schwesterchen sei aus dem Brunnen geholt") und andern Ammenmärchen, die nur dazu dienen, die heranwachsenden, nachdenklicher werdenden Kleinen mißtrauisch zu machen gegenüber dem Leben und den Menschen, die nur zu oft eine Kluft zwischen Eltern und Kindern errichten, die später kaum wieder überbrückbar ist.

Der *Scharfsinn,* das logische Denken der Kinder wird vielfach von Erwachsenen *unterschätzt.* Ich hörte von einem fünfjährigen Kinde, das, als bei nahen Verwandten ein Kind geboren wurde, von dem ihm die Mutter erzählte, der Storch habe es gebracht, erwiderte: „Aber Mutti, jetzt ist doch Winter, da sind ja alle Störche fort." Ein anderes Kind, dem gesagt war, die Kinder würden gekauft, erklärte ebenso scharfsinnig: „Das glaube ich nicht, die Armen haben ja mehr Kinder als die Reichen." Man sollte es kaum für möglich halten, daß sich in einem Zeitalter, das trotz starker

Neigung zum Mystizismus alles in allem doch so sehr *im Zeichen der Naturwissenschaft* steht, selbst noch unter Ärzten Befürworter der *Kinderherkunftsmärchen* finden. So ist es noch nicht lange her, daß Dr. *Koch,* Direktor der Staatsirrenanstalt Zwiefalten, in seiner Schrift „Die Vermehrung des Lebens" (Stuttgart bei D. Gundert, 1901) forderte, daß den Kindern nicht gesagt werden soll, die kleinen Kinder bringe der Storch, sondern – – – „sie würden aus dem Brunnen geholt." Er meint: „Das Vertrauen des Kindes wird dadurch sowenig zerstört wie durch die Erzählung vom Osterhasen, der die bunten Eier bringt, oder von dem Engel, der die Gabe des Christkindes heimlich in das Zimmer trägt." Auch die *Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* hätte in ihrem „Merkblatt für die Eltern" lieber nicht erst sagen sollen: „Wenn das Märchen vom Storch *nicht mehr* geglaubt wird, darf die Mutter der Frage, woher die kleinen Kinder kommen, nicht ausweichen." Das Märchen vom Storch darf auch da, wo es noch geglaubt wird, *nie mehr als Wahrheit* ausgegeben werden. Die Zeiten sind vorüber.

Es hat noch niemals ein Kind gegeben, dem es geschadet hätte, wenn ihm wahrheitsgemäß gesagt wurde, daß es sich als Leibesfrucht im Schoße der Mutter entwickelt hätte, daß die Menschen, wie alle Lebewesen, voneinander abstammen, durch eine endlose Liebeskette miteinander verbunden sind. Noch nie hat sich ein Kind von seiner Mutter abgewandt, wenn es erfuhr, daß es unter ihrem Herzen gelegen, *im Mutterleibe aufgewachsen und an der Mutterbrust genährt worden ist.*

„Ich habe es nie verstanden," sagte Frau Senator *Kirchhoff* aus Bremen, dieses Urbild einer guten Mutter, in dem prächtigen Vortrag *„Erziehung zur sexuellen Verantwortlichkeit",* den sie 1921 auf dem Berliner Sexualkongreß hielt, „daß Mütter sich diese schönste Gelegenheit, Liebe und Vertrauen ihrer Kinder zu gewinnen, entgehen lassen. Und ich kann aus meiner Erfahrung nur sagen: *Je früher, desto leichter für beide Teile.* Das junge Kind nimmt diese Dinge viel unbefangener, als wir denken; das weiß ich von meinem Jungen, der von klein auf seine Ferien beim Bauern zubrachte und uns über all die Geschlechtsvorgänge bei Tieren in der naivsten Weise sprach. Und als ich meiner achtjährigen Tochter über die Herkunft des neugeborenen Brüderchens berichtete, erhielt ich die Antwort: ‚O Mutter, wie wunderschön ist das von der Natur eingerichtet.' Kinder, die spüren, daß man ihnen offen und ohne Scheu die gewünschte Auskunft gibt, lehnen es ab, aus unlauteren Quellen zu schöpfen, und holen sich *auch späterhin da Rat und Auskunft, wo man ihnen in Ehrfurcht das Wunder der Menschwerdung wies.* Der Schule aber sind damit für den naturwissenschaftlichen und biologischen Unterricht ganz andere Aufbaumöglichkeiten gegeben als bei halb- oder falschaufgeklärten Kindern, die diesen Dingen nicht mehr unbefangen und natürlich gegenüberstehen."

Und ganz in dem gleichen Sinne wie Frau Kirchhoff äußerte sich eine andere mütterliche Rednerin, die selbst in der Berliner Jugendfürsorge steht, Frau Dr. *Uhlmann.* In ihrem Vortrage* „Jugendfürsorge und Sexualpädagogik" meinte sie: „Es

* Erschienen in „Sexualreform und Sexualwissenschaft", Püttmann, Stuttgart.

ist die große schwere Aufgabe der Mutter, bei jedem Kinde den rechten Augenblick zu fühlen, da sich seine Seele für diese und jene Frage öffnet. Mache sich doch jeder klar, wie schwer und verhängnisvoll die Folgen sein können, wenn er die Stunde *versäumt,* und dadurch das Kind dazu kommt, seinen Durst *an trüben Quellen* zu stillen. Der Durst kommt früher oder später, *meist sehr früh.* Ich meine, wenn eine Mutter ihr Kind durch ethische Beeinflussung zu einer sittlich gefestigten Denkart erzieht, dann wird es keine geschlechtlichen Unarten begehen und sich vor zu frühzeitigem sexuellem Verkehr hüten. Die *Stunde der Aufklärung* muß eine *besonders geweihte* sein. Ich hatte persönlich stets das Gefühl, wenn ich mit meinem verstorbenen Knaben von diesen heiligen Dingen sprach, daß dann die letzte Schranke zwischen unseren Seelen fiel."

Ganz besondere Beachtung verdient aber unter den Referaten, die auf dem erwähnten Sexualkongreß das Thema *„Sexualpädagogik"* behandelten, dasjenige des Berliner Nervenarztes *Saaler,* betitelt: „Grundsätzliche Erwägungen über Sexualpädagogik auf sexualwissenschaftlicher Grundlage", in dem er in bezug auf die sexuelle Aufklärung sagte: „Wer sich damit begnügt, die Frage nach der *Herkunft des Lebens* und seiner ewigen Erneuerung nur zu verstehen, ohne durch die Größe des *sich offenbarenden* Naturgeschehens in der Tiefe seiner Seele aufs höchste betroffen zu werden, wer nicht fühlt, wie die Erkenntnis in seinem Innern Gedanken und Gefühle in innigste Berührung bringt, wer es nicht merkt, wie sich die *Grenzen zwischen Wissenschaft und Religion* verwischen, wem nicht die Erkenntnis aufdämmert, daß der ewig unbefriedigte, *rastlos fragende und forschende* Menschengeist im Dienste der gleichen Strebungen wie die Erlösung heischende und immer zu höheren Formen aufschauende, ins Metaphysische gerichtete Seele, der mag *wohl ein ‚exakter' Wissenschaftlicher* sein, beneiden werde ich ihn aber um diese Wissenschaft nicht."

Hier ist ein Kernpunkt des Problems getroffen: das Hochseelische, Erhabene, Edle, Reine, das *jeder* körperlichen Liebesbeziehung und Liebesbezeugung *reifer und freier Menschen* innewohnt und ihnen etwas von der Würde wahrer Religiosität verleiht. Wer von diesem Geiste erfüllt ist, wird selbst in „exaktester" Aufklärungstätigkeit nie ein trockener Pedant, ein kalter Wissenschaftler sein. Die Sünde liegt nicht, wie *Saaler* richtig bemerkt, im Geschlechtsgenuß, sondern in seiner Loslösung von veredelten und vertieften seelischen Regungen und in seinem Mißbrauch zu materiellen Zwecken. „Naturalia non sunt turpia" („schäme dich nicht dessen, was natürlich ist") sagt ein weiser lateinischer Spruch, und wir fügen hinzu: Die Natur hat nichts zu verheimlichen.

Die wertvollste Ergänzung findet die Beantwortung der Frage, wo kommen die Menschen her, durch häufige

Hinweise auf Naturvorgänge

bereits vom frühen Kindesalter an, teils in freiem Zwiegespräch, auf Spaziergängen

und Wanderfahrten mit Eltern, Lehrern und gewissenhaften Jugendführern, teils in naturwissenschaftlichem Schulunterricht, oder auch in besonderen Vorträgen und Kursen über das menschliche Geschlechtsleben, wie sie von den jetzt so zahlreich vorhandenen Jugendorganisationen (Wandervögel, Pfadfinder, Naturfreunde) bereits vielfach aus eigenem Antrieb gefordert und mit gutem Erfolg abgehalten werden.

Bei allen diesen Gelegenheiten können die überall in der Natur bei Pflanzen und Tieren wiederkehrenden *Keimzellen*, die größere ruhigere weibliche Eizelle und die viel kleinere, viel beweglichere männliche Samenzelle beschrieben werden, die verschiedenartigen Organe, die sie beherbergen, die Geschlechtsdrüsen und die Art und Weise, wie die Zellen in ihnen reifen und den Körper verlassen. Es können dann die Formen geschildert werden, wie sich die Keimzellen innig vermischen und durch die vereinigte Kernmasse väterliche und mütterliche Eigenschaften auf die Sprößlinge übertragen, dann, wie sich aus der Vereinigung, die teils außerhalb, teils innerhalb des Körpers vor sich geht, die Frucht entwickelt, wie sie geboren und ernährt wird, vor der Geburt durch das rote Blut und nach der Geburt durch das weiße Blut der Mutter, das man Milch nennt. So muß man dem sich heranbildenden Menschen allmählich immer mehr Einblick in die Natur-, Geschlechts- und Menschenkunde gewähren, bis dem Kinde die Vorgänge beim Menschen als etwas ganz Selbstverständliches erscheinen.

Am besten geht man bei der Erklärung des Befruchtungsvorganges von den sogenannten *Windblütlern* aus, den Gräsern, Laub- und Nadelhölzern, bei denen der als *Blütenstaub* bezeichnete Same oder Pollenkörper zur Zeit der Reife durch Luftströmungen ohne selbständige Bewegung von den Staubfäden der männlichen Blüten zur weiblichen Narbe, die oft viele hundert Meter weit entfernt ist, getragen wird. Dort erst beginnt das Pollenkörperchen selbständig zu werden, um zu der am Grunde des Fruchtknotens ruhenden Eizelle vorzudringen.

Ganz ähnlich wie bei den Windblütlern ist dieser Vorgang bei vielen Meerestieren, wie den Seesternen, Seeigeln und anderen Stachelhäutern. Hier entleeren die Elterntiere die Samen- und Eizellen in das Meerwasser, in dem sie leben, sie ihrem Schicksal überlassend. *Das Wasser übernimmt dann die Rolle des Windes.* Während aber die Pollenkörperchen in der Luft zu eigener Bewegung unfähig waren, gehen die Samenzellen der Stachelhäuter selbsttätig auf die Eizellen los, vermöge eines das Wasser lebhaft peitschenden Ruderschwanzes. Die Anlockung erfolgt seitens der Eier durch Ausdünstungen, von denen man annehmen muß, daß sie von den Samenzellen empfunden werden, da sie für sie *richtunggebend* sind.

Bei den *Fischen* trifft man schon höhere Formen geschlechtlicher Beziehungen zwischen den Elterntieren So sammeln sich zur Laichzeit Männchen und Weibchen der Heringe und Aale in großen Schwärmen an ganz bestimmten Stellen des Meeres und erfüllen diesen Bezirk mit Eiern und Samen. Bei den Amphibien (Fröschen) ist es ähnlich, nur daß hier das Männchen das Weibchen tagelang vorher umklammert, bis beide ihre Geschlechtsprodukte in das Wasser entleeren. Man wird weiter schildern, wie sich

in der Natur, je höher man in der Tierreihe aufwärts steigt, immer stärker das Bestreben zeigt, die Keimzellen *nicht mehr den Luft- und Wasserströmungen* anzuvertrauen, sondern die beweglichen männlichen *unmittelbar* den ruhenden weiblichen zuzuführen. Am einfachsten geschieht dies bei den Wassersalamandern. Nach den Liebesspielen setzt das Männchen seinen Samen in Gestalt eines kegelförmigen *Schleimhaufens* auf der Erde ab, worauf das Weibchen über denselben hinwegkriecht, ihn dabei mit den Rändern einer wulstigen Öffnung, des Kloakenwulstes, umgreift und in sich aufnimmt. Bei den Spinnen spinnen die Männchen ein kleines Netz, in das sie einen *Tropfen* Samenflüssigkeit absetzen. Dann saugen sie diese in einen am zweiten Beinpaar befestigten spritzenartigen Ballon auf, führen dessen Spitze in die weibliche Geschlechtsöffnung ein und drücken ihn dort wie mit einer Gummispritze aus. Ähnlich ist es bei den Tintenfischen. Hier ist beim Männchen ein Arm durch eine Rinnenbildung ausgezeichnet. Mit diesem werden die Samenpakete in die Mantelhöhle des Weibchens hinübergeleitet, von wo der Same in die Eileiter hineinfließt.

In direkteste Berührung treten die bei beiden Geschlechtern ziemlich *gleichgearteten Geschlechtsöffnungen* der Vögel; indem sie mit ihren Rändern fest aufeinander gepreßt werden, erfolgt der Übertritt des Samens. Bei manchen Arten findet sich aber auch schon an der männlichen Geschlechtsöffnung ein handschuhfingerartiges Gebilde, das ausgestülpt werden kann. Dieses „Glied" wird direkt in die weibliche Geschlechtsöffnung eingeführt, wobei der Same in einer spiralartigen Rinne hinübergeleitet wird. Einer so innigen Verbindung der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane begegnen wir auch bei den Bienen und Ameisen während ihres hoch in der Luft stattfindenden *Hochzeitsfluges*. Nach dessen Beendigung sterben die männlichen Tiere, während die weiblichen in einem besonderen Behälter die bei ihnen abgelagerten, jahrelang lebendig bleibenden Samenzellen *aufbewahren;* sie reichen für die Befruchtung aller während des ganzen Lebens zu legenden Eier aus.

Bei den *Säugetieren,* bei denen die Verschmelzung von Ei und Samenzelle im Mutterleibe erfolgt, ist *durchwegs* eine festere Hautausstülpung, ein Geschlechtshöcker oder männliches Glied vorhanden, dessen Vorstufen wir bei einigen Vogelarten sowie bei Schlangen und Eidechsen begegnen; es besitzt (wie bei den Hunden) ein Knöchelchen oder kann sich durch Schwellkörper vergrößern, um so erhärtet in den weiblichen Geschlechtskanal eingeführt zu werden und den Samen zu übertragen.

Genau so wie die *Geschlechtsorgane* der höheren Säugetiere sind auch die des Menschen gebaut und auch der Vorgang der geschlechtlichen Vereinigung spielt sich in der gleichen Weise ab. Nur ist bei den freilebenden Tieren die geschlechtliche Betätigung an bestimmte *Brunstzeiten* gebunden. Meist sind es die Jahreszeiten, in denen sie *im besten Ernährungszustand* sind, um für die Erzeugung der Geschlechtszellen und die Versorgung der heranwachsenden Frucht im Mutterleib sowie Brutpflege die erforderlichen Nährstoffe bereit zu haben.

Bei den Haustieren und Menschen, die der Sorge um die Beschaffung der Nahrung und der Ungunst der Witterung entzogen sind, ist dagegen der Drang zu geschlechtlicher Betätigung während des ganzen Jahres *fast gleich stark*. Mit gutem Grund hat daher ein alter Volksdichter gesagt:

Wenn die Tiere jeder Art
Nur der holde Frühling paart,
Ist der Mensch im *ganzen* Leben
Einem Stachel preisgegeben.

Dies rührt offenbar davon her, daß die durch Nahrung, Kleidung, Wohnung und andere Kulturfaktoren gewährleistete *Unabhängigkeit* der Geschlechtsdrüsen von der Jahreszeit zwar, wie die Not der Kriegszeit lehrte, leicht erschüttert werden kann, im allgemeinen aber zur Folge hat, daß die Geschlechtsdrüsen fast unablässig in Tätigkeit sind. Sie bilden in großer Menge Fortpflanzungszellen – beim Manne allein mehrere hundert Millionen Samenzellen in einem Tage – und geben zugleich besondere Säfte in das Blut ab, die in das Gehirn gelangen und hier durch chemische Spannung (Erotisierung) den Antrieb zu der lustvoll empfundenen Ausführung des Geschlechtsaktes geben.

Doch lehrt das Beispiel aller anderen Lebewesen, Pflanzen und Tiere in der Natur, daß sie immer erst selbst eine *bestimmte Entwicklungshöhe* erklommen haben müssen, ehe sie zeugend über sich hinauswachsen und neuen Wesen Leben schenken können. Deshalb muß man bei der Erklärung der Befruchtung stets auch sogleich auf die Reifezeit und den Lebensrhythmus im allgemeinen zu sprechen kommen und diesen naturgetreu schildern.

Die Reife

oder Pubertät des Menschen ist nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, ein *kurzfristiger* Vorgang, etwa nur gleichbedeutend mit der ersten Loslösung und Absonderung von Ei- und Samenzellen aus dem jugendlichen Körper, sie fällt nicht etwa mit den ersten Anzeichen beginnender Geschlechtsreife, der ersten Menstruation beim Mädchen, dem Stimmwechsel beim Knaben, den sprossenden Schamhaaren bei beiden Geschlechtern zusammen, vielmehr erstreckt sich die Reifezeit auf einen Lebenszeitraum, der bei den Menschen in unserer mittleren Zone durchschnittlich *sieben* Jahre, die *dritte Jahreswoche* des Lebens in Anspruch nimmt, also vom 14. bis 21. Lebensjahre währt.

Es empfiehlt sich, im Zusammenhang mit der Schilderung der Reife, bereits den Kindern die *Periodizität* (Aufeinanderfolge) einzuprägen, die das ganze Leben des gesunden Menschen durchzieht, ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Lebensanstieg, der Lebenshöhe und dem normalen Lebensabstieg. Zunächst wird die Zeit der *ersten Kindheit* besprochen, die, von der Geburt bis zur zweiten Zahnung reichend, gewöhnlich 7 Jahre umfaßt, dann die sich anschließende zweite Kindheit vom 7. bis 14. Lebensjahr (die Zeit der *Vorreife*), dann die eigentliche *Reifezeit* vom 14. bis 21. und die *Nachreife* vom 21. bis 28. Lebensjahr.

Diese 28 Jahre oder vier Lebenswochen bilden den Lebensaufstieg, dem die durchschnittlich ebensolange Lebenshöhe folgt. Zwar treten namentlich beim weiblichen Geschlecht die *Wechseljahre* und das Rückbildungsalter bereits früher ein, vor allem sind Frauen nach dem 50. Jahre nur noch ganz ausnahmsweise fruchtbar, aber der eigentliche Abstieg beginnt bei dem gesunden Menschen beiderlei Geschlechts doch erst in der Mitte der fünfziger Jahre, nach der achten Jahreswoche, um, im günstigsten Falle wiederum so lange wie der Lebensanstieg (28 Jahre), in den meisten weniger günstigen Fällen allerdings nur etwa die Hälfte zu dauern, ganz in Übereinstimmung mit der berühmten Stelle aus dem 90. Psalm (Vers 10): „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hochkommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Daß die Zahl 28 auch schon vor der Geburt den Lebenstakt angibt, geht daraus hervor, daß die menschliche Schwangerschaft 10 mal 28 Tage dauert, 280 Tage oder 9 Monate. Das Leben der Frucht, die Kindesbewegungen, spürt die Frau normalerweise genau in der Hälfte dieser Zeit, nach $5 \times 28 = 140$ Tagen oder 20 Wochen, wonach man leicht den Tag der Niederkunft berechnen kann; und 28 Tage dauert es vor allem auch von einer Eireifung und Eiabstoßung zur anderen, von einer Menstruation zur anderen.

Man darf nun freilich nicht außer acht lassen, daß diese Termine nicht immer pünktlich auf den Tag innegehalten werden. Die Natur behält sich einen gewissen *Spielraum* vor. Namentlich schwankt der Anfang der Reifezeit ebenso wie der Beginn der Wechseljahre recht erheblich. Man kann in unseren Breiten für beide wiederum einen Spannungsraum von einer Jahreswoche feststellen; in den 7 Jahren vom 11. bis 18. variiert der Beginn, in der Zeit vom 43. bis 50. Jahre das Ende der Entwicklung.

Das Auftreten von Pubertätserscheinungen *vor* der Pubertät bezeichnen wir als *Frühreife* (zu unterscheiden von der *Vorreife*), das nach dem 21. Jahre als *Spätreife* (zu unterscheiden von der *Nachreife*), und ebenso können wir auch bei der Rückbildung (Klimakterium, Involution, Wechseljahre) einen verfrühten oder verspäteten Beginn vor dem 43. und nach dem 50. Jahre unterscheiden. Doch schlägt dies bereits in das Gebiet der Entwicklungsstörungen, über die besonders zu sprechen sein wird.

Die sexuelle Aufklärung junger Menschen würde jedoch höchst mangelhaft und unvollständig sein, wenn man neben den biologischen nicht auch den soziologischen Faktor, das Verhältnis zwischen *Geschlecht und Gesellschaft,* berücksichtigen würde.

Während bei den Tieren lediglich die durch die geschlechtliche Reife bedingten Körperzustände die Ausführung des Geschlechtsaktes triebhaft (damit immerhin aber auch *körperseelisch*) bestimmen, ist das menschliche Geschlechtsleben nicht diesem Gesetz allein unterstellt. Das Zusammenleben der Menschen als Volk, Gesellschaft und Staat hat zu besonderen

Formen der Geschlechtsgemeinschaft

geführt. Im größten Teil Europas besteht diese Gemeinschaft zurzeit als *Einehe.*

Tatsächlich wird auch durch die feste Bindung zweier Menschen für die aus der Ehe hervorgehenden Nachkommen am besten gesorgt, wie dies ja auch am Gegensätzlichen, dem Schicksal der *unehelich* geborenen Kinder mit ihrer erhöhten Sterblichkeit und Neigung zu körperlichen und moralischen Störungen, erkenntlich ist. Auch darf man nicht übersehen, daß der Mensch, im Vergleich zu den Jungen der Säugetiere, die schon nach einer kurzen Zeit fremden Schutzes entbehren können, in einem *körperlich* so *unbeholfenen* und *seelisch* so *unfertigen* Zustand auf die Welt kommt, daß er viele Jahre hindurch der elterlichen Obhut bedarf, die ihm am besten in der familiären Gemeinschaft zuteil werden kann.

Freilich wird auch hinsichtlich elterlichen Schutzes mancherlei versäumt. So ist es unbedingt nötig, die Kinder schon frühzeitig zu *warnen,* sich nicht auf der Straße von fremden Personen ansprechen zu lassen. Sexuelle Attentate auf kleine Mädchen und Knaben sind, wie ich auf Grund zahlreicher Mitteilungen bekunden kann, sehr viel häufiger, als angenommen wird. Sie werden meist von psychosexuellen Infantilen (sogenannten „Bonbononkels") ausgeführt, die das Kind oft schon im vorschulpflichtigen Alter in Keller und Winkel locken, um sich an ihm zu vergreifen. Für ein Stückchen Schokolade, das ihnen „der Onkel" gab, bot manches kleine Mädchen und mancher Junge willig seinen Körper dar.

Das sexuelle Schweigesystem hat auch hier eine üble Folge, nämlich die, daß die Kinder in der unbewußten Empfindung, daß man über Geschlechtliches nicht spricht, nun auch ihrerseits häufig über solche Erlebnisse Verschwiegenheit üben. *Offenheit auf elterlicher Seite* würde sicherlich auch mehr *Offenheit auf kindlicher Seite* hervorrufen. Überhaupt sollten die Eltern Kleinkinder möglichst niemals allein und unbeaufsichtigt, sondern stets nur in Gesellschaft Erwachsener oder Geschwister oder anderer Kinder, zu deren Charakter sie Vertrauen haben, auf die Straße lassen, unter allen Umständen sie aber auf alle

Gefahren der Straße

aufmerksam machen.

Bedenklich ist es auch, die Kleinen *unbegleitet* zum Kaufmann zu schicken, um dort etwas einzuholen. Viele Mütter neigen dazu aus Überbürdung oder Bequemlichkeit, und noch mehr die Kinder selbst, wenn sie auf eine „Zugabe" hoffen. Ich erlebte als Sachverständiger wiederholt Fälle, wo gerade auf diesem Wege zum Kaufmann Kindern aufgelauert wurde.

Meist sind zwar die von abnorm veranlagten Erwachsenen auf Kinder verübten Angriffe mehr harmlos spielender Art, oft gehen sie aber auch weiter, und nicht selten tragen sie sogar, wie die Kriminalgeschichte zeigt, einen stark *gewalttätigen* Charakter. Ich habe in mehreren Prozessen wegen Körperverletzung auf sexueller Grundlage (überwiegend sind Messerstiche), auch in einigen Fällen von Totschlag und Mord, deren unglückliche Opfer Kinder waren, den Eindruck bekommen, daß es vielfach von schweren Alkoholikern abstammende Epileptiker sind, die diese

entsetzlichen Grausamkeiten begehen, in denen der Geschlechtstrieb so völlig in das Gegenteil seiner eigentlichen Wesenheit umschlägt.

Ein in rechter Weise früh gewarntes Kind wird nicht so leicht den Anlockungen Fremder Folge leisten und sich in Gefahren begeben, in denen es umkommen kann. Durch schlichte aber feste *Ablehnung* hat schon manches Kind einen Unhold vor einem schweren Kapitalverbrechen, vor Zuchthaus oder Todesstrafe bewahrt.

Mit der *Warnung* des Kindes muß sich die *Mahnung* verbinden, es mit der Wahrheit in geschlechtlichen Dingen so genau wie möglich zu nehmen. Es muß dem Kinde klargelegt werden, daß es nichts Niedrigeres gibt als eine

unwahre Sexualbezichtigung,

eine unrichtige Aussage, eine falsche oder auch nur übertriebene üble Nachrede auf geschlechtlichem Gebiet. Verschweigen eines Sexualunrechts kann schlimme Folgen haben, aber noch viel schlimmer ist es, jemandem ein *Sexualunrecht anzudichten* und anzuhängen, der keines begangen hat.

Das „semper aliquid haeret" („etwas bleibt immer hängen") gilt hier um so mehr, als die meisten, die ein schlechtes Gewissen haben, nur allzu sehr geneigt sind, Enthüllungen Glauben beizumessen, die irgendwie mit dem Gebiet ihres bösen Gewissens in Beziehung stehen. Auf sexuellem Gebiet aber haben, dank der asketischen Weltanschauung, nahezu alle Menschen ein schlechtes Gewissen.

Für mich steht es auf Grund jahrzehntelanger Gutachtertätigkeit in Sexualprozessen aller Art außer Zweifel, daß auf *Kinder als Belastungszeugen* ein sehr geringer Verlaß ist. Ich habe nicht selten den harten Mut von Staatsanwälten und Richtern bewundert, die es fertig brachten, einem Menschenleben, dazu noch oft einem recht wertvollen, den moralischen Todesstoß zu versetzen, einzig gestützt auf die Erzählung eines Kindes, dem jede eigene Urteilskraft über sexuelle Vorgänge fehlte; diese sexuell noch unentwickelten Menschenkinder stehen im Grunde dem Geschlechtsleben ähnlich gegenüber wie ein *Farbenblinder* der Außenwelt. Welcher Richter würde an einen farbenblinden Zeugen auch nur die Frage richten wollen, ob ein Signal, das er wahrnahm, rot oder grün gewesen sei. Drückt nicht das Gesetz selbst schon dadurch, daß es ein Kind nicht für eidesfähig hält (erst nach dem 16. Jahre dürfen Zeugen vereidigt werden), aus, daß es sie letzten Endes nicht für glaubwürdig, zum mindesten nicht für zuverlässig hält?

Im Falle sexueller Farbenblindheit scheinen aber die Richter gerade zu meinen, daß die Uninteressiertheit und Unempfindlichkeit die Glaubwürdigkeit erhöht, übersehen aber dabei, daß

die sexuelle Phantasie

bereits im Kindesalter infolge fehlender Realität (Wirklichkeit) sehr groß, infolge mangelnder Aufklärung sehr ausschweifend ist. Durch intensives Befragen kann da bald eine *harmlose* oder *zufällige* Berührung zu einer *unzüchtigen* und *beabsichtigten* werden, ein Kuß wird zu einem Koitus, eine manus zu einem anus (letzteres

besonders häufig bei homosexuellen Beschuldigungen, bei denen es gerade auf das m ankommt, denn manus heißt die Hand, anus die Ahne und zugleich wegen der Runzeln die Gegend des Afters. Berührungen mit der Hand (manuelle), welche die bei weitem häufigste Form gleichgeschlechtlicher Handlungen bilden, sind aber in Deutschland *straflos,* während anale („beischlafähnliche") für *strafbar* gelten. Die Erfahrung zeigt jedoch, daß die am seltensten vorkommenden Akte am häufigsten bei Vernehmungen gefragt und angegeben werden. Übertriebene oder falsche Aussagen, die einmal gemacht sind, werden von Kindern und Halbwüchsigen noch weniger als von Erwachsenen eingeschränkt oder gar zurückgenommen. Sie wissen, daß man ihnen nach der Verhandlung Vorwürfe machen wird, wenn sie ihr Zeugnis geändert haben, fühlen aber auch, daß ihnen mehr geglaubt wird als dem Angeklagten, der ja meist als einziger Mitwisser in Frage kommt. Der natürliche Trieb zur Selbstschonung gewinnt durch Selbstsicherheit und *läßt leicht ein fremdes Schicksal dem eigenen* zum Opfer bringen.

In meinem Wiener Vortrag „Sexualität und Kriminalität" („Überblick über Verbrechen geschlechtlichen Ursprungs", erschienen 1924 in Wien) habe ich mich ausführlicher über jene *frühreifen Mädchen* ausgesprochen, die so häufig vor Gericht mit der Beschuldigung auftreten, es seien an ihnen unzüchtige Handlungen verübt worden. Wieviel angesehene Männer in Amt und Würden, namentlich wie viele Lehrer und Geistliche sind auf diese Beschuldigungen hin nicht nur ihrer Stellung verlustig gegangen, sondern in tiefes Unglück gestürzt worden!

Kriminalkommissar *Lehnerdt* aus Berlin schilderte mir aus seiner Praxis folgenden Fall:

„In der Rosstraße in Berlin hatte ein Schlossermeister im Alter von etwa 55 Jahren seine Werkstatt. Ihn zeigten eines Tages auf dem 27. Polizeirevier bei der dortigen Kriminalpolizei etwa fünf Mädchen im Alter von 11—13 Jahren an, er hätte mit ihnen unsittliche Handlungen vorgenommen. Die Kinder wurden anfangs zusammen vernommen und beschrieben die ‚unanständigen Sachen' derart, daß sie behaupteten, der Schlossermeister habe ihnen die Hosen aufgeknöpft, hätte ihnen mit der Hand den Bauch gestreichelt und sie gefragt, ob sie denn schon Haare hätten. Dann hätte er einen Finger zwischen ihre Oberschenkel geführt und bei ihnen gespielt.

Die Aussagen waren derartig genau und übereinstimmend, daß die Beamten an der Wahrhaftigkeit der Kinderaussagen keinen Zweifel hatten. Ich selbst war bei der Befragung der Mädchen zugegen. Die Befragung fand derart statt, daß alle Mädchen gleichzeitig in dem Vernehmungszimmer anwesend waren. Der Schlossermeister wurde auf das Polizeirevier geholt und dort mit der Anzeige bekannt gemacht. Sein Schreck und seine Entrüstung kannten keine Grenzen. Er bestritt, überhaupt die Anzeigenden zu kennen, geschweige denn, sie in der Werkstatt gehabt zu haben. Da ihm jedoch nachgewiesen werden konnte, daß die Mädchen aus seiner Nachbarschaft waren, verstärkte sich der Verdacht gegen ihn.

Ich schlug nunmehr vor, die Mädchen noch einmal ganz eingehend, diesmal aber einzeln und scharf voneinander getrennt, zu vernehmen. Ich beteiligte mich selbst an dem nun einsetzenden Kreuzverhör. Das Ergebnis war, daß erst jedes Mädchen für sich, dann alle zusammen unter Tränen zugaben, sich die Anzeige bis in die Details gemeinsam ausgedacht zu haben.

Sie hatten dem Schlossermeister gar nicht schaden wollen. Offenbar lag das Motiv zu dieser Bezichtigung in dem Wunsche, *sich vor den Schulfreundinnen und den Beamten interessant zu machen.*"

Man kann mit der

Bewertung kindlicher Zeugenaussagen

nicht vorsichtig genug sein. Betreten diese niedlichen Geschöpfe den Gerichtssaal, treten sie so verwundert scheu und dabei doch so naiv unbefangen an den Richtertisch, erzählen sie so harmlos die Vorgänge, die sich mit ihnen abgespielt haben sollen, so können sich nur wenige Staatsanwälte, Richter und selbst Sachverständige und Verteidiger dem Eindruck entziehen, daß das, was in so schlichter „unschuldiger" Form hier vorgebracht wird, die lautere Wahrheit ist. Und doch sind es vielfach nur durch Befragen und anderweitige gewollte und ungewollte Beeinflussung hervorgerufene eingelernte Märchen.

Man muß Zeuge gewesen sein, wie die kleinen Mädchen während einer Verhandlung mit derselben Sicherheit Behauptungen aufstellen, von denen sie während einer zweiten Verhandlung das gerade *Gegenteil mit der gleichen Bestimmtheit* angeben, um zu der Uberzeugung zu gelangen, daß Kinderaussagen in geschlechtlichen Fragen subjektiv und objektiv eine äußerst geringe Bedeutung haben, und daß, wenn nicht einwandfreie erwachsene Zeugen gleichzeitig vorhanden sind, man nicht so leichthin, wie es vielfach geschieht, ein Menschenleben vernichten sollte auf Grund von Bekundungen, von deren verhängnisvoller Schwere die kleinen, sich in ihrer Rolle so wichtig vorkommenden Personen natürlich nicht die geringste Ahnung haben.

Man wird vielleicht einwenden, daß es gerade die Beweiskraft kindlicher Aussagen erhöht, daß das Kind sich wohl seiner Wichtigkeit, aber nicht dessen bewußt ist, was von seinen Bekundungen abhängt. Dieser Einwand wird dadurch entkräftet, daß die Kinder meist ein instinktives Gefühl dafür haben, namentlich wenn sie sich in dem feierlichen Raum, umgeben von ernsten Männern in schwarzen Talaren, sehen, daß ihren Erzählungen eine höhere Sensation innewohnt, wenn sie belastend, als wenn sie entlastend lauten.

Hinzu kommt die oft mehrere Stunden betragende *Wartezeit* zwischen dem Aufruf der Zeugen und ihrer Vernehmung, in der diese Kinder auf dem Korridor und in den Warteräumen einander erzählen, was mit ihnen vorgekommen sein soll, und meist gleichzeitig von den Angehörigen und den anwesenden Polizeibeamten, die sie zuerst vernommen haben, wieder an das Schreckliche erinnert werden, was an ihnen verübt ist, mit dem Bemerken, ja bei der Wahrheit – womit sie die erste Aussage meinen – zu bleiben. Es ist keine Frage, daß *Unzuchtsdelikte an Kindern* einer ernsten Verfolgung bedürfen, obwohl man sich nicht verhehlen darf, daß das Übel, dem man steuern will, nämlich früher Verdorbenheit entgegenzuwirken, durch den aufgebotenen Apparat meist keine Besserung erfährt. Nur halte ich es auf Grund gewonnener Erfahrung für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß sich die Richter

niemals allein auf den günstigen Eindruck eines kindlichen Zeugen verlassen sollen, sondern pädagogische und ärztliche Sachverständige zu Hilfe nehmen müßten, um den wirklichen Sachverhalt zu ergründen.

Wer sich vergegenwärtigt, welchen *„glänzenden"* Eindruck in Gerichtssälen selbst oft Erpresser, Räuber und Mörder machen – sogar Fritz Haarmann, der Menschenschlächter von Hannover, überraschte in dieser Hinsicht viele, die auf Grund seiner furchtbaren Greueltaten glaubten, sie würden einen verroht und verblödet ausschauenden Unmenschen erblicken – wer weiß, daß *mit derselben ehrlichen Miene,* mit gleicher Natürlichkeit Behauptungen aufgestellt, Geständnisse abgelegt, Zeugnisse erstattet werden, mit der sie *widerrufen* werden, muß sich klar darüber sein, daß es nichts Unzuverlässigeres gibt als den guten oder schlechten Eindruck, den jemand macht. Würden alle, die ein Urteil abzugeben haben, sich dieses Begriffs *gänzlich entschlagen,* es würden weniger Fehlurteile vorkommen. Das gewöhnlich, vermutlich aber zu Unrecht dem Staatsmann Talleyrand zugeschriebene Wort: „La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée" („die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen") ist ebenso wahr wie das Shakespeares im „Hamlet" (I. 5):

Schreibtafel her!
Ich muß mir's niederschreiben:
Daß einer lächeln kann
Und immer lächeln
Und doch ein Schurke sein.

Es ist sehr verdienstvoll, daß der Leiter des Leipziger Instituts für experimentelle Pädagogik und Psychologie, Max *Döring,* es sich zur Aufgabe gesetzt hat, eine Verbindung zwischen Lehrern und Ärzten herzustellen, die sich mit dem Problem der Bewertung jugendlicher Zeugen in Sexualprozessen beschäftigen. Den Vortrag „Jugendliche Zeugen in Sexualprozessen", den er auf dem internationalen Kongreß für Sexualreform auf naturwissenschaftlicher Grundlage im September 1921 in Berlin gehalten hat (gedruckt in „Sexualreform und Sexualwissenschaft" bei Püttmann, Stuttgart 1922, S. 260), sollte kein Strafrichter ungelesen sein lassen.

Auch hier möge ein Beispiel aus eigenem Erleben das Besagte belegen:

Ein Dorfschullehrer aus Thüringen wurde eines Tages verhaftet, weil er sich an Schülerinnen vergangen haben sollte. Er suchte mich auf Veranlassung des Dorfpfarrers auf, der ihm das denkbar beste Zeugnis ausstellte. Er sei der gewissenhafteste und pflichttreueste Lehrer, den er amtlich kennen gelernt habe. Der Angeklagte war glücklich verheiratet, hatte mehrere wohlgeratene Kinder und erfreute sich bei jung und alt größter Beliebtheit. In seiner Schule befand sich ein etwa zehnjähriges Mädchen, das ihm wegen seiner Ungezogenheit viel zu schaffen machte. Das Kind, das oft in der Schule fehlte, lebte unter ungünstigen häuslichen Verhältnissen. Verschiedene Beschwerden des Lehrers hatten schließlich zur Folge, daß die Eltern das Kind gänzlich aus der Schule nahmen. Es entstand ein Streit zwischen dem Lehrer und dieser Familie, und eines Tages erfolgte die Anzeige, der Lehrer habe sich beim Zeichenunterricht an diesem Kinde und anderen

unzüchtig vergangen, indem er sie an den Oberschenkeln und der Brust berührt hätte. Auf die Angaben des erwähnten Mädchens wurde zunächst wenig Wert gelegt. Dann gaben aber die Eltern eine ganze Reihe anderer Kinder als Zeugen für die behaupteten Straftaten an. Es wurden an *hundert frühere und jetzige Schülerinnen* vernommen; mehrere unter ihnen bekundeten, sie seien in der Tat berührt worden. Der Lehrer gab zu, daß er wiederholt Kindern, die ihm die Zeichnungen vorlegten, die Hand über die Kleider an den Körper gelegt habe, daß es sich aber hierbei um keine geschlechtliche Annäherung, sondern nur um ein „Tätscheln" gehandelt habe, das vielleicht unvorsichtig, aber nach seiner Auffassung völlig harmlos gewesen sei.

Das umfangreiche Verfahren schien günstig für den Lehrer auszulaufen, als sich plötzlich ein zwanzigjähriges Dienstmädchen aus Berlin meldete, die unter ihrem Eide aussagte, daß sie vor acht Jahren beim Zeichenunterricht von dem Lehrer an den Oberschenkeln berührt worden sei. Dieses Mädchen blieb so fest bei ihrer Bekundung, daß das Gericht daraufhin den Lehrer zu *zwei Jahren Gefängnis* verurteilte. Vergebens wurde von uns Sachverständigen geltend gemacht, daß es höchst unwahrscheinlich sei, daß das zur Zeit der angeblichen Delikte zwölf- und jetzt zwanzigjährige Mädchen mit solcher Genauigkeit sich der vorgenommenen Berührungen erinnern könne, selbst wenn man ihr den guten Glauben nicht absprechen wolle. Vergebens wies auch der Verteidiger darauf hin, daß das Mädchen inzwischen durch verschiedene Diebstähle den Beweis ihrer Unehrlichkeit erbracht habe. Der „Eindruck", den sie und ihre Aussage auf das Gericht machten, beseitigte alle Bedenken und veranlaßte sogar den Staatsanwalt, darauf aufmerksam zu machen, daß die Sachverständigen wohl über den Angeklagten ein Urteil abgeben dürften, nicht aber befugt seien, sich über geladene Zeugen zu äußern, deren Bewertung ausschließlich Sache des Gerichts sei.

Ich erwähne dieses Beispiel, das nicht einmal den *krassesten* Fall darstellt, den ich auf diesem Gebiet vor Gerichten gesehen habe, um das *Gewissen* derer zu schärfen, in deren Händen nicht nur das Wohl und Wehe des Einzelmenschen, sondern der *Familien* liegt, deren Schicksal mit dem der Angeklagten so eng verbunden ist.

Wenn man mit Kindern über Straftaten spricht, deren Opfer sie werden können, bietet sich auch die Gelegenheit, ihnen einiges über das Thema

Sexualität und Strafgesetz

zu sagen. Da nach einem alten Rechtsgrundsatz Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Bestrafung schützt, über nichts aber die Unkenntnis größer ist als über das, was in einem Lande und in einer Zeit als Sexualverbrechen gilt, so bleibt nichts anderes übrig, als auch hier die Unwissenheit durch Wissen zu ersetzen. Wir halten daran fest: *unwissentliche Schuld* ist nicht eigenes, sondern anderer Verschulden.

In lebhafter Erinnerung ist mir ein Fall geblieben, der sich vor vielen Jahren im Berliner Westen zugetragen hat. Ein Ehepaar war für mehrere Wochen nach Italien gereist und hatte in ihrer Wohnung ihre beiden Kinder, einen fünfzehnjährigen Sohn und eine dreizehnjährige Tochter, zurückgelassen, dazu noch ein Dienstmädchen, welches aber jeden Abend mit ihrem Bräutigam ausging. Ein Vierteljahr nach ihrer Rückkehr bemerkten die Eltern zu ihrem größten Entsetzen, daß ihre kleine Tochter schwanger war. Es hatte zwischen den Geschwistern, die in zärtlicher Liebe aneinanderhingen, ein *blutschänderischer* Verkehr stattgefunden. Als Sachverständiger konnte

ich der Auffassung Ausdruck geben, daß die Kinder sich tatsächlich ihrer schweren Straftat nicht bewußt gewesen waren.

Ganz ähnlich ist es auch mit der *Fruchtabtreibung* – auch hier wissen viele Mädchen nichts von der Strafbarkeit ihrer Versuche – ebenso mit der gewerbsmäßigen und gewohnheitsmäßigen *Kuppelei* – der einzigen Gesetzesbestimmung, welche die Förderung einer an sich straflosen Handlung bestraft – und mit vielen anderen strafbaren Handlungen. Eltern, die also gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen wollen, müssen wohl oder übel an Hand des Strafgesetzbuches die einzelnen Paragraphen durchgehen, deren Verletzung unter Geld-, Gefängnis- und Zuchthausstrafe steht – auch dann, wenn sie selbst der Meinung sind, daß nur ein Paragraph, nicht *eine Person* verletzt ist (– wie in allen Fällen, wo *zwei Erwachsene* unabhängig von Geschlecht, Art und Ort des Verkehrs in freier Übereinstimmung innerhalb ihrer vier Wände an sich und für sich Liebkosungen und Liebesakte vollziehen).

Bei der Besprechung sexualsoziologischer Fragen ist mit der Jugend auch das *Thema Prostitution* und im engsten Zusammenhang damit die Frage der Geschlechtskrankheiten zu erörtern. Auch hier ist nur ungeschminkte Wahrheit – so abstoßend, wenn auch leider nicht immer in gleichem Grade abschreckend sie ist – am Platz. Bemäntelung ist hier nicht angebracht, und völlig unzureichend, um nicht zu sagen abwegig sind die Vorschläge, die auch hier wieder von einigen Philologen gemacht worden sind.

So tritt *W. Schönichen* in seinem vorerwähnten Vortrage dafür ein, die Gefährlichkeit der Geschlechtskrankheiten in der Schule im Anschluß an die Erörterungen über den Begriff der *Infektion* (= Ansteckung) zu besprechen. Er empfiehlt, daß in der Oberstufe höherer Lehranstalten sowie in der Fortbildungsschule aus Gründen der allgemeinen Volkshygiene eine Belehrung über ansteckende Krankheiten stattfindet, über die Allgewalt der Spaltpilze, die Übertragbarkeit pathogener (= krankmachender) Bakterien von Mensch zu Mensch, wobei auch über Schutzimpfung und Serumbehandlung gesprochen werden soll. Dann fährt er fort: „An derartige Übungen (gemeint sind bakteriologische) lassen sich Erörterungen über die wichtigsten und häufigsten Infektionskrankheiten unschwer angliedern. In der Tat habe ich zum Schluß immer eine eingehende Vorweisung der hauptsächlichsten Krankheitserreger vorgenommen. Hierbei könnte der Lehrer *wohl auch den Gonokokkus,* d. h. den Erreger des Trippers, sowie die Spirochaeta pallida, den Erreger der Syphilis, vorstellen. *Das Wort Geschlechtskrankheiten brauchte dabei gar nicht zu fallen. Mit keiner Silbe brauchte dabei der Prostitution gedacht zu werden.* Es genügt die Bemerkung, daß beide Bakterien durch *Umgang mit unsauberen Elementen* übertragen werden. Ein solcher Hinweis reicht für den Kundigen aus, und diejenigen Primaner, die bereits von Geschlechtskrankheiten gehört haben, sind unzweifelhaft im Bilde; der Rest kann sich kaum nennenswert irritiert fühlen."

„Auch einige wichtige Symptome der genannten beiden Infektionskrankheiten", meint Schönichen weiter, „könnten wohl ohne erheblichere Bedenken erwähnt wer-

den, wie dies ja auch bei der Tuberkulose, Diphtherie u. a. der Fall ist. Auch dabei wäre *die Bezeichnung ‚Tripper' zweckmäßig zu umgehen.* Der Lehrer könnte etwa von einer sehr ernst zu nehmenden katarrhalischen Erkrankung der Harnröhre sprechen, die sich durch Ausfluß – *ähnlich wie bei dem Schnupfen* – bemerkbar macht. Es wäre weiter auf ihre große Neigung zu chronischen Zuständen und auf die mit ihrem Vorhandensein gegebene Gefahr zu stetiger Weiterübertragung aufmerksam zu machen. So müßten die jungen Leute im ganzen die Vorstellung gewinnen, daß die geschilderte Erkrankung, deren außerordentliche Verbreitung gleichfalls zu erwähnen wäre, unbedingt die sofortige Inanspruchnahme des Arztes erfordert. Das leichtfertige Gerede meiner jungen Kriegskameraden, die gelassen erklärten, ‚so etwas müsse der Kavalier gehabt haben', wird durch solche Belehrungen wohl immerhin stark eingeschränkt werden." Endlich heißt es: „Ein *eingehenderes* Verweilen bei dem Krankheitsbilde der Gonorrhöe und der Syphilis ist übrigens auch schon deshalb *nicht* zu empfehlen, weil auf diese Weise bei den Zuhörern leicht eine übergroße Furcht vor der Ansteckung durch Geschlechtskrankheiten und damit vielfach die Einbildung, selbst geschlechtskrank zu sein, erzeugt werden kann. Ist doch z. B. die Syphilidophobie (d. h. Syphilisfurcht) eine den Ärzten wohlbekannte Form der Neurasthenie. Der Lehrer, der solche Besprechungen unternimmt, darf unter keinen Umständen zu stark auftragen, etwa von der Unheilbarkeit oder von den furchtbaren Erkrankungen des Zentralnervensystems, die eine Folgeerscheinung syphilitischer Infektion sein können, u. dgl. sprechen. Seine Aufgabe ist erfüllt, wenn es ihm gelungen ist, den Schülern, die bereits von Geschlechtskrankheiten gehört haben, eine diskrete Warnung erteilt zu haben, die ihrem Vorstellungskreise bisher ferngelegen hat." Schönichen hebt noch hervor, daß diese Warnung vor den „Geschlechtskrankheiten" „unter Fühlungnahme mit Direktor und Elternrat" erteilt werden soll, und schließt mit der Forderung: „Eine Bekämpfung des *Kurpfuschertums* muß das unausgesprochene Ziel alles naturgeschichtlichen und biologischen Unterrichts sein."

Dieser Hinweis auf ein verderbliches Kurpfuschertum, das ebenso wie auf dem Gebiet der *Abtreibung* auch auf dem der *Geschlechtskrankheiten* die große Volksgefahr noch erheblich steigert, ist gewiß angebracht. Allerdings hat mir die Erfahrung meines Lebens gezeigt: die *Tüchtigkeit* eines Menschen ist *an kein Diplom gebunden* und hängt von keinem Titel ab (auch nicht von den beiden Buchstaben der Selbstgenügsamkeit „Dr."). Namentlich für das Gesamtgebiet der Sexualwissenschaft kann man sagen, daß, solange dieses weder Lehr- noch Prüfungsfach ist, keine Notwendigkeit vorliegt, die Kurpfuscher ausschließlich in den Reihen nicht approbierter Ratgeber zu vermuten. Der Besitz der Approbation als solcher ist noch kein vollwertiger Beweis von Wissen, geschweige denn Können. Vieles, was man *besitzt*, ist nur *ersessen*.

Ich bin auch nicht der Meinung Schönichens, daß die hohe Blüte des Kurpfuschertums *nur* aus der biologischen Ungebildetheit unseres Volkes zu verstehen ist, so

schwer auch diese ins Gewicht fällt, glaube vielmehr, daß seine Verbreitung auch sehr durch die herrschende Moral gefördert wird, die jeden vor- und außerehelichen *Geschlechts*verkehr im letzten Grunde als Schuld und Sünde verwirft. Wer sich schuldig fühlt und als Sünder gilt, wer selbst davon überzeugt ist, gestrauchelt zu sein, vertraut sich nicht gern Personen an, von denen er fürchtet, sie könnten über ihn den Stab brechen. Er zieht *für seine illegitimen Leiden illegitime Helfer* vor und denkt weniger an das Berufsgeheimnis des Arztes als an das wohlwollende Verständnis des Kurpfuschers. Je jünger und unerfahrener jemand ist, um so mehr trifft dies zu.

Es sind keine guten Sexualpädagogen, die, statt wahrheitsgetreue Berichte zu geben, die zur Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung führen, *sittliche* Forderungen ohne ein festgefügtes sexualwissenschaftliches Fundament aufstellen, die sich scheuen, „das Kind beim richtigen Namen zu nennen", die „wie die Katze um den heißen Brei herumgehen" und den Hauptwert darauf legen, sich einer möglichst „vorsichtigen" und damit meist auch undeutlichen Ausdrucksweise zu befleißigen, die mit den Erfahrungen des Lebens nicht im Einklang steht.

Kennen denn diese Pädagogen nicht die so oft veröffentlichten Zahlen des Breslauer Arztes *Meirowsky*, der über Ausübung des ersten Geschlechtsverkehrs Ermittelungen anstellte. 45 % hatten ihn *bereits als Schüler* vollzogen. In Obersekunda und Unterprima übten schon 30 bis 50 v. H. der Klasse solchen Verkehr aus und von 40 Primanern 30 mit Schutzmitteln. In einer Pension einer Stadt von 65000 Einwohnern verkehrten alle vier Pensionäre mit dem Dienstmädchen des Pensionsgebers. In einer Unterprima war der Besuch von Animierkneipen, der Verkehr mit Kellnerinnen etwas Alltägliches. In einer anderen Stadt verkehrte ein 15jähriger Tertianer mit den Töchtern verschiedener Häuser der besseren Gesellschaftsklasse geschlechtlich. Ein Primaner hat von sieben Mädchen, mit denen er Verkehr pflegte, eine geschwängert, und beim Abtreibungsversuche kam dieses Mädchen ums Leben. Diese Ziffern stimmen mit denen von *Hecht* überein, der in Österreich etwa 8 % der Gymnasiasten bereits geschlechtskrank fand, sie decken sich auch mit den Erfahrungen, die man in den *Beratungsstellen für Geschlechtskranke* und vor allem auch *in den Erziehungsanstalten* gemacht hat.

Vor mir liegt eine *amtliche Statistik* aus dem Jahre 1920 über die *Art der Verwahrlosung* von Fürsorgezöglingen in Preußen. Danach hatten von sämtlichen überwiesenen Zöglingen „schlechte Neigungen" 1078 männliche und 288 weibliche Kinder in *schulpflichtigem* Alter, sowie 1785 männliche und 1560 weibliche, die *bereits aus der Schule entlassen* waren. Neben denen, die zum Landstreichen, Herumtreiben, Stehlen und zur Trunksucht neigen, findet sich auch eine besondere Gruppe angeführt, die

wegen Unzucht in Fürsorge

gekommen sind. Diese Abteilung zählte im Jahre 1920 53 weibliche und 32 männliche Schulpflichtige (letztere wohl zumeist Zuhälter und Strichjungen) sowie 1247

weibliche und 68 männliche schulentlassene Personen. Unter den weiblichen Schulpflichtigen hatten 3, unter den Schulentlassenen 175 erworbene Syphilis. Auch hatten von den weiblichen Fürsorgezöglingen bereits 66 geboren oder waren schwanger. Im Jahre 1920 waren diese zwar ausnahmslos *nicht mehr schulpflichtig*, aber dies dürfte nur zufällig sein, denn in den früheren Jahren gab es bereits auch unter den schulpflichtigen Mädchen fast stets einige, die bereits geschwängert waren oder geboren hatten.

Noch eine für uns anmerkenswerte Rubrik befindet sich in dieser statistischen Zusammenstellung. Unter den Fürsorgezöglingen waren nicht weniger als 1265, deren *Eltern schlechte Neigungen hatten*, und zwar war es in 399 Fällen „die Trunksucht des Vaters", in 576 „die Unzucht der Mutter", die als Grund der Fürsorgeerziehung angegeben wird.

Geben diese Zahlen auch gewiß nur ein einseitiges Bild der Sexualgefahren, die der Jugend drohen, so sind sie doch ein weiterer Anhaltspunkt für die Frühzeitigkeit, in der geschlechtliche Probleme und Konflikte in das menschliche Leben sich Eintritt verschaffen können. Richard *Kabisch* hat sicherlich recht, wenn er in seinem Erziehungsbuch „Das neue Geschlecht" ausführt, daß es keine Schulklasse gibt, in der nicht Kinder bereits ihre Belehrung aus unlauterer Quelle geholt haben und ihr Geist bereits durch Witze und Verächtlichmachung des Geschlechtlichen verdorben ist.

Hier tut sich nun auch für uns die vielfach erörterte Frage auf, *in welchem Alter* soll die sexuelle Unterweisung der Jugend stattfinden, die biologische sowohl wie die soziologische. Von einigen, die sich nur mühsam von der Notwendigkeit überzeugten, mit dem alten Schweigesystem zu brechen, wurde das 18. bis 21. Jahr genannt (Abiturienten, Studenten, Rekruten). Bei dieser Altersfestsetzung wurden die Frauen, die doch schließlich auch Geschlechtswesen sind, ja deren Leben noch viel mehr als das des Mannes von körperlicher und seelischer Geschlechtlichkeit durchsetzt ist, meist völlig außer acht gelassen.

Das Alter um 20 ist viel zu spät. Die graue Hirnrinde, in der das Wissen wie auf eine Schiefertafel eingeprägt wird, muß möglichst wie ein unbeschriebenes Blatt Papier sein; in dem genannten Alter, dem *Ende* der Reifezeit, ist es aber meist schon von allerlei krausem und wirrem Zeug vollgekritzelt, von Schriftzügen, die sich durchaus nicht mehr so einfach fortwischen lassen.

Das gilt aber auch schon von dem Beginn der Reifezeit, in dem der Zeitpunkt der Konfirmation oder Jugendweihe an und für sich wohl für eine ernste Einweihung in die geschlechtlichen Vorgänge des Lebens geeignet wäre. Und auch da kann es schon so sein wie in dem Falle, als der Vater seinen 13jährigen Sohn fragt: „Habt ihr denn in der Schule schon sexuelle Aufklärung?" und dieser ihm antwortete: „Nein, aber was willst du denn wissen?" Es ist keine Frage, daß trotz scheinbarer Naivität auch schon sehr häufig bei einer Aufklärung im 14. Lebensjahr der richtige Moment verpaßt ist.

Daß die *Naturvölker* hierin, wie in so mancher Hinsicht, den Kulturvölkern überlegen sind, beweist ein Bericht (entnommen aus Steingießers „Sexuelle Irrwege", erschienen bei Bermühler in Berlin), der von *H. Crawford*-Angus stammt, der lange in Afrika lebte und aus Azimba Land erzählt: „Die Mädchen werden zur Zeit der Reife unter festlichem Gepränge in alle Geheimnisse der Ehe eingeweiht. Man betrachtet das als *etwas ganz Natürliches,* dessen man sich nicht zu schämen hat, das man nicht verstecken muß. Und da es so offen und frei behandelt, keinerlei Geheimnis daraus gemacht wird, so kommt es, daß die Frauen dieses Stammes sehr tugendhaft sind. Sie wissen von früh auf alles, was zu wissen ist, und sehen keinen Grund, etwas so Natürliches geheim zu halten."

Unter dem vielen, was in unserem Jahrhundert über die Sexualaufklärung geschrieben wurde, gehört zu dem Schönsten und Beachtlichsten der Aufsatz von *Alma de l'Aigles:* „Die Erziehung der Jugend zur *Würdigung* des Geschlechtslebens" in dem ersten Heft der Zeitschrift „Der Leib" (Blätter zur Erkenntnis wesentlichen Lebens aus der Vernunft des Leibes", herausgegeben von Max *Tepp* im Freideutschen Jugendverlag. Hamburg, Oktober 1919). Die Verfasserin meint: „Kein Lebensalter ist zur Aufklärung weniger geeignet als die *Pubertätszeit.* Denn nun fühlt das Kind in sich selber Veränderungen, deren Tragweite es noch gar nicht ermessen kann, Empfindungen, deren Grenzen und Stärke es nicht kennt. Jetzt neigt es am leichtesten zu Übertreibungen und Überspanntheiten, zu heimlichen und ungesunden Phantastereien. Und in diesem Zustande soll es noch innerlich erschüttert werden durch Mitteilungen gerade aus der Sphäre des Sexuellen, um gänzlich aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden? . . . Das Kind hat doch lange vor der Reifezeit schon ein so prachtvolles reines Sachinteresse an allen Zusammenhängen in Natur und Menschenleben! Dies reinliche Wissens- und Erkenntnisinteresse gilt es auszunutzen . . . Die Kinder müssen volles unbedingtes Vertrauen zu uns haben, sie müssen wissen, daß wir ihnen nichts vormachen, daß wir ihnen die *Wahrheit* sagen, besser als irgendein Spielkamerad . . . *Achtung vor dem fragenden Kinde, Achtung vor dem kleinen Geiste,* in dem ein neuer Erkenntnisring sich schließen möchte, *Achtung vor dem Vertrauen, das das Kind in uns setzt!*

Sollen wir aber dem Kinde auch das beantworten, was es nicht versteht? Ja, es kommt alles darauf an, *wie* man es sagt. Man kann dem Kinde eine komplizierte medizinische Sache ganz schlicht und einfach sagen; oder auch man gebe ruhig eine Antwort, die das Kind nicht versteht. Ist es nicht besser, wir lassen das Kind selber erkennen: ‚das verstehe ich nicht', anstatt ihm zu sagen: ‚das verstehst du nicht'? Und außerdem: *Verstehen* wir denn selbst alle diese Vorgänge? Hören wir uns Musik nur an, wenn wir sie ganz *verstehen?* Es gibt nicht Entweder-Oder, Verstehen oder Nichtverstehen, sondern nur Grade des Verstehens. Ist nicht oft das Gefühl des Nichtverstehens, das Gefühl, hier reicht mein Geist nicht aus, wertvoller als Kenntnis und Verständnis?"

Auf ein bestimmtes Jahr läßt sich das Aufklärungsalter nicht festlegen. Es hängt

viel von der geistigen Regsamkeit des Kindes ab, auch von der Umwelt, in der es aufwächst. Die naturgegebene Jahreswoche für die geschlechtliche Belehrung dürfte die zweite vom 7. bis 14. Lebensjahr, die Zeit der Vorreife sein, jedoch mehr in Annäherung an das 7. als an das 14. Jahr, wobei dem sich erst allmählich steigernden Auffassungsvermögen des Kindes entsprochen werden muß. Iwan *Bloch* (Sexualleben unserer Zeit, S. 708) macht hier insofern einen Unterschied, als er den Standpunkt vertritt, daß *Großstadtkinder* nicht früh genug aufgeklärt werden können, „da das großstädtische Leben die Kinder aller Klassen, besonders aber diejenigen der unteren Volksschichten, schon so früh mit sexuellen Dingen in Berührung bringt, daß die zweckmäßige Aufklärung eine Notwendigkeit wird". Dies ist richtig, nicht aber können wir ihm beistimmen, wenn er meint, daß dies *nicht für die Kinder in kleinen Städten und auf dem platten Lande* gilt, wo eine schärfere Beaufsichtigung der Kinder möglich ist und die Gefahren vorzeitiger Sexualentwicklung nicht so groß sind. Nach unserer Erfahrung gilt für die Stadt- und Landkinder in dieser Hinsicht ganz das gleiche, und auf beide trifft das Wort des bereits mehrfach genannten finnischen Arztes Dr. *Oker Blom* zu, der in seinem Buche sagt: „Besser ein Jahr zu früh als eine Stunde zu spät. *Es gibt kein Alter, in dem Wahrheit schadet.*" Nur wenn man dies berücksichtigt, kann sich das erfüllen, was *Kabisch* als *wichtigste Forderung der Sexualpädagogik* bezeichnet: „Der geschlechtliche Drang darf nicht den Geist ungerüstet überrumpeln. Klares Bewußtsein als Waffe bereit gegen die ersten Wallungen der unterirdischen Gluten."

Und hier sei noch auf eine Tatsache hingewiesen, die mir eine rechtzeitige, das will sagen, eine recht frühzeitige Aufklärung zur Pflicht zu machen scheint, auf die tieftraurige *Tatsache der*

Kinderselbstmorde.

Die amtliche Statistik Preußens verzeichnet in den Jahren 1915–21 488 Knaben und Mädchen, die *unter 15 Jahren Selbstmord* begingen, darunter 16 Kinder in dem zarten Alter von 5–10 Jahren. Ich wiederhole: *Sechzehn kleine Menschen unter zehn Jahren entleibten sich selbst.* Jedem Selbstmord geht Selbstqual voraus. *Was müssen die Seelen dieser Kinder gelitten* haben, ehe sie sich selbst auslöschten! In den Fällen, denen ich nachgehen konnte, war es auch hier wieder geschlechtliches Elend, das den Entschluß zur Ausführung kommen ließ, sei es das der Eltern, die durch dauernden Hader und Zwist aus der Jugend ihrer Kinder eine Hölle machten, sei es eigene Hoffnungslosigkeit, beruhend auf sexuellen Selbstvorwürfen (am häufigsten wegen Selbstbefriedigung), die meist ungerechtfertigt waren.

Zur Zeit steht ein Knabe von 11 Jahren in meiner Behandlung, den mir seine Mutter zuführte, weil er an tiefer Niedergeschlagenheit mit heftigen Weinkrämpfen leidet. Die Eltern fürchten, daß der Junge, ihr einziges Kind, sich etwas antun könne. Diese Besorgnis scheint nicht unberechtigt. Die Ursache der Verstimmung des Knaben ist ein *Minderwertigkeitsgefühl,* entstanden durch den Spott seiner Mitschüler, der

sich auf seinen Körperbau bezieht. Er ist infolge Störungen in der inneren Sekretion (Geschlechtsdrüsenausfall) ungewöhnlich fett und groß, auch fällt sein eigenartiger („x"-beiniger) Gang auf. Diese Eigenschaften geben bei anderen Kindern zu hänselnden Bemerkungen Anlaß, die das Gemüt des fein empfindenden Knaben schwer treffen und es verdüstern.

Alle Eltern sollten ihren Kindern einschärfen, daß es eine Grausamkeit ist, einem Menschen geringschätzige Worte *nachzurufen*, die auf ein Gebrechen, auf eine körperlich-seelische Besonderheit hinweisen. Sie sollten ihnen mehr als einmal *Freiligraths* freundliche Worte einprägen:

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint –
Der andere aber geht und klagt.

Kinder sind in dieser Hinsicht oft ebenso ahnungs- wie rücksichtslos, ganz besonders dann, wenn, wie es leider auch geschieht, vom Lehrer selbst durch unangebrachte „Späße" das Signal dazu gegeben wird. Schon wenn jemand rote Haare hat oder eine Brille trägt, kleiner oder größer als der Durchschnitt ist, eine nicht ganz gerade Nase, einen Höcker, einen Sprachfehler hat oder gar hinkt, belegt man ihn mit Spottnamen (wie „Fuchs", „Brillenschlange", „Knirps", „lange Latte", „lahme Henne" usw.), die meist mehr als eine äußere Kränkung sind. Sie verursachen oft einen seelischen Dauerschaden, der kaum wieder gut zu machen ist.

Ein Kind spürt mehr noch als der Erwachsene, daß das Wort „häßlich" von „hassen" stammt und häßliche Nachreden Gehässigkeiten sind. Unwillkürlich nimmt es eine *Abwehrstellung* ein, durch die schon mancher Menschenfreund ein Menschenfeind wurde. Wie bedeutsam dieser Vorgang ist, zeigt die Tatsache, daß ihn sich oft Dichter zum Vorwurf nahmen, wie *Shakespeare* in „Richard dem Dritten", *Schiller* in den „Räubern" („Franz, die Kanaille"), *Edgar Allan Poe* in den „Seltsamen Geschichten" („Hopp-Frosch, der Hofnarr"), Gerhart *Hauptmann* in „Michael Kramer" („Marabu") und viele andere.

Ermutigen, nicht entmutigen soll der Mensch den Menschen für sein Leben.

Für eine geregelte sexuelle Aufklärung und Erziehung im *frühen* Alter spricht auch die Auffassung französischer Psychiater (wie die von *Binet* und *Magnan*) sowie die Annahme *Freuds* und seiner Schüler, daß geschlechtliche Erlebnisse gerade in den ersten fünf Lebensjahren, namentlich im vierten besonders richtunggebend für die *Sexualgestaltung* des zukünftigen Lebens seien. Wir sind zwar der Meinung, daß in dieser Beziehung vieles (wie die Wirkung des „choc fortuit") überschätzt, vieles (wie die kindliche Inzestneigung, der „Ödipuskomplex") unrichtig gedeutet wird, daß überhaupt die sexualbestimmende Bedeutung äußerer Eindrücke gegenüber dem angeborenen Faktor viel zu hoch bewertet wird; gleichwohl empfiehlt es sich, genau wie man Körper und Seele vom Beginn des Lebens an durch entsprechende Erziehung zu beeinflussen sucht, dies auch in bezug auf die Geschlechtspersönlichkeit zu tun.

Nichts spricht dagegen, alles dafür, vor allem auch die Beobachtung, daß die ersten Äußerungen des Geschlechtstriebes, die am eigenen Körper vorgenommen werden (die „Selbstbefriedigung", „Onanie" oder „Ipsation"), vielfach nicht erst während der Reifezeit, sondern bereits in der ersten Kindheit und Vorreife vorkommen. Wir werden noch in einem besonderen Kapitel Gelegenheit nehmen, das wichtige Onanieproblem zu erörtern, um dort auch noch die besonderen Maßnahmen zu besprechen, die für ihre Verhütung und Behandlung in Betracht kommen. Hier wollen wir nur hervorheben, daß eine in rechter Weise vorgenommene sexuelle Aufklärung imstande ist, auch einer allzufrühen Geschlechtserregung im allgemeinen und Onanieneigung im besonderen entgegenzuwirken.

Sobald man überhaupt annehmen kann, daß ein Kind versteht, was man ihm erklärt, ja schon vorher, wenn die Erklärungen scheinbar noch an ihm abgleiten, oft aber doch im Unterbewußten haften bleiben, soll die Mutter ihm sagen, daß

das Spielen an den Geschlechtsteilen

seiner Gesundheit nachteilig ist. Diese Mahnung kann später bei passenden Gelegenheiten, wie beim Baden, An- und Auskleiden, noch oft erneuert werden, jedoch stets mit eindringlicher Milde, mit Ernst, aber *nicht* mit übermäßiger Strenge oder *Übertreibung* der Gefahren.

Gänzlich zu verwerfen ist das kleinen Kindern gegenüber noch immer viel geübte Drohen, man werde ihnen, wenn sie sich „unten anfaßten", das Glied oder die Hände abschneiden, oder sie müßten, wenn sie es wieder täten, sterben, oder es sei eine „Todsünde", oder sie kämen in das rauhe oder graue Haus oder in irgendeine Erziehungsanstalt, deren bloßer Name ihnen schon einen Schrecken einflößt.

Durch alles dies wird das Kind nur übermäßig verängstigt und daran gehindert, sich später jemandem anzuvertrauen. Andererseits ist es aber auch möglich, daß solche Einschüchterungen, die von Natur zur Widersetzlichkeit neigen, nach dem alten Sprichwort: „Verbotene Früchte schmecken süß", den Drang erhöhen. Sagt doch *Stekel* geradezu: „Das Verbot der Onanie wirkt als Lusterhöhung" und *Kronfeld* („Die Sexualität des Kindes" in den 1922 bei Püttmann, Stuttgart, erschienenen Vorträgen der Ersten internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage, S. 239) führt Fälle an, in denen „gerade der heimliche Verstoß gegen das Verbot zum Träger sexuellen Lustgewinns wird". Es gibt zweifellos Kinder, die Unarten begehen, um bestraft zu werden, weil in ihnen bereits die Leidenschaft schlummert, Leid zu tragen und Mitleid zu erwecken.

Für sehr abwegig muß ich es nach meinen Erfahrungen halten, wenn junge Leute, wie es in *Keuschheitsvereinen* (u. a. im Weißen Kreuz, christlichen Jünglingsvereinen usw.) vielfach geschieht, veranlaßt werden, ein Keuschheitsgelübde abzulegen, zu schwören oder das Ehrenwort zu geben, daß sie weder Onanie noch Geschlechtsverkehr treiben werden. Ich habe Fälle gesehen, in denen zwölf- bis sechzehnjährige Jünglinge *ernstliche Selbstmordversuche* unternahmen, weil sie ihr Gelübde *gebrochen*

hatten, und könnte viele Beispiele erzählen von Schülern, bei denen es infolge ähnlicher Versprechungen zu schwerem seelischem Zwiespalt kam. Geradezu verheerend wirken alle diese Gewaltmethoden auf die in unserer Zeit erblicher und äußerer Nervenbelastung so überaus zahlreichen *neuropathischen* und psychopathischen Kinder. Hier können die durch schlechte Erzieher, Flugblätter und Schriften den Kindern vorgehaltenen Schreckgebilde geradezu schwere melancholische und hypochondrische Gemütsverstimmungen im Gefolge haben. So kam ein Jüngling in unser Institut, der seine Genitalien amputiert haben wollte, um von der Onanie befreit zu werden. Wenn wir es ihm abschlügen, wolle er selbst „Hand an sich legen". Ein anderer, der dies tatsächlich ausführte, hinterließ einen Abschiedsbrief, in dem er schrieb: „Ich vernichte meinen Körper, nachdem in ihm doch schon die Knochen erweicht, das Gehirn geschrumpft, das Rückenmark verdorrt ist, alles durch die Onanie."

Es ist ein schweres Unrecht, in Menschen, die keine Verbrecher sind, geflissentlich oder fahrlässig die Vorstellung zu erwecken, *sie seien Verbrecher;* ein Unrecht ist es, Menschen, die überhaupt nicht krank sind oder nur an vorübergehenden Schwächezuständen leiden, „durch Vorspiegelung falscher Tatsachen" die Überzeugung beizubringen, sie seien unheilbar erkrankt, unrettbar verloren. Dieses Unrecht aber begeht ein großer Teil der sexuellen Abschreckungsliteratur.

Auf dem Gebiete sexueller Aufklärung erweisen sich (wie im Leben überhaupt) *beide Extreme* als *gleich schädlich,* das Schweigen und das Übertreiben, das Zuwenig und Zuviel. *Zum Ziel harmonischer Sexual- und Lebensgestaltung führt nur ein gerader Weg:*

die volle, reine Wahrheit.

Für Kinder aber, die im letzten Grunde alle fragend und sorgend in ihre Zukunft schauen, gilt ebenso wie für Erwachsene das Wort des großen Philosophen *Nietzsche:* „Eine Sache, die sich aufklärt, hört auf, uns etwas anzugehen."

Der Titel eines Buches (von *Leonhard Frank*), das bei vielen in Deutschland während des Krieges tiefen Eindruck machte, lautete: *Der Mensch ist gut.* Ich möchte, nachdem es mir *ein Menschenleben hindurch* vergönnt war, so tief wie nur selten ein Sterblicher in das geheimste Fühlen, Denken und Wollen der Menschen zu schauen, diesen Satz erweitern und sagen:

Der Mensch ist gut, aber dumm.

Handelt er schlecht, so können vier Gründe ihn leiten: Krankheit, Bosheit, Trägheit, Torheit. Von diesen übertrifft Torheit alle anderen an Verbreitung und Bedeutung. Daher tut *Wissen* mehr als alles andere den Menschen not.

V. KAPITEL

Schädliche Einflüsse auf das Geschlechtsleben

Erziehung zur Natürlichkeit

Motto:

Jeder Mensch ist das Ergebnis
seiner Anlage und Lage.
M. Hirschfeld.

Die Aufklärung ist *nur ein Teil* der Sexualpädagogik, wenn auch ein wesentlicher. Nichts wäre unrichtiger und folgenschwerer, als wenn man den Begriff der sexuellen Belehrung mit dem der Sexualerziehung *gleichsetzen* wollte. Ein mindestens ebenso wichtiger Teil der Sexualerziehung ist eine von Rücksicht auf das Sexualleben geleitete *Beeinflussung* und *Gewöhnung* des Menschen vom *ersten* Tage seines Lebens an. Ja, genau genommen setzt die elterliche Einwirkung auf das Kind als Geschlechtswesen bereits *vor* seiner *Geburt,* sogar *schon mit* – man könnte auch sagen *schon vor* – seiner *Erzeugung* ein, obzwar die wenigsten Eltern sich der *Verantwortung* bewußt sind, die sie einem *Zukunftsmenschen* gegenüber zu erfüllen haben – um seinetwillen und um der Menschheit willen. Eltern, die schon das *Leben,* das sie einem Kinde *schenken,* als Geschenk ansehen, verdienen wenig Vertrauen.

Hätte sich die Wissenschaft in gleichem Maße *mit Menschenzucht* wie mit Tier- und Pflanzenzucht befaßt, es würde besser um die Menschen stehen. Wir werden über die Kunst, den Menschen *hochzuzüchten,* im Sinne des Nietzschewortes:

„Über dich selbst sollst du hinausbauen,
Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf,
Dazu helfe dir der Garten der Ehe"

erst im *eugenischen* Abschnitt der Geschlechtskunde zu reden haben.

Hier seien nur einige Beispiele vorweggenommen, die anschaulich die höchst verhängnisvollen Folgen einer *von außen eingeführten Schädlichkeit* auf das menschliche Geschlechtsleben lehren.

Vor allem ist da der in Europa noch so außerordentlich weit verbreitete Giftstoff *Alkohol* zu nennen, der *vor* und *während* der Erzeugung auf *Keime* und *Früchte* nachteilig wirkt, Körper und Seele der Nachkommenschaft *verdirbt* und später fortlaufend schädigt.

Ich habe mich in den ersten eineinhalb Jahrzehnten meiner ärztlichen Tätigkeit (1893 – 1908), bevor ich der Lösung der *sexuellen* Frage fast ausschließlich meine Aufmerksamkeit zuwandte, viel mit dem Studium der *Alkoholfrage* beschäftigt, besonders auch mit dem Einfluß des Alkohols auf den *werdenden* Menschen von der Befruchtung bis zum Abschluß seiner Entwicklung in der Reife- und Nachreifezeit. Meine Erkenntnisse, welche immer wieder auf den engen Zusammenhang zwischen

hinwiesen, trugen wesentlich dazu bei, mein Interesse für die allgemeine und spezielle Geschlechtskunde zu fördern. Es ging mir darin ähnlich wie August *Forel* in der Schweiz, der gleichfalls *über die Alkoholfrage zur Sexualfrage* gelangte. Es ist wohl

kein Zweifel, daß er sowohl wie ich – und wir sind nicht die einzigen – auf der einen Seite ebenso starke *Sexualbejaher,* ebenso überzeugte Vorkämpfer *für* die Anerkennung körperseelischer Geschlechtlichkeit sind, wie auf der anderen Seite *Alkoholverneiner* und Bekämpfer aller *Rauschzustände* und Ekstasen, die *künstlich* von außen herbeigeführt werden durch Durchströmung des Blutes, der Nerven-, Gehirn- und Körperzellen mit toxischen (= giftigen) Stoffen wie Alkohol, Morphium, Opium, Haschisch, Kokain, Nikotin und anderen *narkotischen* (= betäubenden) Mitteln.

So nützlich, schön und *lebensfördernd* der ungestörte innere Chemismus im Menschen,

der natürliche Rausch

ist, so schädlich, unschön, liebes- und lebensabträglich ist der auf *unnatürlichem* Wege durch Nervengifte verursachte körperseelische *Rauschzustand.* Ein wahrer Sexualbiologe kann nicht anders als Alkoholgegner sein.

Meine *Anschauungen* auf diesem Gebiete wurden hauptsächlich in *drei* Schriften niedergelegt; sie heißen: *„Der Einfluß des Alkohols auf das Geschlechtsleben"* (Vortrag, gehalten in der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu Charlottenburg, 1903, im Verlag des Deutschen Arbeiter-Abstinentenbundes, Berlin), *„Alkohol und Familienleben"* (bei Fritz Stolt in Charlottenburg) und *„Die Gurgel von Berlin"* (41. Band der von *Hans Ostwald* herausgegebenen Großstadtdokumente bei Hermann Seemann, Berlin und Leipzig).

In diesen Arbeiten habe ich mich auch ausführlich über die *keimschädigende* Wirkung des Alkohols ausgesprochen, die *Forel* mit einem weniger treffenden Ausdruck als falsche Vererbung, mit einem treffenderen als *Blastophtorie* (= Keimverderbnis) bezeichnet hat. Er versteht darunter eine Verschlechterung der *Lebenssubstanz* in den Körperzellen (des als *Protoplasma* bezeichneten Eiweißes), die nicht durch eine eigentliche *unmittelbare* Vererbung bewirkt wird, sondern durch artfremde Chemikalien, die von dem Träger der Zellen ein- und aufgenommen werden und, wie alle übrigen Körperzellen, ganz besonders auch die Fortpflanzungszellen in ihrer Zusammensetzung, ihrem Gehalt beeinträchtigen.

Forel, ebenso hervorragend als Mensch wie als Forscher, sagt darüber: „Das typischste Beispiel der Blastophtorie gibt uns die alkoholische Vergiftung. Die Spermatozoen (Samenfädchen) oder Eizellen des Alkoholikers leiden, wie seine anderen Gewebe, durch die toxische Einwirkung des Alkohols auf sein Protoplasma. Das Resultat dieser Vergiftung der Keime kann zum Beispiel das sein, daß die aus ihrer Konjunktion (= Verbindung) hervorgehenden Kinder Idioten, Epileptiker, Zwerge, Psychopathen, Rachitiker und dergleichen werden. Hier ist also nicht der Alkoholismus und auch nicht die Trinkleidenschaft vererbt. Freilich können die Resistenzunfähigkeit (= der fehlende Widerstand) gegen den Alkohol oder die Sucht nach dem Trunke, sobald die Gewohnheit des Genusses da ist, als erbliche Anlage, durch gewöhnliche Vererbung übertragen werden, aber sie ist es nicht, welche

hervorruft. Letztere beruht allein auf der Blastophtorie. Wenn aber ein Mensch infolge des Alkoholismus seines Vaters schwachsinnig oder epileptisch geworden ist, behält er die Tendenz, seine Geistesschwäche oder Epilepsie auf seine Nachkommen zu übertragen, selbst wenn er für seine Person sich vielleicht vollständig des Genusses alkoholischer Getränke enthält. Die Chromosomen (= Kernkörperchen) des Spermatozoons oder des Eies, aus welchem eine Hälfte seines Wesens entstanden ist, haben eben die pathologischen Veränderungen behalten, die der väterliche oder mütterliche Alkoholismus in ihrer erblichen Mneme (= Erbinhalt) hervorgerufen hatte und haben dadurch dieselben dem ganzen Vorrat der Keimzellen wie der übrigen Körperzellen des Schwachsinnigen oder Epileptischen mehr oder weniger übertragen, der sie nun wiederum dem einen oder dem anderen Nachkommen weiter übertragen kann. Um mit *Weismann* zu sprechen, bleiben nun seine erblichen Determinanten (= Bestimmtheiten) pathologisch verändert. Alle Vergiftungen, die das Protoplasma der Keimzellen alterieren (= verändern), können auf solche Weise blastophtorische Entartungen hervorrufen, die dann mehrere Generationen nacheinander mit Entartung bedrohen."

Experimente mit alkoholisierten Tieren (besonders die von Hodge und Laitinen) haben die blastophtorische Entartung ihrer Nachkommen dargetan. Die Statistiken über die *Aszendenz* (= Vorfahren) der Idioten, Epileptiker, Geisteskranken (vgl. J. *Koller,* Beitrag zur Erblichkeitsstatistik der Geisteskranken im Vergleich mit den Gesunden im Kanton Zürich, Archiv für Psychiatrie 1895, S. 268–294; ferner Dr. Otto *Diem:* „Die psychoneurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und Geisteskranken" im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1905, 2. Heft) und über die *Deszendenz* (= Nachkommenschaft) der Trinker von *Demme* und vor allem von *Bunge* (vgl. u. a. von Prof. v. Bunge: „Die zunehmende *Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen;* die Ursachen dieser Unfähigkeit, die Mittel zur Verhütung." Ein Vortrag. Durch statistisches Material vermehrte Auflage. 1903 bei E. Reinhardt in München) erhärten die Erscheinungen der Alkoholblastophtorie beim Menschen.

Ich will aus meinen volkstümlichen Schriften zur Alkoholfrage, die wohl kaum noch auf dem Büchermarkt erhältlich sind, einiges anführen, was mir vom sexualbiologischen und damit auch vom sexualpädagogischen Standpunkt wichtig erscheint.

In „Alkohol und Familienleben" heißt es:

> Die Familien bilden die *Bausteine,* aus denen sich jedes Staatsgebäude, unabhängig von der Staatsform, als eine höhere Einheit zusammensetzt. Gewiß ist das, was die Einzelperson, das Individuum, ist und leistet, für den Fortschritt der Menschheit in geistiger, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht von hoher, weittragendster Bedeutung; allein die Weiterentwicklung der Art ruht wie ihr Bestand im Schoße der *Familie:* diese ist der Nährboden, in dem das Einzelwesen sowohl wie das Staatswesen in gleicher Weise wurzeln.
>
> Alles, was daher die Familie schädigt, ist für jedes Mitglied derselben ebenso wie für den *Gesellschaftskörper* von Schaden, und wer das Staatswohl im Auge hat, sollte genau

die Schädlichkeiten prüfen, welche einem gesunden, glücklichen, gedeihlichen, für alle Glieder gewinnbringenden Familienleben hindernd im Wege stehen.

Drei Vorbedingungen sind es, welche im wesentlichen für harmonische Familienverhältnisse in Betracht kommen; einmal ein auf wirklicher Zuneigung beruhender Zusammenhang der Familienmitglieder, zweitens eine geordnete, wirtschaftliche Lage und dann eine für die Erhaltung, Erziehung und Entwicklung der Nachkommenschaft ersprießliche Wirksamkeit innerhalb der Ehe. Jeder Sachkundige und jeder ehrliche Beobachter wird nun ohne weiteres zugeben müssen, daß unser heutiges Familienleben in allen diesen Punkten sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Die Ursachen dafür liegen auf den verschiedensten Gebieten; sie hängen mit dem Liebes- und Geschlechtsleben einerseits, mit dem Wirtschafts- und Gesellschaftsleben anderseits aufs engste zusammen. Diesen Gründen, so wichtig sie ohne alle Frage sind, wollen wir hier nicht nachgehen. Unsere Aufgabe soll es vielmehr sein, eine andere Ursache näher zu beleuchten, die in sehr hohem Grade und außerordentlich häufig am Mark der Familie zehrt, in tausend und aber tausend Fällen das Glück der Familie beeinträchtigt und vernichtet. Es ist der Genuß berauschender alkoholischer Getränke, und zwar trifft sein nachteiliger Einfluß alle die genannten Vorbedingungen eines harmonischen Familienlebens, er lockert den Zusammenhang zwischen Familienoberhaupt und Gliedern, er schädigt die wirtschaftliche Grundlage und hindert die Entwicklung einer guten Nachkommenschaft.

Betrachten wir diese die Familie zersetzenden Folgen des Alkoholismus etwas genauer. Das erste Erfordernis eines guten Familienlebens ist die zwischen seinen Mitgliedern herrschende Sympathie. Die Liebe zueinander, zum mindesten die Achtung voreinander und das Gefühl der Kameradschaft, der Interessengemeinschaft, das gegenseitige Vertrauen sind die Bande, welche die Ehehälften aneinander knüpfen müssen. Wie außerordentlich häufig zerstört der Alkohol dieses natürliche Band!

Nehmen wir einmal an, eine Ehe sei aus Liebe oder wenigstens aus gegenseitiger Neigung geschlossen. Die ersten Wochen ging alles gut. Dann kam die Zeit, wo der Mann wieder in seine Kneipe zurückkehrte. Die Freunde sagen, sie hätten ihn beim Frühschoppen, beim Mittag- oder Abendstammtisch lange genug schmerzlich vermißt. Die Frau sitzt nun zu Hause einsam und wartet; langsam verrinnt eine Stunde nach der andern; Mitternacht, sie wacht und wartet noch immer. Der Groll, der sich in solchen Stunden in das Herz des Weibes senkt, das sich vernachlässigt fühlt, verweht wohl, aber er läßt Spuren zurück. Hört sie dann endlich die nahenden Schritte des jungen Ehegatten, gefolgt vom Geräusch des Korridorschlüssels, so eilt sie ihm nicht freudig entgegen. Je nach ihrem Temperament empfängt sie ihn schweigsam schmollend oder mit einer der viel verspotteten *Gardinenpredigten,* die für das Ehe- und Lebensglück zweier Menschen nur zu oft von verhängnisvoller Bedeutung sind. Er ist dann ärgerlich über die Frau, die ihm, wie er glaubt, nicht einmal „das bißchen Freiheit", nicht einmal „sein Glas Bier" gönnt, und sie ist böse über den Mann, der sich, wie sie meint, im Wirtshause wohler fühlt als am eigenen Herd. Wohl festigen äußere Interessen, nicht selten auch Sinnenlust meist wieder das sich lockernde Band. Aber oft duldet die Frau nur noch, was sie gern gewähren sollte, und innerlich widerstrebend gibt sie sich den Liebkosungen des nach Alkohol duftenden Mannes hin.

Noch zwei das Eheleben untergrabende Ursachen stellen sich häufig im Gefolge der Trunksucht ein, *Eifersucht* und *Untreue.* Wie sehr Alkoholiker an unbegründeter Eifersucht leiden, ist allbekannt, und wieviel häufiger trinkende Ehemänner den an sie herantretenden geschlechtlichen Versuchungen unterliegen, als nüchterne Männer, wird jeder beschäftigte Arzt aus seiner Praxis bestätigen können. Es ist durchaus nicht vereinzelt, daß der Gatte sich in solchen Fällen, die er leichthin als „Seitensprünge" bezeichnet,

venerisch infiziert und auf sein armes Weib eine schwere gonorrhöische oder syphilitische Krankheit überträgt.

Die anfangs unter Alkoholeinfluß mehr in Abständen auftretenden Differenzen gehen in vielen Ehen alsbald in einen offenen Kriegszustand über. Mit Zwist und Zank beginnt der Tag; mit Streit und Hader hört er auf. Nichts vergiftet aber so sehr die Jugendzeit der Kinder, wie der Anblick sich fort und fort beschimpfender Eltern.

In den zehn Jahren, in denen ich gegen den Alkohol kämpfe, ist es mir mehr als einmal begegnet, und stets hat es mich aufs neue tief erschüttert, daß ein Mädchen oder Knabe zu mir kamen und unter Tränen sagten: „Kommen Sie doch schnell zu uns, Herr Doktor, Vater ist betrunken nach Hause gekommen und hat Mutter wieder so fürchterlich geschlagen."

Um nur ein Beispiel aus eigener Erinnerung anzuführen, so steht noch vor meinen Augen die kleine Anna, ein geistig sehr aufgewecktes, aber nervenschwaches Kind, die von ihrem achten bis zwölften Jahre mich häufig kummervollen Herzens zu ihren Eltern rief. Ihr Vater war Arbeiter, der sich das Trinken angewöhnt hatte. An Lohntagen kam er oft schwerbetrunken heim, schlug alles kurz und klein und ging dann auf die Frau los. Mutter und Kind flohen meist in die Küche und beobachteten durch das Schlüsselloch, ob sich der gewalttätige Rauschzustand beruhigte. Der Mann kam später wegen Säuferwahnsinn in eine Irrenanstalt, von wo er aber immer wieder nach kurzer Zeit als geheilt oder gebessert entlassen wurde, um rasch in das alte Leiden zurückzufallen. Sein Eifersuchtswahn war so stark, daß er einmal drohte, er würde mich erschlagen, wenn er mich am Krankenlager seiner schwerkranken Frau finden würde. Als er eines Tages wieder aus der Irrenanstalt abgeholt war, klagte mir die Frau, es sei schlimmer wie je zuvor. Er tobte in der Wohnung und auf der Straße, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er ein ihm begegnendes Kind vor die Pferde eines vorbeifahrenden Wagens geworfen. Die Frau hatte sich mit der Tochter zu Verwandten geflüchtet. Als sie sich nach ein oder zwei Tagen heimwärts schlichen, um nach Vater zu sehen, fanden sie ihn entseelt und kalt am Fensterkreuz hängen. Er hatte in einem lichten Moment seinem jammervollen Leben selbst ein Ende gesetzt, im Herzen der nächsten Angehörigen aber kämpften Schmerz und Schrecken mit den Gefühlen der Erlösung und Erleichterung.

Wer die Zeitungen verfolgt, kann ähnliche Schicksalstragödien ganz außerordentlich häufig finden.

Man wird vielleicht sagen, daß das besonders krasse Ausnahmefälle sind. Darauf ist zu erwidern, daß zehn derartig extremen Fällen, in denen es zum Äußersten kommt, viele Hunderte entsprechen, wo es nicht so schlimm, aber immer noch schlimm genug zugeht.

Mit den ehelichen Zerwürfnissen geht die wirtschaftliche Zerrüttung einer Familie sehr häufig Hand in Hand. Geordnete wirtschaftliche Verhältnisse sind für ein gedeihliches Familienleben ein nicht zu entbehrendes Fundament. Wir verstehen darunter, daß für die notwendigen Lebensbedürfnisse der Familie, wie Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung, Erholung, die erforderlichen Mittel vorhanden sind. Gewiß besteht heute auf der einen Seite ein Überfluß, auf der anderen ein Mangel am Notwendigsten, und es ist sicherlich tief zu beklagen, daß der Überschuß an Lebewesen und der Überschuß an Lebensmitteln oft so schwer zueinander gelangen können. Ein besserer Ausgleich muß erstrebt und wird erreicht werden. Für unsere vorliegende Betrachtung können aber naturgemäß nur die Wirtschaftsverhältnisse in Frage kommen, wie sie gegenwärtig bestehen, und da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in vielen hunderttausend Fällen der Alkoholkonsum das Wirtschaftsleben einer Familie, ihre pekuniäre Lage in schwerster Weise schädigt.

Die Ausgaben für alkoholische Getränke tragen *keinem* notwendigen Lebensbedürfnis Rechnung. Die frühere Ansicht, daß der Alkohol Nährwert besitzt, kann als endgültig

widerlegt angesehen werden. Höchstens könnte er als Genußmittel in Frage kommen, aber auch als solcher kann er nicht im entferntesten den Genußmitteln gleichgesetzt werden, die für den Körper und Geist des Menschen auch rein objektiv als vorteilhaft zu erachten sind.... [In dem während der Drucklegung dieses Vortrags (1906) erschienenen Verwaltungsbericht des Städtischen Krankenhauses am Friedrichshain weist der dirigierende Arzt der inneren Abteilung, Prof. Dr. *Stadelmann*, auf die Häufigkeit der durch Alkohol hervorgerufenen Erkrankungen hin und sagt: „Es ist eine Seltenheit, wenn einer unserer Kranken angibt, außer verschiedenen Flaschen Bier täglich für weniger als 20 Pfennig Schnaps zu trinken. Meistens sind es 30 Pfennig, die er dafür anlegt, nicht selten aber 50 Pfennig. Ja manche kommen auf 1–2 Mark täglich".]

Wieviel geistige Genüsse können für geistige Getränke erworben werden? Was könnten die Glieder der Familie sich an Kunstgenüssen, Theater, Konzerten, Vorträgen, guter Lektüre verschaffen oder an körperlichen Erholungs- und Erhaltungsmitteln, an Spiel, Sport, Wanderfahrten, Ferienreisen in schöner Natur oder auch an mehr oder weniger nötigen Gegenständen, die das eigene Heim angenehmer und wohnlicher gestalten!

Mir ist aus meiner beruflichen Tätigkeit ein Fall bekannt, in dem ein Mann fast seinen ganzen Wochenlohn von 25–30 Mark vertrank. Die Frau und sieben Kinder mußten teils von der Stadt, teils von einer Stiftung unterstützt werden. Seit zwei Jahren durch das Gelübde der Enthaltsamkeit vom Trunk gerettet, ernährt er jetzt nicht nur seine Familie, sondern hat sich im ersten Jahre seiner Abstinenz für 170 Mark Möbel anschaffen können.

Wer sich mit der Armen- und Waisenpflege beschäftigt hat, wer sich um Wohlfahrtseinrichtungen verschiedener Art bekümmert hat, weiß, wie unendlich oft die wirtschaftliche Misere, der materielle Ruin einer Familie durch den Alkoholismus hervorgerufen ist. Ich besuchte vor einiger Zeit ein städtisches Asyl für obdachlose Familien. Welche Bilder menschlichen Elends treten uns da entgegen! Und forschen wir nach den Gründen des furchtbaren Verfalls, so tönt uns mit schauerlicher Eintönigkeit fast stereotyp die Antwort entgegen: „Mein Mann trank." Dr. *Laquer* aus Wiesbaden, der auf der letzten Jahresversammlung des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" über die Bedeutung des Alkohols für die Kommune referierte, führte aus, daß von dem Gesamtarmenetat Deutschlands 50 Millionen Mark dem Alkohol zur Last fallen. In wohlhabenderen Städten ist es durchaus keine Seltenheit, daß 1000 Mark und mehr im Jahre für Weine, Biere, Kognak und Liköre verausgabt werden – bekanntlich wird der achte Teil des Gesamtjahreseinkommens in Deutschland vertrunken. Auch hier ist leicht zu berechnen, wieviel wirkliche Lebenswerte für eine solche Summe zu haben wären.

Dabei ist bei dieser Betrachtung noch nicht in Rechnung gezogen, daß auch noch in anderer Weise der Alkohol die wirtschaftliche Lage nachteilig beeinflußt. Er vermehrt nicht nur die Ausgaben, er vermindert auch die Einnahmen, den Verdienst; er setzt die Arbeitsfähigkeit herab; verringert das Interesse an der Arbeit, führt zur Vernachlässigung beruflicher Tätigkeiten. Wer bis in die späte Nacht getrunken hat, ist am nächsten Tage müde und abgespannt, es fehlt ihm die scharfe Übersicht, er schließt leicht Geschäfte ab, über deren Tragweite er sich nicht vollkommen klar ist, handelt unüberlegt, und es kommt durchaus nicht selten vor, daß er nicht nur das eigene Vermögen, sondern auch das der Frau in leichtsinniger Weise verwirtschaftet. Auch hier mögen einige Beispiele aus dem Leben das Gesagte vervollständigen.

In einer kleinen Stadt lebte ein Ehepaar anfangs in recht guten Verhältnissen. Der Mann, von Beruf Schneider, gewöhnte sich nach und nach das Trinken an. Schon war sein und seiner Frau Geld durch den Trunk erheblich zusammengeschmolzen, als sie den Entschluß faßten, mit dem, was übriggeblieben war, nach Berlin zu ziehen, um hier eine

Schneiderstube für Konfektion einzurichten. In Berlin, dachte er, würde er bald ein reicher Mann werden. An den Lieferungstagen wurde in der Werkstatt sehnsüchtig auf das Geld gewartet, das der Mann heimbringen sollte, damit die Arbeiter und die Arbeiterinnen bezahlt würden. Er kam aber erst am anderen Nachmittag betrunken nach Hause, nachdem er oft mehrere hundert Mark durchgebracht hatte. Die Frau zahlte die Leute von dem, was noch von ihrem Vermögen vorhanden war; wie das zu Ende war, wanderte alles ins Leihhaus, dazu bekam die Frau so viel Schläge, daß sie selten einen heilen Körper hatte. Bald konnten sie auch die Miete nicht mehr zahlen, alle vier Wochen wurde „gerückt". Die drei Knaben, die der Ehe entstammten, boten ein jammervolles Bild. Schließlich wurde der Mann in eine Irrenanstalt gebracht; Frau und Kinder atmeten auf. Die Frau arbeitete nun allein, und bessere Tage kehrten zurück. Von den drei Jungen, die gut lernten, wurde der älteste und der jüngste Kaufmann, der mittlere Handwerker. Der ältere war ein tüchtiger Kaufmann, verdiente im Monat 150 Mark, da fing auch er das Trinken an, ging die Nächte durch und verbrachte alles, was er verdiente. Immer wieder mußte die Mutter aushelfen und auslegen. Heute ist er so weit herunter, daß er sein Leben mit Adressenschreiben fristet, acht Mark die Woche verdient; dabei lebt er in einer wilden Ehe, aus der zwei Kinder hervorgegangen sind. Die beiden anderen Söhne sind zur Zeit noch „mäßige Trinker".

Ein zweites Beispiel betrifft ein Paar, von dem der Mann, früher ein tüchtiger Beamter, infolge Trinkens entlassen wurde, während die Frau, die Lehrerin war, ebenfalls wegen Trunksucht ihres Amtes entsetzt wurde. Beide haben sich gefunden und sind jetzt abwechselnd betrunken. Ist er im Rausch, so schlägt er seine Frau, bis sie sich kaum noch rühren kann, dann betrinkt sie sich und tobt wie eine Irrsinnige. Sie ernähren sich durch Kauf und Verkauf alter Sachen. Im Winter ziehen sie sich, wie sie sagen, gewöhnlich in einen „Berliner Vorort" zurück, und zwar geben sie Tegel und Plötzensee, den Sitzen der Berliner Gefängnisse, den Vorzug.

In einem dritten Fall aus dem Leben schildert ein Mann, der seit dem 15. Januar 1901 vom Alkohol gerettet ist, seine Selbsterlebnisse, wie folgt:

„Ich bin Arbeiter in einer chemischen Fabrik; am 19. Juni 1865 wurde ich in einem kleinen Städtchen Hinterpommerns geboren. Mein Vater war ein Trinker, meine Mutter eine arbeitsame Frau. Aber was nützt alles Arbeiten einer Frau, wenn der Mann trinkt; selten hörte ich ein gutes Wort, und so verging mein Leben bis zu meiner Konfirmation. Dann mußte ich mir mein Brot allein verdienen und kam unter fremde Leute. Anfangs ging ich noch in die Kirche, von meinem 18. Jahre an ging ich aber nur noch auf die Tanzböden und in die Kneipen. Mit 22 Jahren verheiratete ich mich, aber schon an meinem Hochzeitstage begann Zank und Streit. Ich glaubte, es würde schon besser werden, aber es wurde immer schlimmer, und als ich eineinhalb Jahr verheiratet war, verließ ich eines Morgens Weib und Kind und zog nach Berlin. Es geschah dies am 21. November 1888. Im Anfang ging es mir gut, ich hatte lohnende Arbeit und ging seltener in die Kneipe. Zu Weihnachten hatte ich sogar etwas erübrigt, so daß ich meiner Mutter 12 Mark und ein Paket schicken konnte. Ich schrieb dann an meine Mutter, sie möchte doch mit meiner Frau auch nach Berlin kommen, und sie kam am 21. Juni 1889. So lebte ich wieder glücklich mit Frau und Kind, doch *der Zankteufel kehrte auch wieder zurück, weil ich dem Alkohol immer mehr zusprach.* Am 4. August 1890 wurde ich im Rausche überfahren und mußte ein halbes Jahr im Krankenhause zubringen. Was mich in dieser Zeit für Gedanken beschäftigten! Ich wollte nie mehr den Alkohol anrühren und mich nie mehr mit meiner Frau zanken. Aber als ich gesund war, waren alle guten Vorsätze wie weggeblasen. Es wurde immer schlimmer mit mir. Im Jahre 1893 war ich an einem Sonntage so betrunken, daß ich in einen Graben fiel. Als ich am Montag zur Besinnung kam, mir

meine zerstörten Kleider ansah und überlegte, daß ich einen Tag die Arbeit versäumt hatte, gelobte ich von neuem, den Branntwein zu meiden. Nur Bier wollte ich trinken! Zehn bis zwölf Wochen ging es ganz gut in dieser Weise, dann wurde es ärger als zuvor. Nun genügte mir nicht mehr für 10 Pfennig mit einem Mal, nein, es mußten für 20 Pfennig Schnaps auf einmal sein. Sonnabends und Sonntags war ich immer betrunken; was meine Frau dann auszuhalten hatte, kann sich nur der vorstellen, der das selber durch gemacht hat."

Unser Gewährsmann schilderte dann, wie er durch eine Trinkerrettungsgemeinschaft zur Nüchternheit kam und schließt den in seiner Schlichtheit so eindrucksvollen Bericht mit den Worten:

„Ja, da ich dem Schnapsteufel diente, da war alles nicht recht, da konnte meine Frau kochen, was sie wollte, nichts war recht, es schmeckte nichts. Geld bekam sie nicht, aber gut essen wollte ich. Die Kinder waren mir im Wege, nie hatte ich Freude; jetzt aber ist es anders. Wenn ich nach Hause komme, sind die Kinder um mich herum und rufen: ‚Jetzt kommt unser Vater!' Jetzt weiß ich, was ein *glückliches* Familienleben bedeutet."

Wieder wird man einwenden: „Das sind vereinzelte Fälle." Ich wünschte, daß einmal alle Opfer des Alkohols in einer großen Stadt in geschlossenem Zuge an denen vorbeimarschierten, die solches sagen und immer wieder den berauschenden Getränken das Wort reden oder gar einer so ernsten Frage gleichgültig oder scherzend gegenüberstehen: Voran die durch den Trunk Verarmten, dann die große Schar der Pennbrüder, Landstreicher und Vagabunden, unter ihnen die kleine Gruppe derer, die auf der Säuferliste stehen. Ihnen schließen sich diejenigen an, die unter dem Einfluß des Alkohols Gewohnheits- oder Gelegenheitsverbrecher wurden, und diesen folgen die, welche durch den Alkokol jeden sittlichen Halt verloren, zwischen Alkoholgenuß und Geschlechtsgenuß in unredlicher Arbeit ihr Dasein verbringen, darunter eine nicht kleine Zahl von Dirnen, Zuhältern, Spielern und Schwindlern. Es kommt der Haufe derer, die durch den Alkohol dem Irrsinn verfielen, die Deliranten, die von Verfolgungswahn, Größenwahn, Eifersuchtswahn Geplagten, die Melancholiker und von Selbstmordgedanken Erfüllten, und noch zahlreicher die, deren Körper durch den Alkohol gelitten, wassersüchtige, fettsüchtige, schwindsüchtige, mit blauroten Gesichtern die Schlagflüssigen, gelbbraun die Leberleidenden, grauweiß die Nierenkranken, und immer, immer noch kein Ende abzusehen. Diesem Zuge schließen sich die Frauen und Kinder der Alkoholiker an, verweinte, vergrämte, verzweifelte Weiber, verkommene, verkümmerte, verwahrloste Söhne, verhärmte, verdorbene, verlorene Töchter: das Ganze wahrlich ein Bild von so grauenerregender Entsetzlichkeit, daß es der Kunst eines Dante, eines Rembrandt bedürfte, um es uns in voller Leibhaftigkeit nahezubringen. Sollte nicht jeder Mensch, der sich dieses furchtbare Gemälde vorstellt, das kein Wahngebilde, sondern schreckliche Wirklichkeit ist, ausrufen: „Fort, weit fort mit einem Stoff, der so viel menschliches Elend verschuldet!"

Aber nicht nur die Harmonie des Zusammenlebens, nicht allein die wirtschaftliche Lage der Familie leidet unter dem Alkohol, sondern auch die für den Fortschritt der Menschheit so unendlich wichtige Hervorbringung und Heranbildung einer guten Nachkommenschaft. Schon vor der Geburt wird das Kind des Trinkers nachteilig beeinflußt. Wir wissen aus den Gesetzen der Vererbung zur Genüge, daß ein Kind, welches von einem Vater stammt, der an chronischem Alkoholismus leidet oder bei der Zeugung unter akutem Alkoholeinfluß stand, nur zu häufig von Anbeginn an den Stempel der Minderwertigkeit, das Stigma der Degeneration trägt. Später oder früher treten bei den Früchten eines Trinkers oder eines Berauschten körperliche oder geistige Merkmale auf, die das Wort des Dichters bewahrheiten: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie *fortzeugend* Böses muß gebären."

Gleich nach der Geburt macht sich oft eine zweite verhängnisvolle Folge des Alkoholismus geltend. Wie uns Prof. v. Bunges Statistik gelehrt hat, verlieren Mütter, die von Alkoholikern stammen, die Fähigkeit, ihre Kinder zu stillen. Was es für einen Staat zu bedeuten hat, wenn der Mensch mehr und mehr aus der Reihe der Säugetiere ausscheidet, mag die eine sichergestellte Zahl erhellen, daß in Deutschland von Muttermilchkindern jedes dreizehnte, von künstlich ernährten jedes zweite im ersten Lebensjahre stirbt. Und nicht etwa hält der Tod hier eine für die Gesamtheit vorteilhafte Auslese, indem er nur die Schwächlichen hinwegnimmt, nein, eine große Reihe von Kindern bleibt erhalten, die viele Jahrzehnte des Lebens siech und elend verbringen.

Ein schwerer unmittelbarer Schaden wird dem heranwachsenden Körper ferner dadurch hinzugefügt, daß in Familien, wo bei den Mahlzeiten und außerhalb derselben alkoholische Getränke genossen werden, auch die Kinder selbst meist früh zum Trinken angehalten werden. Zum Beweise dessen, was das bedeutet, will ich das Zeugnis eines erfahrenen praktischen Arztes und eines alten Lehrers anführen. Der Geh. Sanitätsrat *Baer* sagt einmal:

„Für Kinder sind alkoholische Getränke geradezu von unberechenbarem Schaden. Der Alkohol stört die naturgemäße Entwicklung des Körpers und Geistes, weil er das Hirn überreizt und den Ablauf der Lebensvorgänge zunächst abnorm beschleunigt und bald darauf hemmt", und der alte Berliner Pädagoge Wilhelm *Siegert:*

„Eine nahezu dreißigjährige Erfahrung als Lehrer hat mir gezeigt, daß Kinder, die alkoholische Getränke genießen, zu den schläfrigsten, untüchtigsten Schülern gehören. Unsere nervösen Schwächlinge, die bei der geringsten körperlichen und geistigen Anstrengung zusammenklappen und deren Eltern am lautesten um Schutz gegen Überbürdung rufen, sind fast durchweg Opfer des unglücklichen Wahnes, daß der Alkohol Schwächlinge stärke."

Ich möchte hier betonen, was im Grunde ja selbstverständlich ist, doch aber besonders bemerkt werden soll, daß der Haustrunk dem Wirtshaustrunk an Schädlichkeit in keiner Weise nachsteht.

Wie sehr die Jugend des Kindes durch die unglücklichen häuslichen Verhältnisse, die fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Eltern vergiftet wird, habe ich bereits erwähnt. Wie manches Mädchen ist der Prostitution, wie mancher Sohn dem Verbrechertum in die Arme getrieben, weil sie die Straße dem Elend daheim vorzogen. Ein Herr in Charlottenburg, der das große Verdienst hat, in unendlicher Mühe gegen 200 Trinkerfamilien alkoholfrei gemacht zu haben, eine nicht hoch genug anzuerkennende Leistung, berichtete mir von einem Fall, in dem ein Vater seine beiden Töchter, eine von 15 und eine von 16 Jahren, selbst auf die Straße trieb, damit sie ihm das Geld für seinen Branntwein nach Hause brächten. Im Jahre 1904 wurden in Deutschland über 3000 Kinder trunksüchtiger Eltern in Fürsorgeerziehung genommen.

Daß die häusliche Erziehung eines Kindes schwer leiden muß, wenn der Vater oder die Mutter oder gar beide trinken, liegt auf der Hand. Der trinkende Vater ist seinen Kindern gegenüber bald von übertriebener Nachsicht, bald von maßloser Roheit. Gerhart *Hauptmann* hat uns das schwere Unglück, ein Säuferkind zu sein, in Hanneles Himmelfahrt ja so tiefergreifend geschildert. Angst und Furcht können in der Erziehung nie die Liebe ersetzen, welche für die schöne Entfaltung einer Menschenseele so notwendig ist wie Sonnenschein für das Gedeihen einer Pflanze. Freudlos verrinnt des Lebens Lenz unter Eindrücken, die für des Lebens Rest unvertilgbare Spuren hinterlassen.

Die unflätigen Reden, mit denen ein Trinker ohne Rücksicht auf die Kinder um sich wirft, nehmen diesen früh die Achtung vor dem Oberhaupt der Familie. Selbst verrohend, sind diese Kinder nur zu oft diejenigen, die ihren Schulkameraden allerlei Unanständig-

keiten und Schlechtigkeiten in Worten und Taten beibringen. Man schätze diese Ansteckungsgefahr nicht gering.

Auch materiell nimmt der Alkohol in einer Familie oft das für sich in Anspruch, was der Erziehung der Kinder zugute kommen sollte. Ja, in den arbeitenden Klassen müssen die Kleinen oft genug mitverdienen, weil der Vater zuviel für geistige Getränke ausgibt, und die Mutter, die ebenfalls für den Lebensunterhalt schaffen muß, kann sich der Pflege ihrer Kinder nicht mit der Sorgsamkeit widmen, wie es zu wünschen wäre.

Auch hier möchte ich ein Bild aus dem Leben geben, eine anschauliche Schilderung, enthalten in einem Briefe, den mir vor einiger Zeit der Sohn eines Trinkers geschrieben hat:

„Auf seine gesunden zwei Arme angewiesen, arbeitsfroh und tüchtig in seinem Fach, gründete sich mein Vater eine eigene Tischlerei. Da ihm meine Mutter, mit welcher ihn eine wirkliche Neigungsheirat verband, treu zur Seite stand, kam er bald über die erste schlimme Zeit fort, ja das Geschäft wuchs sich sogar zum Großbetrieb aus, so daß er schon nach einigen Jahren 16 Gesellen beschäftigte. Da traten die Bürgerpflichten an meinen Vater heran. Bei Wahlen und Beratungen mußte er dabei sein. Schließlich wurde er selbst Stadtverordneter und Feuerwehrhauptmann. Dies wurde unser aller Unglück. Denn jede Sitzung oder Feuerwehrübung mußte mit einem Trunk beschlossen werden, so daß die halbe Nacht verging, ehe er, und in welchem Zustand, nach Hause kam. Am andern Morgen kam dann der Frühschoppen, über dem oft das Mittagessen vergessen wurde. Daß dann nachmittags keine Lust zur Arbeit war, ist leicht erklärlich, denn da mußte der Rausch ausgeschlafen werden. Alle Bitten der Mutter halfen nichts. ‚Das verstehst du nicht; ich kann als Mann nicht nein sagen; was sollen die andern von mir denken, wenn ich nicht komme!‘ waren seine Entgegnungen. Die Kneipabende mehrten sich. Da er nichts vertragen konnte, so kam er oft in Streitigkeiten, verlieh Geld, welches er nicht wiedersah, oder versprach Sachen, die er nicht halten konnte. So hatte er auch unsere Remise zur Aufbewahrung von Montierungsstücken der Freiwilligen Feuerwehr hergegeben. Als nach einer Übung abends gerade wieder fest gekneipt wurde, brach in der Stadt ein Feuer aus. Unter Führung meines Vaters stürmten die betrunkenen Menschen in die Remise. Zum Unglück war vorher ein großer Posten Spiegelgläser angekommen. Bald klirrten einige Scheiben trotz der Ermahnungen meiner Mutter zur Vorsicht; der Vater feuerte in seiner Trunkenheit an: ‚Immer los, los, und wenn das ganze Zeug zum Teufel geht, wir müssen die ersten beim Feuer sein!‘ Für über 1700 Mark Glas in Splittern bedeckte den Boden. Die Folge: Klagen um Zahlung, Konkurs; mein Vater war wieder Tischlergeselle. Als tüchtiger Arbeiter verdiente er schönes Geld, und gewarnt durch das über ihn hereingebrochene Unglück als Folge seines Trunkes, kam er regelrecht nach Hause. Doch bald unterlag er den Versuchungen der Kameraden, die über alle ihren Spott ausgossen, welche nicht mitmachten. ‚Was, du willst ein Kerl sein, und traust dir nicht mal am Sonnabend ein Glas Bier zu trinken, kriegst wohl Keile von deiner Ollen!‘ Erst waren es ein bis zwei Glas Bier, dann immer mehr und Schnaps dazu, und schließlich vertrank er den ganzen Wochenlohn. Mutter ging waschen und scheuern. Die älteste Schwester machte Wollarbeiten, wobei ich helfen mußte. Außerdem ging's zum Buchbinder, Kartons arbeiten. Bei den ungeheuer niedrigen Löhnen (3 Pfennig pro Stunde war das meiste, was ich erhielt) mußten wir morgens vor der Schule schon einige Stunden häkeln, und doch reichte es oft nicht zum Frühstück. Nach der Schule zum Buchbinder, um abends sehr oft noch bis elf oder zwölf zu häkeln. Kaum war man eingeschlafen, kam Vater betrunken nach Hause. Da mußten wir alle wieder aus den Betten, dem Vater die Schularbeiten zeigen, Gedichte aufsagen, rechnen, denn wir sollten etwas lernen, die Leute sollten nicht sagen, daß er sich nicht um seine Kinder bekümmere. Zur Belohnung durften wir dann an der Haut und an den Gräten des Spickaals knappern, den er im Wirtshaus

gegessen. Solche appetitliche Sachen brachte er immer mit. Unsere arme Mutter war machtlos, da Vater brutal wurde, so daß sie einmal infolge der Mißhandlungen das Krankenhaus aufsuchen mußte. Die Wohnungen wurden immer dürftiger, da kein Wirt uns mehr aufnehmen wollte. So wurde Mutter gezwungen, schließlich allein zu ziehen. Auch jetzt kam Vater, wenn er betrunken war, und zerschlug uns alles. Dann kam der Wirt mit dem Schutzmann und schaffte Ruhe. Wenn ich mit den andern Knaben die fertigen Kartons nach der Fabrik trug, so kam es öfter vor, daß einige hundert Kinder um einen Betrunkenen lärmten, der im Rinnstein lag oder ihnen Mätzchen vormachte. Froh war man, daß die Kameraden, welche einen aufforderten, den Betrunkenen auch zu necken, nicht wußten, daß es mein Vater war. Schrecklich die Zeit, als sie es wußten. Wenn es die anständig Gesinnten sich auch nicht merken ließen, so ließen die meisten doch ihrer Spottsucht freien Lauf. So verging meine Jugend bei schwerer körperlicher Arbeit und ungenügender Kost unter großen seelischen Erregungen und Kämpfen. Was muß aber alles meine arme Mutter empfunden haben! Als wir wieder einmal ziehen mußten, fanden wir nur Unterkunft in einem alten Hause, welches die Stadt geerbt hatte. Die Stube gestützt durch Balken, die Fenster mit Papier verklebt. Wenn es regnete, wurden alte Fässer an die Stellen gestellt, wo der Regen durch die Decke rann. Doch das Schlimmste war eine Treppe tiefer eine Horde von Dirnen. Ihrem Gewerbe gingen diese in einem Verschlage nach, in den wir Kinder hineinsehen konnten, wenn wir eine Treppe höher standen. Dort sahen wir eines Tages auch unseren Vater unter den Dirnen! Arme Mutter, der wir alles wiedersagten, was wir gesehen und gehört. So sank er immer tiefer und tiefer. Landstraße, Arbeitshaus, Armenhaus wechseln jetzt bei ihm ab. Doch genug von den vielen schrecklichen Bildern, nur noch eins: Mein Bruder, auf den sich als Jüngsten die schreckliche Neigung vererbte, liegt, im Trunke erschlagen, fern von der Heimat in Schleswig."

Ich lasse auch noch den Brief einer befreundeten Dame folgen, der zeigt, wie ein durch Alkohol vernichtetes Menschenleben das Unglück einer ganzen Familie mit sich ziehen kann. Dieser Fall spielt in den sogenannten „besseren" Kreisen, in denen die ergreifenden, durch Alkohol verursachten Familientragödien wohl verborgener, aber *keineswegs seltener* sind wie in den niederen Volksklassen.

Der Brief lautet:

„Sehr geehrter Herr Doktor! Im Sommer 1876 lernte ich bei längerem Aufenthalte auf dem Gute S. in dem ältesten Sohn des Hauses eine auffallend sympathische Erscheinung von urgermanischem Typus, blühend, frisch und kraftvoll, kennen. — Der damals zwanzigjährige W., liebenswürdig, heiter und von sprudelndem Humor, schien zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen. Nach Ablauf des Militärjahres zum Reserveoffizier erwählt, hatte W. indes, von den Kameraden angeregt, der feuchtfröhlichen Geselligkeit mehr gehuldigt, als ihm dienlich war, und so ahnungslos den Grund gelegt zu unabsehbarem Unheil.

Noch hielten die Eltern seine Neigung für harmlos und erhofften, wenn er sich verheiratete, viel vom günstigen Einfluß einer gemütlichen, wohlgeordneten Häuslichkeit. Leider aber vermochte die hübsche junge Frau mit ihrem stillen, bescheidenen Wesen gegenüber dem lebhaften Temperament des Gatten nichts. Im doppelten Sinne des Wortes nach geistiger Anregung suchend, eilte W. zur Stadt, um bald ein regelmäßiger Stammgast der Weinstuben zu werden. Beim täglichen Besuch des elterlichen Nachbargutes war sein Gruß stets von den Worten begleitet: ‚Mutter, hast d' nicht 'n Korn?' oder: ‚Hast d' nicht 'n Topp Bier?' Und die Mutter — im Herzen war sie tief bekümmert — hatte immer etwas für den Sohn.

Zehnmal war ich auf S. zum Besuch und konnte nach ein- bis mehrjähriger Zwischenzeit mich der traurigen Beobachtung nicht verschließen, wie W. von Stufe zu Stufe ge-

sunken war. Das letzte Mal, im Jahre 1894, bot er den widerlichen Anblick eines aufgedunsenen Trunkenbolds. Die erste Frau war in stillem Gram dahingesiecht. W. hatte ihrem Andenken manche Träne, aber auch manch schweren Tropfen geweiht, um schließlich bald wieder zu heiraten. Wohl hatte die zweite Frau anfangs es besser verstanden, ihn ans Haus zu fesseln. Lange hielt der Vorsatz zu solidem Leben indes nicht an. Die alte üble Gewohnheit siegte über die mühsam errungene Tugend, und bald verbrachte W. seine Zeit nach wie vor im Wirtshause.

Drei von fünf Töchtern waren inzwischen, kaum erwachsen, der Schwindsucht zum Opfer gefallen; die älteste noch lebende sucht jetzt Heilung im Süden. – Noch blieb die Wirtschaft in Händen der tatkräftigen Frau vor schlimmstem Niedergang bewahrt. Da, in der Neujahrsnacht zu 1903 kam W.s Reitpferd in wilder Hast allein auf den Hof gejagt. Voll banger Ahnung machte sich der Stallknecht mit der Laterne auf den Weg, den vermißten Reiter zu suchen. Er fand ihn mit gebrochenem Schädel und Nasenbein, blutüberströmt, schwer betrunken an der Landstraße liegen. Aber selbst diese ernste Mahnung des Schicksals blieb unbeachtet. Mit langsam fortschreitender Heilung wurde fortgetrunken. – Nur wenige Monate noch – und die Tragödie fand ihren letzten Abschluß im letzten Stadium des Säuferwahnsinns. Unter furchtbarsten Qualen für sich und die mitleidende Umgebung fand W. endlich im Alter von 50 Jahren aus seinem elenden Dasein Erlösung durch den Tod. Erschütternd war der Schmerz der alten Mutter, die den unglücklichen Sohn nur wenige Wochen überlebte."

Es kann nach allem, was wir besprochen, nicht wundernehmen, daß der Alkohol direkt und indirekt eine der allerhäufigsten Ursachen von Ehescheidungen und Ehetrennungen ist. Ungleich häufiger allerdings sind die Fälle, in denen es nicht zu einer Scheidung kommt, in denen Frauen und Kinder an den Mann gekettet, der vom Alkohol geknechtet ist, ein jammervolles Leben führen.

So wahr es ist, daß, wenn heute der Alkohol wie mit einem Schlage verschwinden würde, die Menschheit nur gewinnen könnte – es ist das ein Ausspruch Otto von *Leixners* – ebenso sicher ist es, daß, wenn heute der Alkohol als ein bis dahin gänzlich unbekannter Stoff in unser Land käme, so viele Existenzen an Leib und Seele schädigend, wir alle Hebel in Bewegung setzen und alle Maßregeln gegen ihn ergreifen würden, wie gegen eine verheerende Seuche. Man würde gewiß nicht erst lange fragen, welche Mengen, welche Dosis von einem so bedrohlichen Stoff dem einzelnen verstattet werden könnten. Nur weil dieses Übel sich in uns und wir uns in ihm eingeschlichen haben, haben wir den Maßstab für seine Größe verloren.

Aus meinem Vortrag: *„Einfluß des Alkohols auf das Geschlechtsleben"* sei gleichfalls noch einiges wiedergegeben. Ich sagte dort: Unter den Dingen, welche das Geschlechtsleben in höchst nachteiliger Weise künstlich beeinflussen, welche eine Hauptschuld tragen, daß hier neben dem Schönen soviel Häßliches, bei dem Edlen soviel Gemeines wohnt, steht obenan der Alkohol. Schon in der *Bibel* heißt es: „Betrinkt euch nicht mit Wein, denn der Geist der Unzucht hat den Wein zum Diener für die Gelüste der Sinne, sintemal beide den Menschen die Kraft rauben." Bei den alten Völkern galten Bacchus und Venus, der Gott des Trunks und der Liebe, als eng zusammengehörig, ebenso wie noch von den heutigen Ärzten die „Excesse in Baccho et Venere" zusammengenannt zu werden pflegen, wenn sie als Krankheitsursache ein ausschweifendes Vorleben bezeichnen wollen.

Alte Lebemänner geben häufig jungen Leuten den *gewissenlosen* Rat, sie mögen,

um sich ein Weib willfährig zu machen, vor allem die geistigen Getränke, womöglich in Verbindung mit scharf gewürzten salzreichen Speisen zu Hilfe nehmen. Was bedeutet das? Das heißt nichts anderes, als daß man durch den Alkohol am leichtesten die Bedenken betäubt und beseitigt, welche ein Weib der Verlockung des Mannes entgegensetzt. Die Wirkung ist dabei nicht so zu verstehen, daß der Geschlechtstrieb durch den Alkohol direkt gereizt und gestachelt wird, im Gegenteil, der eigentliche geschlechtliche Reiz, die nervöse Empfindsamkeit wird *vermindert,* es wird vielmehr nur die abwägende Überlegung, die kritische Vernunft, der *Widerstand herabgesetzt.* Der alte Philosoph Plato verglich einmal die Leidenschaften mit lebhaften Rossen, der Rosselenker sei der Verstand, die Nervenstränge die Zügel. Der Alkohol wirkt also nicht auf die Rosse selbst, erhöht nicht ihre Leidenschaftlichkeit, er richtet sich nur gegen den Lenker, dieser läßt die Zügel locker, der Kutscher fällt vom Bock, und, losgelöst von der Kontrolle der Vernunft, gehen die Pferde — die *Leidenschaften* — durch.

So ist es eine alte Beobachtung, daß bei allen *Volksfesten,* in der Kirmeß, beim Karneval, an politischen und religiösen Feiertagen nicht nur dem Genuß alkoholischer Getränke, sondern auch dem Geschlechtsgenuß in übermäßiger, unbedachter Weise zugesprochen wird. Ich erinnere mich, daß ich als Student im ersten Semester einmal um die Weihnachtszeit bei einem Professor der Medizin in Breslau eine Gesellschaft mitmachte, auf der erst ein und bald ein zweiter Assistent einer Frauenklinik zu einer Geburt abgerufen wurden. Ein älterer Arzt in meiner Nähe machte dabei die Bemerkung: „Ach ja, die *Kaisersgeburtstagskinder.*" Ich verstand diese Äußerung nicht, bat um eine Erklärung und erfuhr, daß damals um Weihnachten die Entbindungsanstalten und Wöchnerinnenheime überfüllt waren, weil in jener Zeit die unehelichen Kinder geboren wurden, zu welchen neun Monate zuvor, am 22. März, dem Geburtstag des alten Kaisers, einem allgemeinen Volksfeste, die Keime gelegt waren. Unter diesen im Rausch, Delirium oder chronischen Alkoholismus gezeugten und empfangenen unehelichen Kindern befindet sich, wie die Vererbungsstatistik erwiesen hat, ein besonders hoher Prozentsatz geistig und körperlich minderwertiger, welche der menschlichen Gesellschaft nicht zum Vorteile gereichen.

Aber nicht nur, daß durch den Alkohol so viele Mädchen *uneheliche Mütter* werden, schlimmer ist, daß durch ihn so außerordentlich viele der *Prostitution* anheimfallen. Die meisten Dirnen trinken, um sich über das Elend ihrer Lage hinwegzutäuschen, in die sie nur zu oft durch den Trunk geraten sind. Ich will hier die Schilderung eines Mädchens wiedergeben, welche sich in einer Schrift findet, in der ein Bordellhalter seine traurigen Erfahrungen zu Nutz und Frommen der Mädchen, nicht der Mädchenhändler, veröffentlicht hat, die diese Förderung ihres schmählichen Gewerbes durch den Alkokol nur allzugut kennen.

Ein Mädchen berichtet: „Er ließ uns Wein und Speisen bringen. Ich hatte früher nie Wein gekostet, aber er drang in mich, ich nahm ein Glas, ein zweites, und so hatte ich vier Gläser getrunken. Mein Kopf wurde so schwer und ich wußte kaum,

was ich tat. Dann sagte meine Freundin: ‚Anni, du mußt jetzt nach oben kommen.' ‚Was?' sagte ich. ‚Kümmere dich um nichts,' meinte sie, ‚du wirst viel Geld verdienen.' Mein Kopf war so schwer, ich achtete nicht darauf, was ich tat, aber ich hatte eine Ahnung davon, daß es nicht gut sei, nach oben zu gehen. Sie bestand darauf, und ich ging. Der Mann, den sie Onkel nannte, folgte uns, und ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig." . . . Das ist ein Beispiel aus dem Leben und trifft in ähnlicher Weise für Zehntausende von Mädchen zu, die der *„gewerbsmäßigen Unzucht"* anheimfallen. Und noch in zweiter Linie verdanken viele Prostituierte dem Alkohol ihren jammervollen Beruf. Wie oft hat das durch den Trunk des Vaters erzeugte häusliche Elend sie noch als halbe Kinder auf die Straße getrieben, in die Arme des Verderbens.

Gibt sich das Mädchen bei alkoholisch umnebeltem Verstande dem Manne leichter hin, so hat die Lähmung der Überlegung bei diesem zur Folge, daß er die möglichen Wirkungen viel weniger in Betracht zieht, über Verführung, Schwängerung, etwaige geschlechtliche Ansteckung ungleich leichtsinniger denkt.

Wie hundertfach hört man nicht von Geschlechtskranken erzählen, sie seien angeheitert von der Kneipe gekommen, als ihnen auf der Straße ein Mädchen begegnete, welches sie anlockte; sie hätten nicht viel darauf geachtet, ob es gesund oder krank, alt oder jung, hübsch oder häßlich gewesen sei, wären mitgegangen und hätten sich angesteckt. Dabei handelt es sich meist nicht etwa um schwere Trunkenheit, sondern oft nur um leichte Bezechtheit. Es genügen schon 10—12 Gramm Alkohol, also soviel, wie in einem Glase Wein oder Bier enthalten ist, um die Vorstellungen zu verdunkeln und den Willen zu schwächen. *Forel* hat eine Statistik venerisch infizierter Personen veröffentlicht, von denen *mehr als ein Viertel* angaben, sich unter dem Einfluß des Alkohols angesteckt zu haben.

In meiner Praxis starb vor einiger Zeit ein Mann von 50 Jahren an Gehirnerweichung. Es waren mehr als 30 Jahre, als er eines Sonntags, angetrunken von einer Kindtaufe heimkommend, einer Dirne gefolgt war, in deren Behausung er sich syphilitisch ansteckte. Zehn Schmierkuren, die er im Laufe der Jahre machte, waren nicht imstande, das Leiden völlig zu beseitigen. Ende der Zwanziger heiratete er, ging noch als Bräutigam zur Kur nach Aachen, steckte aber trotzdem seine Frau syphilitisch an. Dieselbe gebar 13 totfaule Früchte, von denen 7 vor der Zeit, 4 ausgetragen tot zur Welt kamen, während 2 ein halbes Jahr lang ein Siechendasein führten. Zwei Knaben sind am Leben geblieben, von denen der eine früh Kinderlähmung bekam, während der andere ein jugendlicher Dieb ist, der trotz der unsäglichen Mühe, die sich die Mutter um ihn gab — auch ich versuchte das Menschenmögliche — unrettbar dem Verbrechertum verfallen erscheint; er büßt als bejammernswertes Opfer der auf Alkoholismus und Syphilis beruhenden *Entartung* (= Degeneration) seiner Gehirnzellen „die Schuld der Väter" . . . .

Als meine Beobachtungen, die ich außer in Deutschland hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika anstellte, wo damals — 1893 — viel getrunken

wurde und man von der „Prohibition" (= Verbot der Herstellung, des Verkaufes und Genusses alkoholischer Getränke) noch weit entfernt war, mir die Beschäftigung mit der Alkoholfrage nahelegten, wollte man von einem Kampf gegen den Alkohol in Arbeiterkreisen nichts wissen; ich hatte damals als vielbeschäftigter Kassenarzt in einem Industriebezirke rege Fühlung mit der Arbeiterschaft; man stand dieser Bewegung fremd und gleichgültig gegenüber, betrachtete Alkoholenthaltsamkeit als eine Art der von *Lassalle* gegeißelten *„verdammten Bedürfnislosigkeit"* und meinte, solche zum mindesten nebensächliche Fragen lenkten nur das Interesse von den wirtschaftlichen Hauptfragen ab.

Mehr und mehr ist man aber im Laufe des letzten Jahrzehnts dahinter gekommen, daß im Gegenteil das Trinken berauschender Getränke eines der größten Hindernisse für alle Bestrebungen ist, welche darauf gerichtet sind, die Lage der Arbeiterschaft zu verbessern, und daß überhaupt wenige Ursachen der Kampfeskraft und dem Kampfesmut der Menschen in ihren Befreiungswerken so starken Abbruch tun wie der Alkohol.

Wir verweilten etwas länger, als es vielleicht manchem Leser lieb war, bei den engen Beziehungen zwischen Alkohol und Sexualität, um an einem recht markanten und prägnanten Beispiel zu erläutern, in wie hohem Grade die Lebensweise, „das *Erleben*", die menschliche Geschlechtlichkeit beeinflussen kann, allerdings in ganz anderer Weise, als dies von verschiedenen Richtungen angenommen wird, denen alles das, was nahe liegt, nicht liegt, und die das, was ihnen nicht einfällt, für einfältig halten. Da der Mensch aber nun einmal ein Ergebnis von Anlage und Lage ist, bleibt für den, der ihn bessern will, weiter nichts übrig, als seine Anlage und Lage zu bessern — was freilich bedeutend schwieriger ist, als die sich aus diesen Ursachen zwangsläufig ergebenden *Folgezustände* zu brandmarken.

Hinsichtlich der

Sexualanlage

ist diese Verbesserung nur möglich, wenn der Mensch mit seinen verantwortungsvollen Bemühungen bereits *vor* der Befruchtung einsetzt. Den Weg, den man hier einzuschlagen hat, legte ich an dem Beispiel der Alkoholschädigung dar. Ich könnte ihn ebenso an dem Beispiel *syphilitischer* Keimschädigung und anderen schädlichen Einflüssen fehlerhafter elterlicher Lebensweise aufzeigen. Schon die dauernde *Überanstrengung* des Vaters, die Zeugung im hochgradig ermüdeten Zustand — auch die Ermüdung stellt eine chemische Veränderung durch Abbaustoffe des Körpers, eine Art Selbstvergiftung, dar — kann die gute Beschaffenheit der Keimzellen beeinträchtigen.

Es ist ein Irrtum anzunehmen, das *neugeborene* Kind sei wie ein *unbeschriebenes* Blatt, in dessen Gehirn erst das Leben seine Eindrücke prägt, vielmehr ist jeder Mensch, schon wenn er auf die Welt kommt, mit den Hypotheken seiner Ahnen belastet; es hat keineswegs nur Vorteile, daß wir Eltern haben müssen. Das sollten sich die Eltern merken, die *vieles* ihren *Kindern* zum Vorwurf machen, woran sie *selber* Schuld tragen.

Aus der Erzeugung erwachsen den Eltern weniger Rechte als Pflichten, unter denen die Pflicht der *Erziehung* obenan steht. In dieser aber sollen die Eltern zunächst den Kindern und nicht die Kinder den Eltern *folgen*. Man soll nicht in ein Kind hineinlegen wollen, was nicht in ihm vorhanden ist, sondern das, was Gutes und Brauchbares in ihm liegt, hegen und pflegen und nach der Neigung und Eignung des werdenden Menschen – meist fällt beides zusammen – seine Zukunft aufbauen, vor allem einen Beruf wählen, zu dem er sich berufen fühlt. Bisher wurden bei der Berufswahl noch viel zu wenig die sexualpsychologischen Anlagen erforscht und berücksichtigt. Ein *verfehlter Beruf* bedeutet ein verfehltes Leben. Die Verfehlung aber fällt zu Lasten derer, die gute Seelenkeime, wie sie in jedem vorhanden sind, verkümmern ließen, um sie durch andere zu ersetzen, für die ein geeigneter Nährboden nicht gegeben war.

Die Geschlechtspersönlichkeit, die die *Geschlechtszukunft* des Menschen bestimmt, ist bereits lange Zeit, bevor sie äußerlich sichtlich in die Erscheinung tritt, innerlich vorhanden. Betrachten wir die aus der geschlechtlichen Vereinigung beider Geschlechter hervorgegangene *Frucht in den ersten Monaten ihres vorgeburtlichen Lebens*, so erscheint sie zunächst zwar *ohne* Geschlecht, aber nur anscheinend ist sie geschlechtslos, denn nach „ewigen, ehernen Gesetzen, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden", ruht in jeder Frucht, die Mann und Weib *gemeinsam* schufen, das väterliche und mütterliche Geschlecht tief verborgen. Von der ersten Stunde ihres Werdens steckt in ihr das ihr bis an sein Lebensende eigene Sexualwesen, bald mit männlichem, bald mit weiblichem Übergewicht. Erst allmählich sehen wir sich diese Wesenheit während des Lebens körperlich und seelisch entfalten und erschließen, zeitweise in langsamerem, zeitweise in schnellerem Tempo. Aber stets ist in der geschlechtlichen Einheit Doppelheit und in der Zweiheit Einheitlichkeit.

Wenn man von *angeborenen* oder, nach einem Vorschlage des Philosophen Eduard von *Hartmann*, von *eingeborenen* Eigenschaften redet, so entspricht diese Ausdrucksweise den Tatsachen nur unvollkommen. Denn mit der Geburt wechselt das Kind *nur die Außenwelt*, nicht sein Innenwesen. Alles Angeborene war schon anerzeugt. Deshalb ist es zutreffender, von *Naturanlagen* zu sprechen, die im Menschen schlummern, weniger von angeborenen als von *anerzeugten* zum Unterschied von *anerzogenen* Eigenschaften.

Es ist eine besonders in neuerer Zeit wiederholt aufgeworfene Streitfrage, inwieweit schon

das Kind als Geschlechtswesen

anzusehen ist. Das Sprachgefühl verneint es, indem es ihm den neutralen Artikel gibt und damit ausdrückt, daß es in dem Kinde weder eine männliche noch eine weibliche Persönlichkeit erblickt. Und dennoch, ist nicht fast stets die erste Frage, die nach der Geburt eines Kindes auftaucht, die, ob es ein *Knabe oder Mädchen* ist, ja wird diese Frage nicht meist noch eher gestellt als die viel bedeutsamere, ob es auch *gesund* und *wohlgebildet* ist?

Eine Beantwortung dieser ersten Sexualfrage kann nur nach genauer Besichtigung der äußeren Genitalien des Neugeborenen erteilt werden, und selbst hier kann gelegentlich, infolge mangelhafter Bildung (Bildungsmängel sowohl der beobachtenden Menschen als der beobachteten Genitalien) ein Irrtum unterlaufen („irrtümliche Geschlechtsbestimmung" = „erreur de sexe"). Entweder ist die weibliche Entwickelung zu weit vorgeschritten oder die männliche zu früh stehengeblieben.

Die *übrige Körpergestaltung* des Neugeborenen weist *kaum merkliche Geschlechtsunterschiede* auf, höchstens würden genaue Nachmessungen der durchschnittlichen Körperlänge und Breite sowie der Verhältnisse der einzelnen Quer- und Längsschnitte zueinander (etwa das Verhältnis der Schulter- zur Beckenbreite, der Ober- zur Unterlänge) kleine Verschiedenheiten zwischen den Geschlechtern ergeben, die für den Laien kaum wahrnehmbar sind.

Auch *der erste Schrei,* mit dem das kleine Wesen in wenig freundlicher Weise die Welt begrüßt, klingt bei Knaben genau so wie bei Mädchen. Und der Gesichtsschnitt und Gesichtsausdruck, die Beschaffenheit der Haut und der Haare sind einander so ähnlich, daß, solange das Kind im Steckkissen, im Kinderwagen oder in der Wiege liegt, immer wieder aufs neue von Fremden die Zweifelsfrage aufgeworfen wird: Ist es ein *Junge oder ein Mädel?* In vielen Gegenden herrscht die Sitte, dieser Frage durch *Farbensignale* zuvorzukommen, durch bunte Bändchen, die am Häubchen und der Wäsche der Kinder angebracht werden; Blau pflegt dabei die Farbe der Knaben, Rosa die der Mädchen zu sein.

Bis aus dem Benehmen des Kindes, aus der Art, wie es sich zu den Dingen und Menschen verhält, deutliche männliche oder weibliche Charakterzüge zu erkennen sind, vergehen Jahre. Bei vielen Eltern besteht die Neigung, diese Zeit der *Ungeschlechtlichkeit,* der äußerlich eine *Einheitskleidung* entspricht, nach Möglichkeit *abzukürzen,* indem sie dem Knaben möglichst früh die ersten Hosen anziehen. Eitle Mütter finden es gar zu niedlich, wenn der kleine Knirps, kaum daß er laufen kann, wie ein Miniaturherr herumstolziert.

Man sollte aber aus den verschiedensten Gründen diesen

Zeitpunkt der Geschlechtsbetonung

lieber hinausschieben als zu frühzeitig eintreten lassen. Mit den ersten Beinkleidern wird in dem empfänglichen Knabenhirn die Vorstellung erweckt und gefördert, er sei etwas anderes, Höheres als die Mädchen. Die Begriffe *geschlechtlicher Mehr- und Minderwertigkeit* fassen Wurzel, eine unterbewußte *Geschlechtsgegnerschaft* setzt ein. Einer der wichtigsten Grundsätze der Sexualerziehung aber, der den Menschen durch sein ganzes Leben begleiten soll, ist: Die Geschlechter sind, wenn auch nicht gleichartig, so doch gleichwertig und gleichberechtigt! Es gibt, absolut genommen, weder ein stärkeres noch ein schwächeres Geschlecht, weder eine bessere noch eine schlechtere Hälfte.

Auch noch andere Rücksichten, wie die Vermeidung frühzeitiger *Reizungen der*

Genitalzone, sprechen für die längere Beibehaltung einer leichten, lockeren Einheitstracht. Es war keineswegs immer und überall Sitte, schon lange vor dem Erscheinen der sekundären Geschlechtscharaktere die Unterschiede bei den Kindern zu markieren. Im alten Hellas beispielsweise trug die Jugend beiderlei Geschlechts bis zum Feste der Mannbarkeit dieselbe Tracht. Auch bei den Römern hatten die Kinder eine eigene *Kinderkleidung*, die sie von den Frauen und Männern schied. Die Jünglinge legten sogar erst im 15. oder 16. Jahre die Kindertracht ab und bekamen feierlich das männliche Gewand – die Toga virilis – angelegt. *Valerius Maximus* schildert, wie erhebend es war, wenn die römischen Jünglinge auf dem Kapitol vor den Göttern die männliche Kleidung erhielten und in ihr auf dem Markte vorgestellt wurden. Bei uns kennzeichnet sich der nach der Geburt wichtigste Abschnitt des Lebens, die Reife, in der Kleidung nur dadurch, daß zum Zeichen, daß sie nun „erwachsen" sind, die Knaben die ersten „langen Hosen", die Mädchen die ersten „langen Kleider" bekommen. Die unterschiedliche Geschlechtstracht legt man ihnen aber schon viel früher, oft bereits im dritten Lebensjahre, an.

In meinem Werk „Die Transvestiten" (eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb mit umfangreichem kasuistischem und historischem Material. Berlin 1910) habe ich ausführlicher ein merkwürdiges Buch aus dem Jahre 1791 erwähnt, das den Titel führt: „Wie der Geschlechtstrieb des Menschen in Ordnung zu bringen und die Menschen besser und glücklicher zu machen sind." Es ist merkwürdig durch seinen Inhalt, noch merkwürdiger durch den großen Eifer, mit dem sein Verfasser, der Gräflich Schaumburg-Lippische Hofrat und Leibarzt Dr. Bernhard *Faust*, seine Ideen verficht. Er fordert, daß die hervorragendsten seiner Zeitgenossen, von denen er unter anderen „die Herren von *Goethe, Herder, Hufeland, Schiller* und *Wieland* namentlich anführt, zu einer *Untersuchungskommission* zusammentreten sollen, um seine Gedanken und Vorschläge zu prüfen. Diese gipfeln in dem Entwurf einer ausführlichen „Landesordnung für eine künftige einförmige Kleidung der Kinder, die Deutschlands große, gute und weise Fürsten als Väter ihrer Völker mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts im Jahre 1800 als Gesetz für ihre lieben Untertanen am Altare der Menschheit niederlegen sollen".

Bernhard Faust stellt in diesem Buche, dem der berühmte Pädagoge *Campe* eine Vorrede beigegeben hat, die These auf, daß die hauptsächlichste Ursache der Onanie der Knaben die Hosen seien. Auch das Einwickeln in enge *Windeln* – hier pflichte ich dem Verfasser durchaus bei – reizt nach *Faust* frühzeitig die Geschlechtsteile. Später entstehe dann durch die Hosen „eine große, feuchte Wärme, die am vorzüglichsten und größten in der Gegend der Geschlechtsteile ist, wo das Hemd sich in Falten zusammenlegt". „Auch muß der Knabe," fährt der Verfasser fort, „wenn er seinen Harn ablassen will, sein kleines männliches Glied aus den Hosen zerren; im ersten Anfange und auch noch lange Zeit nachher kann der kleine Knabe dies nicht selbst bewerkstelligen; Kinder, Mägde und Knechte helfen ihm und zerren und spielen mit seinem Geschlechtsteil: Durch dieses Befühlen, Zerren und Spielen, das der Knabe

selbst oder andere mit seinen Geburtsteilen treiben, gerät der Knabe und auch das Mädchen, das sehr oft hilft und dem der unschuldige Knabe aus Dankbarkeit wieder helfen will, in eine vertraute Bekanntschaft mit Teilen, die sonst heilig, unrein und Schamteile waren. Das Kind gewöhnt sich an, mit den Geburtsteilen zu spielen, und die Gelegenheitsonanie ist durch die Hosen hervorgebracht" (S. 45).

Als Abhilfe schlug *Faust* eine mehr der weiblichen Kleidung angepaßte Kleidung für die Knaben bis zum 14. Lebensjahre vor. Die Kinder werden dann „der Natur gemäß Kinder sein und spät reifen", und „der Geschlechtstrieb der Menschen wird in Ordnung kommen, und die Menschen werden besser und glücklicher werden" (S. 217). So meinte der gute Dr. Bernhard *Faust,* der zwar nach der Art vieler Eigenbrödler und Steckenpferdreiter übertreibt, in dessen Lehren aber doch ein gesunder Kern nicht verkannt werden kann, nämlich, daß sowohl beim männlichen als weiblichen Geschlecht Ober- und Unterkleider, die eine oszillierende (= erschütternde) Berührung des Genitalapparates bewirken, den Drang befördern, die Reizung durch Betastung zu steigern, das Unlustgefühl des Juckens durch das Lustgefühl des Reibens zu beseitigen.

Die Forderungen *Fausts* fanden zu seiner Zeit nirgends Widerklang, ebensowenig wie ein anderer viel einfacherer Vorschlag, der sich in der gleichen Linie bewegt, keine Beachtung und Ausführung gefunden hat, nämlich der, die *Hosentaschen* so anzulegen, daß sie nicht geradewegs zu den Geschlechtsteilen führen. Es könnte hier so leicht durch *ausschließliche* Anbringung der Taschen am Rücken über dem Gesäß Abhilfe geschaffen werden. Wie richtig das wäre, ersieht man aus der Feststellung, die man bei Überprüfung der Hosentaschen in den Schulen machte, daß sehr zahlreiche Schüler sich unten in die Taschen Löcher gebohrt hatten, um sich selbst und gegenseitig leichter an die Geschlechtsteile greifen zu können. Aus mehrfachen Berichten von Schülern ist bekannt geworden, daß in manchen Schulklassen geradezu die Unsitte zur Sitte wurde, sich während langweiliger Stunden wechselseitig in die Hosentaschen zu fassen und unten zu berühren, nicht selten usque ad ejaculationem (= bis zum Erguß). Diese mutuelle (= gegenseitige) Schulonanie leistet der solitären (= einsamen) zu Hause großen Vorschub. Deshalb ist der Rat des alten Gesundheitslehrers *Bock,* die Taschen bei Knabenhosen und Mädchenkleidern *hinten* anzubringen, wohl begründet, ebenso wie es ein Verbot der *Korsette* für Schulmädchen ist und die Empfehlung *loser* und *leichter* Kleidung im allgemeinen.

Hier sei gleich erwähnt, daß für den *Individualpsychologen* – und ein solcher, kein Schematiker, muß ein Sexualerzieher sein – die Kleidung in viel höherem Grade, als man nach dem Vorhandensein von Mode und Uniform annehmen sollte, eine *Ausdrucksform der inneren Persönlichkeit* darstellt. Vor allem ist auch der psychologische Zusammenhang zwischen

Kleidung und Sexualität

ein bisher ungewürdigt großer. Hinsichtlich der *Rückschlüsse,* die ein tüchtiger, mit Einzelheiten vertrauter Beobachter und Kenner ziehen kann, verhält sich das *Kleid*

ganz ähnlich wie die *Schrift*. Auch hier bedienen sich alle Menschen der gleichen Schriftzeichen, und doch kann der *Graphologe* aus der Schrift wie der *Esthetologe* aus der Kleidung (gebildet von dem griechischen Wort für „Kleidung" ἐσθής, Genetiv: ἐσθῆτος) aus kleinen, kleinsten und allerkleinsten persönlichen Verschiedenheiten sehr vieles über den Charakter eines Menschen herauslesen, über Grad und Art seiner Männlichkeit und Weiblichkeit, die Kraft und Beständigkeit seines Willens und über viele andere individuelle Züge, Vorzüge und Schwächen. Oft werden freilich diese Beobachtungen nicht unerheblich erschwert, da mancher gerade mit den Mitteln der Ausdrucksformen seine Mitmenschen bewußt und unbewußt zu täuschen sucht, besonders, wenn seine körperseelische Geschlechtlichkeit sich von der der Mehrzahl unterscheidet. Diese Erscheinung fällt dann in das Gebiet der *„sexuellen Mimikry"* (=Geschlechtsanpassung). Wie sich das natürliche Kleid der Tiere ihrer Umgebung anpaßt, um weniger leicht von Feinden bemerkt und verfolgt zu werden, wie man im letzten Kriege die Farbe der Uniform nach dem Grau und Braun des Feldes und dem Blau des Horizontes wählte, um sich besser verbergen zu können, so zwingen sich viele Menschen, um nicht aufzufallen, in eine ihrer Eigenart nicht entsprechende Tracht. Aber selbst an ihr fehlen selten *Kleinigkeiten*, die dem Träger eher entgehen als dem *aufmerksamen Erforscher der Persönlichkeit*.

In einem Buch von Thomas *Carlyle* aus dem Jahre 1831, das den Titel „Sartor resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh" führt, klagt er darüber, daß, trotzdem doch die Wissenschaft in den letzten 5000 Jahren immer weiter fortgeschritten sei und jetzt überall ihre Fackeln leuchten lasse, so daß kaum noch ein Winkel, kaum noch ein Spalt im Gebiet der Kunst und Natur im Dunkel sei, gleichwohl kaum etwas von grundlegender Bedeutung, sei es vom Standpunkt des Philosophen, sei es von dem des Geschichtsforschers aus *über die Kleider* geschrieben sei. Er meint, daß der Flug der Denker zu hoch gewesen wäre, als daß sie der Kleidung Acht gehabt hätten, „für sie war das Kleid ein totes Ding, und niemals ward es begriffen als Stück unseres ureigensten Wesens". Auch der ausgezeichnete Gießener Psychologe Dr. Robert *Sommer* äußert sich in dem Briefe, mit dem er die Widmung des Werkes von Fritz *Rumpf:* „Der Mensch und seine Tracht" ihrem Wesen nach geschildert (Verlag von Alfred Schall, Berlin, Verein für Bücherfreunde, 1905, mit 29 Tafeln) annimmt, „daß alle Trachten nicht nur Beziehungen zu der morphologischen und physiologischen Beschaffenheit des Körpers haben, sondern auch zu bestimmten psychischen Grundeigenschaften und daraus im letzten Grunde herzuleiten seien". Zu diesen psychischen Grundeigenschaften gehört in erster Linie die Sexualität.

In meinen „Transvestiten" hätte ich mich eingehend darüber verbreitet, daß wir nicht nur die Kleider als ein zufälliges, launenhaftes Etwas, als leblose Gewebe anzusehen haben, sondern als *sinnfällige Zeichen eines inneren Strebens*. Dabei kommt es wie bei allen seelischen und besonders psycho-sexuellen Ausdrucksformen mehr auf die *feinsten Nuancen* (= Abweichungen, Abstufungen) bis zum Hutband und der Schuhspitze an, als auf das große Gemeinsame. Treffend ruft Emanuel *Hermann* am Ende seines geistvollen Werkes *„Naturgeschichte der Kleidung"* aus: „Die Kleidung ist die unbewußte Sprache der Geister." Vorher hat er an vielen Beispielen gezeigt, wie sich „die Persönlichkeit mit ihrer originalen Denk- und Gefühlsweise, ihrem Charakter und ihrer Lebensrichtung in ihrer Kleidung widerspiegelt". Friedrich *Kleinwächter* vertritt in dem Aufsatz: „Zur

Philosophie der Mode" (der 1880 in Franz von Holtzendorffs Deutschen Zeit- und Streitfragen erschien) die gleiche Auffassung. Er sagt: „Das Kleid soll irgend etwas andeuten, und diese seine *symbolische Deutung* wurzelt so tief, daß sie — so paradox es klingen mag — zur Erscheinung gelangt, ehe der Mensch überhaupt noch daran denkt, Kleider zu tragen. Die Zeichnung, die der Wilde mittels der Tätowierung auf seiner eigenen Haut ausführt, ist nichts weiter als ein Ausfluß dieses dem Menschen innewohnenden Triebes, zu symbolisieren."

Ich könnte noch manchen ähnlichen Ausspruch anführen, denn seit *Carlyle* darüber klagte, daß „bisher kaum etwas von grundlegender Bedeutung, sei es vom Standpunkt des Philosophen oder von dem des Geschichtsschreibers, über die Kleider geschrieben sei", ist von dieser Seite manche wertvolle Abhandlung über den Gegenstand veröffentlicht; wie übrigens im Deutschen auch schon vorher einige vorzügliche Werke, die der englische Autor offenbar nicht kannte, existierten, so namentlich das mehrbändige Werk von Robert von *Spallart:* „Versuch über das Kostüm der vorzüglichsten Völker des Altertums, des Mittelalters und der neueren Zeit" (nach den bewährtesten Schriftstellern bearbeitet, auf eigene Kosten herausgegeben von Ignaz Albrecht, Wien, in der Joseph Erderichschen Buchhandlung 1796 u. ff. Jahre) und die noch frühere fleißige Arbeit *Klettens* (Dr. Georg Ernst Kletten: „Versuch der Geschichte des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte usw." Gotha, bei Karl Wilhelm Ettinger, 1792).

Von individual-psychologischen und vor allem von sexual-psychologischen Gesichtspunkten aus gesehen, liegt allerdings auch heute nur wenig vor, was dem großen weitschichtigen Problem der menschlichen Bekleidung als seelischer Ausdrucksform gerecht wird. Und doch wie unendlich viel ließe sich über die Psychologie der Kleidung in geschlechtlicher, individueller, zeitgeschichtlicher und kulturhistorischer Hinsicht sagen. Wie viel Stimmungen drücken allein die Farben der Stoffe aus, vom hellen Feiertagskleid, dem festlichen Weiß und freudigen Rot bis zum bescheidenen Blau und dem ernsten trauervollen Schwarz. „Welchen rührenden erhebenden Anblick", sagt *Hermann* in dem Abschnitt seines Buches, den er *„Physiognomik der Kleidung"* überschreibt, „gewährt uns durch sein blankes Festkleid das alte Mütterchen, wenn es Sonntags in aller Gottesfrühe zur Kirche humpelt; schaut da nicht aus allem Bänderschmuck, aus den schlicht gelegten Fältlein der echte Gottesfrieden selber heraus? Und erst die Weihe des Konfirmandenkleides und die wunderbare Zauberkraft des Brautkleides, das die ganze Lebensgeschichte der Jungfrau und Frau mit aller Sinnigkeit und allem Opfermut klar ausspricht, und dann die Trauerfarben, die Flore und dichten Schleier, wie wiederholen sie alles Wehe der Herzen, denen die Pracht der Welt plötzlich farblos, das heißt schwarz erscheint, weil der geliebte Verstorbene nicht mehr mitempfindet."

Wenn heute noch vielfach, namentlich in den Lehrbüchern der Hygiene, behauptet wird, daß *Schutzbedürfnis und Schamgefühl* die eigentlichen Wurzeln der Kleidung sind, so ist es nach dem gegenwärtigen Stand ethnographischer Forschung höchst fraglich, ob nicht ganz andere Wurzeln hier viel wirksamer sind. Hätte die Kleidung nur den Zweck, den Körper vor den Unbilden der Witterung zu schützen, so ist es nicht einzusehen, weshalb man sich ihrer auch dort bedient, wo die Wärme der Luft keineswegs eine Verstärkung der Hautdecke erfordert. Umgekehrt aber haben Reisende die Einwohner kalter Himmelsstriche vielfach *fast ohne Kleidung* angetroffen, so an der Magelhänischen Meerenge. Es würden auch, um den Körper zu erwärmen, viel einfachere Hilfsmittel der Umwicklung genügen, als sie tatsächlich überall im Gebrauch sind.

Bei allen Völkern, selbst bei den Ureinwohnern der Urwälder, wo von Scham und Schutz keine Rede sein kann, sehen wir dagegen die Neigung, den Körper zu schmücken und zu zieren, den Trieb, die natürlichen Reize künstlich zu verstärken. Ob sich die Primitiven aus dem Meere *Muschelschalen* oder die Zivilisierten kostbare *Perlen* fischen, um sie sich um den Hals zu hängen, ob *jene* rohe Metallstücke oder *wir* goldene Ringe und silberne Armspangen um Finger, Arme und Beine legen, ob sich ein Volk Stifte, Ringe und Knöpfe durch durchbohrte *Nasen* oder durch durchlöcherte *Ohren* zieht, ob die Wilden sich Vogelfedern unmittelbar ins Haar stecken oder die Modernen noch ein bearbeitetes *Stück Stroh* oder Filz dazwischen tun, ob jene sich einen *größeren* Teil der Körperoberfläche färben und bemalen oder wir nur das Gesicht schminken und die Haare färben, ob Tierfelle im ganzen umgelegt werden oder erst in Stücke geschnitten, dann wieder zusammengesetzt und Pelze genannt werden, ob asiatische Völker sich *nur die Füße* verkleinern und zusammenzwängen oder europäische mit Hilfe von Fischbein, das sie in Korsetten verarbeiten, viel wichtigere und edlere Teile verengen und einschnüren, ob sich die Südaustralier Narbenverzierungen oder deutsche Studenten „Renommierschmisse" als Merkmal ihrer Schneidigkeit beibringen lassen – alles dies kommt rein psychologisch auf dasselbe heraus. Es zeigt sich, daß wir heute noch wie in uralten Zeiten alle möglichen Gegenstände aus den drei Naturreichen nehmen – von den Fasern der Pflanzen, den Fellen und Federn der Tiere bis zu dem Gold der Berge und den Perlen des Meeres – um uns *mehr Glanz und Ansehen* zu verleihen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf diesen überall verbreiteten Hang, den Körper hübscher, reizvoller und damit erotisch anziehender zu gestalten, sowohl das Kleid an und für sich als auch der Wunsch zurückzuführen ist, die Tracht immer eigenartiger, neuartiger und wirkungsvoller erscheinen zu lassen – ein Wunsch, dem die *Mode* ihre Entstehung verdankt.

Wie *mitleidlos* und *rücksichtslos* die Menschen dabei zu Werke gehen, wenn sich ihr Ausschmückungsdrang zur Putzsucht steigert, dafür nur ein Beispiel. Seit vielen Jahren ist man bemüht, den Menschenfrauen klar zu machen, daß die *Reiherstöße*, die sie sich aufs Haupt setzen, nur durch Verübung einer höchst grausamen Tierquälerei beschafft werden können. Diese Federn wachsen den Reihermüttern nämlich nur während der Zeit, in der sie ihre Jungen hegen und pflegen. Die Brut muß jämmerlich verhungern, wenn die Reiherweibchen mit den begehrten Federn vom Neste abgeschossen werden. Ein Amerikaner, *Edward Bok*, veröffentlichte viele Photographien von Reiherjagden und Nestern mit sterbenden Jungen. Diese erschütternden Bilder versah er mit kurzen treffenden Begleitworten. Er dachte, die Anrufung der Mutterliebe würde genügen, um die Frauen, wenn sie diese Tatsachen erführen, sogleich vom Kaufen und Tragen solcher Federn Abstand nehmen zu lassen. Aber das Gegenteil trat ein. Nachdem er mehrere Monate lang in weitesten Kreisen seine Flugblätter mit den Greuelbildern verbreitet hatte, erfuhr er von den Schmuckfedernhändlern, daß die Nachfrage nach Reiherstößen sich *mehr als vervierfacht* hatte. Es ergab sich, daß Tausende von Frauen erst durch seine Schilderungen angeregt von der Lust ergriffen wurden, das vielbegehrte Kleinod auch zu besitzen.

Ganz niedergeschmettert wandte sich Bok an eine ihm vertraute Freundin, die ihm folgendes sagte (vgl. das Buch: „Wie Edward *Bok* Amerikaner wurde. Eines holländischen Knaben Rückblicke nach 50 Jahren, erschienen bei Benno Schwabe & Co., Basel"):

„Sie haben ja recht, aber Sie kämpfen gegen Unergründliches. Das schmucklüsterne Weib schert sich den Teufel um die Leiden, welche den Preis der Befriedigung bilden." „Mag sein," meinte Bok. „Aber ich hätte gedacht, daß hier das Muttergefühl mitspricht. Soll ich denn wirklich glauben, daß es einer Frau ganz gleichgültig ist, wenn die junge Brut dahinsiecht?" „Ich will nicht sagen, daß es den Frauen ganz gleichgültig ist; das Mitgefühl macht sich zweifelsohne geltend. Aber wenn Für und Wider abgewogen werden, dann genügt dieses Mitgefühl nicht, um die Wagschale gegen den Ankauf des begehrten Schmuckstückes herabzudrücken. Sehr bedauerlich, aber Tatsache. Die Frau vergießt vielleicht Tränen über das Schicksal des Reiherweibchens und seiner Jungen, aber das ändert nichts an dem Umstand, daß sie die Aigrette unbedingt auf ihrem Hut haben muß. Sie zwingt sich dazu, die traurige Geschichte zu vergessen. Nehmen Sie mich selbst. Vermutlich sind Sie entrüstet, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir einen Reiherstoß gekauft habe, trotzdem ich die Entstehungsgeschichte sehr gut kenne. Und warum? Weil ich ein Weib bin; weil ich weiß, daß keine andere Feder so gut zu meinem Haare steht. Nennen Sie mich grausam, wenn Sie wollen. *Mir wäre es schon lieber, die Reihermutter brauchte nicht zu sterben und die Kleinen brauchten nicht zu verhungern. Aber, lieber Herr Bok, meine Feder muß ich haben.*"

Warum wird, muß man unter solchen Umständen fragen, nicht der Verkauf eines Federschmuckes verboten, auf dessen Kauf ein freiwilliger Verzicht nicht möglich scheint.

Wenn man es neuerdings (vgl. Aufsatz von Dr. L. *Zeitlin: „Das Ende der Mode"* in der „Zukunft" v. 9.10. 09) vorgeschlagen hat, die Mode durch eine auf Zweckmäßigkeit sich gründende ästhetische Dauerform ersetzen zu wollen, so heißt dies ihre Gesetze ebenso verkennen, wie sich diejenigen über den natürlichen Fluß *lebendiger* Ausdrucksentwicklung täuschen, die von einer *Weltsprache* träumen.

Der Spruch des schlesischen Epigrammdichters Friedrich Freiherr von *Logau* (1604–1655):

Alamode Kleider – alamode Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen

ist nur zum Teil richtig. Sicherlich fließt dauernd ein Kräftestrom von der Welt außer uns in die Welt in uns, aber der Gegenstrom, der von der Gefühls- und Vorstellungswelt in uns nach außen geleitet wird, wirkt doch wandelnder auf unser Leben ein als das Außenleben auf das Seelenleben.

Gerade in der Bekleidungsfrage ist um die Jahrhundertwende von der Jugend selbst eine tiefgreifende, in ihrer Seelenstruktur begründete Wandlung ausgegangen. Dies kam so. Ein junger Student namens Karl *Fischer* in Steglitz bei Berlin gründete eine Schülervereinigung, um mit ihr *Fahrten* in die deutschen Lande zu machen. Die Jungen nannten sich kurzweg

„Wandervögel"

und stellten ihr Leben im Gegensatz zu der Unkultur ihrer Tage bewußt und demonstrativ auf das Primitivste ein. Man wollte ganz in der Natur leben, sich auf der Wiese und im Moorboden der Wälder lagern, mit der Mutter Erde selbst wieder Fühlung gewinnen. Das Wirtshaus und mit ihm der Alkohol wurden in Acht und

Bann getan; man kochte im mitgenommenen „Hordenpott" sich das Essen selbst unter dem lustig brodelnden Holzfeuer im Walde.

Der leibliche und geistige Vater – *Erzeuger und Erzieher* – waren von diesen Fahrten, auf denen man kommunistisch aus einem Geldbeutel lebte, grundsätzlich ausgeschlossen. Der hergebrachte Sonntagsanzug war streng verpönt. Da erschloß sich diesen Jungen ihre Heimat auf nie geahnte Weise. Beim Bauern im Stroh übernachtend, mit ihm lebend, ihm an Regen- und Ruhetagen bei seinen landwirtschaftlichen Arbeiten helfend, schufen die Jungen ein neues Bindeglied zwischen Stadt- und Landbevölkerung, die einander immer mehr fremd geworden war. Am Abend trafen sich die Wandervögel (wie später auch die Naturfreunde, Pfadfinder und unzählige andere Wandergruppen) unter der Dorflinde. Verklungene Volkslieder lebten auf, das alte deutsche Instrument, die Laute (Zupfgeige, Klampfe), gab ihren schluchzenden Beiklang. Eine neue Kultur erstand in diesen Kreisen: die *Wandervogelkultur*, deren wesentlichster der Zug nach schlichter Schönheit war. Ein leerstehendes Bauernhaus wurde zum Landheim, ein alter Stadtturm zum Stadtnest eingerichtet, kostenlos und doch kunstvoll.

So einfach, wie das Leben war, wurde auch bald die Tracht. Es lag auf der Hand, daß diese Rückkehr zum natürlichen Leben nicht in der üblichen Männer- und Frauenkleidung mit hohen Kragen, steifen Hüten, langen Hosen mit Bügelfalten oder bei den Mädchen in engen Schnürleibchen mit Federhüten und hochhackigen Stiefeletten ausgeführt werden konnte. Dazu gehörten für die Mädels einfache Kittelkleider, für die Burschen knie- und halsfreie Anzüge (Kluften), für beide poröse oder wollene Hemdhosen, im Sommer Sandalen, im Winter derbes Schuhzeug, bei Regenwetter Lodenmäntel und auf dem Kopf nur der natürliche Schmuck und Schutz des Haares. Hüte sind für den größten Teil des Jahres überhaupt ein „überflüssiges Möbel". Vor allem unsere Jugend sollte halsfrei und hutlos aufwachsen.

Alles, was wir von der sexualpsychologischen Bedeutung der Kleidung sagten, ist in Andeutungen auch beim Kinde wahrnehmbar. In seinem Geschmack, seiner Formen- und Farbenwahl verrät sich viel von seiner zukünftigen Eigenart. So ist die Art, wie ein Knabe auf die erste Hose reagiert, für seine Seelendiagnose (Diagnose = Erkenntnis) von Wert, ebenso wie später das Verhalten des Kindes, wenn es statt der bisherigen kurzen Beinkleider oder Röcke die ersten langen anziehen soll. Es enthüllt sich hier schon vieles von der späteren virilen (= männlichen), femininen (= weiblichen), auch infantilen (= auf kindlicher Stufe stehengebliebenen) Beschaffenheit eines Menschen.

Die innigen und tiefen Zusammenhänge zwischen Kleid und Sexualität sind mit dem hier Angeführten bei weitem nicht erschöpft. Namentlich die Bedeutung der Kleidung und der stets eng mit ihr verbundenen *Haar- und Barttracht* als sexualpsychologischer *Ausdruck einer Zeit* – die unsrige ist wie die Zeit nach der Französischen Revolution durch die männlichen Einschläge in die weibliche und die weiblichen in die männliche Tracht gekennzeichnet – verdiente eingehendere Würdigung, wenn es

der Rahmen dieses Buches zuließe. Auf manches, wie auf das Kleid als *erotisches Anziehungsmittel* in normaler (= physiologischer) und abnormaler (auf diesem Gebiet „fetischistischer") Beziehung, wird sich noch gelegentlich zurückkommen lassen.

Hier sei nun noch einer *Sexualschädigung* gedacht, die, an sich zwar ganz anders geartet als die bisher genannten, dennoch mit ihnen insofern übereinstimmt, als sie schon in früher Jugend eine starke Wirkung auf die körperseelische Geschlechtlichkeit ausübt. Wie der Alkohol und die Auswüchse der Kleidung für den Leib und die an ihn gebundene Geistigkeit und Geschlechtlichkeit schädlich sind, so verderblich ist

der Einfluß der Prügelstrafe

auf Körper, Seele und Sexualität. Trunksucht, Putzsucht, Prügelsucht leichteren, mittleren, schweren und schwersten Grades stellen in dieser Hinsicht eine oft verhängnisvolle Sitte, richtiger Unsitte dar. Wenn wir im vorigen Kapitel, wo von der Sexualaufklärung die Rede war, bereits gegen jede *Bedrohung* des Kindes mit körperlicher Mißhandlung unsere warnende Stimme erhoben, so tun wir es im verstärkten Maße hier, wo wir von *praktischer* Sexualerziehung sprechen, gegen jegliche Form tatsächlicher Mißhandlung.

Ist man nach längeren Meinungskämpfen dazu gelangt, bei den Vergehen Erwachsener von der Prügelstrafe Abstand zu nehmen, weil der Grad der durch sie hervorgerufenen Entwürdigung und Verbitterung, die Gefahr körperlicher und seelischer Schädigung bei weitem nicht der durch sie erzielbaren Besserung entspricht, um wieviel mehr sollte man sich bei der viel empfindlicheren zarten Körperseele des Kindes von den gleichen Erwägungen leiten lassen. Furcht des Kindes vor seinen Erziehern ist der Liebe zu ihnen sehr abträglich, mindert die Zutraulichkeit zu Eltern und Lehrern, umschattet ihr sonniges Wesen und beeinträchtigt schwer die kindliche Natürlichkeit und Unbefangenheit. *Nie versagende und versiegende Güte* erreicht das Gegenteil. Kinder müssen Liebe haben.

Ich erinnere mich aus meiner eigenen Kindheit eines *Vorfalles,* der viel dazu beitrug, die Zuneigung und das Vertrauen zu meinen Eltern zu vertiefen und zu erhöhen. Ich mochte zehn Jahre alt sein, da geschah es, daß ich eines Tages von Hause „ausrückte". Alles was ich bei mir trug, war außer wenigen Groschen Taschengeld die französische Schulgrammatik von Ploetz. Ich hatte den abenteuerlichen Plan gefaßt, von meiner Heimatstadt an der Ostsee nach Berlin zu wandern, dann nach Hamburg, Paris und weiter durch die ganze Welt. Was mich zu diesem abenteuerlichen Plan, der ja nicht ganz selten in Knabengehirnen auftaucht, bewog, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, ich weiß nur, daß es der letzte Tag vor dem Ende der großen Sommerferien war, an dem ich meinen Entschluß ausführte, und daß ich die Ferienaufgaben, mit denen man uns damals auf unserer Schule sehr quälte, nicht beendet hatte. Doch spielten sicherlich noch anderweitige Erschütterungen der Kindesseele mit.

Als man mich am Abend und den ganzen folgenden Tag nicht wiederkommen sah, beunruhigten sich meine Eltern sehr, man fürchtete, ich könnte in den Fluß hinter unserem Hause oder in die Hände von Zigeunern gefallen sein. Ich wurde, wie es damals so in kleinen Städtchen üblich war, „ausgeklingelt". Inzwischen trippelte ich munter die Land-

straße entlang, ernährte mich von den Früchten des Feldes und nächtigte bei Bauern. Wenn ich mich vom Wandern ausruhte, zog ich meinen „Ploetz" vor und lernte französische Vokabeln. Aber schon am dritten Tage kam man mir auf die Spur, ich wurde ergriffen und nach sofortiger Benachrichtigung meiner Eltern mit der Eisenbahn heimgeschafft.

Unterwegs sprachen unser Kutscher und ein Anverwandter, die mich abgeholt hatten, viel von den wohlverdienten Hieben, die ich bei meiner Rückkehr zur Strafe für den Kummer, den ich meinen Eltern bereitet hatte, erhalten würde. Scham- und angsterfüllt betrat ich unsere Wohnung. Man brachte mich sogleich ins Bett, damit ich mich zunächst einmal ordentlich ausschlafen solle. Viele Stunden tat ich so, als ob ich in tiefem Schlafe läge, in Wirklichkeit aber war ich ganz wach und hörte jedes Geräusch. Ich dachte unausgesetzt an die mir bevorstehende „Tracht Prügel"; dabei war es weniger die Furcht vor der Körperstrafe an sich, als vor der damit verknüpften *Schande*, die mich beunruhigte. Endlich rüttelte man mich aus dem vermeintlichen Schlummer auf. Doch was war das? Meine Mutter stand mit einer heißen Tasse Kaffee am Bett und den frischen Brötchen, die ich so gern aß. Dann führte sie mich, ohne ein Wort zu sprechen, zu meinem Vater, der mich auf seine Knie setzte und mich aufforderte, nun recht genau zu berichten, was mich dazu eigentlich bewogen hätte, von Hause fortzulaufen. Ich schwieg, weil ich keinen rechten Grund anzugeben wußte. Dann teilte er mir mit, daß ich keine Schläge bekommen würde, nicht einen einzigen und ich solle mich auch nicht grämen, wenn andere mir Vorwürfe machen oder auf mich schelten würden. Ich sollte dann ganz ruhig bleiben und denken: „Wer sich frei von Schuld weiß, werfe den ersten Stein auf mich."

Seit diesem eigenen Jugenderlebnis, das sich meinem Unterbewußtsein unauslöschlich eingeprägt hat, habe ich viel über das Problem der Prügelfurcht und Prügelstrafe in der Kindererziehung nachgedacht, und je mehr ich es getan habe, um so stärker hat sich in mir die Überzeugung befestigt, daß *jeder Schlag, den der Körper des Kindes empfängt, seine Seele trifft.* August *Forel* ist völlig im Rechte, wenn er (in der „Sexuellen Frage" S. 532) schreibt: „Die Prügelstrafe der Schulkinder ist eine nutzlose und direkt schädliche Roheit. Es ist eine Schmach für die Kultur, daß sie noch vielfach aufrecht erhalten wird, zu einer Zeit, wo man sie selbst bei den Zuchthaussträflingen abgeschafft hat."

Ich weiß wohl, daß viele gegenteiliger Meinung sind, daß sie „jeden Schlag bedauern, der bei einem Kinde vorbeigegangen ist". Es gibt manche, die sich dabei auf mißverständliche Sprüche berufen, wie auf die Stelle aus dem Neuen Testament: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er" oder auf die bekannte Gnome (= Sinnspruch) *Menanders:*

ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται,

und zwar auf den letzten Vers besonders deshalb, weil ihn *Goethe* als Motto vor „Wahrheit und Dichtung", den ersten Teil seiner Selbstbiographie, gestellt hat. Dieses Wort rechtfertigt nicht die Prügelstrafe, denn die gewöhnliche Übersetzung: „Der Mensch, der nicht gezüchtigt (geschunden, kasteit) wird, wird nicht erzogen", bedeutet keineswegs körperliche Züchtigung, sondern Lebenszucht durch Entbehrungen und Enttäuschungen. Und so richtig es ist, daß eine leichte Jugend für die Zukunft erschwert, was eine schwere erleichtert, so sicher ist es, daß Leibesstrafen mehr die bösen als die guten Eigenschaften aus den Menschen herausholen. Viele Ver-

brecher berichten in ihren Aufzeichnungen von Schlägen in der Kindheit, durch die sie „schlecht" geworden seien.

Wesentlich hat sich meine Auffassung über Kindermißhandlungen in mir verstärkt, seit ich als Sexualforscher erfahren habe, wie ungemein häufig die *Ursachen der Prügelstrafe ebenso wie ihre Wirkungen* in das geschlechtliche Gebiet fallen. J. J. *Rousseau* erzählt in seinem Bekenntnisbuch „Emile", das auch heute noch für die Jugenderziehung eine unschätzbare Fundgrube wichtiger Belehrung ist, wie er als Knabe zum ersten Mal geschlechtliche Lustgefühle empfunden habe, als ihm eine Lehrerin zur Strafe Schläge auf das Gesäß verabreicht hatte. Er habe dieselbe Ungezogenheit, welche ihm diese Züchtigung eintrug, daraufhin noch oftmals wiederholt, nur um wieder in derselben Weise gezüchtigt und gereizt zu werden. Ähnliche Bekundungen habe ich in meiner Praxis oft erhalten. Eine ganze Anzahl junger Leute gaben mir als Ursache ihrer onanistischen Selbsterregung Reizungen und Reibungen der Haut an, die bei ihnen zuerst durch Prügel hervorgerufen waren.

Viel häufiger aber und verhängnisvoller ist die Tatsache, daß Erzieher *nicht um dem anderen Schmerzen, sondern um sich selbst Lust zu bereiten,* Prügel austeilen. Prügelpädagogen, die der sexualpathologischen Gruppe der *Flagellanten* (= Geißler) angehören, sind sehr viel häufiger, als die meisten wissen. Man hat dieses Erziehungssystem *„Dippoldismus"* genannt, nach jenem Studenten Dippold, der vor einigen Jahren zu allgemeinem Entsetzen als Hauslehrer in der vornehmen Familie eines Bankdirektors zwei ihm anvertraute Jungen so stark mißhandelte, daß einer schließlich verstarb.

Wiederholt hatte ich vor Gericht ähnliche Mißhandlungsfälle zu begutachten, so den einer Hausfrau, die, um sich erotisch zu befriedigen, ein junges Dienstmädchen täglich in furchtbarer Weise schlug und fast zu Tode marterte, einen anderen – er liegt schon Jahrzehnte zurück –, in dem ein Lehrer den Tod eines Knaben dadurch verschuldete, daß er seinen Oberkörper beim Prügeln auf das Gesäß so scharf nach unten knickte, daß der Darm an einer vorher brüchigen Stelle zerriß. Auch hier wurde von dem wegen fahrlässiger Tötung Angeklagten eigene Geschlechtserregung als Grundmotiv erkannt.

Erst vor kurzem war ich als Sachverständiger in einem hierher gehörigen Fall tätig. In einer süddeutschen Stadt war ein Lehrer angeklagt, der, ebenso beliebt wegen seines Eifers als gefürchtet wegen seiner Strenge, sich an 40 seiner Schüler unzüchtig vergangen haben sollte. Die unzüchtige Handlung wurde darin erblickt, daß er ohne ernstlichen Grund die Kinder mit der flachen Hand auf das entblößte Gesäß „gepatscht", gelegentlich sie auch mit einem Rohrstock geschlagen hatte. Dabei bediente er sich, wie die Anklage hervorhob, eines ganz stereotypen Frage- und Antwortspiels. Er fragte beim Patschen oder Schlagen: „Wem gehört dein Hinterer?" Darauf mußten die Kinder antworten: „Dem Herrn Lehrer." Dann folgte die Frage: „Wozu?" und die Antwort „Zum Verhauen." Der Angeklagte, eine stark infantile Persönlichkeit, versicherte, daß ihm bei seinem seltsamen Vorgehen jede unzüchtige oder geschlechtliche Absicht ferngelegen habe; er

habe sich lediglich von seinem pädagogischen System leiten lassen, doch könne er nicht in Abrede stellen, daß möglicherweise die ihm selbst nicht bekannte und bewußte Wurzel seines Tuns eine erotische gewesen sei. Die Sachverständigen hielten auf Grund ihrer Erfahrungen die Angaben des Angeklagten, daß er sich über das eigentliche Motiv seiner Unterrichtsmethode nicht klar gewesen sei, für glaubhaft.

In der Tat kommt es keineswegs selten vor, daß Lehrer und auch Eltern nichts von dem Grundcharakter ihres Handelns wissen, ja, mit Entrüstung einen solchen Verdacht zurückweisen. Sie übersehen aber, daß auch dort, wo ein solches Moment nicht vorhanden zu sein scheint, die Schläge meist in momentaner Wallung, in einem subjektiven, stark *negativen* Affektzustand verabfolgt werden, der nach Entspannung und Beseitigung drängt. Selbst wo beim „Überlegen" Überlegung vorhanden ist, entsteht diese fast immer im Ärger und Zorn aus einer Unlustempfindung. Der subjektiven Reaktion des Schlagenden gegenüber bleibt das objektive Verschulden des Geschlagenen (oft handelt es sich um Kleinigkeiten) stets ein sehr relativer Begriff. Es gibt aber auch Personen – und mehr als eine aus dem Lehrerstand hat mich aus diesem Grunde aufgesucht –, die selbst ganz genau Bescheid wissen, daß sie eine heftige Neigung haben, sich durch Austeilung von Prügel erotische Lust und Befriedigung zu verschaffen; dementsprechend sind viele sogar besonders darauf aus, ihre *Lieblingsschüler* zu peinigen, die übrigens auch der vorerwähnte süddeutsche Lehrer beim „Patschen" „vorzog".

Noch ein weiteres Beispiel aus unserer praktischen Erfahrung sei erwähnt, ein besonders markanter Fall, der vor einiger Zeit unser Institut für Sexualwissenschaft aufsuchte. Zwei Herren aus den besten Gesellschaftskreisen, der eine etwa 30, der andere gegen 20 Jahre alt, trugen mir zugleich im Namen ihrer beiden Schwestern, die im Alter zwischen ihnen beiden standen, folgendes vor: Ihr Vater, ein angesehener Fabrikant, hätte sie von Jugend auf in eigenartigster Weise mißhandelt. Er nahm sie nacheinander in ein Zimmer, machte ihnen über Kleinigkeiten Vorhaltungen und schlug sie dann mit einem Stock auf das Gesäß. Dies hätte er bis jetzt fortgesetzt, ohne daß es den nun schon längst erwachsenen Kindern gelungen wäre, völlige Abhilfe zu schaffen. Sie wären sich selbst nicht im Zweifel, daß es sich um eine krankhafte Prügelsucht handelte, hätten aber die Mutter davon nicht überzeugen können. Die Söhne hatten während der Mißhandlungen beim Vater auch deutliche Zeichen sexueller Erregung beobachtet. Die wirtschaftliche Abhängigkeit, die glänzende Stellung des Familienoberhauptes, die sie nicht hätten opfern oder verlieren wollen, hätte sie immer noch daran gehindert, energische Schritte zu tun. Der älteste Sohn gab auch an, daß der Vater schon einmal vor 30 Jahren wegen Mißhandlung eines Lehrlings in ein Gerichtsverfahren verwickelt, aber freigesprochen sei.

Wenn so krasse Vorfälle auch Ausnahmen bilden, so fällt doch ihre Möglichkeit schwer ins Gewicht in einer Sache, bei der ohnehin mehr Gründe dagegen als dafür in die Wagschale geworfen werden können. Daher *fort mit der Prügelstrafe,* wie bei Erwachsenen, so auch bei Kindern.

Es gibt kein Züchtigungsrecht,

nicht einmal eines der Eltern, geschweige denn eines der Lehrer, gleichviel ob bei leicht oder schwer erziehbaren Kindern. Jeder Prügelpädagoge und jede Erziehungsanstalt, in der geschlagen wird, sind ungeeignet für die Höherentwicklung des menschlichen Geschlechts. Es sind viel mehr Menschen durch Prügel schlechter als besser geworden.

Trotz der schwerwiegenden Gründe, die gegen die Prügelstrafe sprechen, ist sie grundsätzlich bisher nur in ganz wenigen Erziehungsanstalten verpönt und verboten, ja es gibt immer noch, wie nicht nur durch manche Gerichtsverfahren der letzten Jahrzehnte bewiesen wurde, Anstalten, denen sie geradezu das Gepräge aufdrückt.

Sehr bemerkenswert sind in dieser Richtung die maßvollen Ausführungen, die ein Berliner Studienassessor Dr. *Blumenthal*, als neuerdings wieder die Überschreitung des Züchtigungsrechtes in einer brandenburgischen Erziehungsanstalt die Öffentlichkeit beschäftigte, zum Kapitel *Schulstrafen* in einer Berliner Tageszeitung erscheinen ließ. „Die Schule soll nicht nur Unterricht erteilen, Wissensstoff anhäufen" – heißt es da – „sondern auch erzieherisch auf die Jugend einwirken. Zur Erfüllung dieser Aufgabe wird den Lehrpersonen zur Aufrechterhaltung der Disziplin ein Strafrecht eingeräumt, das oft genug noch *das dunkelste Kapitel der Schule* bildet. Kinder, besonders im schulpflichtigen Alter, sind keine Engel, und mehr oder weniger schwere Verstöße gegen den Geist der ‚heiligen' Ordnung und der guten Sitte kommen immer wieder vor. Und doch haben viele Eltern das ganz richtige Gefühl, daß in der Art und Häufigkeit der Bestrafung von den Lehrern bisweilen nicht das geeignete Maß innegehalten wird. Es muß einmal ausgesprochen werden, daß körperliche Züchtigungen mit ihren für beide Teile abstumpfenden Wirkungen in der Schule noch keineswegs überwunden sind. Noch immer glauben viele Lehrer ohne Backpfeifen, aber auch ohne Rohrstock zum mindesten in den unteren Klassen nicht auskommen zu können. Machen sich diese Erzieher nicht klar, wie sehr eine solche Behandlung dem Körper und noch häufiger dem Geist und der Seele der bei allen dummen Streichen zarten Jugend zu schaden vermag? *Mit Recht hat das Jugendgericht, das doch viel schwerere Vergehen und Verirrungen Jugendlicher abzuurteilen hat, jede körperliche Züchtigung verpönt,* vielmehr zeigt der Jugendrichter in seinen Urteilssprüchen meist eine Milde und ein Verständnis der jugendlichen Psyche, das für den Lehrer vorbildlich sein kann. Wie sehr hier der Lehrer noch im Dunkeln tappt, zeigt sich auch in der oft vorschnellen Erteilung von anderen Rügen, wie Tadel, Verweis und Arrest. Bald ist ein Tadel ins Klassenbuch eingetragen, und es ist leicht eine ‚Stunde Arrest' über den unglücklichen kleinen Sünder zu verhängen. Das Kind aber, wenn es nicht ganz verstockt ist, trägt schwer an dieser Strafe. Es empfindet zwar nicht die Tat, die es begangen, wohl aber den Tadel, den es dafür erhalten, als einen lastenden Makel und klagt deshalb zu Hause über *Ungerechtigkeit* und Härte des Lehrers, weil es zwischen der ihm harmlos erscheinenden Tat und ihrer Sühne ein Mißverhältnis erblickt, das es sich nicht erklären kann. . . .

Ein alter Berliner Schuldirektor, der jetzt längst pensioniert ist, pflegte seinen Seminaristen zu sagen, wenn er die Eintragung eines Tadels in ein Klassenbuch sehe, so bedeute das für ihn, daß der Lehrer sich damit selbst einen Tadel ins Klassenbuch eingeschrieben habe. Wirklich kann ein Lehrer mit Lust und Liebe für seinen Beruf, ein Mensch mit Herz und Verständnis für jugendliches Leben *ohne alle Strafen* auskommen, er wisse, daß ein Blick und Wort, eine *freundlich ernste* Unterredung auf dem Schulhof, beim Spiel und

Ausflug Wunder wirken kann, und daß nichts mehr geeignet ist, auf ein Kind zu wirken und es wirklich schlecht zu machen, als häufige Rügen oder gar Körperstrafen, die als *Überbleibsel einer barbarischen, rauhen Zeit* und als *völlig ungeeignete Erziehungsmethoden* aus Schule und Haus endgültig verschwinden sollten."

Anhänger der Prügelstrafe führen für sich nicht selten *Arthur Schopenhauer* ins Feld, dessen tiefe Philosophenweisheit (im Gegensatz zu der *Friedrich Nietzsches)* in Fragen, die das Geschlechtsgebiet streifen, freilich oft Schiffbruch erleidet, weil die *pessimistische* Welt- und Lebensanschauung, deren Hauptvertreter er ist, sich für die vorurteilslose Behandlung sexueller Probleme fast ebensowenig eignet wie die asketische. Schopenhauer schreibt einmal: „Es lehrt ein unbefangener Blick auf die Natur des Menschen, daß diesem das Prügeln so natürlich ist wie den reißenden Tieren das Beißen und dem Hornvieh das Stoßen: er ist eben *ein prügelndes Tier."* Zugegeben, daß (wie Dr. Otto Kiefer in seinem Buch „Zur Frage der körperlichen Züchtigung bei Kindern" treffend klarlegt) die Prügel so entstanden sind, daß der Selbsterhaltungstrieb zunächst dem Urmenschen einen Baumast in die Hände gab, mit dem er den Gegner, ob Mensch, ob Tier, abwehrte oder niederschlug, so steht doch der Gebrauch der Prügel als Strafe für begangenes Unrecht auf einem ganz anderen Blatt. Vor allem aber beweist der Umstand, daß bei fast allen Naturvölkern, wo Erwachsene geprügelt werden, die *Kinder grundsätzlich vom Prügeln verschont bleiben,* daß die entschuldigende Bezeichnung der Schläge als eines nicht nur notwendigen, sondern ganz natürlichen Erziehungsmittels verfehlt und abwegig ist.

Wie die Lüge nur als Notlüge, so haben die Schläge *nur als Notwehr* in Fällen einer wirklich vorhandenen persönlichen Not sittliche Berechtigung. Wo diese nicht besteht, vergreift sich jemand, der lügt und schlägt, an zwei der wichtigsten Grundrechten jeder menschlichen Kreatur, der *Rechte auf Wahrheit und Freiheit,* die für die *gedeihliche* Entwicklung der Körperseele so unentbehrlich sind wie Licht und Luft.

Im Lichte der Wahrheit und in der Luft der Freiheit entfalten sich Menschenblüten am natürlichsten und schönsten.

Dies gilt für die Jugenderziehung im allgemeinen wie für die Sexualerziehung im besonderen. Alles aber, was für das Geschlecht des Menschen von Vorteil ist, kommt dem menschlichen Geschlecht zu gute.

VI. KAPITEL

Kindheit und Geschlechtlichkeit

Freud's sexuelle Theorien

Motto:

Hoher Sinn liegt oft
im kind'schen Spiel.
Schiller.

Wer ein Kind erziehen will, muß es kennen.

Dieser Satz klingt so selbstverständlich, daß es fast unverständlich ist, daß das Gegenteil die Regel ist. Die meisten Eltern kennen ihre Kinder nur *sehr oberflächlich*, die meisten Lehrer ihre Schüler und Schülerinnen noch viel weniger. Für sie ist ein Knabe ein Knabe, ein Mädchen ein Mädchen.

So einfach aber verhält es sich nicht. Vielmehr ist jedes Kind eine Mischung von *männlichen* und *weiblichen* Eigenschaften *beider* Eltern und ihrer gesamten väterlichen und mütterlichen Ahnenreihe, seine Körperseele ist *sowohl – als auch* und zugleich *weder – noch* männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese Vereinigung *beidgeschlechtlicher* Wesenszüge aus einer unendlichen Erbmasse in mannigfachster Variabilität (= Verschiedenartigkeit) bildet die Individualität eines Kindes, die mit seiner Sexualindividualität demnach zusammenfällt. Das ist

die Geschlechtspersönlichkeit des Kindes,

die zu erkennen unerläßliche Voraussetzung für jedes persönliche Verständnis und jede individuelle Erziehung ist.

Je stärker ein Kind die äußeren Attribute der Männlichkeit begehrt, je lebhafter es nach ihnen greift, um so ausgesprochener ist seine männliche *Komponente* (= Anteil). Das gilt für Knaben wie für Mädchen. Die umgekehrte Bedeutung hat bei beiden Geschlechtern das *Begehren weiblicher Eigenschaften und Beschäftigungen*, das schon in der Kindheit Art und Stärke des weiblichen Einschlags verrät.

Ganz besonders tritt dies in den Spielen hervor. Wenn je ein Wort wahr ist, so ist es der meist ungenau zitierte Spruch Schillers, den wir diesem Kapitel voransetzten: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

Der Geschlechtscharakter der Spiele

ist unverkennbar. In dem so beliebten Vater- und Mutterspiel der Kinder wird ein femininer Knabe kaum je die Rolle des Vaters, ein viriles Mädchen kaum je die Rolle der Mutter übernehmen. Aber weit darüber hinaus stellt das kindliche Spiel als ureigenste Betätigungsform des Kindes die *deutlichste Projektion* seines geschlechtlichen Fühlens und Wollens, seiner Körperseele dar und gestattet dem Tiefenpsychologen, schon in sehr früher Zeit Verhaltensweisen aufzufinden, die für die spätere Wesensart und Tätigkeit des reifen Menschen *typisch* (= bezeichnend) sind.

Im Spiel des Kindes als Ausdruck seines Geschlechtscharakters überwiegt bald mehr der *Bewegungs-*, bald mehr der *Empfindungstypus*. Je verstandesschärfer ein Kind ist, um so mehr wird es diesen Äußerungen seiner Körperseele ein *geistiges* Gepräge geben.

Gemäß der stärkeren Muskelentwicklung holt der *Bewegungsdrang beim Knaben* gröber und stärker aus, was sich in den wilden Knabenspielen wie Klettern, Raufen, Räuber- und Soldatenspiel kundgibt; er tobt sich mehr *außerhalb des Hauses* auf Straßen, Höfen und Feldern aus. Im Gegensatz hierzu hat das weibliche Bewegungsbedürfnis sich andere Inhalte gegeben, spielt sich mehr *im Zimmer* ab und drückt sich in einer Tätigkeit aus, die mehr *Geschicklichkeit als Kraftaufwand* erfordert und sich am deutlichsten in der weiblichen Handarbeit auswirkt.

Dazu tritt noch eine besondere Färbung der Betätigung. So sehen wir zwar auch den Knaben sich mit Vorliebe *„knifflichen"* Handarbeiten widmen. Arbeiten mit Handwerkszeug und Baukasten, das Basteln sind dafür beliebt. Aber die Beschäftigung mit diesen Dingen geschieht durch Ubung *anderer* geistiger Eigenschaften als die weibliche Handarbeit. Bei dieser tritt das schöpferische Element mehr in den Hintergrund, was recht deutlich beim Sticken und Häkeln zur Erscheinung kommt, wo es sich um ein meist peinlich gewissenhaftes Ausfüllen von *vorgezeichneten* Mustern handelt. Im Gegensatz hierzu bietet die von Knaben bevorzugte Handarbeit reichlich Gelegenheit zu *Neuschöpfungen* und Erfindungen. Wenn ein zehnjähriger Junge und ein elfjähriges Mädchen gemeinsam mit einem Baukasten spielen, pflegt das Mädchen täglich regelmäßig das gleiche Gebäude aufzuführen, das sie später mit Puppen bevölkert, während der Knabe die Anregungen zur Weiterführung und Änderung des Baustiles gibt, die erst allmählich von dem Mädchen übernommen werden. Wir sehen hier, wie ein gleichgearteter Stoff von beiden Geschlechtern in ganz verschiedener Weise bearbeitet werden kann.

Auch das *Kausalitätsbedürfnis* (der Wunsch, einer Sache „auf den Grund zu gehen") scheint schon im kindlichen Alter verschieden entwickelt. Während ein Mädchen die Dinge als gegeben hinnimmt, ohne nachzudenken, zum Beispiel, weshalb die Puppe die Augen zuklappen kann, wird ein Junge den Mechanismus meist untersuchen und zur *Sektion* (= Zergliederung) schreiten.

So wird auch *der kindliche Zerstörungsdrang*, der nur den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen ergründen will, nach seiner *psychologischen* Grundlage noch sehr oft verkannt, als Unart gedeutet, während er tatsächlich dem *Frage- und Forschungsbedürfnis* des Kindes und zwar in erster Linie des männlichen Kindes entspricht. Das Beobachten von Ursache und Wirkung kommt vielfach in dem Pflegen und Züchten von Tieren zum Ausdruck. Sehr viele Jungen züchten Aquarienfische, Kaninchen, weiße Mäuse und verschaffen sich früh Einblick in den ursächlichen Zusammenhang der Fortpflanzung, ja viele Kinder suchen dabei bereits durch planmäßige Zuchtwahl neue Möglichkeiten. Die bei ihnen im Gegensatz zum Mädchen minder entwickelte Seite des Gefühlslebens läßt sie dabei oft roh und rücksichtslos erscheinen.

Hervorstechend ist im Spiel und in der Beschäftigung des Knaben das Beherrschen und Umgestaltenwollen. Seine Einstellung zur Umwelt ist aggressiv – aktiv (angriffslustig). In gröberer Form kommt dies beispielsweise im Räuber- und

Soldatspiel, in dem Nachspielen der Indianergeschichten zum Ausdruck, feiner und geordneter im sportlichen Wettkampf. Immer handelt es sich um ein Trachten nach *Überlegensein*, unter Mitbeteiligung des Muskelapparates. Aber auch da, wo das rein körperliche Moment hinter der geistigen Betätigung mehr zurücktritt, bleibt diese grundsätzliche Einstellung vorherrschend, so zum Beispiel beim Kaufmannspielen das Verdienenwollen, beim Baukastenspiel die Beherrschung des Materials, die, wie wir sahen, zu einer Schaffung neuer Möglichkeiten führt. Es erscheint somit die spielerische Tätigkeit des Knaben als eine zweckmäßige Übung aller der Funktionen, die er später betätigen soll, wenn er als Mann „ins feindliche Leben" hinaus muß, um sich im Daseinskampfe zu behaupten, getragen von demselben bewegten Charakter, der auch die grundsätzliche normale Einstellung zum Weibe veranlaßt.

Anders verhält sich das Mädchen. Gemäß ihrer körperseelisch bedingten größeren Zartheit und Gefühlserregbarkeit tritt sie zunächst an die ihr begegnenden Menschen und Dinge *rein empfindungsmäßig* heran. Durch ihre stark entwickelte Einfühlbarkeit vermag sie ganz unter Zurücktreten des kritischen Denkens in der Außenwelt aufzugehen. Dieses Verhalten spiegelt sich beispielsweise in den *Tagebuchinhalten* wider. Während der Knabe mehr systematisch die Tatsächlichkeiten des Lebens bucht, sind die Aufzeichnungen der Mädchen mehr impressionistisch (= eindrucksbetont), indem bei ihnen die Schilderung der inneren Gefühlserlebnisse, die Personen und Ereignisse in ihnen ausgelöst haben, vorherrscht. Aus dem Sicheinfühlen und Sichhingeben, das sich besonders schön im Puppenspiel der kleinen Mädchen verrät, erwachsen die großen biologischen Aufgaben, die später in der mütterlichen Betätigung der Frau ihre stärkste Ausbildung erfahren, in dem natürlichen Bedürfnis und in der Bereitschaft, geliebt zu werden und Mann und Kind ein wohnliches Heim zu schaffen.

So sehen wir bei genauerer Betrachtung im Spiel des Kindes denselben polaren Gegensatz von Aktivität und Passivität, wie er sich bereits in dem Verhalten von Ei und Samenfaden äußert und in geschlechtsreifen Menschen in körperseelischen Verästelungen von größter Mannigfaltigkeit Mann und Weib charakterisiert.

Auch die unbeeinflußten

Kinderzeichnungen

– fast alle sich selbst überlassenen Kinder zeichnen – lassen wichtige Rückschlüsse auf ihr Seelenleben zu. Unbewußt tritt hier auch schon in den ersten Lebensjahren viel von der Wesensart und Geschmacksrichtung zu Tage, die das spätere Leben beherrscht. So verraten die Zeichnungen, die ein Kind vor und in der Schulzeit auf Papierfetzen, Löschblätter, Bänke und Wände hinwirft, vielfach *fetischistische* Einstellungen, deren erotischer Charakter dem Zeichner meist erst nach der innersekretorischen Erotisierung der Gehirnzentren in der Reifezeit bewußt wird und auch dann keineswegs immer.

Diese *Fetischzeichnungen* beruhen auf unterbewußten Gedankenverbindungen, die den Weg zu Vorstellungen finden, die in der Sexualanlage begründet sind. Ein Knabe, aus dem später ein metatropischer Schuhfetischist wurde (was das bedeutet, werden wir später erfahren), zeichnete schon mit sechs Jahren alle erhältlichen Zettel mit Damenschuhen voll; bei einem anderen, der sich zum passiven *Flagellanten* entwickelte, fand man Zeichnungen von Peitschen, Striegeln, Ruten und ähnlichen Folterinstrumenten in geradezu verblüffender Vielseitigkeit. In einem dritten, besonders krassen Fall zeichnete ein Knabe zwischen 10 und 14 Jahren ganze Bände von grotesken Figuren, die Personen darstellten, die zum Teil männlich, zum Teil weiblich gekleidet waren, zum Beispiel gleichzeitig Damenhut und Männerhosen, Herrenhut und Frauenröcke trugen, und zwar so, daß niemals ein eigentliches Geschlecht erkenntlich war. Die betreffende Persönlichkeit überbrachte mir diese Zeichnungen, als sie längst in Amt und Würden war; er war Transvestit. Auch Angst und Grauen sprechen sich schon deutlich in kindlichen Zeichnungen späterer Masochisten und Sadisten aus.

Wie ihren Spielen und den Zeichnungen kommt auch dem

Lesestoff der Kinder

diagnostischer Wert zu. „Sage mir, welche Lektüre du liebst, und ich will dir sagen, wer du bist, d. h. welche körperseelische Beschaffenheit dir eigen ist" könnte man hier sagen. Die Wahl der Lektüre wird von dem Kinde entsprechend seinem Alter, Geschlecht und Individualcharakter mit einer unbewußten, aber deshalb gerade besonders sicheren *Zielstrebigkeit* getroffen, die nur durch eine im innersten Wesenskern gelegene Grundverfassung erklärbar ist.

Daher ist für den Seelenforscher die Kenntnis der Lieblingslektüre bezeichnend und wichtig, um von dem Seelenleben des Kindes ein Bild zu gewinnen. Wie sicher und endogen (innerlich) bedingt diese äußeren Zeichen innerer Strebensart sind, lehrt uns die aufmerksame Beobachtung, welche gestattet, eine durch den jeweiligen Literaturcharakter bezeichnete *Entwicklungsreihe* aufzustellen. In präziser Form hat dies Charlotte *Bühler* in ihrem Buche: „Das Seelenleben des Jugendlichen" (bei Gustav Fischer, Jena 1923) getan. Sie unterscheidet als geistige Stufenfolgen 1. das *Struwwelpeteralter*, 2. das *Märchenalter*, 3. das *Robinsonalter* und 4. das an der Schwelle der Pubertät liegende *„Heldenalter"*.

Im Struwwelpeteralter läßt das Kind die einfachen Begebenheiten unmittelbar auf sich wirken, während die Märchenlektüre die erhöhte Phantasiebereitschaft in lebhafterer Weise anregt und zu Nachschöpfungen veranlaßt. In dem dann folgenden Robinsonalter verzichtet das Kind zwar nicht auf die ihm so liebe Phantasietätigkeit, jedoch muß sie im Rahmen der Verwirklichungsmöglichkeiten bleiben, deren hartes Ausbleiben es langsam kennen lernt. Ist zwar der Schauplatz in den Robinsonaden, Indianer-, Karl May- und Jules Verne-Geschichten durchaus romantisch, so sind doch

die Handlungen selbst realistisch. Das anschließende Heldenalter, das mit seinem gesteigerten Gefühlsleben und seinen unklaren erotischen Sehnsüchten das *lebende Ideal* noch nicht gefunden hat, ist die Zeit der jugendlichen *Schwärmerei*, die die großen Gestalten der Sage und Geschichte auf ihren Schild hebt. Wenn auch das männliche und weibliche Kind in gleicher Weise diese Entwicklungsreihe durchlaufen, so ist doch die unwillkürliche Hinneigung und Anziehung zu den genannten Literaturformen bei beiden Geschlechtern nicht die gleiche. Vor allem wird das Mädchen sich mehr den Büchern, die das Gefühlsleben betonen, zuwenden, während der Knabe sich mehr durch die an seine Denktätigkeit gerichteten Erzählungen angezogen fühlt.

Die Tatsache, daß es möglich ist, eine Literaturgattung deutlich zu erkennen, der ein bestimmtes Alter und Geschlecht sich immer wieder spontan (= von selbst) zuwendet, steht mit der so oft erhobenen Behauptung im Widerspruch, daß der Inhalt des Gelesenen einen *den Charakter umstimmenden Einfluß hat.* Das Kind wird sich immer nur die Lektüre wählen, die seiner körperseelisch bedingten Grundstimmung *entgegenkommt.* Damit wird keineswegs in Abrede gestellt, daß ein Kind mit *amoralischen* Anlagen eine besonders heftige Neigung für Schund- und Verbrechergeschichten bekundet und der Einfluß des Gelesenen auf diese so stark sein kann, daß sie gute oder schlechte Handlungen, die als Möglichkeiten in dem betreffenden Charakter vorhanden sind, gewissermaßen herausfordert oder zum mindesten fördert.

Immer wieder begegnen wir der ausschließlichen Zurückführung menschlicher Eigenschaften und Handlungen auf äußere Einflüsse und Eindrücke. Bald ist es ein Erlebnis, bald das bei aller Würdigung und Befürwortung des guten *Beispiels* in seiner Wirkung stark überschätzte schlechte Beispiel, bald die Erziehung, bald die Lektüre, die dem Seelenleben den Stempel aufgedrückt haben soll, und doch hat schon *Möbius* so überaus zutreffend bemerkt, daß jede Erklärung *nur* aus dem Milieu Oberflächlichkeit ist.

Vor allem erscheint auch durch die moderne Auffassung einer durch Vererbung und Anlage festgelegten körperseelischen Persönlichkeit

die Frage der Verführung

in einem neuen Lichte. Es bestand und besteht auch heute vielfach noch die Meinung, daß ein Mensch durch *Verführer* eine *Umwandlung seines Charakters* besonders auf geschlechtlichem (oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt „moralischem") Gebiete erfahren kann.

Schon *Lombroso* hat mit seiner Aufstellung vom „geborenen Verbrecher" gegen die Überwertung äußerer Einflüsse Einspruch erhoben und den Konstitutionsgedanken vertreten. Die gleiche Anschauung beginnt sich nun auch langsam in der Beurteilung und Bewertung der menschlichen Geschlechtsrichtung und Geschlechtsbetätigung

durchzusetzen, deren individuelle Variationsbreite innerhalb sehr weiter Grenzen liegen kann und im wesentlichen durch eine vererbbare Anlage bestimmt ist.

Bei dieser konstitutionellen Betrachtungsweise muß der bisher so maßlos überwertete, von außen kommende Einfluß der Verführung notgedrungen eine ganz wesentliche *Einengung* erfahren. Der alte Begriff der geschlechtlichen Verführung, die das zunächst neutrale Individuum zu einer besonderen Form geschlechtlicher Betätigung veranlaßt, die dann *richtunggebend* das ganze spätere geschlechtliche Verhalten bestimmt, hält einer Nachprüfung nicht stand, so sehr namentlich vor Gericht noch mit dieser Auffassung gearbeitet wird.

Für seine Unrichtigkeit sprechen mehr noch als theoretische Erwägungen praktische Erfahrungen. So sollte die biologische Triebabweichung der Homosexualität vor allem durch den gleichgeschlechtlichen Verkehr, der sich besonders fest in der zur Pubertätszeit infolge Indifferenz (= Unentschiedenheit) erhöhten Haftfähigkeit und Beeindruckbarkeit der kindlichen Seele verankern könne, zustande kommen. Nun wissen wir aber aus zahllosen Berichten, daß in vielen eingeschlechtlichen Erziehungsanstalten, Kadettenanstalten, Internaten, die gegenseitige Geschlechtsbetätigung sehr stark verbreitet ist, ohne daß die Zahl der im späteren Leben gleichgeschlechtlich Empfindenden dadurch erhöht würde. Im Gegenteil sehen wir die ihrer Anlage nach *Normalsexuellen* sich auf das ihrer inneren Wesenheit entsprechende Sexualobjekt einstellen, sobald die Zeit und Möglichkeit da ist, während gleichzeitig die Geschlechtsbetätigung der Vorreife- und Reifezeit als reizlos aufgegeben wird.

Die durch die gesamte körperseelische Struktur gehende Zielstrebigkeit steuert eben unbeirrbar mit instinktiver Sicherheit auf das anlagemäßig gegebene *Sexualziel* los, ohne ihre innere Entwicklungslinie durch äußere Einwirkungen verbiegen zu lassen. Müssen wir daher der Verführung die Kraft einer Umgestaltung oder Ablenkung absprechen, so besitzt sie immerhin die Fähigkeit, Spannungen des Geschlechtstriebes zur Auslösung zu bringen. Sobald der Organismus unter einer Erotisierung steht, die vor allem durch die Inkrete der zeugungsfähig gewordenen Keimdrüsen bewirkt wird, befindet er sich in einer gesteigerten *Bereitschaft,* auf Außenreize, auf die er seiner Anlage nach abgestimmt ist, zu *„reagieren"* (= in Mitschwingungen versetzt zu werden).

Eine Verführung vermag demnach nur wirksam zu sein, wenn sie dem reizhungrigen Organismus adäquate (= passende) Außenreize nahe bringt. Nun sind aber diese Außenreize, die zu einer Auslösung geschlechtlicher Akte führen können, von außerordentlich wechselnder Mannigfaltigkeit. Was den einen völlig gleichgültig läßt, versetzt den andern in höchste Erregung; was dem einen abstoßend erscheint, ist für den andern anziehend. Da sich nun nach erreichter Geschlechtsreife fast eder Mensch in erhöhter Geschlechtsbereitschaft befindet und die Außenreize so zahlreich auf ihn einwirken, wird er sich ihnen und somit der Verführung auf die Dauer kaum irgendwo entziehen können, es sei denn, daß er als Einsiedler in die

Wüste geht, wo es dann auch noch oft genug vorkommt, daß die Stelle unmittelbarer Wahrnehmungen von Phantasie- und Wunschvorstellungen eingenommen wird, die sich infolge

Sexualverstopfung

bis zu Visionen und Halluzinationen (= Sinnestäuschungen) steigern können. Aber selbst diese sind nie beliebig, sondern haben einen ganz bestimmten Inhalt, nämlich den, nach dem die Sexualkonstitution verlangt. Für den Blick und die Kraft der Liebe gilt Goethes Spruchweisheit (Zahme Xenien III. Nr. 33):

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

In gleicher Weise wie das Spiel und die Lektüre des Kindes ein Ausdruck seiner Persönlichkeit ist, ist es auch das Interesse und die Begabung für die *Schulfächer*. In diesem Falle ist man schon eher gewöhnt, in ziemlich weitgehender Weise von einer besonderen *angeborenen Veranlagung* oder Befähigung für bestimmte Unterrichtsstoffe zu sprechen, deren Erlernbarkeit unabhängig von Fleiß und Aufmerksamkeit ist. So kann einem Schüler das Erlernen von Sprachen außerordentlich mühelos und leicht fallen, das Verständnis für Mathematik aber trotz größter Mühe sich ihm nicht erschließen. Ausgehende vergleichende Beobachtung lehrt, daß diese Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade *geschlechtsbegrenzt* oder *geschlechtsgebunden* sind. So werden wir finden, daß im allgemeinen für die Fächer mit logisch *abstraktem* Charakter, wie Mathematik, Physik und Grammatik der alten Sprachen, eine größere Befähigung auf seiten der Knaben besteht, und zwar ist es weniger die schwierige Erlernbarkeit an sich, als die Art des Erlernens, die mehr eine langsam-gründliche Beharrlichkeit verlangt, die dem etwas schwerfälligen Knabengeiste mehr liegt als dem gewandten Mädchen. Dieses wird sich dagegen viel stärker von den Fächern angezogen fühlen, wo Gefühl und Einbildungskraft angeregt werden wie Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. Auch die modernen Sprachen, die weniger Ausdauer erfordern, lernen sie gern und leicht, während der Gymnasiumsschüler sie gern als unwesentliche Nebenfächer abtut. Daß z. B. Begabung und Hinneigung zu schöngeistigen Fächern, wie Literatur, Musik, Zeichnen, als Ausdruck einer vorherrschend weiblich-gefühlsbetonten Persönlichkeit ist, kommt sehr deutlich in dem Verhalten feminin veranlagter Knaben zum Ausdruck. Feminine Männer berichten immer, daß die genannten Fächer ihre Lieblingsfächer waren, während bei ihnen eine ganz besonders schwache Veranlagung für Mathematik feststellbar ist. Hier konnten wir unter hundert gleichgeschlechtlich gearteten Kindern bei neunzig eine auffallend schlechte Begabung nachweisen. Einem umgekehrten Verhalten begegnen wir bei virilen Mädchen, die sich besonders durch die abstrakten Fächer angezogen fühlen.

Die Tatsache, daß das Mädchen dem gleichaltrigen Knaben in der Entwicklung

normalerweise meist etwas voraus ist und über eine größere geistige Beweglichkeit verfügt, pflegt sich auch im Aufsatz kundzutun. Vor allem in den niederen Klassen kann man immer wieder sehen, daß die Aufsätze der Mädchen äußerst gewandt, flüssig und lebendig sind, während die Knabenaufsätze im Vergleich damit meist steif und hölzern wirken. Durch die schnellere geistige Aufnahmefähigkeit erscheinen die Mädchen von 7 bis 14 Jahren meist gescheiter als die Knaben, ein Zustand, der sich in den Pubertätsjahren dann aber rasch auszugleichen pflegt. Der mehr langsame, häusliche Charakter des Mädchens, der schon frühzeitig hausfraulichen Ordnungsinstinkt entwickelt, befähigt auch zu größerem Fleiße und größerer Gewissenhaftigkeit, im Gegensatz zu dem „richtigen" Jungen, der für diese Tugenden meist nur wenig übrig und in dem Lederstrumpfalter nur ein geringes Interesse für die Schule hat. So ist auch die „Musterschülerin" eine viel häufigere Erscheinung als der „Musterschüler", der sich meist bei genauerer Betrachtung als ziemlicher Neuropath und Verdränger entpuppt, während die Musterschülerin einen weit verbreiteten weiblichen Normaltypus darstellt.

Wie der Anblick des *Ungewöhnlichen* den Blick für das Gewöhnliche in seinen Einzelheiten schärft, der Eindruck des Abnormalen den Sinn und das Verständnis für das Normale steigern, wie wir dadurch vieles sehen lernen, was sich uns vorher verschloß, bereits im anscheinend Gewöhnlichen Ungewöhnliches, im scheinbar Normalen Abnormales wahrnehmen — so hat nichts so befruchtend auf die Individualpsychologie im allgemeinen und die Kinderpsychologie im besonderen gewirkt, als

das Studium abartiger Persönlichkeiten.

Mir hat sich diese Erkenntnis besonders eröffnet, als ich das *urnische Kind* studierte:

das intersexuelle Kind

würde ich heute sagen, nachdem ich die Erscheinungen des Metatropismus Transvestitismus und andere Formen des Feminismus beim Manne und Virilismus beim Weibe kennen gelernt habe, über deren Wesen und Wirken wir noch später Auskunft geben müssen. Es steht außer Zweifel, daß das Kind bereits einen sexuellen Eigenstatus besitzt, und daß *Rousseau* seine an sich berechtigte Forderung, allen Menschen die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten zu gewährleisten, viel mehr auf die *Verschiedenheit* als auf die *Gleichheit* der Menschen bei ihrer Geburt hätte stützen sollen.

Schwieriger als die Erkenntnis der sexuellen Eigenart ist die der sich aus diesem Eigenzustand ergebenden Triebrichtung, wiewohl auch hier das positive und negative Verhalten gegenüber dem eigenen und anderen Geschlecht schon in früher Kindheit im Sinne der Zusammengehörigkeit mancherlei Schlüsse zuläßt.

Ich will einige Beispiele geben, und zwar zwei von männlichen und drei von weiblichen Personen, die sich später als *intersexuell* erwiesen. Aus ihren kindlichen

Liebhabereien und Spielen, Neigungen und Abneigungen hätte ein Sexualpsychologe einen großen Teil ihres zukünftigen Schicksals *prophezeien* können.

Karl Heinrich *Ulrichs*, einer der feinsten, klarsten und gewissenhaftesten Selbstbeobachter, schreibt über sich selbst: „Ich zeigte als Kind ganz unverkennbaren Hang zu mädchenhaften Beschäftigungen, zum Umgang mit Mädchen, zum Spielen mit Mädchenspielzeug, namentlich mit Puppen. Wie sehr beklagt ein solches Kind, daß es nicht Knabensitte ist, mit Puppen zu spielen, daß der Weihnachtsmann nicht auch ihm Puppen bringt, und daß man ihm mit den Puppen seiner Schwester zu spielen verbietet. Solches Kind zeigt Wohlgefallen am Nähen, Stricken, Häkeln, an den weich und sanft sich anfühlenden Kleidern der Mädchen, die es am liebsten selbst tragen möchte, an farbigen seidenen Bändern und Tüchern, von denen es sich gerne einzelne Stücke aufbewahrt. Den Umgang mit Knaben, deren Beschäftigungen, deren Spiele, scheut es." Diese Bemerkung von Ulrichs ist von grundsätzlicher Bedeutung. Ein Knabe von mädchenhafter Art fühlt sich in Gesellschaft von Mädchen, ein knabenhaftes Mädchen zwischen Jungen wohler.

Die Wahl der Spielkameraden

entscheidet unterbewußt die Empfindung eigener Geschlechtszugehörigkeit. Es heißt dann weiter in dem Selbstbericht: „Das Steckenpferd war mir gleichgültig, am Soldatenspielen, dem liebsten Zeitvertreib der Knaben, hatte ich keinen Gefallen. Ein solches Kind wie ich flieht der Knaben Raufereien, deren Schneeballwerfen. Am Ballspiel findet es wohl Gefallen, aber nur mit Mädchen. Auch wirft es den Ball *mit der zarten und schwächlichen Armstellung* der Mädchen, nicht mit dem kräftigen Armgriff der Knaben."

„Jeder, welcher einen *Urning* (dieser Ausdruck wurde von Ulrichs selbst in Anlehnung an eine Stelle in Platos Gastmahl gebildet für gleichgeschlechtlich veranlagte Menschen, die wir jetzt als homosexuell zu bezeichnen pflegen) als Knaben beobachten konnte und mit einiger Aufmerksamkeit wirklich beobachtete, wird dies bestätigen, oder doch ganz ähnliches. *Sollte das alles Verstellung sein?* Die geschilderten Eigentümlichkeiten", fährt Ulrichs fort, „habe ich an mir persönlich schon längst nicht nur gekannt, sondern sie sind mir auch stets auffallend gewesen, ohne daß ich gerade etwas Weibliches in ihnen erkannte. Im Jahre 1854 teilte ich dieselben auch einem meiner Verwandten mit, als mir etwas Auffallendes, was wohl mit meiner geschlechtlichen Natur zusammenhängen möge. Weil dieser jedoch mir diesen Gedanken ausredete, so ließ ich ihn fallen. Erst 1862 habe ich ihn wieder aufgegriffen, weil mir nämlich Gelegenheit ward, auch andere Urninge zu beobachten und ich *den weiblichen Habitus* (= Gehaben) *merkwürdigerweise bei allen sich wiederholen* sah, wenn auch variierend in den einzelnen Zügen. Auch bei den Weibern variiert ja der weibliche Habitus in den einzelnen Zügen. Wie oft seufzte meine gute Mutter, als ich ein Kind von 10–12 Jahren war: ‚Karl, du bist nicht so wie andere Jungen!' Wie oft sagte sie warnend: ‚Wenn du nicht anders wirst, wirst du ein

Sonderling.' Das *Knabenmäßige, das einmal nicht in mir war, brachte alles Warnen, aller Zwang, alles Animieren* zur Teilnahme am Schneeballwerfen usw. *nicht in mich hinein.* Ich war eben schon ein Sonderling, nämlich von Natur! Als könnte durch künstliche Gewöhnung am Schneeballwerfen usw das Knabenmäßige erzeugt werden! Und als wäre nicht vielmehr die Antipathie gegen das Schneeballwerfen nur das Symptom einer anderen Individualität. Dieses meines weiblichen Wesens wegen bin ich schon als Knabe mancher *Demütigung* unverschuldet ausgesetzt gewesen."

Über die Spiele des dänischen Märchendichters und Romanschriftstellers *Hans Christian Andersen,* dessen Individualität bei allen Umweltverschiedenheiten eine große *Wesensverwandtschaft* mit Ulrichs erkennen läßt, berichtet in einer psychographischen Studie (im Eigenen, Jahrg. IX) unser Mitarbeiter am Institut für Sexualwissenschaft *Karl Giese:* „Was nun das Spielzeug *Andersens* anbelangt, so genügt dies beinahe von allein, auf seine gleichgeschlechtliche Artung zu schließen . . . Während er die Spiele seiner Kameraden mied und sich leicht an Mädchen anschloß, saß er doch am liebsten *einsam* in der Hütte, wo er mit *Puppen* spielte und sich mit *Näharbeiten* die Zeit vertrieb. Es war seine größte Freude, *Puppenkleider* zu nähen und mit Puppen zu spielen. Ganz bezeichnend und äußerst wichtig finde ich aber das, *was* er mit den Puppen gespielt hat: Theater. Ich möchte das *Puppentheater* überhaupt als das *„androgyne"* Spielzeug mädchenhafter Knaben und knabenhafter Mädchen bezeichnen. Ist es doch zwar ein Spiel mit Puppen, aber *nicht das bemutternde* Spiel der Mädchen, auch nicht das männliche Spiel der Knaben mit Bleisoldaten, sondern das *tatsächliche Zwischending* davon, das am häufigsten von Kindern benutzt wird, die sich von ihren wirklich männlichen und weiblichen Kameraden wesentlich unterscheiden, womit aber nicht gesagt sein soll, daß diese nun alle homosexuell sein müssen. Am Puppentheater ließ Andersen seiner mannweiblich gearteten Phantasie die Zügel schießen."

Vergleichen wir nun damit, was uns der Dichter Karl von *Levetzow* aus der Kinderzeit von *Louise Michel,* der französischen Barrikadenkämpferin und Revolutionärin, in den Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen (Band VII) erzählt:

„In den Kinderspielen zeigte es sich schon. *Keine Lieblingspuppe,* keine Küchengeräte, kein Mutter- und Hausfrauenspiel wie bei andern kleinen Mädchen. Sie ist ein *rechter Wildfang,* und wenn nicht ein Buch oder Großvaters Erzählungen von der ersten Revolution das frühreife kleine Wesen an den Stuhl, in die Stube fesseln, tollt es durch Gärten und Ställe oder zieht sich, von einem Troß gezähmter Tiere umgeben, in die alte Turmstube des Hauses zurück, wo es den Stürmen und Gewittern lauscht und allerhand Bubenstreiche ausheckt. So macht es ihr zum Beispiel viel Spaß, alle Taschen mit Kröten und Wasserfröschen anzufüllen und sie unliebsamen Leuten zwischen die Füße zu werfen. Dann sind es wieder mit dem Cousin Jules *Kletterpartien* von Ast zu Ast in den hohen Bäumen, die schließlich in einer wüsten Prügelei enden, weil Jules mit richtigem Instinkt herausgefühlt hat, daß Louise *‚une anomalie'* ist und es ihr sagt. Eine beliebte Unterhaltung ist auch das Jagdspiel. Die Hausschweine stellten die Eber vor, und wir, mit brennenden Besen als Fackeln, galoppierten mit den Hunden hinterdrein und machten dabei einen Höllenlärm mit Schäfertuten, die wir Waldhörner nannten. Meist endete es mit einem zwangsweisen Zurücktreiben der Schweine in ihren Stall; manchmal aber

auch damit, daß sie in das Wasserloch fielen. Sie grunzten verzweifelt, bis man sie wieder herauszog, und das war nicht immer leicht. Es mußten Leute mit Stricken dazu geholt werden, die dann auf uns schimpften. Ich genoß ganz besonders den Ruf, wie ein wildes Fohlen zu spielen," berichtete Louise. Ihre Spielkameradschaft mit Jules entspricht genau dem Verhalten der Knaben in der vorpubischen Lebensperiode: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe." Die ernsteren Unterhaltungen, von denen uns Louise erzählt, waren dramatische Darbietungen, die Ereignisse von 1793 oder die Verbrennung von Johannes *Huß* oder andere ähnliche Episoden der Geschichte gaben den Vorwurf ab. Louise spielte darin vorzugsweise Männerrollen.

Auch die weibliche Eitelkeit fehlte ihr ganz. Sie läuft zerrissen herum wie ein toller Junge, und es macht ihr Freude. „Meine Mutter", erzählt sie, „war damals eine Blondine mit blauen, freundlichen, sanften Augen und langem, lockigem Haar, so frisch und hübsch, daß ihre Freundinnen lachend behaupteten: ‚Es ist nicht möglich, daß das häßliche Kind von Ihnen ist.' Ich für meine Person, groß, mager, zerzaust, wild und wagemutig, wie ich war, sonnenverbrannt und oft mit Rissen und Löchern in den Kleidern, die mit Nadeln zusammengesteckt waren, wurde mir vollständig gerecht, und es machte mir Spaß, daß man mich häßlich fand. Meine arme Mutter kränkte sich oft darüber."

Ganz ähnlich ist die folgende Schilderung, die Anne v. d. *Eken* von der Kindheit einer ihr bekannten Dame gibt, deren Liebe sich später Frauen zuwandte:

„Sie ist als jüngste Tochter einer sehr strengen aber ‚schrullenhaften' Mutter erzogen. Letztere beschäftigte sich viel lieber mit wissenschaftlichen Werken als mit ihren Kindern und dem Hauswesen. Die älteste Tochter ist sehr weiblich und vollkommen normal. Die jüngste hatte keinerlei Interesse für Puppen- oder Mädchenspiele, sie sammelte Käfer, Eidechsen, Schlangen und alle möglichen anderen Dinge, um die sich sonst nur Knaben kümmern. Sie stahl ihren bereits erwachsenen Brüdern Zigarren, rauchte aber am liebsten eine Pfeife, die sie in Ermangelung von Tabak mit getrockneten Nußblättern stopfte. Weibliche Handarbeiten waren ihr zuwider. Sie verschaffte sich ein vollständiges Schreinerwerkzeug und verfertigte allerhand Möbelstücke. Mit Vorliebe strich sie auch Mauern und Gartenzäune an, und zwar völlig kunstgerecht. Als erwachsenes Mädchen machte sie ganz alleine weite Fußtouren durch die Wälder, übernachtete in Köhlerhütten, Schafställen oder Heustadeln, ohne jede Furcht. Als die gedachte junge Dame erwachsen war, hatte sie einen sehr männlich gebauten Körper, starke Knochen, schmale Hüften, flache Brust, breite Schultern und sehr große Hände und Füße. Das Profil des Kopfes war sehr männlich und energisch, das Organ auffallend tief. Niemals hat sie einen Mann geliebt, trotzdem sie nun schon vierzig Jahre alt ist. Sie besitzt absolut keine weibliche Eitelkeit. Toilettenfragen sind ihr ein Greuel. Am liebsten ginge sie in Männerkleidern. Sie hängt mit großer Zärtlichkeit an einer sehr weiblich veranlagten Dame, mit der sie nun schon seit Jahren zusammenwohnt und die sie vollständig beherrscht — wie manche Männer ihre Frauen."

In den *Jugenderinnerungen,* die mir eine ähnlich veranlagte Künstlerin zur Verfügung stellte, heißt es: „Von klein an habe ich nie Geschmack an den üblichen Puppenspielen, am Kochen oder Mutter- und Kinderspielen gefunden. Ich kletterte lieber auf jede nur erreichbare Leiter, kroch in alle Körbe und versetzte durch mein ‚Schliddern' auf dem glatten Fußboden die Mädchen in Schrecken. Daß ich häufig dabei tüchtig hinschlug und mehr als einmal blutende Hände und Nase davontrug, tat dem Vergnügen keinen Ein-

trag. Meine Puppen behandelte ich äußerst ‚nonchalant' (= gleichgültig), sie lagen in allen Ecken und wurden selten hervorgeholt. Dagegen bereitete ein kleiner Spazierstock, den man mir einmal schenkte, unglaubliche Freude. Ich war vielleicht vier Jahre alt; mit meinen kurzen Hosen und dem Knabenpaletot machte ich den Eindruck eines kleinen Dandy, den Spazierstock am Arm, die rechte Hand in der Tasche meiner Matrosenkleider (die ich bis zu meinem fünfzehnten Jahre bevorzugte), ich werde nie vergessen, welches ‚Hochgefühl' sich meiner kleinen Eitelkeit bemächtigte, wenn ich auf diese Art ausgehen durfte". — Wir bemerken hier deutlich die oben von mir als charakteristisch hervorgehobene Kleidungsreaktion.

„Mit fünf Jahren", fährt die Künstlerin fort, „schenkte mir auf unablässiges Bitten eine Köchin ein Gewehr. Ich rührte von allen Geburtstagsgeschenken nichts an, stolzierte den ganzen Tag mit ‚Gewehr über' und konnte mich auch abends von dem Liebling nicht trennen. Auch späterhin, bis in diese Tage hinein, spielten *Waffen* eine große Rolle in meinen Träumen; ich geriet später mit meinem jüngeren Bruder zusammen, der sich das Wegnehmen seiner Pistolen, Säbel und sonstigen Armierungen nicht gefallen lassen wollte. . . . . Gern setzte ich mir die Hüte meines Vaters auf und machte ‚Papa' nach. . . . . Bei Reisen an die See ließ ich mich in die Strandburgen als Mitglied eintragen, die von Einheimischen und Kurgästen gebaut und verteidigt wurden. Ich kaufte mir einen kleinen hölzernen Säbel, setzte meinen Südwester nach Art der ‚Südwestafrikakämpfer' auf und war bei allem Geschrei und Getümmel am lautesten. Meine Unbeliebtheit bei den im Umkreise unserer Tatenlust befindlichen Badegästen erhöhte mir meinen Stolz. Ich veranstaltete auch oft Wettrennen, wobei es nicht ohne wilde Balgerei abging. — Mit dreizehn Jahren faßte ich den Plan, Zoologie zu studieren. Ein Onkel schenkte mir ein Werk, und nun begann ich lateinische Namen auswendig zu lernen, kannte jedes Tier, jede Gattung und fand ein großes Vergnügen in der Vergleichung dieser und jener Art und in der Erörterung von allerhand Kreuzungsmöglichkeiten. Ich legte mir auch eine Schmetterlingssammlung an und fing und präparierte die einzelnen Exemplare selbst. Die sogenannte *Backfischliteratur* fand ich langweilig, und ich entsinne mich, daß ich einmal bitterlich weinte, als die Heldin ihrem von mir so bewunderten Herrengeist entgegen sich am Ende doch ihrem Helden ergab. Lieber las ich ‚Lederstrumpf', ‚Buffalo Bill' und andere. Die Folge dieser Lektüre war, daß wir unsere Zimmer in Räuberhöhlen verwandelten und Überfälle inszenierten, wobei meine Puppe die geraubte Jungfrau darstellte. Meine schönste Kindheitserinnerung ist ein Ferienaufenthalt im Riesengebirge, wo ich im Knabenhemd und Hosen die Berge durchstreifte. — *Es ist eine eigene Sache um Kinderspiele, in ihnen liegt oft ein Orakel für das zukünftige Leben.*"

Lesen sich diese Aufzeichnungen nicht wie eine Illustration zu den psychosexuellen Ausdrucksformen, deren Bedeutung wir in der Einleitung dieses Kapitels würdigten? Von manchen Seiten, besonders von *Tarnowski* ist vorgeschlagen, Knaben, welche zu weiblichen Beschäftigungen neigen, recht zu *verspotten,* um so einer Entwicklung zu späterer Gleichgeschlechtlichkeit vorzubeugen. Es heißt die Macht der Erziehung weit überschätzen, wenn man annimmt, daß durch Spott und Strenge eine so tief in der Persönlichkeit wurzelnde Triebkraft nennenswert beeinflußt werden könnte. Wir halten solche vorbeugenden Maßnahmen *nicht nur für wirkungslos,* sondern auch für *verhängnisvoll,* weil sie geeignet sind, das von der geschlechtsbetonteren Norm abweichende, empfindsame Kind noch scheuer und zaghafter zu machen, als es ohnehin ist.

Eine wohlbedachte Erziehung muß die Kindesseele psychologisch erfassen, vor allem seine Geschlechtspersönlichkeit zur Grundlage haben. Darauf gestützt, soll der Erzieher *„individualisieren"*, das Kind als Einzelwesen betrachten und achten, indem er die stets vorhandenen *guten Keime* in die rechten Bahnen leitet, die schlechten Anlagen liebevoll hemmt. Statt dessen werden infolge der Unkenntnis der Kindesseele viele Keime, deren sorgsame Pflege sich außerordentlich verlohnen würde, mit einer das kindliche Nervensystem oft *schwer erschütternden Gewalt* unterdrückt.

Diese äußere Erschütterung ist durchaus nicht immer oder auch nur zumeist eine plötzliche, ein „choc fortuit" (= Schock), von dem französische Psychiater und nach ihnen viele deutsche irrtümlicherweise behaupten, er könne für die Wesensart und Richtung des Geschlechtstriebes bestimmend sein, sondern viel häufiger ist es der *dumpfe, stumpfe Druck der Umgebung*, ein gutgemeinter Zwang, der das Kindergemüt langsam, aber um so nachhaltiger und schwerer belastet. So werden aus prachtvollen frischen Knaben und Mädchen geistige Kümmerlinge, Seelenkrüppel mit traurigen Augen und ernsten Mienen, früh getroffen in ihres Lebens Kern, ihrer Geschlechtspersönlichkeit.

Wer sich der mühevollen, dafür aber um so dankbareren Aufgabe unterzieht, tief in die Mannigfaltigkeit kindlicher Empfindungen, Vorstellungen und Strebungen einzudringen, kann nicht im Zweifel sein: das Kind hat bereits eine *Geschlechtspersönlichkeit*, die entweder überwiegend mädchenhaft oder mehr knabenhaft oder auch deutlicher zwischengeschlechtlich ist, aber es hat *kein* eigentliches *Geschlechtsverlangen*, geschweige denn einen bewußten Geschlechtswillen. Daher bedarf es auch des gesetzlichen Schutzes, bis es geschlechtlich entscheidungsfähig, *geschlechtsmündig* ist. In der Norm tritt dieser Zustand erst nach dem Beginn der Reifezeit, mit der erotischen Durchströmung der Körperseele in die Erscheinung, mit der inneren und äußeren Absonderung der Geschlechtsdrüsen. Erst dann treten die sexuellen Regungen auf, die sich über die eigene Person hinaus auf eine zweite erstrecken.

Ist aber die Geschlechtspersönlichkeit etwas im Menschen Angelegtes, so muß es unbedingt auch der aus ihr erwachsende Geschlechtstrieb sein. Aus der Geschlechtspersönlichkeit strömt nach Richtung und Art

die geschlechtliche Zielstrebigkeit

aus, wie aus dem Licht die Flamme. Eines hängt vom andern ab, das eine ist die *Tätigkeitsauswirkung* des andern, genau so wie das Sehen die Funktion (= Aufgabe) des Auges, das Atmen die der Lunge ist. So wenig wie der erblickte Gegenstand die Beschaffenheit des Auges umgestaltet, so wenig gestaltet die äußere Begebenheit die innere Gegebenheit, der Makrokosmus (das ist die Außenwelt) den Mikrokosmus (das ist die Innenwelt) um. Das Gesetz, „nach dem wir", um mit Goethe zu reden, *„angetreten"* sind, ruht bereits in der Eizelle unserer Mutter, von dem Augenblick an, als sie von der Samenzelle unseres Vaters befruchtet wurde; die befruchtete Eizelle bestimmt unser Leben und Erleben, nicht aber verwandelt nachträglich das

Nicht-Ich unser Ich, das Nicht-Es unser Es. Dieses Es im Menschen ist vor allem seine Geschlechtlichkeit:

„la sexualité c'est l'homme"

wie der Schweizer Nervenarzt L. Frank einmal sehr treffend das berühmte Wort „le style c'est l'homme" (der Stil ist der Mensch) variierte (= wandelte), das Buffon in seiner Antrittsrede in der Pariser Akademie (1753) sprach. Gewiß ist unser Schicksal, unser Glück und Unglück abhängig von Mächten in und *außer* uns, dem Es der Triebe und dem Es der Dinge, im wesentlichen sind wir aber doch etwas Passives, das mehr gelebt wird als lebt. Ähnliches dachte Goethe, als er die schönen tiefen Worte sprach:

Leben des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser,
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind.

Ich habe mich redlich bemüht, in die Anschauungen einzudringen, die in neuerer Zeit namentlich von Freud und seiner Schule vertreten werden, um den Einfluß des *Nichtkonstitutionellen* zu erweisen, aber je mehr ich es getan habe, um so klarer ist es mir geworden, daß das, was

die Lehre Freuds

von der Einwirkung *äußerer* Geschehnisse im Kindesalter auf die Geschlechtstriebentwicklung des Menschen behauptet, im wesentlichen *nicht* zutrifft.

Dennoch würde ein Werk, das über den gegenwärtigen Stand der Geschlechtskunde unterrichten soll, einen beträchtlichen Mangel aufweisen, wenn es sich nicht mit den geläufig gewordenen Begriffen der Freudschen Seelenlehre und Sexuallehre, der Psychoanalyse, auseinandersetzen wollte. Dies soll im folgenden ausführlich und übersichtlich geschehen.

Die *„psychobiologische"* (körperseelische) Auffassung, von der wir im Gegensatz zu der „psychoanalytischen" ausgehen, ist, daß ein auf ein bestimmtes Sexualziel gerichtetes, auf Triebbefriedigung drängendes Geschlechtsleben erst vorhanden ist, wenn die Geschlechtsdrüsen ihre hohe Aufgabe aufnehmen und erfüllen können. Dabei kommt es nicht so sehr auf die erst von diesem Zeitpunkt mögliche Absonderung männlicher und weiblicher Geschlechtszellen nach außen an, als vielmehr auf die *inneren Stoffe,* die in der Hauptsache gleichfalls von den *gereiften* Geschlechtsdrüsen ausströmend die ganze Körperseele durchströmen, um das Geschlechtsempfinden zu aktivieren (= in Tätigkeit zu setzen).

Was sich vorher beim Kinde als ausgesprochener Geschlechtsdrang bemerkbar macht, ist nicht als normal und physiologisch anzusehen; es ist, um mich eines älteren Krafft-Ebingschen Ausdruckes zu bedienen, *„paradox"* (= gegen die Regel).

Damit verträgt es sich sehr wohl, daß die an die innere Sekretion gebundene Geschlechtsreife (= Pubertät) kein Ereignis ist, das „wie ein Blitz aus heiterm Himmel" fällt, einsetzend an dem Tage, an dem beim Mädchen *die erste Menstruation,* oder in der Nacht, in der beim Knaben *die erste Pollution* auftritt, sondern ganz allmählich und unmerklich bald in rascheren, bald in langsameren Schüben, bald unter stärkerer Beteiligung dieser, bald jener Drüsen baut sich die Körperseele auf, ein sehr verwickelter Entwicklungsprozeß, viel zu verwickelt, als daß eine äußere Beeinflussung oder Betätigung für ihn *wesensändernd oder richtunggebend* sein könnte.

Nur wenn man annimmt, daß *jede* Freude, die der Mensch an einer Sache oder Person hat, geschlechtlicher Natur und geschlechtlichen Ursprungs ist, jedes Vergnügen erotisch, jede Lust sexuell ist – ein Standpunkt, der nach unserer Überzeugung weder psychologisch noch biologisch haltbar ist, höchstens vielleicht entwicklungsgeschichtlich (= phylogenetisch) verteidigt werden kann, könnte man denen folgen, die beispielsweise in dem Saugen des Neugeborenen an der Mutterbrust im Lutschen des kleinen Kindes am Daumen sexuelle Handlungen, in der starken Anlehnung und Hinneigung zur Mutter sexuelle Empfindungen und Bindungen erblicken wollen.

Ganz abgesehen davon, daß die Lustgefühle, die das Saugen und Lutschen in den *„Säuglingen"* auslöst, ganz offensichtlich mit der Stillung des Nahrungstriebes (man denke an die Bedeutung des Wortes stillen = nähren, das Kind „still" machen, wenn es schreit, es beruhigen, wenn es unruhig wird) zusammenhängen, abgesehen davon, daß sich das Anlehnungsbedürfnis des Kindes an die Mutter viel natürlicher aus seiner Unbeholfenheit und Schwäche erklärt als aus seiner Sexualität, so ist diese von Freud und seiner Schule verkündete Anschauung schon deshalb abwegig, weil eben die erotische Spannung an eine Durchtränkung und Füllung des Zentralnervensystems mit erogenen Stoffen gebunden ist, die in der Säuglingszeit und ersten Kindheit noch nicht im Körper kreisen, weil sie sich erfahrungsgemäß erst gleichzeitig mit der Reifung der nach außen drängenden Geschlechtszellen bilden. Wir werden in dem Kapitel über den *inneren Geschlechtschemismus* dies näher darlegen.

Mit Recht bemerkte einer der Redner in der Aussprache, die sich an einen Vortrag „über Psychoanalyse" anschloß, den Rudolf *Allers* vor einigen Jahren in dem „Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie" in Wien hielt: „Was Freud unter Sexualität versteht, bestimmt er *nicht begrifflich,* sondern er erläutert es nur durch Aufzählung all dessen, was dazu *gehören* soll. Den Nachweis, daß diese sehr verschiedenen Dinge auch wirklich ihrer Natur nach zusammengehören, scheint er für überflüssig zu halten, aber ein solcher Nachweis dürfte doch wohl erforderlich sein, zumal gewisse Widersprüche in der Verwendung des Sexualbegriffs mit diesem Mangel seiner Erklärung offenbar im Zusammenhang stehen. So rechnet Freud die lustgewinnende Betätigung der Mundzone des Säuglings zur Sexualität, trotz ihrer offenkundigen Bedeutung für die Ernährung des Individuums." Auch Bleuler äußerte sich ähnlich (vgl. oben Seite 21).

In seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (S. 47) sagt Freud: „Wer ein Kind gesättigt von der Brust zurücksinken sieht, mit geröteten Wangen und seligem Lächeln in Schlaf verfallen, der wird sich sagen müssen, daß dieses Bild auch für den Ausdruck der *sexuellen Befriedigung* im späteren Leben maßgebend bleibt." Bietet aber nicht dasselbe Bild *satter Zufriedenheit* auch der Erwachsene, wenn er sich nach leckerem Mahl in einen weichen Sessel zurücksinken läßt, um mit weingerötetem Gesichte seinen Tabak zu rauchen, gewährt er nicht den gleichen Anblick eines sich wohlbefindenden Menschen, wenn er angenehm erschlafft in sein Mittagsschläfchen fällt? Gefühl und Ausdruck der Befriedigung sind keineswegs nur auf die Geschlechtslust beschränkt.

Die von Freud begründete psychoanalytische Schule, die dem Säugling schon sexuell betonte Lustgefühle zuspricht, deren erotischen Charakter wir soeben aus physiologischen Gründen in Abrede stellten, unterscheidet

drei Stufen der Geschlechtlichkeit.

Die erste soll von dem ersten bis fünften Lebensjahr reichen. Es wird angenommen, daß sich während dieser Zeit an den verschiedenen Körperstellen geschlechtliche *Teilempfindungen* herausbilden, die gegen Ende dieser Epoche zusammengefaßt würden. Dann fände die erste *sexuelle Objektwahl* statt, deren Gegenstand bei den *Knaben* meist die *Mutter* oder deren Stellvertreterin (etwa eine ältere Schwester), bei den *Töchtern* der *Vater* sei. Als Quelle der Lustgefühle trete dann der eigene Körper hinter dem der geliebten Person zurück.

Diese Fixierung an einen der Eltern bezeichnet Freud als

„Ödipuskomplex",

von dem er sagt: „Schon in den ersten Kinderjahren (etwa 2–5 Jahren) stellt sich eine Zusammenfassung der Sexualstrebungen her, deren Objekt beim Knaben die Mutter ist. Diese Objektwahl nebst der dazugehörigen Einstellung von Rivalität und Feindseligkeit gegen den Vater ist der Inhalt des sogenannten Ödipuskomplexes, dem bei allen Menschen *die größte Bedeutung für die Endgestaltung des Liebeslebens zukommt.* Man hat als charakteristisch für den Normalen hingestellt, daß er den Ödipuskomplex bewältigen lernt, während der Neurotiker an ihm haften bleibt."

Den Namen Ödipuskomplex wählte Freud nach dem sagenhaften griechischen Helden *Ödipus,* der in der Fremde seiner Mutter Iokaste begegnet, sie heiratet und viermal schwängert in völliger *Unkenntnis,* daß sie es war, die ihn geboren hat.

Diese Namengebung in Anlehnung an den durch den klassischen Dichter Sophokles (446–406 v. Chr.) noch heute lebendigen Mythus trifft schon deshalb *nicht* das, was bezeichnet werden soll, weil ja das kleine Kind, das nach Freud von Geschlechtsliebe zu seinen Eltern ergriffen wird, diese als solche kennt und sie gerade wegen ihres mütterlichen oder väterlichen Verhaltens zum Gegenstand seiner Zuneigung oder Abneigung wählt, während bei Ödipus der tragische Vorwurf der

ist, ähnlich wie in historischer Zeit bei der bis in ihr hohes Alter anmutigen und anziehenden *Ninon de Lenclos,* daß der Sohn nicht die geringste Ahnung davon hat, daß das Wesen, zu dem er in heftiger Leidenschaft entflammt, seine *leibliche Mutter* ist.

Bleibt es sich auch wohl für die fortpflanzungshygienische (= eugenische) Bedeutung des

Inzest (= Blutschande)

gleich, ob das nahe Verwandtschaftsverhältnis den Verliebten wie im Falle Ödipus – Iokaste und Lenclos – Sévigné unbekannt ist, oder ob es die Beteiligten kennen, wie im Falle des biblischen *Lot,* als er seinen eigenen Töchtern nachstellte, oder in der ägyptischen Königsfamilie der *Ptolemäer,* bei denen es Vorschrift war, daß sie ihre Schwestern ehelichten, so dürfte doch die Beurteilung nicht nur vom sexualforensischen (= rechtlichen) und sexualethnologischen (= völkerkundlichen), sondern auch vom sexualpsychologischen Standpunkt (dem der Geschlechtsanziehung) eine durchaus verschiedene sein, ob sich jemand in seine Mutter oder in eine beliebige ältere Dame, von der er nicht ahnt, daß sie seine Mutter ist, verliebt, ob er zu seiner leiblichen Schwester oder einem hübschen jungen Mädchen eine geschlechtliche Zuneigung faßt, bei dem ihm der Gedanke meilenfern liegt, daß es seine Schwester ist.

Wir werden später noch das keineswegs unwichtige Inzestproblem zu berühren haben, beispielsweise, wenn wir die Frage erörtern, ob und welche *Blutsverwandtschaftsehen* für die Nachkommenschaft bedenklich sind, aus welchen Gründen und in welcher Weise sie es sind – oder dort, wo wir die Sexualgesetzgebung behandeln, wie sie ist und wie sie sein sollte. Hier sei nur bemerkt, daß zwar sicherlich häufiger, als man meint, aber keineswegs so regelmäßig, wie von Freud angenommen wird, in der Liebe der Mütter zu den Söhnen und der Väter zu den Töchtern im Unterbewußtsein ein erotischer Unterton vorhanden ist, der, wenn auch viel seltener, in der Zuneigung mancher Kinder zu den Eltern mitschwingt, daß aber selbst in den Ausnahmefällen, wo eine solche sexuelle Einstellung besteht, diese *keineswegs von ursächlicher Wirkung* auf die spätere Triebrichtung ist, sondern daß sie bereits als eine Folge der Geschlechtsindividualität des Kindes anzusehen ist, etwa wie die Wahl seiner Spielkameraden.

So finden wir zweifellos bei vielen Knaben, die sich später (um den auf unrichtigen Vorstellungen beruhenden Ausdruck aus dem Römerbrief Kap. I, Vers 27 zu gebrauchen) vom Weibe „abkehren" oder, richtiger gesagt, sich ihm niemals *zuwenden* (denn die frühere Annahme einer durch „*Übersättigung*" entstandenen Abkehr vom Weibe hat die Sexualwissenschaft längst als Irrtum erwiesen), eine besonders innige, ja *heftige Liebe zur Mutter,* als der *einzigen* Frau, die in ihrem ganzen Leben eine Rolle spielt. Aber diese ungewöhnlich starke, oft leidenschaftliche Bindung, diese oft überschwenglich dankerfüllte Hingabe beruht bereits auf einer unklaren, durch die *Andersartigkeit* der Kinder hervorgerufenen Lebensfurcht.

Es ist in Wirklichkeit nichts als eine „Theorie", die Gleichgültigkeit oder Abneigung dem Weibe gegenüber darauf zurückzuführen, daß jemand von der Überzeugung durchdrungen, daß keine einzige Frau der über alles geliebten Mutter gleiche, die Hinneigung zu ihr, also den Ödipuskomplex, nicht überwinden könne. Vielmehr verhält es sich so, daß beides, die übermäßig intensive und extensive (in die Tiefe gehende und lang ausgedehnte) Zuwendung zur Mutter und die Abwendung von allen anderen Frauen *derselben Quelle*, nämlich der gleichen *Sexualkonstitution* entspringt, für die in diesen Fällen vor allem ein geringerer Grad von männlicher Kraft und Angriffslust bezeichnend zu sein pflegt.

Die zweite Periode infantiler (= kindlicher) Sexualität wird von Freud

die Latenzperiode

genannt; sie soll nach ihm im wesentlichen die Zeit umfassen, die wir als zweite Kindheit zu bezeichnen pflegen, und sich bis zur Pubertät erstrecken. In dieser Zeit treten die geschlechtlichen Empfindungen äußerlich zurück, erfahren aber unter der seelischen Oberfläche fortlaufend weitgreifende Veränderungen. Denn nun beginnen die durch die Umwelt vermittelten sinnlichen Vorstellungen in die kindliche Seele Eingang zu finden, und die harmlose Naivität wird durch den Begriff der Scham und des Verbotenen „verdrängt". Es beginnen die ersten seelischen Konflikte zwischen Geschlecht und Gesellschaft, Natur und Kultur.

In der dann folgenden Zeit, die als

die dritte Sexualperiode

oder Pubertät bezeichnet wird, erreichen die inneren Spannungen ihren Höhepunkt. Die Liebe zu dem ersten Objekt der Kleinkinderzeit wird nun — so nimmt Freud an — endgültig verdrängt, und gleichzeitig prägt sich die geschlechtliche Eigenart immer deutlicher aus, gemäß den Grundzügen, die sich schon bis in die früheste Zeit zurückverfolgen ließen.

Die letzte Darstellung, die Freud selbst (im Artikel „Psychoanalyse" in Marcuses Sexuallexikon) von seinen drei Sexualperioden gibt, lautet: „Die Frühperiode des Sexuallebens findet gegen das fünfte Jahr hin normalerweise ein Ende und wird von einer Zeit mehr oder minder vollkommener Latenz abgelöst, während welcher die ethischen Einschränkungen als Schutzbildungen gegen die Wunschregungen des Ödipuskomplexes aufgebaut werden. In der darauffolgenden Zeit der Pubertät erfährt der Ödipuskomplex eine Neubelebung im Unbewußten und geht seinen weiteren Umbildungen entgegen. Erst die Pubertätszeit entwickelt die Sexualtriebe zu ihrer vollen Intensität; die Richtung dieser Entwicklung und alle daran haftenden Dispositionen sind aber bereits durch die vorher abgelaufene infantile Frühblüte der Sexualität bestimmt."

Wie kommt es nun aber, daß der Ödipuskomplex dem Gedächtnis der Menschen so völlig entschwindet, daß er erst nach jahrtausendelangem Bestehen mit Hilfe der

Psychoanalyse wieder entdeckt werden konnte? Um dies zu erklären, beruft man sich auf die

Kindheitsamnesie

(Amnesie heißt Erinnerungslosigkeit), die sehr bemerkenswerte Erscheinung, daß die Eindrücke und Erlebnisse der ersten sechs bis acht Lebensjahre (eine Angabe, die mir etwas zu hoch gegriffen scheint) aus der Erinnerung der meisten Menschen wie weggelöscht sind. Freud schreibt („Drei Abhandlungen" S. 40/41): „Es ist uns bisher noch nicht eingefallen, uns über die Tatsache dieser Amnesie zu verwundern; aber wir hätten guten Grund dazu. Denn man berichtet uns, daß wir in diesen Jahren, von denen wir später nichts im Gedächtnis behalten haben als einige unverständliche Erinnerungsbrocken, lebhaft auf Eindrücke reagiert hätten, daß wir Schmerz und Freude in menschlicher Weise zu äußern verstanden, Liebe, Eifersucht und andere Leidenschaften gezeigt, die uns damals heftig bewegten, ja daß wir Aussprüche getan, die von den Erwachsenen als gute Beweise für Einsicht und beginnende Urteilsfähigkeit bemerkt wurden. Und von alledem wissen wir als Erwachsene aus eigenem nichts. Warum bleibt unser Gedächtnis so sehr hinter unseren anderen seelischen Tätigkeiten zurück? Wir haben doch Grund zu glauben, daß es zu keiner anderen Lebenszeit aufnahms- und reproduktionsfähiger ist als gerade in den Jahren der Kindheit.

Auf der anderen Seite müssen wir annehmen oder können uns durch psychologische Untersuchung an anderen davon überzeugen, daß die nämlichen Eindrücke, die wir vergessen haben, nichtsdestoweniger die *tiefsten Spuren in unserem Seelenleben* hinterlassen haben und bestimmend für unsere ganze spätere Entwicklung geworden sind. Es kann sich also um gar keinen wirklichen Untergang der Kindheitseindrücke handeln, sondern um eine Amnesie, ähnlich jener, die wir bei den Neurotikern für spätere Erlebnisse beobachten, und deren Wesen in einer bloßen Abhaltung von Bewußtsein (Verdrängung) besteht. Aber welche Kräfte bringen diese Verdrängung der Kindheitseindrücke zustande?"

Es leuchtet ein, daß durch diesen großen Gedächtnisausfall, der „jedem einzelnen seine Kindheit zu einer prähistorischen (= vorgeschichtlichen) Vorzeit macht", allerlei ungewollten Erinnerungstäuschungen und Erinnerungsfälschungen, zugleich aber auch allerlei infantilen Sexualtheorien Tür und Tor geöffnet wird.

Man hat diese Defekte (= Mängel) im Gedächtnis auch herangezogen, um die Zuverlässigkeit der Kindheitserinnerungen in Zweifel zu ziehen, wie sie sich vielfach in den Lebensschilderungen Erwachsener finden, jene autobiographischen Darstellungen, für die wir oben Beispiele von Karl Heinrich Ulrichs und Louise Michel anführten. Auch Freud vertritt mit anderen die Ansicht, daß auf die Angaben, welche die „Invertierten" – wie er nach französischem Vorbild die gleichgeschlechtlich Empfindenden nennt – in ihren Lebensbeschreibungen über das zeitliche Auftreten ihrer Inversionsneigung machen, kein rechter Verlaß sei, „da sie die Beweise für ihr heterosexuelles (= auf das andere Geschlecht gerichtetes) Empfinden aus ihrem Gedächtnis verdrängt haben könnten". Die Psychoanalyse hätte die Anamnese (= Vorgeschichte)

der Invertierten „durch die *Ausfüllung* der Kindheitsamnesie in entscheidender Weise verändert".

Gegen diese Ansicht ist geltend zu machen, daß die Schilderungen triebabweichender Personen über ihre Kindheit, die untereinander und in sich selbst ein so ganz außerordentlich übereinstimmendes Bild geben, durch die Mitteilungen ihrer Mütter und Väter (wie ich mich ungemein häufig überzeugte) sowie anderer Angehöriger und Zeugen ihrer Kindheit vollste Bestätigung gefunden haben. Zweifellos stimmt es, daß sich in fast jedes Menschen Vorgeschichte auch vorübergehende Episoden einer oft sogar heftigen Neigung zu Personen des Geschlechts nachweisen lassen, das in erotischer Hinsicht später völlig aus dem Bereich ihrer Gefühle, ihrer Beachtung und auch ihrer selbständigen Erinnerung schwindet. Aber dies hängt offenbar mit der bisexuellen Phase zusammen, die ganz allgemein der sexuell präzisierten (d. h. scharf eingestellten) *Endrichtung* vorangeht, genau so wie der kindliche und jugendliche Mensch auch körperseelisch sonst noch nicht die entschiedene Geschlechtsbetonung zeigt wie der Erwachsene. Zumeist handelt es sich bei der *Kindheitsschwärmerei* für ältere Männer und Frauen (Väter, Mütter, Lehrer, Pfarrer) in Wirklichkeit überhaupt nicht um sexuelle, sondern ganz andere Formen der Zuneigung, die mehr in das Gebiet der Heldenverehrung, des Heroenkults, des „Respekts", des „Unterordnungs- oder Gehorsamkeitstriebes" fallen, von dem neuerdings McDougall in seiner Sozialpsychologie (London 1. Aufl. 1908, seither 13 Auflagen) eine gute Beschreibung geliefert hat.

Es gibt übrigens nicht wenige Menschen, die an sehr viel frühere Kindheitsperioden, als meist angegeben wird, deutliche Erinnerungen haben. Namentlich haften gewisse „*sensationelle*" (das Wort Sensation, von sensus = Sinn und Gefühl, bedeutet ein auf diese beiden stark wirkender Vorgang) Eindrücke, die später dann oft in Träumen wiederzukehren pflegen. So reichen meine eigenen Erinnerungen bis zum Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, den ich als zwei- bis dreijähriges Kind miterlebte. Namentlich zwei Bilder stehen lebendig vor meinen Augen: Ich weiß noch, wie ich auf das Fensterbrett unserer am Markt gelegenen Wohnung gestellt wurde, um die bunten Gestalten der Turkos und Zuaven zu sehen, die in malerischem Zuge als Gefangene durch meine Vaterstadt geführt wurden, und noch eine andere Episode ist mir im Gedächtnis haften geblieben, die sich bald darauf zutrug. Wir hatten damals, wie es zu jener Zeit in gutbürgerlichen Familien vielfach Sitte war, eine französische Erzieherin (gewöhnlich „Bonne" genannt), Mademoiselle B. Sie war während des Krieges in unserem Hause verblieben; wir Kinder (ich war damals unter sechs Geschwistern das jüngste) waren von unseren Eltern angewiesen, das Thema des Krieges mit ihr nach Möglichkeit zu vermeiden. Persönlich flößte mir die hagere ältliche Gouvernante ziemliches Grauen ein, was wohl nicht zum wenigsten mit dem ansehnlichen Schnurrbart zusammenhing, der ihre Oberlippe zierte. Eines Tages aber ergriff mich tiefstes Mitleid mit ihr, die im verlassenen Kinderzimmer über ein Bett gestreckt lag, laut schrie und bitterlich schluchzte. Es war an dem Tage, als draußen überall Jubel und Bewegung herrschte, weil die Depesche eingetroffen war, daß Kaiser Napoleon III. in der Entscheidungsschlacht bei Sedan gefangen sei. Man glaubte allgemein, der Krieg sei damit zu Ende. Damals schlich ich mich zu „Mademoiselle" und streichelte mit meiner kleinen Hand unausgesetzt ihre knochigen Finger, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

Seitdem es sich herausgestellt hat, daß man mit Geduld und Geschick dem Gedächtnis methodisch nachhelfen, es „auffrischen" und vieles aus ihm heraufbefördern kann, was nicht, wie man früher annahm, gänzlich entschwunden und verloschen, sondern nur verborgen war, hat man sich in der Fachliteratur statt des Ausdrucks Amnesie öfter auch der Bezeichnung

Kryptomnesie

(= verborgene Erinnerung) bedient. Man tut recht daran, denn tatsächlich verhält es sich so, daß stets nur Erinnerungslücken, *Erinnerungsmängel*, aber *nie ein völliger Erinnerungsmangel*, eine totale (= gänzliche) Amnesie vorhanden ist.

Alles, was jemals die Sinne und die Seele getroffen hat, jeder Anblick und jeder Ton hinterläßt

Gehirnspuren (= Engramme),

die wiedererwachen oder wiedererweckt werden können, sei es durch angestrengtes Nachdenken oder ganz bestimmte Gedankenverbindungen (Assoziationen), sei es im Traum oder in der Hypnose. Paul *Schilder* (vgl. „Zur Psychologie epileptischer Ausnahmezustände mit besonderer Berücksichtigung des Gedächtnisses", veröffentlicht in der Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 80, Heft 1 und 2, 1923/24) konnte sogar nach echten epileptischen Dämmerzuständen die Besinnung suggestiv-hypnotisch heben.

Für unbedingt zuverlässig möchte ich allerdings diese nachträglichen Reproduktionen (= Wiedergaben) nicht ansehen. Unwillkürlich werden die Gedächtnislücken ausgefüllt, ergänzt, es wird hinzukombiniert und hinzuassoziiert. In einem Schulbeispiel hierüber hatte ich ein Gutachten abzugeben. Ein Polizist, der zwei Frauen getötet hatte, gab eine ganz genaue Schilderung seiner furchtbaren Untat, trotzdem es nach seiner Vorgeschichte und den Tatumständen nicht zweifelhaft war, daß er sein Verbrechen in einem schweren Anfall von Alkoholepilepsie begangen hatte. Er hatte aus Erinnerungsbrocken und Beweisstücken alles kombiniert. Meine Vorgutachter folgerten aus seinen Schilderungen, daß die Tat wohl in einem Zustand von Bewußtseinstrübung, aber nicht in bewußtlosem Zustand begangen sei, da er sich so vieler Einzelheiten erinnern könne. Es fehle das *Hauptmerkmal der Bewußtlosigkeit: die Erinnerungslosigkeit.* Demgegenüber führte ich aus, daß auf Grund neuerer Forschungen ein Rückschluß von vorhandener Erinnerung auf vorhandenes Bewußtsein und von geschwundener Erinnerung auf Bewußtlosigkeit nicht gezogen werden könne. Entscheidend sei nur das Verhalten in der Tat selbst und die Vorgeschichte des Täters.

Schon bei klarem Bewußtsein finden ja fortwährend unwillkürlich Ergänzungen und Kombinationen statt, von denen die Erzählenden selbst oft fest durchdrungen sind, daß sie der Wahrheit entsprechen. Darum sind auch Zeugenaussagen, gleichviel ob ohne oder unter Eid, mit viel größerer Vorsicht zu bewerten, als dies meist ge-

schieht, und der alte Rechtsgrundsatz, nach dem mindestens zwei Tatzeugen für eine Verurteilung erfordert wurden, hätte nicht verlassen werden sollen.

Offenbar befindet sich die Seele des Kindes in der ersten Lebensperiode in einem Zustand, der mit Traum-, Dämmer- und Rauschzuständen eine große Ähnlichkeit aufweist. Das kindliche Gehirn liegt in einer Art Halbschlaf, die scheinbare Aktivität beruht *fast ausschließlich auf Reflexen und Instinkten,* die durch seine Konstitution bedingt sind. Daher das Unscharfe und Problematische der Kindheitserinnerungen und – das Theoretische aller „infantilen Sexualtheorien", die nicht durch die Konstitution selbst gestützt sind.

Freud legt dem „Ödipuskomplex" eine solche Bedeutung bei, daß er ihn „unter die *Grundpfeiler* der psychoanalytischen Theorie" einreiht. Er schreibt: „Die Annahme *unbewußter* seelischer Vorgänge, die Anerkennung der Lehre vom *Widerstand* und der *Verdrängung,* die Einschätzung der *Sexualität* und des *Ödipuskomplexes* sind die Hauptinhalte der Psychoanalyse und die Grundlage ihrer Theorie, und wer sie nicht *alle gut* zu heißen vermag, sollte sich nicht zu den Psychoanalytikern zählen."

Noch weiter geht der Entdecker – oder sollen wir sagen Erfinder? – der Psychoanalyse in einer Anmerkung, die sich in den „Drei Abhandlungen der Sexualtheorie". (4. Aufl. S. 89) findet, wo es heißt: „Jedem menschlichen Neuankömmling ist die Aufgabe gestellt, den Ödipuskomplex zu bewältigen; wer es nicht zustandebringt, ist der Neurose verfallen. Der Fortschritt der psychoanalytischen Arbeit hat diese Bedeutung des Ödipuskomplexes immer schärfer gezeichnet; seine Anerkennung ist

das Schiboleth

geworden, welches die Anhänger der Psychoanalyse von ihren Gegnern scheidet."

Was will hier der Ausdruck *Schiboleth* besagen? Dieses hebräische Wort stammt aus der Bibel (Buch der Richter Kap. 12) und ist am besten mit „Paßwort" zu übersetzen (beim Militär heißt es kurz „Parole" = Wort), ein meist leise gesprochenes Wort, das die Zugehörigkeit zu einem Truppenteil, zu einer Partei, einem Orden, einer Sekte verkündet. Wer es nennt, kann „passieren" (daher Paßwort), wer es aber nicht aussprechen kann, weil er es nicht kennt oder nicht sagen will, weil es seiner Überzeugung widerspricht, muß außerhalb des heiligen Bundes bleiben. So geht es uns, da wir uns das psychoanalytische Schiboleth „Ödipuskomplex" bei aller Anerkennung des genialen Wiener Forschers nicht zu eigen machen können. Ähnlich wie einst *Aristoteles* sagte:

Amicus Plato, sed magis amica veritas
(Lieb ist mir Plato, doch noch lieber die Wahrheit),

sage ich: „Amicus Freud, sed magis amica veritas." Und dies selbst auf die Gefahr hin, daß nun vielleicht in einer Besprechung der Geschlechtskunde ein Jünger des Meisters, „der päpstlicher als der Papst" ist, erklären wird, ich hätte einen „Antiödipuskomplex".

Die Wahrheit ist, daß der Ödipuskomplex, die erotische Bindung des Kindes an die Eltern nichts konkret *Bewiesenes,* sondern ein durchaus Abstraktes, ein Vorstellungsgebilde ist. Es wäre um das Lehrgebäude Freuds schlecht bestellt, wenn es tatsächlich auf diesen tönernen Füßen der Inzestwünsche aufgebaut wäre, in Wirklichkeit ruht es aber auf einem viel festeren Boden, nämlich auf dem der Sexualität überhaupt. Alles, was an der Freudschen Trieblehre von Wert ist, und das ist nicht wenig, läßt sich ebensogut von der Geschlechtspersönlichkeit als solcher *unmittelbar* ableiten, ohne daß es dazu des Umweges des Ödipuskomplexes bedarf. Das gilt von der „Verdrängung" wie von allen anderen tatsächlich vorhandenen Seelenmechanismen, die er aus dem Unbewußten und Ungewußten in das Bewußtsein gerufen hat.

Ich selbst habe bereits in mehreren meiner früheren Arbeiten den Standpunkt dargelegt, den ich Freud gegenüber auf Grund unvoreingenommener Vertiefung in seine Lehre einnehme. Ich konnte diese Auffassung immer wieder an Personen nachprüfen, die, bevor sie zu mir kamen, lange psychoanalytische Behandlungen bei den bekanntesten Analytikern des In- und Auslandes durchgemacht hatten. In meiner „Sexualpathologie" (III. Bd., 269, im Kapitel „Sexualneurosen") heißt es: „Hinsichtlich der Art, wie ein Mensch seine Sexualität *verarbeitet,* und der Folgen dieser Verarbeitung auf das Nerven- und Seelenleben, stimme ich in allem Wesentlichen mit Freud überein; die *Sexualität aber als solche,* vor allem ihre Richtung und Stärke, beruht auf der *eigenen Sexualkonstitution,* die von den Geschlechtsdrüsen und ihrem Chemismus abhängig ist und fast nichts mit psychischen Ursachen, Komplexen und Infantilerlebnissen zu tun hat."

Diese grundsätzliche Feststellung bezieht sich auch auf andere Richtungen, die eine Erwerbsmöglichkeit sexueller Triebrichtung annehmen. Vor allem hat in dieser Hinsicht der Franzose *Binet* Schule gemacht, der 1887 (in Nr. 8 der Revue philosophique) zuerst die These von einem in der Kinderzeit vorgekommenen „choc fortuit" vertrat, einem zufälligen Erlebnis, das als determinierendes (= bestimmendes) Ereignis von seinem Eintritt ab die sexuellen Gefühle unzertrennlich mit einem Eindruck einer Vorstellung oder Handlung verbindet. Das Entscheidende für den Geschlechtstrieb eines Menschen sei ein „accident agissant sur un sujet prédisposé", wobei Binet ausdrücklich hervorhebt, daß das „accident" die Bedeutung eines beliebigen Zufallsvorgangs habe, während unter „prédisposition" eine allgemeine nervöse Hyperästhesie (= Überempfindlichkeit) zu verstehen sei.

Diese gänzlich *unhaltbare* Theorie ist in der Schulpsychiatrie auch heute noch weit verbreitet und besonders beliebt, um Triebabweichungen zu erklären.

So sagt der erwähnte Nervenarzt L. *Frank* (und er steht hiermit nicht allein) in einem Vortrag, den er „über Psychanalyse" (die Form Psychanalyse gebrauchen Frank, Stekel u. a. statt Psychoanalyse; da sie dasselbe meinen wie Freud, sollten sie auch die von ihm geprägte und bevorzugte Form mit o anwenden, selbst wenn die ohne o „philologisch" richtiger ist) in der Versammlung schweizerischer Psychiater in Zürich hielt (erschienen bei Ernst Reinhardt in München 1910). „Die Perversion entsteht in den allerersten Lebensjahren, meist um das vierte Lebensjahr, durch die *zufällige Übertragung eines ausgelösten*

intensiven Sexualgefühles auf irgend ein Objekt und die darauffolgende gleichartige Bahnung. Die außerordentliche Verschiedenheit der Perversitäten erklärt sich *lediglich durch die zufällige* Rolle, die das Objekt, auf das übertragen wird, dabei spielt. Dieses Objekt kann homo- oder auch hèterosexueller Art sein; es kann Teile des menschlichen Körpers, Glieder, die Haut, den Teint, die Augen, Haare usw. so gut wie den ganzen Menschen in den verschiedenen Altersperioden betreffen, es kann gewisse Funktionen, Se- oder Exkretionen betreffen, es kann Teile der menschlichen Kleidung, es kann die Übertragung auf Tiere oder auch Organe von Tieren betreffen oder auch eine abnorme Art der Auslösung des Sexualaffekts usf. Es kommt im wesentlichen nur darauf hinaus, in welcher Weise *die allererste Bahnung eines sexuellen Gefühles assoziativ verknüpft* wurde, wie die Übertragung erfolgt, daß diese Bahnung in einem pathologischen, rücksichtlich der Gefühlstiefe zu stark reagierenden Gehirn abläuft und daß sich später die Möglichkeit gibt, daß die Gefühle die gleichen Objekte wieder treffen können oder daß die gleichen Objekte im heranwachsenden Kind die Bahnung der Gefühle assoziativ so verstärken, daß späterhin eine Normalreaktion, das heißt eine Bahnung normaler hetero-sexueller Art überhaupt nicht mehr oder nur unter gewissen Umständen möglich ist. Nach meinen Erfahrungen ist die Zahl der wirklich *angeborenen* sexuellen Abnormitäten eine relativ *geringe,* die der *erworbenen eine ganz erschreckend große.* Daß es angeborene Abnormitäten gibt, steht unzweifelhaft fest. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl scheint mir auf Grund meiner psychanalytischen Erfahrung in der eben kurz angedeuteten Weise zu entstehen."

Tatsächlich handelt es sich bei dieser, noch heute von vielen Ärzten geteilten Annahme, daß eine erstmalige und von da ab dauernde sexuelle Erregung und Anziehung zunächst (primär) von außen durch das reizauslösende Objekt bedingt ist und nicht von innen her durch die individuelle Beschaffenheit der sexuellen Zentren bestimmt (= determiniert) ist, um eine *Theorie,* die bisher weder bewiesen ist noch überhaupt jemals bewiesen werden kann. Denn daß

das erstmalige Zusammentreffen

des entwickelten Geschlechtssinnes mit dem, was „sein Fall" ist, Lustempfindungen auslösen muß, die, wenn sie stark sind, alsbald in das Bewußtsein dringen, ist so selbstverständlich, daß es keiner Erörterung bedarf. Vergleichen wir aber die Häufigkeit geschlechtlicher Reize mit der individuellen Seltenheit der geschlechtlichen Reizung, berücksichtigen wir, daß an demselben Gegenstand, der einige wenige in leidenschaftliche Begeisterung versetzt, Millionen anderer achtlos (= reaktionslos) vorübergehen, so liegt nach allen Gesetzen der Logik klar auf der Hand, daß es nur die Beschaffenheit der nervösen Zentralorgane, „die Anlage" sein kann, welche in der Liebeswahl den Ausschlag gibt. Von dem ganz bestimmten persönlichen Gepräge unseres Innern hängt es ab, was wir als Reiz empfinden, nicht vom Reiz als solchem. Dafür spricht die elementare Kraft und zielstrebende Sicherheit, mit der allen Wünschen, Einflüssen und Einflüsterungen von außen zum Trotz der Geschlechtstrieb auf sein Objekt lossteuert.

Es ist bedauerlich und für eine natürliche Auffassung des Geschlechtlichen nicht vorteilhaft gewesen, daß, nachdem jahrtausendelang Ärzte und Natur-

forscher sich überhaupt nicht um das Geschlechtsleben bekümmert hatten, es gerade Irrenärzte waren, die, durch Erregungs- und Depressionszustände sexuell unbefriedigter Männer und Frauen veranlaßt, zuerst dem Gebiet ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Dadurch wurde nicht nur von vornherein vielen anthropologischen Erscheinungen und biologischen Varianten (Spielarten) der Stempel des Krankhaften aufgedrückt, sondern es wurde auch das seelische Moment so sehr in den Vordergrund gerückt, daß das körperliche fast ganz im Hintergrund verschwand. Dies war so in den Anfängen der Sexualwissenschaft und ist bis heute nicht viel anders geworden. Infolgedessen betrachteten sich die Irrenärzte und Nervenärzte (die Psychiater) als die gegebenen Sachverständigen in sämtlichen Fragen des Geschlechtsempfindens und werden vom Gericht als solche angerufen. In Wirklichkeit wissen sie aber über sexuelle Vorgänge und ihre Ursachen nicht mehr Bescheid als andere, oft weniger als erfahrene Richter; jedenfalls ist praktische Lebenserfahrung, gepaart mit gesundem Menschenverstand und einer allgemeineren naturwissenschaftlichen Vorbildung, für das Studium und Verständnis der Geschlechtskunde eine geeignetere Grundlage als Irrenkunde.

> Ich will hier eine kleine bezeichnende Geschichte einfügen, die sich in den Erinnerungen findet, die ich anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (im Jahre 1922) veröffentlichte: „Höchstens ein Jahrzehnt mag verflossen sein," heißt es dort, „als ich mich eines Tages mit einem unserer bekanntesten älteren Gerichtspsychiater über die neueren Forschungen auf dem Gebiete der inneren Sekretion unterhielt und ihn auf das epochale Werk *Biedls* hinwies, das ich gerade durcharbeitete. Er antwortete: ‚Aber lieber Kollege, das sind ja alles unbewiesene Hypothesen, Rückfälle in die von uns längst glücklich überwundene Zeit der Humoralpathologie, in der wir den Säften des Körpers, vor allem der Galle, ganz ähnliche Einflüsse auf den Geisteszustand zuschrieben, wie sie jetzt die Absonderungen der Drüsen haben sollen. Denken Sie doch nur an die frühere Einteilung der Menschen nach ihrer vermeintlichen Blut- und Gallenmischung in Choleriker, Melancholiker, Sanguiniker und Phlegmatiker. Das ist doch alles längst widerlegt, und zwar ebenso gründlich wie *Galls* Phrenologie und *Lavaters* Physiognomik. Nein, nein, Kollege Hirschfeld, mit diesem Drüsenschwindel bleiben Sie mir vom Leibe, diesen Konstitutionshumbug mache ich nicht mit. *Für mich ist das Gehirn souverän* (= alleinherrschend).' Mit gleichem ‚Temperament' hatte der gute Alte kurz vorher auch gegen die ‚Freudschen Hirngespinste' Stellung genommen. Hat Gerhart *Hauptmann* nicht ganz recht, wenn er in einem seiner ‚Sprüche und Xenien' (12. Band der Gesammelten Werke bei S. Fischer, Berlin) sagt: ‚Nichts ist so schlimm, als die Macht der Dummheit in den Klugen?'"

Biologie und Psychologie haben auf diesem Gebiet sich noch keineswegs so zusammengefunden, wie es der körperseelische Charakter der Geschlechtlichkeit, die *ständige innige Wechselwirkung zwischen stofflich-chemischer und sinnlich-seelischer Energie* erfordert. Lange Zeit gingen die Forschungen über das Gebiet des inneren Chemismus und der inneren Sekretion auf der einen und der Psychoanalyse auf der anderen Seite schon deshalb, ohne sich zu beachten, fast könnte man sagen „stolz" aneinander vorüber, weil die Vertreter beider Richtungen augenscheinlich aus sehr verschieden eingestellten und vorgebildeten Forschergruppen stammten.

Dieser Gegensatz wurde mir so recht klar, als ich vor vielen Jahren einmal in

Wien an demselben Tage zwei führende Persönlichkeiten dieser Arbeitsgebiete besuchte. Es war weniger Gegnerschaft als völlige Gleichgültigkeit, mit der jeder der beiden Gelehrten von dem anderen sprach. Als ich, aus dem Vivarium im Prater kommend, noch ganz unter dem Eindruck der künstlich verweiblichten und vermännlichten Versuchstiere von den erstaunlichen Experimenten erzählte, die ich soeben beobachtet hatte, und meiner Bewunderung über diese wissenschaftlichen Glanzleistungen unverhohlen Ausdruck gab, die so neue und tiefe Einblicke in den feinen Mechanismus der Körperseele ermöglichten, klangen mir fast wörtlich dieselben ablehnenden und abkühlenden Worte entgegen: „Diese Dinge interessieren mich nicht", die ich wenige Stunden früher gehört hatte, als ich von der Psychoanalyse sprach.

Diese oft mehr gefühlsmäßig als verstandesmäßig gezogenen Trennungslinien, für die das geschilderte Erlebnis nur ein kleines Beispiel ist, sind einer ausgleichenden Entwicklung der Sexualwissenschaft nichts weniger als förderlich gewesen. Neuerdings scheint dieses Verhältnis zwar etwas besser geworden zu sein, man sieht nicht mehr aneinander vorüber, behandelt und erwähnt einander sogar mit einem gewissen Respekt, aber im Grunde heißt es doch noch immer: „Hie Biologie, hie Psychologie – hie Körper, hie Seele – hie Stoff, hie Kraft – hie Steinach, hie Freud!" Die von der Natur selbst geschlossene Verbindung beider Elemente zu einer untrennbaren Körperseele hat in den Augen mancher Gelehrter immer noch gleichsam den Charakter von einem „illegitimen" Verhältnis, einer „Mesalliance" an sich.

Die Freudsche Schule führt es gewöhnlich auf „Widerstände" unbewußter Natur, die im Sexuellen verwurzelt sind, zurück, wenn die meisten Ärzte, besonders auch die große Mehrzahl der Psychiater und Sexualforscher, nicht allen ihren Gedankengängen folgen, manche sogar, wie die der Inzestwünsche und einer allzu verallgemeinerten Sexualsymbolik, mehr oder weniger kräftig und heftig ablehnen. Sie übersehen aber, daß auf der Gegenseite, nämlich bei ihnen selbst, mindestens ebenso starke Widerstände gegenüber allen Erklärungen sexueller Zielstrebungen aus einer biologisch bedingten Zielstrebigkeit vorhanden sind.

Dieser innere Widerstand der Psychoanalytiker gegen die biologische Sexualforschung ist so groß, daß die meisten von ihnen die umfangreiche Literatur über *Sexualkonstitution* überhaupt nicht lesen, ganz ähnlich wie die Moraltheologen, aus deren Grundeinstellung sich ähnliche Widerstände ergeben. Am ehesten nehmen sie noch auf *Otto Weininger* Bezug, dessen groß angelegtes Buch „Geschlecht und Charakter" im Beginn des Jahrhunderts berechtigtes Aufsehen erregte und auch verdiente, selbst wenn sich der kaum mehr als zwanzigjährige Verfasser nicht kurz nach dem Erscheinen seines Werkes, das eine Art Selbstanalyse, ein Hervorschleudern seines Unbewußten darstellt, im Wiener Beethovenhaus erschossen hätte. Gewöhnlich führen die Analytiker auch Weininger als „Entdecker" der Bisexualität, der physiologischen

Doppelgeschlechtlichkeit alles Lebendigen

an, der Grundtatsache, daß jeder Mensch sich aus M+W (Mann und Weib) in un-

endlich verschiedenen Mischungen zusammensetzt, obwohl sich Weininger selbst in seinem 1903 veröffentlichten Buch auf die „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen" (1. Band 1899) beruft, deren Titel und Inhalt ganz ausschließlich und deutlich genug Bisexualitätserscheinungen behandelt.

Die Psychoanalytiker sind auch der Meinung und rühmen sich dessen sehr, daß sie statt der üblichen „Oberflächenpsychologie" der meisten Mediziner, Juristen und Philologen

Tiefenpsychologie

trieben, gewissermaßen die Seele im Gegensatz zu Ihnen unter die Lupe nehmen, mikroskopieren, indem sie sich nicht an die Gegenwartsäußerungen eines Menschen halten, sondern bis tief in seine Kindheit hinuntersteigen, um aus den dunklen Schächten der Vergangenheit und Vergessenheit vieles ans Licht zu befördern, was den derzeitigen Zustand erst erhelle und erkläre.

Darauf möchte ich antworten: *Die Psychoanalyse gräbt tief, aber nicht tief genug,* sonst dürfte sie nicht bei der Kindheit stehen bleiben, sondern müßte von dort aus noch tiefer hinabsteigen über das Kindes- und Säuglingsalter hinaus bis in den Mutterschoß; sie müßte bis zu der Zeit und Stelle vordringen, an der die Grundsteinlegung eines Menschen aus der mütterlichen und väterlichen Keimzelle erfolgt, müßte eindringen in den Urgrund der Seelenzellen und den Urquell der Zellseele, aus denen alles Spätere ausströmt wie die Strahlen und Wellen aus einem Radiummolekül. Nicht in den Säuglingen, nicht in den Kindern vom zweiten bis fünften, achten oder vierzehnten Lebensjahr, sondern in der befruchteten Eizelle ruhen die tiefen Geheimnisse menschlicher Besonderheit, der jedem eigentümlichen Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit, von der *Goethe* einmal schrieb:

Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt,

oder schlichter, aber ähnlich in Faust:

Du bleibst doch immer, was du bist.

Freud muß das Unzureichende der rein psychologischen Erklärung der Richtung des Geschlechtstriebes aus den Erlebnissen und Eindrücken der Kindheit selbst empfunden haben. Denn sonst könnte er nicht folgendes äußern (im Zentralblatt für Psychoanalyse, 2. Jahrg., Heft 4, S. 167): „Verwahren wir uns an dieser Stelle gegen den mißverständlichen Vorwurf, als hätten wir die Bedeutung der *angeborenen* (konstitutionellen) *Momente* geleugnet, weil wir die *infantilen Eindrücke* hervorgehoben haben. Ein solcher Vorwurf stammt aus der Enge des Kausalbedürfnisses des Menschen, welches sich im Gegensatz zur gewöhnlichen Gestaltung der Realität *mit einem einzigen verursachenden Moment* zufriedengeben will. Die Psychoanalyse hat über die *akzidentellen* Faktoren der Ätiologie *viel,* über die konstitutio-

nellen wenig geäußert, aber nur darum, weil sie zu den ersteren etwas Neues bringen konnte, über die letzteren hingegen zunächst nicht mehr wußte, als man sonst weiß. Wir lehnen es ab, einen prinzipiellen Gegensatz zwischen beiden Reihen von ätiologischen Momenten zu statuieren; wir nehmen vielmehr ein regelmäßiges Zusammenwirken beider zur Hervorbringung des beobachteten Effektes an. *Δαίμων καὶ τύχη* (der Dämon und der Zufall) bestimmen das Schicksal eines Menschen; selten, vielleicht niemals, eine dieser Mächte allein. Die Aufteilung der ätiologischen Wirksamkeit zwischen den beiden wird sich nur individuell und im einzelnen vollziehen lassen. Die Reihe, in welcher sich wechselnde Größen der beiden Faktoren zusammensetzen, wird gewiß auch ihre extremen Fälle haben. Je nach dem Stande unserer Erkenntnis werden wir den Anteil der Konstitution oder des Erlebens im Einzelfalle anders einschätzen und das Recht behalten, mit der Veränderung unserer Einsichten unser Urteil zu modifizieren. Übrigens könnte man es wagen, die Konstitution selbst aufzufassen als den Niederschlag aus den akzidentellen Einwirkungen auf die unendlich große Reihe der Ahnen."

Und an anderer Stelle (in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", S. 101) meint Freud: „Es ist nicht leicht, die Wirksamkeit der *konstitutionellen und der akzidentellen Faktoren in ihrem Verhältnis zueinander* abzuschätzen. In der Theorie neigt man immer zur Überschätzung der ersteren; die therapeutische Praxis hebt die Bedeutsamkeit der letzteren hervor. Man sollte auf keinen Fall vergessen, daß zwischen den beiden ein Verhältnis von Kooperation (= Zusammenarbeit) und nicht von Ausschließung besteht. Das konstitutionelle Moment muß auf Erlebnisse warten, die es zur Geltung bringen, das Akzidentelle bedarf einer Anlehnung an die Konstitution, um zur Wirkung zu kommen. Man kann sich für die Mehrzahl der Fälle eine sogenannte ‚Ergänzungsreihe' vorstellen, in welcher die fallenden Intensitäten des einen Faktors durch die steigenden des anderen ausgeglichen werden, hat aber keinen Grund, die Existenz extremer Fälle an den Enden der Reihe zu leugnen." Schon im Vorwort derselben Schrift heißt es: „Das Akzidentelle spielt nämlich die Hauptrolle in der Analyse, es wird durch sie fast restlos bewältigt; das Dispositionelle kommt erst hinter ihm zum Vorschein als etwas, was durch das Erleben geweckt wird, *dessen Würdigung aber weit über das Arbeitsgebiet der Psychoanalyse hinausführt.*"

Gibt man, wie Freud es hier tut und auch noch anderweitig getan hat, die Konstitution als etwas tatsächlich Vorhandenes zu, das „auf Erlebnisse wartet", so verbleibt daneben für das, was Freud mit den Alten als *τύχη* = Zufall oder als das Akzidentelle bezeichnet, nur ein sehr geringer Platz. Ein äußerer Anlaß ist immer nur ein Anstoß, niemals ein entscheidender innerer Grund, und daß die bewußt und unbewußt fortwährend zielstrebig fahndende und tastende Geschlechtlichkeit über kurz oder lang einmal „mit ihrem Fall" zusammentreffen muß, ist um so mehr gesichert, als die Geschmacksbreite meist keine ganz eng begrenzte ist und gewisse Erweiterungen über die Geschmacksgrenze zuläßt.

Wie sich das Nahrungsmittel zu dem Nahrungstrieb oder Hunger verhält, den

es befriedigt, ohne ihn hervorzubringen, so verhält sich das, was den Geschlechtstrieb oder die Liebe sättigt, zu diesem; es stillt den Trieb, erzeugt ihn aber nicht; vor allem ändert der Gegenstand des Triebes nicht die Triebrichtung grundlegend, sondern höchstens innerhalb der gegebenen Variationsbreite ab. *Jedes Lebewesen hat den ihm eigentümlichen, an seine Konstitution gebundenen Nahrungs- und Geschlechtstrieb.* In beiden Fällen ist der Mensch, sind die in ihm belegenen Zentren Sitz des Geschmackes. Zwar sagen wir nicht „ich schmecke", sondern „es schmeckt" etwas süß oder bitter und meinen mit „es" den Gegenstand. Tatsächlich ist es aber doch das Ich, dem es schmeckt, dem das Bedürfnis nach Speise, Trank und Liebe und zwar nach den ihm zuträglichen und es befriedigenden Speisen, Getränken und — Menschen innewohnt.

Nachdem wir das, was uns von Freud trennt, angeführt haben, wenden wir uns um so freudiger dem zu, worin wir die grundlegende Bedeutung seiner Forschungen für die Sexualwissenschaft erblicken. In den letzten drei Jahrzehnten haben die Lehren Freuds und die seiner Schüler, und zwar sowohl der unentwegt treuen (Otto Rank und J. Sadger in Wien, Karl Abraham und Eitingon in Berlin, Ferenczi in Budapest und Ernest Jones in London), als der abtrünnigen (Alfred Adler und Wilhelm Stekel in Wien, C. G. Jung in Zürich), eine große Ausbreitung gefunden, weit über das deutsche Sprachgebiet und auch weit über das medizinische Ursprungsgebiet hinaus, namentlich seit dem Jahre 1907, in dem die erste Zusammenkunft ihrer Anhänger in Salzburg stattfand. Seitdem wurden noch sieben weitere Kongresse veranstaltet, von denen ich an zweien (1910 in Nürnberg und 1911 in Weimar) persönlich teilnahm. Wie Freud selbst in einer Übersicht mitteilt, besaßen die Anhänger der Psychoanalyse, als sie im Jahre 1922 ihren achten „Privatkongreß" in Berlin abhielten, Ortsgruppen in Wien, Budapest, Holland, Zürich, London, Neuyork, Kalkutta und Moskau. Er fügt hinzu, daß die Psychoanalyse als einzige unter den medizinischen Disziplinen die breitesten Beziehungen zu den Geisteswissenschaften unterhält und im Begriffe ist, für Religions- und Kulturgeschichte, Mythologie und Literaturwissenschaft eine ähnliche Bedeutung zu gewinnen wie für die Psychiatrie. „Die Bedeutung des Ödipuskomplexes" — sagt Freud am Schlusse dieses Rückblicks — „begann zu gigantischem Maß zu wachsen, man gewann die Ahnung, daß staatliche Ordnung, Sittlichkeit, Recht und Religion in der Urzeit der Menschheit miteinander als Reaktionsbildung auf den Ödipuskomplex entstanden seien."

Nun läßt zwar selbst die weltumspannende Verbreitung einer Lehre und einer Anschauung noch keinen Schluß auf ihre Richtigkeit zu — das ließe sich an vielen Beispielen erhärten, von der asketischen Weltanschauung, deren Anhänger sich nach Millionen beziffern und deren Dauer in die Jahrtausende geht, bis zu den Massensuggestionen des Weltkrieges — immerhin wird man einer geistigen Bewegung, die weite Kreise zieht, mehr Beachtung schenken müssen als einer, die sich nur auf kleine Kreise beschränkt, so wie man an eine der großen Weltreligionen mit anderen Gedanken und Gefühlen herantritt als an eine kleine Sekte.

Ich bin überzeugt, daß Freud sich im Innersten niemals durch den Umfang seiner Erfolge hat blenden lassen. Dies beweist auch seine Prophezeiung: „Nach meinem Tode wird meine Lehre untergehen; die Menschheit kann sie nicht ertragen" – ein Ausspruch, von dem ich glaube, daß er wohl für Teile, nicht aber für das Ganze, Wesentliche und Umwälzende seiner Forschungsergebnisse Geltung hat.

Am besten wird man der Freudschen Theorie in ihren Beziehungen zum Sexualgebiet bei einem Rückblick auf ihre historische Entwicklung gerecht. Wie bei mir selbst ein einziger Fall im Jahre 1895 den Ausgangspunkt meiner sexualwissenschaftlichen Lebensarbeit bildete: der freiwillige Tod eines jungen hochbefähigten Offiziers, den ich im Beginn meiner ärztlichen Tätigkeit behandelte, und der sich mir erst in hinterlassenen Papieren als homosexuell bekannte, so nahm auch die Psychoanalyse von einem einzelnen Krankheitsfall ihren Ausgang. Freud selbst hat vor kurzem einen ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung der Psychoanalyse in Max Marcuses Sexuallexikon gegeben, an den wir uns hier um so lieber anlehnen wollen, weil wir auf diese Weise den Urheber selbst über sein Werk berichten und urteilen hören.

Es war in den Jahren 1880/81, als ein Wiener Arzt, Dr. Josef *Breuer*, der noch heute hochbetagt in Wien lebt, ein Mädchen behandelte, das während der Pflege ihres erkrankten Vaters von schwerer *Hysterie* befallen war. Es litt an Lähmungserscheinungen, Bewußtseinsstörungen und Hemmungen. Auf Anregung und Wunsch der Patientin selbst versetzte der Arzt sie in Hypnose, die damals von Frankreich aus stark in Mode gekommen war (wie es Modeärzte, Modearzneien und Modebäder gibt, so sind auch die seelischen Heilverfahren stark der Mode unterworfen – die der nächsten Jahre heißt: *Coué*). Breuer erreichte, daß die Patientin in diesem Zustand durch Aussprechung ihrer Gedanken und Stimmungen wieder in einen normalen seelischen Zustand kam. Indem er dieses mühevolle Verfahren beharrlich durchführte, gelang es ihm, das Mädchen von allen ihren Lähmungen und Hemmungen zu befreien.

Außerdem verschaffte ihm aber dieser Heilerfolg einen unerwarteten Einblick in das Wesen der eigenartigen vielgestaltigen Erkrankung des Nervensystems, die man Hysterie nennt.

Die Hysterie

galt in jener Zeit auch in den Augen tüchtiger Ärzte teils als Autosuggestion (= Einbildung), teils als Ungezogenheit. Die Auffassung des alten Hippokrates, sie hinge irgendwie mit dem Unterleib (hysteron heißt Unterleib) zusammen, wurde nur von wenigen ernst genommen. Ich erinnere mich, daß ich, als ich einmal als Jüngling meinen Vater (der auch Arzt war) fragte, was denn eigentlich Hysterie sei, ungefähr folgende Antwort erhielt: Hysterische Frauen sind Damen (von „männlicher Hysterie" wußte man damals noch nichts), die aus Ursachen, die ein Bauernweib nicht spürt, Erregungszustände und Krämpfe bekommen.

Breuer veröffentlichte zunächst nichts über seinen Befund, bis es dem persönlichen Einfluß von Freud, der 1886 aus der Pariser Schule *Charcots* nach Wien zurückgekommen war, gelang, ihn zur Wiederaufnahme seiner Heilmethode und zu gemeinsamer Arbeit darüber zu bewegen. Breuer und Freud brachten dann 1893 eine vorläufige Mitteilung: „Über den Psychomechanismus hysterischer Phänomene" heraus, der 1895 ein Buch „Studien über Hysterie" folgte, in dem sie ihr Heilverfahren schilderten. Sie legten dar, daß die hysterischen Erscheinungen nichts Beliebiges seien, sondern ein Ersatz für normale seelische Vorgänge, der Ausbruch, der Aufschrei, das Ringen einer Seele, die sich nicht in entsprechender Weise entspannen kann:

die Flucht in die Krankheit.

Sie zeigten, daß die Aufdeckung dieses unbekannten Sinnes die Aufhebung der quälenden Krankheitserscheinungen zur Folge habe. Es deckte sich also in diesen Fällen die wissenschaftliche Forschung mit der Heilung. Breuer und Freud nannten diese Methode „Katharsis" (= Reinigung), ihr Heilverfahren ein „kathartisches" (= die Seele befreiendes). Die hysterischen Symptome entstanden nach ihrer Auffassung dadurch, daß ein mit starkem Affekt geladener seelischer Vorgang verhindert wurde, sich auf dem normalen Wege, der bis zur Bewußtwerdung und zu einer Betätigung führte, auszugleichen. Diesen Ausgleich nannten sie „abreagieren", und der Affekt, der nicht abreagiert wurde, hieß

der eingeklemmte Affekt.

Wurde der Affekt nicht in natürlicher Weise abreagiert, sondern geriet auf einen falschen Weg, wobei das Nervensystem bald stärker, bald schwächer in Mitleidenschaft gezogen wurde, so bezeichneten sie diesen Vorgang als Konversion (= Übertritt; Konvertit ist jemand, der von einer Religion zu einer anderen übertritt). Die Gelegenheiten, bei denen sich die Vorstellungen entwickelten, die zu solchen Affekten führten, wurden von ihnen psychische Traumen (Trauma heißt Verletzung) genannt; da diese oft in längst vergangene Zeiten fielen, sagten die Autoren, die Hysterischen litten an unerledigten Reminiszenzen (= Erinnerungen). Der Prozeß der Katharsis erfolgte durch Rückverfolgung (= Regression) und Freilegung des Weges zum Bewußtsein mittels Aussprache sowie durch normale Entladung des Affektes. Voraussetzung des Verfahrens und des Erfolges war die Annahme *unbewußter* seelischer Vorgänge, die bewußt gemacht wurden.

Breuer zog sich bald von diesen Arbeiten zurück, während Freud sie unablässig weiter verfolgte. Breuer hatte angenommen, daß die zu seelischen Leiden führenden Vorstellungen in einem hypnoseartigen Zustand stärkerer Beeinflußbarkeit entstanden seien, in dem sie sich auch am besten wieder lösten; Freud lehnte diese Erklärung ab und glaubte zu erkennen, daß eine Vorstellung das Nervensystem nur dann „afiziert" (= angreift) wenn ihr Inhalt mit der Richtung, welche die Umgebung und das

eigene Seelenleben beherrscht, im Widerspruch steht. Die Empfindung, die sich dann gegen die Vorstellung entwickelt, nannte er

die Abwehr.

Er hatte bereits in den „Studien über Hysterie" dieser Anschauung Ausdruck gegeben, die sowohl mit der Auffassung Pierre *Janets* aus der Schule Charcots im Widerspruch stand, als mit der Breuers. Ich hörte selbst Janet, der sich auch viel mit der Frage unbewußter Seelenregungen (er sprach von „le sentiment d'incomplétude", dem Minderwertigkeitsgefühl, und „double conscience", dem doppelten Bewußtsein) beschäftigte, 1913 auf dem internationalen Ärztekongreß in London scharf gegen Freud Stellung nehmen. Breuer aber löste sich von Freud, als dieser zu erkennen glaubte, daß das psychische Trauma meist ein sexuelles Trauma sei. Sexualität wirkte damals, noch mehr als heute, auf viele „wie ein rotes Tuch"

Entsprechend seiner Auffassung änderte Freud die Technik seiner Behandlung nervöser Menschen wesentlich dadurch, daß er auf die Hypnose Verzicht leistete, die ihm nicht lag und ohnehin die Behandlung erschwerte, da nur eine geringe Anzahl von Personen in die tiefe Hypnose versetzt werden konnten, in der die Anwendung des kathartischen Verfahrens möglich war. Freud versuchte also nicht hypnotisierte Patienten zur Mitteilung ihrer Gedanken zu drängen, um durch „freie Assoziationen" den Weg zum Vergessenen und Abgewehrten wiederzufinden. Meistens bedurfte es eines solchen Drängens kaum, da fast immer reichlich Einfälle bei den Patienten auftauchten, die sich aber durch gewisse *Einwendungen,* die sie sich selbst machten, von ihrer Offenbarung abhalten ließen. In der Annahme, daß alles, was dem Patienten einfiele, auch mit ihm in einem inneren Zusammenhange stehen müsse, ergab sich die Technik, den Patienten zum Verzicht auf alle seine kritischen Einwendungen zu bringen, um dann das zutage geförderte Material von Einfällen zur Aufdeckung der gesuchten Zusammenhänge zu verwerten. Dieses

Verfahren der freien Assoziation

beherrscht seither die psychoanalytische Arbeit.

Die Behandlung findet in der Weise statt, daß man den Patienten auffordert, sich in die Lage eines leidenschaftslosen, aufmerksamen Selbstbeobachters zu versetzen, sich die vollste Aufrichtigkeit zur Pflicht zu machen, keine Einfälle von der Mitteilung auszuschließen, alles ganz *unbefangen* von der Oberfläche des Bewußtseins abzulesen. Dies soll auch geschehen, wenn man den Einfall unangenehm empfindet oder ihn für unsinnig hält oder für unwichtig, oder glaubt, er gehöre nicht zu dem, was man sucht. Gerade die letzteren Einfälle sind für die Auffindung dessen, was vergessen ist und abgewehrt wird, von besonderem Wert.

Diese *neue* Technik änderte die Art der früheren Behandlung in der Hypnose so wesentlich ab und brachte den Arzt zu dem Kranken in eine so neuartige Beziehung, lieferte zudem so überraschende Ergebnisse, daß es wohl berechtigt war,

das Verfahren durch einen Namen von der kathartischen Methode zu scheiden. Freud wählte für diese Behandlungsweise den Namen

„Psychoanalyse".

Sie sollte in erster Linie eine Deutungskunst sein, die sich die Aufgabe stellte, die Entdeckung Breuers, nach der die nervösen Symptome ein sinnvoller Ersatz für unterbliebene seelische Akte seien, zu vertiefen. An sich war diese Deutungskunst nicht streng in bestimmte Regeln zu fassen und ließ der Geschicklichkeit und Kombinationsfähigkeit des Arztes einen großen Spielraum. Zu den verläßlichsten Ergebnissen gelangte der, welcher Unvoreingenommenheit mit Geschick, Übung und Findigkeit verband. Dies sind nur wenige. Seit die Zahl der Psychoanalytiker so stark „ins Kraut schoß", hat Freud die Forderung aufgestellt, daß nur der sich Analytiker nennen darf, der sich selbst vorher einer vollkommenen Analyse unterzogen hat – eine harte, aber, wie mir scheint, wohlberechtigte Forderung. Denn theoretisch läßt sich das Verfahren kaum erlernen, und „die Ausräumung des eigenen Unbewußten" ist die beste Vorbereitung für das gleiche Vorgehen bei anderen.

Anfangs erstreckte sich die psychoanalytische Deutung und Behandlungsform nur auf nervöse und hysterische Menschen, die in der Freudschen Nomenklatur (seiner schlagwortreichen Sprache) Neurotiker heißen. Diese viel angewandte Bezeichnung stellt jedoch keine Einschränkung dar, denn unter dem unterdrückenden Dauerdruck, dem „passiven Widerstand", dem Zwinguri der herrschenden Moral sind ausnahmslos

alle Menschen Neurotiker

geworden: Sexualneurotiker.

Die erste Voraussetzung erfolgversprechender Seelenanalyse ist *Vertrauen,* das sich im letzten Grunde nicht wesentlich von dem unterscheidet, was in der Freudlehre als

Übertragung

eine große Rolle spielt.

> Es gibt noch eine andere Art von geschlechtsbedingter Übertragung, die ich in meinen „Naturgesetzen der Liebe" als *assoziative Übertragung* bezeichnet hatte. Einige Beispiele, die ich dort gebe, mögen von dieser weitverbreiteten, psychologisch auch recht bedeutsamen Erscheinung ein Bild geben. Die ersten sind „Werthers Leiden", dieser in sexualpsychologischer Hinsicht so überaus wertvollen Dichtung Goethes, entnommen, die, als sie erschien, eine ganze Welt ergriff. Werther schreibt an Wilhelm: „Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Klaviere spielet mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Leiblied, und mich stellt es von aller Pein Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift. Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift! und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! – Die Irrung und Finsternis meiner Seele zerstreut sich, und ich atme wieder freier! . . . ."
>
> Von einer anderen assoziativen Übertragung berichtet er kurz darauf am 18. Julius

dem Freunde: „ . . . Heute konnte ich nicht zu Lotten; eine unvermeidliche Gesellschaft hielt mich ab. Was war zu tun? Ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahegekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiedersah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Man erzählt von dem Bononischen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war's mir mit dem Burschen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesicht, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machte mir das alles so heilig, so wert! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tausend Taler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart. Bewahre Dich Gott, daß Du darüber lachest! Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?"

Derartige *assoziative Verknüpfungen,* wie sie uns hier Goethe so poetisch veranschaulicht, sind häufig sehr verschlungen und halten sich auch meist unter der Schwelle des Bewußtseins. Ich führe noch einige Beispiele aus dem Leben an. Ein Mann aus der Mark Brandenburg hatte eine große Sympathie für die an der Nord- und Ostseeküste liegenden Teile Deutschlands und eine fast ebenso starke, ihm zunächst unerklärliche Antipathie gegen Süddeutschland. Alles, was mit dem Meere zusammenhing, zog ihn mächtig an. Er liebte leidenschaftlich den Wassersport. Die Sprache der Hannoveraner, Mecklenburger und Holsteiner klang ihm „wie Musik". Der süddeutsche Dialekt irritierte ihn dagegen. Er aß am liebsten Seefisch, der Geruch von Tauen, Teer und Tang tat ihm wohl. Es ergab sich, daß diesen Mann von Jugend auf die nordländischen Frauentypen, die blonden, gesunden, großen Mädchen, wie sie besonders häufig in Friesland und Holstein vorkommen, besonders anzogen. Von dieser erotischen Anziehung aus scheint sich die lustbetonte Assoziation weiter entwickelt und seine Geschmacksrichtung, seine Lebensanschauung, seine politischen und sonstigen Ansichten in entscheidender Weise beeinflußt zu haben.

Es gibt mehr als einen Anhänger der Frauenstimmrechtsbewegung, der von sich selbst überzeugt ist, er sei ein Freund der „Emanzipation", während er in Wirklichkeit nur ein Freund der „Emanzipierten" ist. Er fühlt sich zu den selbstbewußten, selbständigen, sicher auftretenden Frauen hingezogen, sucht die Stätten auf, wo er sie sehen und hören kann, und von dieser Sympathie aus übertragen sich die Assoziationen auf das, was diese Frauen anstreben und vertreten.

Noch ein letztes Beispiel sei hier angeführt. Ola *Hanson,* einer der feinsten Sexualpsychologen unter den zeitgenössischen Dichtern, läßt eine seiner Gestalten folgendes sagen: „Sie wissen, ich habe mich in den April und Mai verliebt, in die ersten zaghaften Knospen auf den dürren Zweigen, in die weißen Anemonen auf noch halbgefrorener Erde, in die zarten Apfelblüten auf dem blätterlosen Ast, die unter dem ersten Schnee- oder Regenschauer verderben, in all diese ‚puberté souffrante', die das Feinste, Verletzlichste, Gefährlichste und Versprechendste ist, was es gibt, *und darum liebe ich die Monate,* wo all das hervorbricht, den Jubel und den Schmerz und den Kummer, den sie wecken, und die das Herz so groß und so warm machen und die Hand so groß und so gierig." –

Zweifellos gibt es eine Menge Anschauungen auf den allerverschiedensten Gebieten, die mit Sexualität zunächst nicht die mindeste Beziehung zu haben scheinen, sich aber durch unbewußte Ideenverbindungen *aus einem gegebenen erotischen Fundament* ableiten.

Die Übertragung auf den Arzt, der die Freudianer eine so hohe Bedeutung beilegen, ist weniger assoziativ gedacht als unmittelbar. Der Arzt tritt nach ihrer Auffassung an die Stelle des Vaters, oft sogar „des Vaters im Himmel" und wird ent-

sprechend verehrt, „vergöttert", geliebt, im Sinne Freuds natürlich erotisch, und manche seiner Schüler vertreten den Standpunkt, daß der Arzt nur den Patienten heilen kann, dessen Übertragung er seelisch auf sich nimmt.

Auch hier ist man vielfach zu weit gegangen. Richtig ist, daß der Mensch sich im allgemeinen nur dem wird anvertrauen können, dem er ein „kindliches" Vertrauen entgegenbringt. Die Erkenntnis der eigenen Person muß im Verständnis der anderen Widerhall finden. Vertrauen gegen Vertrauen, was immerhin noch etwas anderes ist als Liebe und Gegenliebe.

Man hat einmal gesagt: Die Psychoanalyse ist die Übernahme der *Beichte* durch die Ärzte. Es liegt etwas Wahres in diesem zunächst wohl nur scherzhaft gemeinten Ausspruch (wie in jedem Witz und jeder guten Karikatur). Sicherlich gründet sich ein großer Teil des Erfolges (Zulaufes), dessen sich die Psychoanalytiker erfreuen, auf der Entspannung und Entlastung durch das Wort. *Aussprache ist für seelische Wunden,* was *Absonderung für körperliche ist.* Beide müssen sich „Luft machen können", und Goethe hat schon recht, wenn er in Tasso (III, 2) sagt:

Die Krankheit des Gemütes löst sich
In Klagen und Vertraun am leichtsten auf.

Ludwig Börnes Bemerkung: „Die beste Verwahrung vor Leidenschaft jeder Art ist gründliche Bekanntschaft mit dem Gegenstande," und vor allem die Äußerung des wahrhaften Philosophen Spinoza: „Ein Affekt, der ein Leiden (eine Leidenschaft) ist, hört auf, ein Leiden zu sein, sobald wir uns eine klare und deutliche Idee von ihm bilden," gehören dem gleichen Vorstellungskreis an, der auf Freud nicht ohne Einfluß geblieben ist. Selbst der größte Gedanke eines Menschen ist ja immer nur ein Kettenglied in der endlosen Gedankenkette, die sich von seinen Vorgängern über ihn auf seine Nachfolger schwingt. Hinsichtlich des eben erwähnten Börne erzählt Freud, daß er ihn seit frühester Jugend immer wieder gern gelesen hat, und besonders eine Stelle in dem Aufsatz: „Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden", für die Vorgeschichte der Einfallsverwertung in der Psychoanalyse unbewußt in ihm haftend von Bedeutung gewesen sein könnte. Sie lautet (zitiert nach Fritz *Wittels*): „Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander ohne Falsch und Heuchelei alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von eueren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, . . . vom Jüngsten Gericht, von eueren Vorgesetzten – und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen."

Von den suggestiven Methoden unterscheidet sich das psychoanalytische Verfahren dadurch, daß es keinen seelischen Zustand bei einem Hilfesuchenden durch Autorität *unterdrücken* will. Es sucht die *Verursachung* zu ergründen, um die Phänomene (Folgeerscheinungen) durch eine veränderte Anschauung über ihre Entstehungsbedingungen aufzuheben. Als Ziel der Behandlung kann hingestellt werden: durch die Aufhebung und Nachprüfung der Verdrängung die weitestgehende Stärkung

und Vereinheitlichung des „Ichs" herbeizuführen, um ihm den körperseelischen Aufwand für innere Konflikte zu ersparen, das Beste aus ihm herauszuholen und zu gestalten, was nach seinen Anlagen und Fähigkeiten möglich ist, und das Ich so leistungs- und genußfähig zu machen. Der Analytiker respektiert die Eigenart des Patienten, sucht ihn nicht nach des Arztes persönlichen Idealen umzumodeln und ist froh, wenn er sich beeinflussende Raterteilungen ersparen und die selbständige Initiative des Analysierten wecken kann.

Hierbei aber ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß Freud im Ich noch eine höhere, gewissermaßen über das eigentliche Ich hinausgehende Stufe annimmt, die er wohl in Anlehnung an seine großen Zeitgenossen *Nietzsche* („der Übermensch") und *Ibsen* („der Mann mit der sittlichen Forderung")

das Über-Ich oder Ich-Ideal

nennt. Freuds Worte: „Das Es ist ganz amoralisch, das Ich ist bemüht, moralisch zu sein, das Über-Ich kann hypermoralisch und dann so grausam werden wie nur das Es", könnten etwas poetischer gefaßt ebensogut in Nietzsches „Zarathustra" oder Ibsens „Volksfeind" stehen. In Wirklichkeit finden wir sie in einer der letzten und besten Schriften Freuds, die den Titel hat: „Das Ich und das Es" (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1923). Die hier gewählte Bezeichnung „das Es" entstammt Nietzsche, bei dem dieser grammatikalische Ausdruck für das Unpersönliche und sozusagen Naturwendige in unserm Wesen durchaus gebräuchlich ist. „Die Psychoanalyse", erklärt Freud in dieser Schrift, „ist ein Werkzeug, welches dem Ich die fortschreitende Eroberung des Es ermöglichen soll."

Es ist ein Mißverständnis (betont Freud), wenn man meint, die Psychoanalyse erwarte die Heilung neurotischer Beschwerden vom freien Ausleben der Sexualität, das Bewußtmachen der verdrängten Sexualgelüste in der Analyse ermöglicht vielmehr eine Beherrschung derselben, die durch die vorübergehende Verdrängung nicht zu erreichen war. Man kann daher mit einem gewissen Recht sagen, daß die Analyse den Neurotiker aus den Fesseln seiner Sexualität befreit.

Freilich dürfen die Seelendeuter nicht, wie es keineswegs selten geschieht, in Erscheinungen, die Folgen von Ursachen sind, die Ursache selbst sehen. So wie manche Ärzte Krankheitserscheinungen (= Symptome) als die Krankheit betrachten und bezeichnen, während doch in Wirklichkeit diese Symptome (wie der Katarrh, die Entzündung, das Fieber) nicht die Krankheiten selber, sondern nur die Mittel und Wege sind, mit denen sich der Körper der Krankheit erwehrt (– er macht aus sich heraus „fieberhafte" Anstrengungen, der Krankheitsursachen Herr zu werden, teils mit Erfolg, dann tritt die Heilung, teils ohne Erfolg, dann tritt der Tod ein).

Ein bedeutender Erfolg der psychoanalytischen Kunst war es, als ihr der Nachweis gelang, daß gewisse seelische Vorgänge im normalen Menschen, an deren psychische Erklärung vorher überhaupt kaum gedacht war, so zu verstehen seien,

daß sie einen Sinn haben, welcher der Person selbst nicht bekannt ist. Es handelt sich hier um

die Bedeutung und Deutung von Fehlleistungen

und Zufallshandlungen. Das zeitweilige Vergessen von Worten, Namen und Vorsätzen, das Versprechen, Verhören, das Verlesen, Verschreiben, Verlegen, Verwechseln, Vergreifen, Verlieren von Gegenständen, Verpassen von Gelegenheiten, Versäumen von Verabredungen, von Zügen, Akte von anscheinend zufälliger Selbstbeschädigung, Bewegungen, die gewohnheitsmäßig wie unabsichtlich ausgeführt werden, Irrtümer, Melodien, die man gedankenlos summt, die oft so unerklärlichen Idiosynkrasien (= heftige Abneigungen), Kontrainstinkte (= Gegeneinstellungen) und Phobien (= Furchtvorstellungen), alle diese Vorgänge werden als Äußerungen von unterdrückten Empfindungen, von unbewußten Wünschen, Ansichten, Absichten der Person oder Folge von zwei einander entgegenstehenden Strebungen, von denen die eine mehr oder weniger unbewußt, die andere bewußter ist, erkannt. In vielen Fällen ergab sich so ein bequemer Einblick in das Spiel seelischer Kräfte, das hinter den Vorfällen lag. Dabei gewann man ein Material, welches in hervorragender Weise geeignet war, die Überzeugung von dem Vorhandensein unbewußter seelischer Akte auch dort zu erwecken, wo man unbewußte seelische Vorgänge bis dahin ganz in Abrede stellte oder doch mit größten Zweifeln behandelte.

Ganz besonders in *sexualpsychologischer* Hinsicht sind viele Fehlhandlungen, die aus den verborgenen Quellen des Unbewußten und Ungewollten stammen (wie etwa das Unterlassen von Höflichkeitsformeln gegenüber dem einen oder anderen Geschlecht), von Wert. Wie der Traum und die Scham lassen sie den Seelenkenner oft schon in der Kindheit Rückschlüsse auf die Geschlechtspersönlichkeit und das spätere Geschlechtsleben ziehen.

Der Kürze halber nur zwei Fehlleistungsbeispiele, herausgegriffen aus vielen ähnlichen: Wenn (nach dem Bericht eines Wiener Arztes) jemand einer ihm nahestehenden Dame einen Brief schreibt, in dem er die Überschrift: Meine liebe N. versehentlich statt mit einem Ausrufungszeichen mit einem Fragezeichen versieht, so bedeutet dieses „Verschreiben" oft mehr als das, was man schreiben wollte. Oder wenn, wie Körber erzählt, eine Dame, die sagen will, sie fühle sich am wohlsten im „Liegen", statt dessen versehentlich sagt, sie fühle sich am wohlsten im „Lieben", so drückt auch hier das Versprechen mehr aus als das, was auszusprechen beabsichtigt war. „Das Bewußte denkt, das Unbewußte lenkt."

Freud hat sich durch die Zurückführung unendlich vieler Irrtümer und scheinbar gedankenloser, gleichgültiger Vorgänge auf ihre unbewußten, gerade deshalb aber oft so bedeutsamen Wurzeln (er spricht darüber ausführlich in seiner „Psychopathologie des Alltagslebens" und in „Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten")

ein ähnliches Verdienst erworben wie sein Landsmann, der gleich ihm aus Mähren stammende und wie er lange Zeit nicht entsprechend gewürdigte Abt und Vererbungsforscher Gregor *Mendel*. Beide fanden die Bedingtheit von bislang für Zufälligkeit gehaltenen Erscheinungen: der eine in der Mannigfaltigkeit ererbter Eigenschaften, der andere in dem bunten Gewirr alltäglicher Kleinigkeiten. Freud zeigte, daß im Seelenleben für das Unbewußte und Unbeabsichtigte noch mehr als für das Gewußte und Gewollte die Faustworte *Goethes* gelten:

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber-, hinüberschießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Die Verfolgungsmethode der sich nur im Reich des Unbewußten offenbarenden Triebe, des Sichtbaren auf das Unsichtbare, die Regression (= Zurückführung) des scheinbar Wirklichen auf das wirklich Wirkliche, dieses Verfahren, das sich auf dem Gebiete der Fehlleistungen und Zufallshandlungen so trefflich bewährt hatte, übertrug Freud mit gleichem Erfolg für die Überwindung und Freilegung des „Okkulten" noch auf ein anderes Feld des menschlichen Seelenlebens, auf

die Träume.

Auch hier bediente er sich der Technik der freien Assoziationen, wobei es nicht dem Traumdeuter überlassen bleibt, sich etwa nach den Regeln eines in ein wissenschaftliches Gewand gehüllten Traumbuches („Feuer bedeutet Hochzeit, Blumen bedeuten Kinder, ein junges Weib Glück und ein altes Weib Unglück in der Liebe") über die Deutung und Bedeutung der Träume zu äußern, sondern der Träumer selbst löst den größten Teil dieser Aufgabe, indem man ihn seine Gedankenverknüpfungen zu den einzelnen Elementen des Traumes mitteilen läßt. Dabei stellte es sich heraus, daß die Traumbildung auf dem Widerspruch zweier Strömungen beruht, einer unbewußt verdrängten, die nach Befriedigung, nach Wunscherfüllung strebt, und einer bewußt ablehnenden. Als Ergebnis dieses Konfliktes stellt der Traum eine Art Kompromiß (= Vergleich) dar, in dem beide, die ersehnte und die gebändigte Leidenschaft, zusammenfließen. „Im Schlafe", äußert Heinrich *Körber* in seiner trefflichen Schrift über die Psychoanalyse (in der Sammlung „Wege zum Wissen" bei Ullstein, Berlin, 1924), „öffnet sich das Traumtor des Unbewußten und läßt in es hineinströmen den ganzen Heerbann der dorthin zurückgedrängten Wünsche, Hoffnungen und Gelüste." Wenn aber Schopenhauer einmal sagt: „Jeder träumt in vollster Gemäßheit seines Charakters", und der alte Traumdeuter Artemidoros meinte: „Der Traum wandle seinen Sinn je nach der Person des Träumers", so hätte es wohl richtiger heißen sollen: „Jeder träumt in Gemäßheit seiner Sexualität."

Wie vielsagend sind beispielsweise die Träume der Invertierten; so findet sich schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert bei dem griechischen Dichter Meleagros folgende Schilderung:

Führte im süßen Traum das Bild eines holden Epheben . . .
Eros ins Lager mir heut. Ich preßte den wonnigen Körper
Fest ihn umschlingend ans Herz, pflückte das eitele Glück.
In der Erinnerung quält mich nun die Sehnsucht, denn immer
Schwebt mir vor Augen der Traum, ruft die Erscheinung zurück. —
Unglückseliges Herz, *laß ab, an den Bildern der Schönheit*
Nächtlich zu schwelgen im Traum, wenn die Wirklichkeit fehlt.

Die ganze ältere Generation der Sexualforscher hob immer wieder die diagnostische Bedeutung vor allem der ersten Pollutionsträume (= Träume mit wollüstigen Erregungen und Entspannungen) für die sexuelle Triebrichtung des Menschen hervor, so noch vor Krafft-Ebing *Westphal*, der von der Patientin, für die er als erster die Diagnose „konträre Sexualempfindung" prägte, schrieb: „Sie erklärt mit großer Entschiedenheit, sie würde ohne Erregung unter Männern wohnen und schlafen können... In ihren wollüstigen Träumen erschien sie sich stets in der Situation des Mannes; oft hörte sie dabei schöne Melodien."

Paul *Näcke*, der ausgezeichnete, viel zu früh gestorbene Seelenforscher, verfaßte über diese Frage unter anderem folgende bemerkenswerten Aufsätze: „Die diagnostische und prognostische Brauchbarkeit der sexuellen Träume" (in der Ärztlichen Sachverständigenzeitung Nr. 2, 1911), „Über Kontrastträume und speziell sexuelle Kontrastträume" (in dem Archiv für Kriminalanthropologie von H. Groß, Bd. 28, Heft 1 und 2), „Der Traum als feinstes Reagens für die Art des sexuellen Empfindens" (in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 2. Jahrg., 1905), und auch schon der Petersburger Arzt *Tarnowsky* gibt in seiner kleinen Schrift „Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinns" (Berlin 1886, S. 11 f.) folgende anschauliche Erzählung eines gleichgeschlechtlichen Traumes: „Endlich stellt sich die Pubertät ein; in der Nacht kommen heftige Erregungen mit Samenentleerung vor. Die Pollutionen sind von Träumen begleitet, zuerst von undeutlichen, leicht vergeßbaren; doch sie werden mit jedem Tage deutlicher, bestimmter und frappieren häufig den Jüngling selbst durch ihre Sonderbarkeit. Im Traum erscheinen ihm nicht weibliche Liebkosungen, nicht Begegnungen mit Frauen, sondern er produziert den Händedruck, den Kuß erwachsener Männer. Die äußerste, mit Samenerguß endende sexuelle Erregung wird im Traum nicht durch eine Frauengestalt in verführerischen Posen und Bewegungen herbeigeführt, sondern durch Umarmungen, Liebkosungen und Küsse von Personen gleichen Geschlechts."

Genau so wie die von der Norm abweichenden Personen ihrer Triebrichtung entsprechend träumen, entspricht die Traumwelt der Normalen ihrem Geschlechtsempfinden. Meist ist sogar der Traum die *erste Äußerung ihrer Eigenart*, die „via regia" (der Hauptweg) ins Unbewußte und damit ein Beweis mehr, wie fest der Geschlechtstrieb in den tiefsten Seelenschichten der Persönlichkeit verankert ist, wie unbewußt und unabsichtlich er aus den Gründen und Abgründen des Es an die Oberfläche steigt, um zunächst nur das Traumleben, bald aber auch das wachende Leben zu erfüllen.

Diesen Tatsachen und Literaturbelegen gegenüber erscheint es fast befremdlich, spricht aber für seine Voraussetzungslosigkeit, daß Freud in der ersten Auflage der

„Traumdeutung" (1900) es noch dahingestellt sein läßt, ob die Forderung des Sexuellen auch für die Theorie des Traumes erhoben werden darf. Schreibt er doch hier sogar, daß „die Kindheit sexuelle Begierde noch nicht kennt". Vermehrte Erfahrungen aber veranlaßten ihn bereits in der zweiten Auflage der „Traumdeutung" (S. 197), einen bemerkenswerten Zusatz anzufügen, der lautet: „Je mehr man sich mit der Lösung von Träumen beschäftigt, desto bereitwilliger muß man anerkennen, daß die Mehrzahl der Träume Erwachsener *sexuelles Material behandelt* und *erotische Wünsche* zum Ausdruck bringt. Nur wer wirklich Träume analysiert, d. h. vom manifesten Inhalt derselben zu dem latenten Traumgedanken vordringt, kann sich ein Urteil hierüber bilden... Stellen wir gleich fest, daß diese Tatsache uns nichts Überraschendes bringt, sondern in voller Übereinstimmung mit unseren Grundsätzen der Traumerklärung steht. Kein anderer Trieb hat seit der Kindheit so viel Unterdrückung erfahren müssen als der Sexualtrieb in seinen zahlreichen Komponenten, von keinem anderen erübrigen so viele und so starke unbewußte Wünsche, die nun im Schlafzustande traumerzeugend wirken."

Freud unterscheidet hier den *manifesten* (= offenkundigen) und den *latenten* (= geheimen) Trauminhalt. Unter dem manifesten versteht er den sinnfälligen, der sein Material aus den affektbetonten Erlebnissen der letzten Tage oder den voraussichtlichen Geschehnissen der nächsten Tage nimmt; unter dem latenten oder sinnverborgenen den Traumteil, in dem sich unsere heimlichen, meist bis in die Kindheit zurückreichenden Wünsche und Hoffnungen durchsetzen wollen. Gewöhnlich sind die manifesten Traumbilder nur Deckbilder für die latenten, die aus dem Wesen der Geschlechtspersönlichkeit geboren sind. „Das große Gefühlsgebiet der Sexualität", sagt Körber (S. 24), „die immer wachsend mit unheimlichen Rätselaugen dem alles erforschen wollenden Kinde entgegenstarrt, kehrt geträumt wieder als heimliches Dunkel, als schreckhafte Höhle und in hundert andern Bildungen, die mit Grausen erfüllen."

Ein ursprünglich lustbesetzter Gefühlskreis wird durch beständiges Eindämmen des Affektgehaltes zu gegenteiliger Äußerung getrieben: aus unterdrückter Lust entsteht die Angst. Nach meiner Erfahrung sind bei sexuell gequälten Männern und Frauen oft schon in der Kindheit und mehr noch, wenn sie erwachsen sind, *Angstträume viel häufiger als Lustträume.* Nicht einmal im Schlafe finden diese von Vorurteilen gegeißelten Männer und Frauen, diese Unbefriedigten, Befriedigung; nur selten bewahrheitet sich für sie die Weisheit des Brahmanen, die uns *Friedrich Rückert* in den Worten übermittelt (17. Buch N. 31):

Dazu sind eben Wünsch' und Träume dir verliehen,
Um alles, was dir fehlt, in deinen Kreis zu ziehen.

Beim Studium der Ausdrucksformen, die sich der Traum schafft, stieß Freud auf die Tatsache, daß gewisse Gegenstände, Vorgänge und Verrichtungen im Traume nicht unmittelbar als solche, sondern in Sinnbildern oder Symbolen auftauchen. Der

Träumer gebraucht sie, ohne ihren tieferen Sinn zu kennen, und auch die eigenen Gedanken, die er daran knüpft, bieten gewöhnlich keine Anhaltspunkte für ihre Erklärung. Da muß dann der Analytiker selbst auf Grund seiner Erfahrungen und kraft seines Deutungsvermögens den Weg finden, der zu der richtigen Erfassung der Symbole führt. Symbole sind Symptome einer in den Verstecken des Unbewußten wild und wirr durcheinander brodelnden Gedankenwelt. In den Märchen und Mythen der Völker, in ihren Sprachen und ihren Sitten ist gleichfalls viel

Sexualsymbolik

vorhanden; Sinnbilder des Geschlechtlichen durchsetzen die Welt und erfüllen das Leben, oft in Vergessenheit geraten und verschüttet – weit verdrängt –, aber immer noch, wie Pompeji und Troja, im Schutt der Jahrhunderte auffindbar.

Wir können mit Freud und seiner Schule auf dem Gebiet der Symbolismen eine beträchtliche Strecke mitgehen, aber nicht allerwegen und nicht durch dick und dünn, denn mehr als sonst wandern wir hier durch einen theoretischen Urwald, und immer wieder möchte man einwenden: ja, so kann es wohl sein, aber es muß nicht so sein, die Möglichkeit liegt vor, daß es so ist, vielleicht könnte es sich aber auch noch ganz anders verhalten. Da Sinnbilder Phantasieprodukte sind, ist auch der Phantasie der Deuter ein unbeschränkter Raum gegeben, und viele Analytiker machen hiervon weitestgehenden Gebrauch. *Wenn sie etwas hineinlegen, glauben sie, sie holen etwas heraus.*

Es gibt klare und unklare Geschlechtssymbole. Zu den verbreitetsten und offensichtlichsten Symbolen der Geschlechtsvereinigung gehört der Tanz zu Paaren von der Aufforderung bis zu dem Aneinanderschmiegen, Umschlingen, Berühren, Bewegen, und dankerfüllten Verbeugungen, Lockerung und Lösung beider Körper – ein unverkennbares, nach dem Geist der Zeiten tausendfach abgewandeltes Spiegelbild der Liebe. Man erzählte mir, daß die greise, einst so hoch gefeierte Fürstin Pauline Metternich, als man ihr nach dem Kriege die neuesten Schütteltänze (Shimmy und ähnliche) zeigte, gesagt haben soll: „Zu meiner Zeit tat man das im Bett." Die gute Alte hatte wohl vergessen, daß man Ähnliches dachte und bemerkte, als in ihrer Jugend der langsame Walzer und Polka die Quadrille und Gavotte ablöste.

In meinen „Naturgesetzen der Liebe" (1912) hatte ich mich darüber ausgesprochen, daß viele Symbole, an die man sich so sehr gewöhnt hat, daß man über ihren Ursprung und ihr Wesen nicht mehr nachdenkt, wie das Aufeinanderlegen der Hände, der Arme, der Lippen, als Sitten den Rückschluß zulassen, daß entwicklungsgeschichtlich der soziale Instinkt aus erotischen Anziehungen hervorgegangen ist. Es ist sehr wohl denkbar, daß der Geschlechtstrieb und die Liebe der Motor waren, welcher die ohne sie nur auf sich bedachten Einzelwesen *zuerst* über das Selbsterhaltungsbedürfnis hinauswachsen ließ, sie zu Verbänden vereinigte, zu Herden und Horden, zu Gruppen und Gesellschaften, aus denen sich schließlich Staaten entwickelten. Ich halte es auch keineswegs für ausgeschlossen, daß ein Rudiment dieser erotischen

Empfindungen, eine abgeschwächte Sexualität in überaus feinen und kleinen unmerklichen Mitschwingungen auch heute noch in vielen menschlichen Beziehungen mitvibriert, die einen vollkommen unerotischen Eindruck machen.

Viele körperliche Berührungen, die heute als Symbole unter Bekannten und Verwandten gang und gäbe sind, mögen, als sie in der Urzeit aufkamen, *zunächst* sexuelle Hautkontakte gewesen sein. In der Sprache, die stets viel dauerhafter ist als die Sitte, hält ja noch heute der Mann um die „Hand" des Weibes an, und sie reicht dem Manne „die Hand" fürs Leben. Wie mit dieser Berührung der Hände, so ist es auch mit der Verschlingung, dem „Unterhaken" der Arme, ja selbst mit dem Kusse. Küsse und Umarmungen, wie sie bei Begrüßungen und Verabschiedungen von Verwandten, in manchen Ländern auch unter Bekannten alltäglich sind, sind zu Sympathiekundgebungen ohne sexuelle Betonung herabgesunken.

Welcher Unterschied zwischen dem kurzen flüchtigen Händedruck sich begrüßender Freunde und dem langen innigen zweier Menschen, die sich lieben, bei welchen von der Berührungsstelle aus ein Strom wohltuender Erschütterungen durch die Reihen der Neurone zum Zentralorgan zieht. Wie verschieden der oberflächliche Kuß der Etikette von jenem Kontakt der Lippen, bei dem die Summation der Nervenreize zu einer weit im Körper irradiierenden (= ausstrahlenden) Hyperämisierung (= Blutwallung) führt. In einer mir zugegangenen Zuschrift vergleicht einmal jemand die unerotischen Küsse, die er übrigens von seiner Frau erhielt, mit einer „Suppe ohne Salz".

Wenn Schiller in seinem Hymnus an die Freude in den begeisterten Ruf ausbricht:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen *Kuß* der ganzen Welt"

oder Goethe dichtet:

„Glücklich, wer sich vor der Welt ohne Groll verschließt,
Einen Freund *am Busen hält* und mit ihm genießt",

so ist schwerlich anzunehmen, daß ihnen hierbei auch nur im Unterbewußtsein *sexuelle* Küsse und Berührungen vorschwebten.

Aber mögen auch, um mit Schopenhauer zu reden, „amor" und „caritas" eines Stammes sein, mag immerhin die allgemeine Menschenliebe, die Nächstenliebe Christi und die „Fernstenliebe" des Antichrists Nietzsche ihre Endwurzel in der Geschlechtsliebe haben, *für die Gegenwart* müssen wir uns an die zur Zeit wirksamen Naturerscheinungen und Naturgesetze halten, und diese lehren zur Gewißheit, daß die sexuelle Liebe *eine besondere Gefühlsqualität* ist, wenn man will, geworden ist, eine andere, als es die *allgemeine* Menschenliebe und die vielen übrigen, ebenfalls als Liebe bezeichneten Zuneigungen sind.

Zweifellos hat der Geschlechtscharakter vieler sexueller Symbole sich allmählich so verflüchtigt und verflacht, daß ihre Wiederfindung einen gewissen Spürsinn erfordert. Das Bemühen, das Ding nicht als das zu nehmen, als was es erscheint, sondern das zu finden, was in und hinter ihm liegt, darf sich aber nicht ins Groteske steigern,

das Suchen darf nicht zur Sucht werden, was, um ein Beispiel aus vielen anzuführen, der Fall ist, wenn ein Freudschüler bei Ausbruch des Krieges die Meinung äußerte, der Krieg sei „doch nichts weiter als Muskelerotik". Das ist ein „Pansexualismus", den wir ablehnen.

Das Geschlecht ist viel, aber nicht alles.

Zu einer meiner Patientinnen, die sich einen Revolver gekauft hatte, um sich zu erschießen, bemerkte einmal ein Analytiker, sie hätte gar nicht die Absicht, sich zu vernichten, die Schußwaffe sei ein phallisches Symbol, sie wolle daher in Wirklichkeit nur einen Phallus, nicht einen Revolver auf ihren Körper gerichtet wissen. Je unsicherer und verblüffender solche Deutungen sind, mit um so größerer Sicherheit pflegen sie vorgetragen zu werden.

Gewiß ist die Zahl der phallischen Symbole von dem Pfeile Amors bis zur Schlange und Rute Legion, und auch die Menge der Symbole, die das weibliche Geschlechtsorgan versinnbildlichen, von der Stube bis zur Muschel, Schnecke und Feige, ist im Volke fast ohne Grenzen. Ist doch das Wort Scheide selbst nur ein Bild.

Die Bildersprache der Hieroglyphen ist im Geschlechtlichen noch heute ebenso verbreitet wie in den ältesten Zeiten. Das zeigt uns ein Blick in die sexuelle „Folklore", die unendliche Fülle der im Volke kursierenden Redensarten, Sprüche, Verse und Geschichten, die auf das Geschlechtsleben Bezug haben, wie sie etwa der grundernste und grundgütige Prof. Friedr. S. Krauß in der „Anthropophyteia" gesammelt hat, das lehrt uns jedes Witzblatt, fast jeder Kabarettvortrag, jede Volksunterhaltung, in denen es überall von bildlichen Sexualanspielungen wimmelt. Dabei kommt es stets in erster Linie auf den Geist der Zuschauer und Zuhörer an, ob sie das Dargebotene als eine schlüpfrige Zote, als urwüchsigen Scherz im Stile Rabelais', als feinere Satire im Geiste Boccaccios, als naives Dokument der Volksseele oder als eine unzüchtige Handlung im Sinne des § 184 des Strafgesetzbuches empfinden.

Übertreibungen der Deuter sind es, wenn sie schlechthin jeden hohlen Gegenstand zum Sinnbild der Vagina stempeln, in jedem gewölbten ein Symbol der weiblichen Mamma (= Brust) und in jedem gestreckten einen Phallus sehen. Körber (Psychoanalyse S. 116) zählt folgende Sexualsymbole auf: für das männliche Glied treten ein: Stöcke, Schirme, Stangen, Bäume, Waffen jeder Art, Messer, Dolche, Lanzen, Säbel, Gewehre, Pistolen, Revolver, Wasserhähne, Gießkannen, Springbrunnen, Bleistifte, Bohrer, Hammer, Reptilien, Fische, Schlangen; neuerdings auch Luftballone, Flugmaschinen, Zeppeline. Für das weibliche Organ treten ein: Schachteln (alte Schachtel), Gruben, Höhlen, Koffer, Dosen, Büchsen, Taschen, Kisten." Als Beispiel eines Sexualmythus führt Körber die biblische Geschichte vom Sündenfall an. Die zur Sünde (= Geschlechtsverkehr) verführende Schlange ist das Glied Adams. Als Gegenwert und Gegenreiz reicht Eva dem Adam den Apfel. Äpfel, Pfirsiche sowie Früchte überhaupt symbolisieren die weiblichen Brüste. Der Baum der Erkenntnis aber, von dem Adam verbotenerweise ißt, versinnbildlicht das Geschlecht-

liche im allgemeinen. Wird doch in der Bibel das Wort „erkennen" vielfach für „beiwohnen" im Sinne von Geschlechtsverkehr gebraucht. Besonders reich an Symbolen und Vergleichen ist auch das hohe Lied Salomonis, eines der schönsten Liebesgedichte der Weltliteratur. Hier singt die Braut: „Mein Geliebter ist mir wie ein Myrtenzweig, der zwischen meinen Brüsten ruht. Mein Geliebter gleicht einem Haufen Hennablüten im Garten Engedi, seine Wangen sind wie ein Balsamlager, wie Ruheplätze süßer Kräuter." Und der Bräutigam erwidert: „Der Geruch deiner Brust ist wie Apfelgeruch."

Freud berichtet, und wir halten dies für eine wichtige Mitteilung, daß, als er in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem kathartischen Hypnoseverfahren Breuers zu seiner eigenen, auf die freien Angaben seiner Patienten gestützten psychoanalytischen Methode überging, er durchaus nicht darauf gefaßt und vorbereitet war, bei allen seinen seelischen Ausgrabungen auf ein sexuelles Fundament zu stoßen. Zwar hatte schon gelegentlich einmal in Paris sein berühmter Lehrer Charcot, als von einem jungen Ehepaar die Rede war, das weit aus dem Orient zu ihm gekommen war, um wegen nervöser Störungen seinen Rat einzuholen, mit großer Lebhaftigkeit geäußert: „Mais, dans des cas pareils c'est toujours la chose génitale, toujours... toujours... toujours" (in Dingen dieser Art ist es immer eine Geschlechtsangelegenheit, um die es sich handelt, immer, immer, immer), aber ebenso bezeichnend wie diese Bemerkung sind die Worte, die Freud an sie knüpft: „Ich weiß, daß ich für einen Augenblick in ein fast lähmendes Erstaunen verfiel und mir sagte: Ja, wenn er das weiß, warum sagt er das nie? Aber der Eindruck war bald vergessen; die Gehirnanatomie und die experimentelle Erzeugung hysterischer Lähmungen hatten alles Interesse absorbiert (= aufgebraucht)."

Erst ganz allmählich und im Verlauf vieler Jahre ging ihm bei der psychoanalytischen Verfolgung der freien Assoziationen in der unbefangenen Ursachenerforschung die große Übereinstimmung und Einheitlichkeit auf (die seine Gegner Einseitigkeit nannten), denn gleichviel, ob es sich um die Ergründung und Beseitigung nervöser Krankheitserscheinungen handelte, von denen er ausging, der Neurosen, (die, wenn die mit den Nerven in steter Wechselbeziehung befindliche Psyche (= Seelenleben) besonders stark mitbetroffen war, auch Psychoneurosen genannt wurden), oder ob er mit der Herkunft von scheinbar unvermittelt aus nervöser Anlage entspringenden Angstgefühlen, Vernichtungsgefühlen und Schuldgefühlen, Zwangs- und Wahnvorstellungen beschäftigt war, oder ob er sich in die Psychopathologie des Alltagslebens oder in die Traumwelt vertiefte, immer war es zuletzt das gleiche: je sorgfältiger man den Erscheinungen nachging, um so deutlicher enthüllte sich ihre Verkettung, und endlich mußte man sich vor der Erkenntnis beugen und anerkennen, daß *„an der Wurzel aller Symptombildungen Vorgänge im Sexualleben der Frühzeit lagen"*.

Der Nachdruck im Ton ist hier auf das Wort „aller" zu legen. Denn nicht darauf

kommt es an, daß gelegentlich auch nervöse Erscheinungen durch sexuelle Ursachen (etwa durch Übertreibung des einen oder anderen Extrems, also Ausschweifungen oder deren Gegenteil) entstehen. Dies wurde auch schon vorher angenommen; man kannte schon den Begriff der „sexuellen Neurasthenie", und mein verehrter Lehrer Erb in Heidelberg versäumte nie, im Kolleg darauf hinzuweisen, daß zwar nicht (wie von vielen Ärzten behauptet wurde) die Rückenmarkschwindsucht (Tabes) und Gehirnerweichung (Paralyse), wohl aber „die reizbare Nervenschwäche" als Folge allzu häufig ausgeübter Onanie, sowie namentlich auch der Unterbrechung des Geschlechtsverkehrs (des „coitus interruptus") auftreten könne. Das Neue war, daß Freud nicht neben anderen (neben Überanstrengung, Schreck, Kummer, Sorgen usw.), sondern *immer sexuelle Gründe* bei nervösen Störungen für vorliegend erachtet. Selbst wo eine andere Ursache angegeben wird oder tatsächlich vorherrscht, hatte es den Anschein, als ob ihre Dauerwirkung in den Beziehungen begründet sei, die diese Ursache (wenn auch nur assoziativ oder symbolisch) zum Sexualleben hatte. Freud vertrat diese Anschauung zuerst in dem Aufsatz: „Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als ‚Angstneurose' abzutrennen." In dieser Arbeit, die in dem für die Geschichte der Sexualwissenschaft in mehr als einer Hinsicht bedeutsamen Jahr 1895 erschien, setzte er auch auseinander, daß die Angst oft in körperliche Symptome „konvertiert" würde, sich in Atemnot, Zittern, Herzklopfen, Schwindel, Durchfall, Schwitzen usw. umsetzt.

Viel später trat freilich erst die ätiologische Tatsache zutage, daß die sexuelle Wurzel selbst noch auf einen tieferen Ursprung zurückgeht, nämlich auf die bisexuelle (doppelgeschlechtliche) Uranlage. Das kann auch gar nicht anders sein, da ja die körperseelische Anlage, aus der der Mensch als Produkt von Mann und Weib entsteht, immer eine doppelgeschlechtliche ist. Womit aber keineswegs behauptet ist, daß die Bisexualität ein Zustand ist, der durch andere Einflüsse des äußeren Erlebens nach der einen oder der anderen Seite abgebogen, abgedrängt wird.

Vielmehr sehen wir, daß, wie der Körper aus dem doppelgeschlechtlichen Stadium androgyner Jugendlichkeit immer schärfer in das eingeschlechtliche Stadium übergeht ohne Einwirkung von außen, einfach „mit den Jahren", genauer mit dem älter werdenden Drüsensystem – so auch die Seele und die aus beiden Elementen zu untrennbarer Einheit verschmolzene körperseelische Geschlechtlichkeit. Alle drei –

durchlaufen die mehr oder weniger deutliche Indifferenzphase, bis sie an den Differenzierungspunkt gelangt sind, der ihnen nach inneren Entwicklungsgesetzen gesetzt ist.

Ganz allmählich geriet die Psychoanalyse auf dem von ihr eingeschlagenen Weg an ein Ziel, auf das sie selbst nicht vorbereitet war, das ihr vielleicht sogar – manche Andeutungen sprechen dafür – innerlich widerstrebte. Wohl oder übel, aber folgerichtig setzte sie an die Stelle des gewöhnlichen seelischen Traumas (Erschütte-

rung der körperseelischen Persönlichkeit) das sexuelle Trauma (Verletzung der Geschlechtspersönlichkeit).

Hier aber machte man halt. Wir aber können uns nicht mit dem Satz begnügen:

Das Seelenleben wurzelt im Geschlechtsleben,

so wichtig diese Feststellung ist, sondern müssen weiter forschen und fragen: Und worin wurzelt das Geschlechtsleben? um zu dem Ergebnis zu gelangen:

Das Geschlechtsleben wurzelt im Drüsenleben,

im Konstitutionellen und nicht im Akzidentellen. Wird die Psychoanalyse auch allmählich an dieses Ziel gelangen, dem sie gegenwärtig noch ebenso widerstrebend gegenübersteht, wie vor dreißig Jahren dem der sexuellen Verankerung des Seelischen? Wir wagen es zu hoffen, ohne es zu glauben.

Im Jahre 1904 erschien Freuds für die Sexualwissenschaft wichtigstes Buch, in dem er seine hauptsächlichsten Funde und Anschauungen fast schon abschließend niederlegte, seine *„Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie"* (vierte vermehrte Auflage 1920). Die erste dieser Abhandlungen behandelte „die sexuellen Abirrungen", die zweite, die uns in diesem Abschnitt besonders interessiert, „die infantile (= kindliche) Sexualität", während der dritte Aufsatz „die Umgestaltung der Pubertät" zum Gegenstand hatte. *Sadger* hat dieses Buch *die Bibel der Psychoanalyse* genannt, andere haben es mit dem *Gastmahl Platos* verglichen; *Wittels* schreibt von ihm: „Die drei Abhandlungen sind Freuds *bestes* Werk. Sie enthalten *den ganzen Freud,* wie er auf die Nachwelt kommen wird." Jedenfalls ist es dasjenige Buch, durch das Freud sich in der Geschichte der Geschlechtskunde einen unvergänglichen Namen gesichert hat.

Er hat in den mehr als zwanzig Jahren, die seit dieser Veröffentlichung verflossen sind, noch viel über die Bedeutung des Sexuellen für die seelische Eigenart des Menschen geschrieben, aber ich wüßte bis einschließlich der 1924 erschienenen „Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens" (dessen drei Kapitel die Überschriften tragen: „Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne", „Über die allgemeine Erniedrigung des Liebeslebens" und „Das Tabu der Virginität") nichts, was an grundlegender Bedeutung an seine ersten „Drei Abhandlungen" heranreichte.

Bei den vorhandenen Vorurteilen und Hemmungen ist es nur zu begreiflich, daß nach Freuds Bericht „keine der Aufstellungen der Psychoanalyse so hartnäckigen Unglauben und so erbitterten Widerstand gefunden hat wie diese von der überragenden ätiologischen Bedeutung des Sexuallebens". Sieht man sich diesen Widerstand genauer an, so wird man bald gewahr, daß er ganz von Empfindungen getragen, kaum eine wirklich sachliche *Widerlegung* gezeitigt hat. Mit Recht konnte daher Freud den soeben angeführten Worten über die ursächliche Bedeutung des

Geschlechtlichen die Erklärung hinzufügen, daß die Psychoanalyse in ihrer Entwicklung bis auf den heutigen Tag keinen Anlaß gefunden hat, von dieser Behauptung zurückzutreten.

Besonders schön und mutig sind die Ausführungen, mit denen Freud in der Schrift „Massenpsychologie und Ich-Analyse" (1921) denen entgegentritt, die ihm schon auf dem Nürnberger Kongreß (1910) und später wiederholt nahelegten, er möchte doch die sexuellen Grundlagen der Erscheinungen „irgendwie umschreiben". Man würde, wenn man „der Sache ein Mäntelchen umhinge", viel besser vorwärts kommen. Darauf erwidert er: „Wer die Sexualität für etwas die menschliche Natur Beschämendes und Erniedrigendes hält, dem steht es ja frei, sich der vornehmeren Ausdrücke Eros und Erotik zu bedienen. Ich hätte es auch selbst von Anfang an tun können und hätte mir dadurch viel Widerspruch erspart. Aber ich mochte es nicht, denn ich vermeide gern Konzessionen an die Schwachmütigkeit. Man kann nicht wissen, wohin man auf diesem Wege gerät; man gibt zuerst in Worten nach und dann allmählich auch in der Sache. Ich kann nicht finden, daß irgendein Verdienst daran ist, sich der Sexualität zu schämen; das griechische Wort Eros, das den Schimpf lindern soll, ist doch schließlich nichts anderes als die Übersetzung unseres deutschen Wortes Liebe, und endlich, wer warten kann, braucht keine Konzession zu machen."

In der Schrift „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" gibt Freud ein anschauliches Bild von der Stimmung, die ihm entgegenströmte, als er in der Wiener Fachvereinigung, der damals noch Krafft-Ebing vorstand, eines Tages als Redner auftrat, um seine Entdeckungen von der sexuellen Verursachung der Neurosen vorzutragen. Ahnungslos glaubte er, daß man seine Ausführungen „als indifferente Beiträge zur Wissenschaft entgegennehmen würde". „Erst die Stille, die sich nach meinen Vorträgen erhob" – erzählt er rückschauend – „die Leere, die sich um meine Person bildete, die Andeutungen, die mir zugetragen wurden, ließen mich allmählich begreifen, daß Behauptungen über die Rolle der Sexualität in der Ätiologie der Neurosen nicht darauf rechnen könnten, so behandelt zu werden wie andere Mitteilungen. Ich verstand, daß ich von jetzt ab zu denen gehörte, die nach Hebbels Ausdruck ‚am Schlaf der Welt gerührt haben', und daß ich auf Objektivität und Nachsicht nicht zählen durfte. Da aber" – fährt er fort – „meine Überzeugung von der durchschnittlichen Richtigkeit meiner Beobachtungen und Schlußfolgerungen immer mehr wuchs und mein Zutrauen zu meinem eigenen Urteile sowie mein moralischer Mut nicht eben gering waren, konnte der Ausgang dieser Situation nicht zweifelhaft sein. Ich entschloß mich, zu glauben, daß mir das Glück zugefallen war, besonders bedeutungsvolle Zusammenhänge aufzudecken, und fand mich bereit, das Schicksal auf mich zu nehmen, das mitunter an solches Finden geknüpft ist." Er gibt einige Beispiele dafür, wie dieses Schicksal sich namentlich in den Kreisen der Fachgenossen auswirkte, und schließt seine bemerkenswerte Schilderung mit folgenden Ausführungen (S. 20/21):

„Was ich an persönlicher Empfindlichkeit besaß, wurde in jenen Jahren zu meinem Vorteil abgestumpft. Vor der Verbitterung wurde ich aber durch einen Umstand bewahrt, der nicht allen vereinsamten Entdeckern zu Hilfe kommt. Ein solcher quält sich ja sonst ab, zu ergründen, woher die Teilnahmlosigkeit oder Ablehnung seiner Zeitgenossen rührt, und empfindet sie als einen peinigenden Widerspruch gegen die Sicherheit seiner Überzeugung. Das brauchte ich nicht, denn die psychoanalytische Methode gestattete mir, dies Verhalten der Umwelt als notwendige Folge aus den analytischen Grundannahmen zu verstehen. Wenn es richtig war, daß die von mir aufgedeckten Zusammenhänge dem Bewußtsein der Kranken durch innere affektive Widerstände ferngehalten werden, *so mußten sich diese Widerstände auch bei den Gesunden einstellen,* sobald man ihnen das Verdrängte durch Mitteilung von außen zuführte. Daß diese letzteren *die affektiv gebotene Ablehnung durch intellektuelle Begründung zu motivieren* verstanden, war nicht verwunderlich. Es ereignete sich bei den Kranken ebenso häufig, und die ins Feld geführten Argumente – Argumente sind so gemein wie Brombeeren, um mit Falstaff zu reden – waren die nämlichen und nicht gerade scharfsinnig. Der Unterschied war nur, daß man bei den Kranken über Pressionsmittel verfügte, um sie ihre Widerstände einsehen und überwinden zu lassen, bei den angeblich Gesunden solcher Hilfen aber entbehrte. Auf welche Weise man diese Gesunden zu einer kühlen, wissenschaftlich objektiven Überprüfung drängen könnte, war ein ungelöstes Problem, dessen Erledigung am besten der Zeit vorbehalten blieb. Man hatte in der Geschichte der Wissenschaften oft feststellen können, daß dieselbe Behauptung, die anfangs nur Widerspruch hervorgerufen hatte, eine Weile später zur Anerkennung kam, ohne daß neue Beweise für sie erbracht worden wären."

Niemand kann wohl besser dem Wiener Forscher den Sinn dieser Sätze und das nachfühlen, was er von den schwierigen Anfängen der sich an seine Arbeiten anknüpfenden Bewegung erzählt, als ich, der fast um die gleiche Zeit, in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, ganz unabhängig davon Ähnliches in Berlin erlebte wie Freud in Wien. Allerdings hatte ich – trotzdem, vielleicht sogar weil ich in einem ärztlichen Hause aufgewachsen war – von vornherein darauf verzichtet, mich mit meinen Veröffentlichungen zuerst an akademische Kreise und Kollegen zu wenden. Ich kannte schon als Student die Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften genau genug – namentlich war mir das Schicksal Robert *Mayers,* des Entdeckers des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, und das des Entdeckers der Antisepsis, *Semmelweis,* zu gut in Erinnerung, um von offizieller Seite einen raschen Erfolg der Wahrheit, noch dazu auf einem so „delikaten" Gebiet, zu erhoffen. Ich war aber überzeugt, daß dieser sich bei den Universitätsprofessoren und Ärzten von selbst einstellen würde, wenn erst die große Masse die Richtigkeit unserer Gründe und die Wichtigkeit unserer Ziele eingesehen haben würde. Vor die Wahl gestellt, „ex cathedra" (= von oben herunter) oder „de profundis" (= von unten herauf) meine Ansichten zu verkünden, zog ich daher letzteren Weg vor und schrieb alle meine Arbeiten

(auch diese Geschlechtskunde) möglichst *für jedermann*, indem ich damit zugleich meinem Grundsatze Rechnung trug, daß die Wissenschaft nicht um ihrer selbst, sondern um der Menschen willen da ist.

Noch sehe ich das verblüffte Gesicht eines älteren Kollegen, Studienfreundes meines Vaters, vor mir, als ich ihm um die Jahrhundertwende, kurz nach dem Erscheinen des ersten meiner „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen" (von dem nun bereits fünfundzwanzig Bände vorliegen), in Charlottenburg begegnete. „Ist es denn wirklich wahr, mein lieber Kollege," redete er mich mit der lächelnden Miene mitleidiger Herablassung an, „daß Sie von jetzt ab jedes Jahr ein Buch über diese Abnormitäten und Perversitäten herausgeben wollen? Eine Broschüre, nun ja, das könnte ich noch zur Not verstehen, aber gleich jedes Jahr ein ganzes Buch. In unserem Standesverein war man einfach starr, als man dies hörte. Kommen denn diese Menschen (er gebrauchte ein sehr „folkloristisches" Wort) wirklich so häufig vor, und was gehen sie denn eigentlich unsere Wissenschaft an?" Was würde wohl der Kollege, wenn er noch lebte, sagen, wenn er heute einen Katalog der seither fast unübersehbar gewordenen, sowohl sexualpsychologischen als sexualbiologischen Fachliteratur (der Ausdruck Sexualwissenschaft war damals noch unbekannt) erblicken würde?

Länger als ein Jahrzehnt vertrat Freud die Psychoanalyse allein, bis im Jahre 1906 zunächst die Schweizer Psychiater Ernst *Bleuler* und C. G. *Jung* Anteil an der Analyse nahmen. Wie das fast immer zu geschehen pflegt, wenn eine, gleichviel ob wissenschaftliche oder auch nichtwissenschaftliche Bewegung eine gewisse Stärke erreicht hat, zweigten sich auch von der Psychoanalyse alsbald verschiedene Richtungen ab. Es geschah in den Jahren 1911/13, und zwar dürfte Freud wohl recht haben, wenn er annimmt, daß, ebenso wie Breuer schon von ihm schied, weil er an dem Sexuellen Anstoß nahm, auch für Jung und Adler die letzte unbewußte Ursache die war, das „Anstößige", d. h. Sexuelle der Psychoanalyse zu mildern. Die von C. G. Jung in der Schweiz eingeschlagene Richtung suchte „ethischen Ansprüchen gerecht zu werden". Während Freud den Sexualtrieben die Ichtriebe (= Selbsterhaltungstriebe) entgegenstellt, jedenfalls also geschlechtliche und ungeschlechtliche Triebe zum mindesten in der Theorie, wenn auch nach unserer Ansicht nicht immer scharf genug in der Praxis unterscheidet, nimmt Jung nur „eine einzige Urlibido" an, die „sexualisiert" und „desexualisiert" werden kann, und setzt diese der seelischen Energie überhaupt gleich.

Jung nimmt an, daß ein inneres Hindernis, eine Ursittlichkeit in der menschlichen Seele liegt, die der Sexualität entgegenwirkt, das Göttliche lehnt sich gegen das Tierische auf. „So konnte Jung", wie Wittels mit feiner Ironie schreibt, „mit vollen Segeln von der bösen Psychoanalyse zur *guten Schweizer Psychoanalyse* übersiedeln und von der Freudschen Lehre, die dazu bestimmt ist, den Moloch der sexuellen Heuchelei aus der Welt zu schaffen, den Rückweg zum Christentum finden und zur alten Sittlichkeit, die sicherlich viel Gutes und Erhabenes geschaffen hat,

deren asketische Moral zu stützen aber gewiß nicht die Sendung der Psychoanalyse und Siegmund Freuds ist." Freud selbst verglich

Jungs „Modifikation" der Psychoanalyse

mit dem bekannten Messer von Lichtenberg, indem er schrieb: „Er hat das Heft verändert und eine neue Klinge eingesetzt; weil dieselbe Marke darauf eingeritzt ist, sollen wir nun dies Instrument für das frühere halten." Welche bittere Enttäuschung der Abfall Jungs – 1913 in München stellte sich bald nach dem Erscheinen von Jungs „Wandlungen und Symbole der Libido" der Gegensatz als nicht mehr überbrückbar heraus – Freud bereiten mußte, kann nur der ermessen, der (wie der Schreiber dieses) drei Jahre zuvor beide auf der stolzen Höhe ihrer Freundschaft in Nürnberg gesehen hatte.

Schon zwei Jahre vorher hatte sich Alfred *Adler* von Freud gelöst. Die von ihm begründete Richtung unterscheidet sich nach Freuds Auffassung vor allem dadurch von seiner, daß sie manche Mechanismen der Psychoanalyse mit anderen Namen belegte, z. B. die Verdrängung als *„männlichen Protest"* bezeichnete; sie sah aber sonst vom Unbewußten und von den Sexualtrieben möglichst ab und versuchte die Entwicklung des Charakters und der Neurose auf den *Willen zur Macht* zurückzuführen, der die aus einem Minderwertigkeitsgefühl drohenden Gefahren durch Überkompensation zu verhindern strebt. Selbst die Liebe beruhe auf Machtwillen; der Geschlechtsverkehr sei ein Bemächtigungsakt.

In seinem Buch über die psychoanalytische Bewegung schreibt Freud: „Der Systemgedanke Adlers lautet, es sei die Absicht der Selbstbehauptung des Individuums, ‚sein Wille zur Macht', der sich in der Form des ‚männlichen Protests' in Lebensführung, Charakterbildung und Neurose dominierend kundgibt. Dieser männliche Protest, der Adlersche Motor, ist aber nichts anderes als die von ihrem psychologischen Mechanismus losgelöste Verdrängung, die überdies sexualisiert ist, was mit der gerühmten Vertreibung der Sexualität aus ihrer Rolle im Seelenleben schlecht zusammenstimmt." Und weiter sagte er: „Von der Adlerschen Richtung ist bald klar geworden, daß sie mit der Psychoanalyse, die sie ersetzen wollte, zu wenig gemein hat."

Freud ist der Meinung, daß die beiden systematisch ausgebauten Richtungen Jungs und Adlers der Entwicklung seiner Psychoanalyse wenig Abbruch getan haben. Ich kann diese Ansicht nicht teilen. Namentlich die anfangs „freie Psychoanalyse", später „Individualpsychologie" genannte Richtung Adlers hat mit der Zeit eine rührige und beträchtliche Anhängerschaft gewonnen. Auch Jung hat Schule gemacht.

Während Jung und Alfred Adler sich bemühten, die Psychoanalyse zu asexualisieren (= ungeschlechtlich zu machen) und ihr damit ihre eigentliche Grundlage nahmen, hat ein anderer Freudschüler, Dr. Wilhelm *Stekel*, unablässig und zum Teil sehr erfolgreich der sich unter allen möglichen Lebensvorgängen und Lebens-

äußerungen versteckenden Sexualität nachgespürt. Er hat sich nicht damit begnügt,

die sexuelle Maske

zu lüften, die viele um ihrer Geschlechtlichkeit willen verfolgte und gehetzte Menschen in unserer Zeit tragen, weil sie glauben, sie tragen zu müssen, sondern er hat den Verfolgern selbst die Masken ihrer Sexualität vom Gesicht gerissen. In seinem Buch „Masken der Sexualität" (mit dem Zusatz „Der innere Mensch", im Verlag von Paul Knepler in Wien) sagt er: „Gerade unter den Menschen, welche immer wieder Gefahren für die Sittlichkeit wittern, den Staatsanwalt immer wieder gegen die Menschen hetzen, die sich nicht auf der Höhe der Moral zeigen, gerade unter solchen Menschen finden sich hocherotische Menschen, welche mit ihrer Sexualität nicht fertig werden können und in die Öffentlichkeit flüchten, um sich zu retten."

Stekel stellt in vieler Hinsicht (auch im Umfang seiner Werke) einen Komparativ, in mancher, wie in der Ablehnung einer angeborenen Sexualkonstitution, einen *Superlativ* von Freud dar, so daß dieser schon um 1910 sagen konnte: „Stekel überspannte den psychischen Bogen." Vielleicht ist dies aber gerade der Grund, weshalb keiner so tief bei ihm in Ungnade fiel als Stekel, den er (im Bewegungsbuch S. 17) „völlig verwahrlost" schalt, weil er in seinen Augen wie ein verzerrtes Spiegelbild seines Selbst erscheinen mußte. Was Freud sein Über-Ich zu denken hinderte, sprach jener unbekümmert aus. Deshalb schüttelte er ihn so energisch ab, damit man ihn ihm ja nicht in die Schuhe schob und an die Rockschöße hängte.

Die genannten abtrünnigen Schüler Freuds sind bedauerlicherweise sämtlich in denselben Fehler verfallen, den sie ihrem Meister vorwerfen. Sollte Stekel recht haben, wenn er in dem Vorwort seines Buches „Onanie und Homosexualität" (Untertitel: Die homosexuelle Neurose) schreibt: „Eine Psychoanalyse der Psychoanalytiker ergäbe eine ergötzliche Satire"? Jedenfalls muß man ihm, wenn er neuerdings in einem Sammelreferat der Medizinischen Klinik (Nr. 2, 1925) über „Psychanalyse, Psychotherapie, medizinische Psychologie und Sexualwissenschaft" meint: „Die Psychanalyse ist leicht verwundbar und anzugreifen. Eine junge Wissenschaft, hat sie sich durch den Papismus und Dogmatismus ihres Erfinders auf vielen falschen Voraussetzungen aufgebaut," erwidern, daß der Dogmatismus von Adler, Jung und Stekel keineswegs geringer erscheint als der Freuds. Was ist denn die Art, mit der Stekel neuerdings die Lehre von der Sexualkonstitution bekämpft und meint, „es sei die Pflicht der Ärzte, immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß es sich um seelische Störungen *erworbener* Art handelt", anders als ein zum Zelotismus gesteigerter Dogmatismus?

Freud selbst hat seine Lehren stets bescheiden als „Sexualtheorien" bezeichnet. Das Wort „Theorien" bedeutet Annahmen, während „Dogmen" starre Glaubenslehren sind. Wir sind weit davon entfernt, auszurufen:

„Grau, teurer Freud, ist alle Theorie!"

aber wir müssen uns mit Entschiedenheit dagegen wehren, wenn viele seiner An-

hänger als *Theoriedogmatiker* auftreten und durch Dünkel das Dunkel zu „überkompensieren" trachten, das ihre Theorien nicht zu erhellen vermochte.

Für das wertvollste und klarste Stück aus der Freudschen Lehre, das nach meiner Meinung ihr auch die meisten Anhänger zugeführt hat, halte ich

die Sexualverdrängung.

Sie tritt oft schon in früher Jugend auf, weil sie sich nicht etwa nur auf die völlige Enthaltung von körpergeschlechtlicher Betätigung bezieht, sondern mindestens ebensosehr auf die Unterdrückung seelischer Neigungen. Ich war ganz erfreut, als ich bei dem Niederschreiben dieser Zeilen in Freuds Buch über die Geschichte der psychoanalytischen Bewegung (aus dem Jahre 1924) auf den Satz stieß:

„Die Verdrängungslehre ist der Grundpfeiler, auf dem das Gebäude der Psychoanalyse ruht, so recht das wesentlichste Stück derselben."

Wenn Wittels, einer der ältesten Schüler Freuds, schreibt: „Der Ödipuskomplex ist die Lokomotive geworden, die den Triumphwagen Freuds rund um den Erdball gezogen hat", so hat mir die Rücksprache mit vielen Personen im In- und Auslande gezeigt, daß dies Wort in viel höherem Grade auf den Verdrängungsgedanken zutrifft.

Eine der besten Schilderungen des unbefriedigten Sexualtriebes, der aus dem Bewußtsein ausgeschlossen als Triebverdrängung weiterlebt, gibt Alfred *Vierkandt* im „Handwörterbuch für Sexualwissenschaft"; er sagt hier: „Der verdrängte Trieb bekundet sich durch eine Reihe von Symptomen, die seine ‚unterirdische' Wirksamkeit bezeugen, in allerlei Ausdruckstätigkeit, im Versprechen und Verschreiben und anderen Fehlhandlungen, in Träumen. Dazu kommt die sogenannte *Überkompensation;* die Seele voll Furcht und Scheu vor dem unbewußt lebendigen Trieb kehrt sich völlig von ihm ab und wirft sich mit voller Wucht in die *entgegengesetzte Haltung.* Die erotische Verdrängung verrät sich demgemäß durch eine krankhafte Scheu vor allem Erotischen, durch die sogenannte Prüderie, die freilich in manchen Fällen mit einer heimlichen unbewußten Freude am Aufdecken des Sexuellen verbunden ist (Sittlichkeitsschnüffler). Die Verdrängung beruht wohl immer letzthin darauf, daß der verdrängte Trieb das Selbstgefühl vermöge der geltenden Wertmaßstäbe schwer verletzt, die Seele ihm also nicht ins Gesicht schauen kann; während der Trieb selbst vermöge der elementaren Stärke, die die Naturausstattung ihm gegeben hat, nicht zum einfachen Absterben kommen kann. Jede Moral, die das Sexuelle mehr oder weniger als unrein behandelt, hat daher in gewissen Grenzen Verdrängung des erotischen Triebes zur Folge. Der von ihr Befallene ist sich, wie gesagt, seines Zustandes völlig unbewußt; feststellen kann ihn nur der Dritte, der fachmännische Beobachter auf Grund gewisser Symptome. Für alle Art Erziehung ist die Vertrautheit mit der erotischen Verdrängung unentbehrlich. Alle stark rationalisierten Naturen, alle einseitig von Verstandesinteressen, Zweckinteressen oder Arbeitswut

beherrschten Naturen sind ihrer (ebenso wie der einfachen Triebverkümmerung) dringend verdächtig."

Es liegt im Wesen der Verdrängung, daß die von ihr Betroffenen kleinmütig, engherzig, leicht verlegen, disharmonisch und intolerant sind,

unfroh, weil unfrei,

befangen, weil gefangen im Zwinger der Moral. *Der Verdränger nach innen wird zum Verfolger nach außen.* Dies gilt für die chronische (= andauernde) Geschlechtlichkeit ebensosehr wie für eine akute (= plötzliche) Liebesleidenschaft. Oft ist Haß weiter nichts als verdrängte Liebe. Man muß dies wissen, um zu verstehen, daß Äußerungen stärkster Zuneigung keineswegs Zwistigkeiten, ja heftige Zorn- und Wutausbrüche ausschließen. Instinktiv (= gefühlsmäßig) fürchtet daher ein liebendes Weib meist mehr die kalte Gleichgültigkeit als grobe Beschimpfungen. Von einer russischen Bäuerin wird erzählt, daß sie ihrer Mutter klagte: „Mein Mann liebt mich nicht mehr, er schlägt mich nicht mehr."

Bewußt oder unbewußt bedienen sich die Menschen fortwährend der aus der Verdrängung entspringenden

Überkompensation

(= Übersteigerung des gegensätzlichen Verhaltens), um ihre innersten Empfindungen nicht aufkommen oder nicht merken zu lassen. Ich lernte viele kennen, die um so brutaler, rücksichtsloser und rauher auftraten, je liebevoller und sanfter sie gestimmt waren. Aus der Überkompensation erklären sich viele Redewendungen, wie die von „der rauhen Schale mit dem weichen Kern", von „der Angst vor der eigenen Courage", auch die vom „weichen Fanatiker".

Viele Gewaltmenschen, namentlich auch politische Verbrecher sind überkompensierte Nervenschwächlinge und wirken darum auch oft so ganz anders, als die Phantasie sie sich nach ihren Taten ausmalt. Von Cäsar und den Cäsaren bis zu Napoleon und Mussolini waren die Tyrannen meist Männer, die sich „in ihren vier Wänden" von denen, die sie liebten, „um den Finger wickeln ließen". Ihre Härte und Energie war im Grunde nichts anderes als überkompensierte Weichheit und Zartheit.

Schon bei dem ersten Anarchisten, den ich vor Gericht sah – es war der Attentäter Koschemann, der dem Berliner Polizeipräsidenten ein Paket mit Sprengstoff übersandt hatte, bestimmt, ihn beim Öffnen zu töten – fiel mir das feminine Aussehen und Wesen des Angeklagten auf, eine Wahrnehmung, die ich später noch oft bestätigt fand, wenn ich Prozessen gegen Rechts- oder Linksputschisten anwohnte. Auch unter den Rathenaumördern und ihrem Anhang, von denen uns einige konsultierten, befanden sich ganz feminine Typen. Dreistes Auftreten, Schneidigkeit, Schärfe ist oft nichts als *Furcht vor der eigenen Furcht,* verdeckte Feigheit.

Nicht selten wird dabei nach der Methode „Haltet den Dieb" verfahren. So war der österreichische Generalstabsoffizier Oberst Alfred *Redl* (auch ein Sexualver-

dränger) nicht nur einer der gefährlichsten Spione aller Zeiten, sondern zugleich einer der gefürchtetsten *Verfolger* der Spione (vgl. darüber: Der Fall des Generalstabschefs Redl, von Egon Erwin Kisch, in der von Rudolf Leonhard herausgegebenen Sammlung: Außenseiter der Gesellschaft – Die Verbrechen der Gegenwart – erschienen 1924 im Berliner Verlag „Die Schmiede").

> Im dritten Band meiner Sexualpathologie erzähle ich im Kapitel Exhibitionismus einen Fall aus meiner Praxis, den ich in diesem Zusammenhang auch hier wiedergeben möchte. Er betrifft einen Kriminalkommissar, zu dessen Aufgaben das Verhören festgenommener Exhibitionisten neben dem anderer Sexualdelinquenten gehörte. Dieser Beamte war wegen der Strenge, mit der er gegen diese Personen vorging, sehr gefürchtet. Eines Tages nun ereignete es sich, daß in der Berliner Stadtbahn ein sehr elegant aussehender Herr vor einem ihm gegenüber sitzenden Mädchen in einem sonst leeren Abteil plötzlich seinen Mantel zurückschlug und ihm sein erregtes Geschlechtsorgan zeigte. Das Mädchen schrie ängstlich um Hilfe. Personen aus dem Nachbarabteil kamen hinzu, und der Herr wurde, trotz heftigen Sträubens und Bittens, auf der nächsten Station gewaltsam, zwecks Feststellung seiner Personalien, zum Stationsvorsteher gebracht, der ihn zur Polizeiwache führen ließ. Es rief nicht geringe Verwunderung hervor, als es sich herausstellte, daß der Exhibitionist der gefürchtetste Kriminalist auf diesem Gebiete, Kommissar X, in höchst eigener Person war. Offenbar lag seinem „scharfen Vorgehen" ein überkompensiertes Schuldgefühl zugrunde.

Freud legt Wert darauf, zu betonen, und wir glauben es ihm gern, daß er in der Lehre von der Verdrängung selbständig war, von keiner Beeinflussung weiß, die ihn diesem Mechanismus in die Nähe gebracht hätte, und diese Idee lange für eine originelle hielt, bis Otto *Rank* (den er seinen „treuesten Helfer und Mitarbeiter" nennt) ihm die Stelle aus Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" zeigte, in welcher der Philosoph eine Erklärung des Wahnsinns gibt, die auf seelische Verdrängungserscheinungen fußt. Mehr aber noch als bei Schopenhauer finden sich bei Friedrich Nietzsche Anklänge an den Verdrängungsgedanken und Hinweise auf ihn, wie überhaupt Nietzsche wohl im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts derjenige Deutsche war, dessen Wirksamkeit in verwandten Seelen am tiefsten und nachhaltigsten mitschwang, auch wenn sie sich, wie Freud es von sich berichtet, „den hohen Genuß seiner Werke bewußt versagten, um in der Verarbeitung psychoanalytischer Eindrücke nicht durch Erwartungsvorstellungen behindert zu werden".

Beispielsweise bezeichnet Freud in der Verdrängungslehre

„das Gewissen"

als die kontrollierende Instanz in uns, welche den Abstand des realen Ich vom idealen Ich bemißt, und nähert sich damit ganz dem, was *Nietzsche* in der „Genealogie der Moral" (1887) in die Worte kleidet: „Dieser gewaltsam latent gemachte Instinkt der Freiheit, dieser *zurückgedrängte,* zurückgetretene, *ins Innere eingekerkerte* und zuletzt nur an sich selbst noch entladende und auslassende Instinkt der Freiheit: das, nur das ist in seinem Anbeginn das schlechte Gewissen."

Als Zeiterscheinungen gehören Nietzsche und Freud als Wegbahner zum zwanzigsten Jahrhundert genau so zusammen wie etwa Darwin und Häckel, oder auch

Dostojewski und Ibsen. Ihre Zeit und Umwelt war eben reif für die Art, wie sich beides *in ihrer Gedankenwelt und ihrem Zeitgeist* widerspiegelte.

Auch hinsichtlich eines weiteren Triebschicksals, einer anderen „Umsetzung" und Verhaltungsweise des erotischen Triebes, kann Nietzsche als Vorläufer Freuds oder Freud als Nachfolger Nietzsches bezeichnet werden. Das ist

die Sublimierung.

Was ist unter diesem vielgebrauchten Schlagwort zu verstehen? In meinen „Naturgesetzen der Liebe" (1912) habe ich mich bereits eingehend über diesen Begriff geäußert, der seither nicht an Klarheit gewonnen hat. Man nimmt an, daß eine Wechselwirkung zwischen sexueller und geistiger Leistungsfähigkeit besteht, nicht in dem Sinne, daß die eine die andere steigert, als vielmehr so, daß eins das andere ersetzen kann. Man stellt sich vor, daß die in uns schlummernden *Sexualkräfte in andere als sexuelle umgewandelt* werden könnten. Der entspannende Abstrom habe dabei nicht Sexualreize zum Ziel der Liebesbetätigung, sondern erstrecke sich auf andere, und zwar sehr verschiedenartige Dinge, denen er zeugend und schöpferisch gegenübertritt. Freud selbst bemerkt in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie": „Die Kulturhistoriker scheinen einig in der Annahme, daß durch Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozeß, der den Namen *Sublimierung* verdient, mächtige Komponenten *für alle kulturellen Leistungen* gewonnen werden." In einer seiner letzten Veröffentlichungen bezeichnet Freud als Sublimierung das Triebschicksal, bei dem *Objekt und Ziel gewechselt* werden, so daß der ursprünglich sexuelle Trieb nun in einer nicht mehr sexuellen, sondern in einer *sozial oder ethisch* höher gewerteten Leistung Befriedigung findet. Vorher hat er dargelegt, daß man beim Geschlechtstrieb Quelle, Objekt und Ziel unterscheiden könne; die *Quelle* sei die Körperregion oder Zone, aus welcher der Geschlechtstrieb seine Erregung bezieht; das *Ziel* sei die aktive oder passive Befriedigungsabfuhr; „das Objekt" – und hier befinden wir uns auf Grund unserer ausgedehnten Beobachtungen durchaus im Gegensatz zu Freud – „hinge dem Trieb minder fest an, als man zunächst gemeint hatte, es würde leicht gegen ein anderes eingetauscht, auch könnte der Trieb, der ein äußeres Objekt gehabt hatte, gegen die eigene Person gewendet werden."

Wie unsicher aber bei Freud diese Begriffe sind, geht aus folgender Bemerkung hervor, die er kurz nach dieser Unterscheidung äußert: „Die sozialen Triebe gehören zu einer Klasse von Triebregungen, die man noch *nicht sublimierte* zu nennen braucht, wenngleich sie diesen nahestehen. Sie haben ihre direkten sexuellen Ziele nicht aufgegeben, werden aber von der Erreichung derselben durch innere Widerstände abgehalten, begnügen sich mit gewissen Annäherungen an die Befriedigung und stellen darum besonders feste und dauerhafte Bindungen unter den Menschen her. Von dieser Art sind insbesondere die *ursprünglich vollsexuellen Zärtlichkeitsbeziehungen* zwischen Eltern und Kindern, die Gefühle der Freundschaft und die aus sexueller Zuneigung hervorgegangenen Gefühlsbindungen in der Ehe."

Bloch hat für den Begriff der „Sublimierung" den meines Erachtens etwas weniger unklaren und auch nicht so sehr unbewußt von der asketischen Überlieferung beeinflußten Ausdruck:

„sexuelle Äquivalente"

gewählt. Er schreibt (Sexualleben S. 100): „Aus diesen innigen Beziehungen zwischen sexueller und geistiger Produktivität erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß *gewisse geistige Schöpfungen an die Stelle des rein körperlichen Sexualtriebes* treten können, daß es psychische sexuelle Äquivalente gibt, in die sich die potentielle Energie des Geschlechtstriebes umsetzen kann. Hierher gehören viele Affekte, wie Grausamkeit, Zorn, Schmerz und die produktiven Geistestätigkeiten, die vor allem in Poesie, Kunst und Religion ihren Niederschlag finden; kurz, das ganze Phantasieleben des Menschen im weitesten Sinne vermag *bei Verhinderung* der natürlichen Betätigung des Geschlechtstriebes solche sexuellen Äquivalente zu liefern." Plato selbst nannte das Denken einmal: „sublimierten Geschlechtstrieb".

Nach dem, was wir von dem Reflexmechanismus der Liebe wissen, müßte man sich die Sublimierung, wenn sie tatsächlich vorhanden wäre (was durchaus zweifelhaft ist), nicht als eine Erhebung, ein Aufsteigen von der geschlechtlichen in die geistige Sphäre denken, sondern eher als ein *verhindertes Herabsteigen* seelischer Vorgänge in sexuelle. Es würde sich also mehr um eine Hochhaltung als um eine Erhöhung handeln. Von den Dingen und Tätigkeiten, die als sexuelle Äquivalente angegeben werden, seien folgende angeführt: Kunst, Wissenschaft und Philosophie, letztere oft mit dem Hinweis, daß die großen Philosophen vom Altertum – Plato und Aristoteles – über das Mittelalter – Descartes, Spinoza, Leibniz – bis zur Neuzeit – Kant, Schopenhauer und Nietzsche – meist unverheiratet waren. Ferner hat man gemeint, daß allgemeine Menschenliebe, humanitäre, philanthropische, soziale Bestrebungen aller Art, weiterhin Liebe zu Tieren, wobei man vor allem an die Zärtlichkeiten vieler alleinstehender Personen zu Hunden, Katzen, Pferden, Singvögeln dachte, als Substitute, oder sollte man nicht lieber sagen Surrogate (beides bedeutet „Ersatz") erotischer Liebe auftreten können, auch leidenschaftliche Neigung zu leblosen Dingen, wie sie im Sammeltriebe (beispielsweise von Autogrammen), überhaupt in der Liebhaberei für alle möglichen und unmöglichen Gegenstände hervortritt. Endlich hat man auch in körperlicher Tätigkeit, vor allem, wie schon im Zusammenhang mit der Askese erwähnt, im sportlichen Wettkampf einen Sublimierungsvorgang erblickt.

Überblickt man diese Zusammenstellung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann, so wird man finden, daß *es eigentlich nichts gibt, wovon man nicht angenommen hat, daß es an die Stelle sexueller Betätigung* treten könnte.

In mancher Beziehung läßt allerdings die Literatur über diesen Gegenstand recht viel zu wünschen übrig. Es fehlt nicht nur eine genaue Begrenzung des Sublimierungsbegriffes, sondern auch eine Angabe, wie man sich denn nun eigentlich den Subli-

mierungsvorgang denkt. Wir sehen sogar, daß nicht selten auch unter Sublimierung die Anregung zum geistigen Schaffen verstanden wird, die nicht die sexuelle Enthaltung, sondern im Gegenteil die *geschlechtliche Betätigung* hervorbringen soll. Wenn beispielsweise in bezug auf künstlerische Sublimierung auf die Bemerkung von *Krafft-Ebing* verwiesen wird: „Was wäre die bildende Kunst und die Poesie ohne sexuelle Grundlage? In der sinnlichen Liebe gewinnt sie jene Wärme der Phantasie, ohne die eine wahre Kunstschöpfung nicht möglich ist, und in dem Feuer sinnlicher Gefühle erhält sie ihre Glut und Wärme. Damit begreift sich, daß die Dichter und Künstler sinnliche Naturen sind", so ist doch wohl klar, daß der Gewinn an schöpferischer Kraft durch die Liebe, von dem hier die Rede ist, ganz andere Gründe haben muß als „die Verhinderung der natürlichen Betätigung des Geschlechtstriebes" oder „die Ablenkung sexueller Triebkräfte vom sexuellen Ziel auf andere" oder die Tatsache, „daß ein Quantum libidinöser Triebkraft von der Sexualsphäre auf Gebiete peripherer Tätigkeit übergeführt, d. h. sublimiert wurde".

Von Sublimierung und sexuellen Äquivalenten sollte man, wenn die Erörterung dieser Frage von der ihr zur Zeit in hohem Maße anhaftenden Verwirrung und *Verschwommenheit* freibleiben soll, nur bei Personen reden, die über große Zeitläufte geschlechtlich enthaltsam leben, so daß es also ausgeschlossen ist, daß eine Kraft- und Lebenssteigerung als Folge eines sexualharmonischen Lebens vorliegt, sondern daß tatsächlich begründete Vermutung besteht, daß die psychische Leistung mit der sexuellen Nichtleistung einen Zusammenhang hat.

Wenn es zuträfe, daß die sexuelle Enthaltung die geistige Leistungsfähigkeit günstig beeinflußt, so müßten die Enthaltsamen geistig bedeutender sein, sie müßten in der Kunst und in anderen Zweigen, die als sexuelle Äquivalente gelten, mehr zutage fördern als Nichtabstinente. Dies trifft aber in dieser Allgemeinheit sicher nicht zu. Im Gegenteil, es hat den Anschein, als ob die geschlechtlich Enthaltsamen sich auch ansonsten nicht durch Aktivität auszeichneten; die, welche ich beruflich sah, waren eigentümlich gehemmte, mehr um sich als um andere besorgte Menschen, nicht gerade unproduktiv, aber doch auch in keiner Weise aus ihrer Schicht hervorragend. Sie selbst hatten auch nicht die Überzeugung, als ob durch die geschlechtliche Enthaltung ihre Körper- und Geisteskräfte größer wären oder geworden seien.

Es ist daher auch durchaus abwegig, historische Personen heranzuziehen, um aus ihrem anscheinend sexuell unbewegten Leben den Nutzeffekt zu folgern, den die Unterdrückung ihrer Sexualität für ihre geistige Produktion gehabt hat. Man hat sogar von diesem Gesichtspunkt aus Parallelen zwischen dem kinderlosen Preußenkönig Friedrich II. und seinem letzten Nachfolger, dem kinderreichen Wilhelm II., gezogen und gemeint, daß die Verdienste dieser beiden Monarchen aus dem Hause der Hohenzollern als *Landesvater* und *Familienvater* nach diesem Ersatzschema zu beurteilen wären (also: Friedrich war ein so guter Landesvater, weil er ein so schlechter Familienvater war, Wilhelm umgekehrt). Unter anderen verwies auch *Eulenburg* in der Dresdener Diskussion über die sexuelle Abstinenzfrage auf die Leistungen

der großen „Zölibatarier der Weltgeschichte" (vgl. die Verhandlung der achten Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Dresden am 10. und 11. Juni 1911, in der Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, XIII. Bd., Leipzig 1911, S. 7 ff.).

Ich habe ihm damals erwidert, daß eheliches Zölibat und eheliche Unfruchtbarkeit auf der einen und sexuelle Enthaltsamkeit auf der anderen Seite nicht gleichzusetzen seien, daß wir viel zu wenig über diese intimsten Vorgänge im Leben der großen Männer wüßten, um für die so schwierige Frage der Sublimierung daraus Schlüsse ziehen zu können. Selbst wenn es aber zutreffen sollte, daß bei einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten

das Geniale und Genitale

im Ersatzverhältnis zueinander stehen, wäre zu bedenken, daß das, was für diese Höhen- und Ausnahmemenschen gilt, für die große Menge kaum Gültigkeit haben dürfte, ganz abgesehen davon, daß die Zahl der bedeutenden Männer und Frauen wesentlich größer ist, bei denen, wie bei *Goethe*, dem größten Genius Deutschlands, ein reges Liebesleben mit ebenso starkem Geistesleben verbunden war.

Am ehesten scheint es noch, daß zwischen geistiger und körperlicher Fruchtbarkeit insofern eine Wechselwirkung besteht, als auffallend häufig die Leistungen genialer Menschen sowohl hinsichtlich der Quantität als der Qualität (Menge und Beschaffenheit) ihrer Nachkommenschaft recht geringe sind. Wenn nicht in ihnen selbst, so endet in der übergroßen Mehrzahl der Fälle der Stammbaum in ihren Kindern und Enkeln.

In der Sprache verrät sich, daß man Zusammenhänge zwischen geistigem und körperlichem Zeugen schon sehr früh ahnte. Genus (= Geschlecht) und Genius (= Geist) leiten sich beide von *γενάν* (= zeugen) ab, das wahrscheinlich auch mit „Kind" stammverwandt ist. Zeugung und Überzeugung, wie Brunst und Inbrunst und die Anwendung von Begriffen, wie Schöpfung und Fruchtbarkeit ebenso im Hinblick auf leibliche wie geistige Kinder, lehren, wie nahe sich in der Vorstellung die Kräfte der Hirn- und Hodenhemisphären berühren. Bloch erwähnt in „Sexualleben unserer Zeit" (S. 99), daß man im Zeitalter der Schellingschen Naturphilosophie von den „Hodenhemisphären" (den beiden Hodenhalbkugeln) geradezu als von einem Seitenstück der „Hirnhemisphären" (der beiden Hirnhälften) sprach.

Alles in allem will es uns bedünken, daß wir über die Umsetzung sexueller Spannkräfte in Energien, die auf anders gearteten Gebieten liegen, bisher recht wenig Zuverlässiges aussagen können und uns hier mehr auf dem Boden idealer Forderungen als realer Tatsachen bewegen.

Es ist daher auch wohl begreiflich, daß unter den neueren Philosophen und Psychologen kaum einer ist, der sich mit dem Sublimierungsgedanken recht befreunden kann. Die meisten verhalten sich ihm gegenüber scharf ablehnend. So meint Max *Scheler* (in „Wesen und Arten der Sympathie", Bonn 1923, S. 240): „Nach Freuds Darstellung hat es den Anschein, als nähme er an, es entsprängen die Akte geistiger Betätigung, wie sie in

aller Erkenntnis und Kunsttätigkeit, in allem Wirken im Beruf sich betätigen, *aus verdrängter Libido.* Sollte das wirklich Freuds Meinung sein, so erübrigt sich hier eine Diskussion, denn eine geistige Alchimie, durch deren Künste aus ‚libido' ‚Denken' und ‚Güte' und dergleichen gemacht wird, ist uns bisher absolut unbekannt geblieben." Ähnlich äußert sich Alfred *Vierkandt* (Sexuallexikon S. 107): „Die gebräuchliche Ausdrucksweise: *der erotische Trieb ist sublimiert, ist schief oder mindestens irreführend.* Ein Trieb kann nicht, wie es einem Körper durch chemische Prozesse widerfahren kann, in einen anderen im eigentlichen Sinne umgewandelt werden, weil er keinen substanziellen Charakter hat." Noch schärfer drückt sich Eduard *Spranger* (in „Psychologie des Jugendalters", bei Quelle u. Meyer, Leipzig 1925, S. 132 und 134) aus: „Freud ist ein Verwandlungskünstler ersten Ranges. Denn die Umsetzungen und Ersatzauswege, die seine Analyse findet, lassen schließlich das Harmloseste als irgendwie verkappte sexuelle Wünsche erscheinen." Und weiter: „Eine solche Psychologie ist nicht Tiefenpsychologie, sondern in Wahrheit Oberflächenpsychologie. Sie hält sich an das sinnlich Greifbarste und behauptet, es stehe *hinter allem als die eigentlich erzeugende Kraft.* Wir aber leugnen nicht den Zusammenhang, sondern wir leugnen die Erhebung der einen Komponente zur allein tragenden Substanz."

Übrigens gehört Spranger selbst zu denen, die in der Erotik eine Art sublimierter Sexualität erblicken. Wie Wyneken zwischen Liebe und Geschlechtstrieb, will er einen „scharfen Trennungsstrich" zwischen Erotik und Sexualität gezogen wissen. In dem Kapitel „Jugendliche Erotik" schreibt er: „Sexuelle Erlebnisse sind immer durch körperliche, also sinnliche Erregungen fundiert." Und: „Von durchaus abweichender Erlebnisfärbung ist Erotik. Sagen wir zunächst kurz, und vorläufig: sie ist eine ganz überwiegend seelische Form der Liebe und zwar von *ästhetischem* Grundcharakter." Daß solche Trennung weder sprachlich noch sachlich gerechtfertigt ist, haben wir bereits im ersten Kapitel dieses Buches auseinandergesetzt.

Nach allem, was bisher über die Sublimierung des Geschlechtstriebes feststeht, müssen wir es denn doch für recht gewagt halten, wenn auf so theoretischen Voraussetzungen so weitgehende Forderungen an das Ideal-Ich gestellt werden, wie es unter anderen auch der sonst so vorsichtige Körber in seiner „Psychoanalyse" tut. Er sagt hier von der Sublimierung: „Sie ist das verbreitetste, von der Kultur sogar geforderte Triebschicksal und dadurch charakterisiert, daß sexuelle Energien, ursprünglich nur Eigenlustzwecken dienend, in *kulturell wertvolle Arbeit transformiert* werden (Beschäftigung mit Kunst oder Wissenschaft, berufliche Arbeit, Sport, Reisen, Naturgenuß usw.). *Die Sublimierung ist also desexualisierte Libido* und zugleich das einzige Triebschicksal, das, erfolgreich durchgeführt, niemals krankhafte Störungen zur Folge hat, im Gegenteil die Gesundheit befördert und recht eigentlich die Erhöhung des sittlichen und geistigen Niveaus bewirkt. Das direkte Ausleben der Libido in einer erotischen Lustbetätigung irgendwelcher Art ist letztlich ein rein egoistisches Geschehen in einer nur angedeuteten sozialen Beziehung, insofern es einen zweiten Menschen als Partner voraussetzt. Gegenüber diesem natürlichen Geschehen fordert die Kultur dazu auf, einen großen Teil der als Libido auftretenden Energiesumme zu sozialen Zielen hinzulenken und aufzuwenden für gemeinsame Arbeit am Gesellschaftsleben, möge es sich auf den niederen Ebenen

des bürgerlichen Lebens abspielen oder auf den geistigen, die wir Religion, Kunst, Wissenschaft und Technik nennen. *Der Ruf zur Sublimierung*, d. h.

Entsexualisierung der Libido

ergeht an alle, aber mit ungleichem Erfolg. Es ist uns heute noch nicht genau bekannt, warum dieses Stück Kulturwerk dem einen so schwer wird, dem andern aber als ein lohnendes und selbstverständliches Ziel seiner Lebensauswirkung erscheint. Die Erziehung durch andere, sowie die Selbsterziehung, sehen hierin die höchste aller Lebensaufgaben."

Das klingt und wäre alles wunderschön, wenn es tatsächlich feststände, daß die auf soziale und sexuelle Ziele gerichteten Energien nach den Gesetzen von der Erhaltung der Kraft ineinander umgewandelt werden könnten, etwa wie Wärme in Licht; so einfach ist es aber mit den Strahlen und Wellen der Liebe nicht, es hat vielmehr den Anschein, als ob es sich bei den genannten Strebungen um parallellaufende Kräfte aus verschiedenen Kraftquellen handelt. Jede erzeugt für sich Wärme und Licht; sie können auch wohl nach außen hin füreinander eintreten, nicht aber in ihrem innersten Gehalt und Wesen einander ersetzen. Im Gegenteil: Sexualenthaltung erweist sich durch körperseelische Verdrängungserscheinungen der harmonischen Entfaltung der Körperseele auf nicht erotischem Gebiet mehr hinderlich als förderlich.

Noch ein weiterer Begriff der Psychoanalyse, der Komplex, ist in den letzten Jahren ein Modeschlagwort geworden. Freud setzt ihn „ganz auf Rechnung *Jungs*" und kann

die Lehre von den Komplexen,

die aus den diagnostischen Assoziationsstudien (1906 – 1910) erwuchs, „nicht so hoch einschätzen, wie es von Fernerstehenden geschieht". „Kein anderer der von dem psychoanalytischen Bedürfnis neugeschaffenen Namen und Bezeichnungen" – sagt Freud – „hat eine ähnliche weitgehende Popularität erreicht und soviel mißbräuchliche Verwendung zum Schaden schärferer Begriffsbildungen gefunden." Dies trifft durchaus zu. Je höher sich die Freudliteratur von Jahr zu Jahr auftürmt, um so mehr ist auch die Zahl angenommener oder wirklich vorhandener Komplexe gewachsen, deren wissenschaftliche Berechtigung mehr als fraglich ist.

Mit dem *Ödipuskomplex* fing es an; er war der erste, nicht nur in der Lebensgeschichte des Menschen, sondern auch in der Geschichte der Psychoanalyse. Seither sind viele andere dazugekommen, als letzte empfehlen sich: der *Kastrationskomplex*, der *Rassenkomplex* und der *Geburts- und Todeskomplex*.

Unter dem Kastrationskomplex wird eine auf Lustverkürzung abzielende Stimmung verstanden, „das Gefühl der Machtverminderung durch Organerkrankungen", jede Krüppelhaftigkeit, vor allem jede Potenzschwäche, die auf sexueller Skrupelsucht und sexuellem Lampenfieber beruht. Der *Rassenkomplex* soll sich auf die „Zugehörigkeit zu einer Rasse" gründen, „die uns von anderen zum Vorwurf ge-

macht wird oder für uns selbst zu einem Vorwurf wird". Der *Geburts- und Todeskomplex* gilt als eine Affektbeziehung zu unserer Geburt oder unserem Tode. Nach Freud ist die Geburt „unser erstes Angsterlebnis, die Urangst". Sein Schüler Otto *Rank* hat neuerdings den Satz geprägt: „Der Mensch leidet an seiner Geburt", die Geburt sei „ein schweres Trauma, das jeder Seelenkranke in der Analyse noch einmal mitmachen und abreagieren muß." Einleuchtender als dieser mystische Geburtsist jedenfalls der Todeskomplex, „die quälende Vorangst unseres Todes".

Vielfach wird auch der Ausdruck Komplex in der Freudliteratur völlig überflüssig angewandt, so wenn statt „Sexualtrieb" „Sexualtriebkomplex", statt „Narzismus" „narzistischer Komplex", statt „Homosexualität" und „Bisexualität" „homosexueller" und „bisexueller Komplex", statt „Sadismus" und „Masochismus" „sado-masochistischer Komplex" gesagt wird; ein wenig mehr drückt der „Partialtriebkomplex" aus, der für „Fetischismus" und „Exhibitionismus" gebraucht wird, die ja in der Tat partielle (besser rudimentäre oder verkümmerte) Formen geschlechtlicher Neigungen und Handlungen sind, sowie der „analerotische Komplex" für Lustbezüge, die jemand aus den Ausscheidungsorganen oder den Ausscheidungen selbst bezieht.

Im allgemeinen ist der Begriff Komplex an die Stelle dessen getreten, was man früher als eine fixe oder überwertige Idee bezeichnet hat, auch wohl als Zwangsvorstellung oder Obsession (eigentlich Besessenheit). Die beste Erklärung eines Komplexes wäre noch die einer „lustbetonten Lebensgebundenheit". An ihr leiden, heißt nach psychoanalytischer Auffassung „nervös werden". Zieht man aber in Betracht, daß schon der Sexualtrieb an und für sich, der doch allen normalen Menschen eigen ist, ein Komplex sein soll, so würde sich wieder als Folgerung ergeben, daß *alle* normalen Menschen „nervös" sind. Sie sind es auch, aber nach unserer Überzeugung nicht durch den Geschlechtstrieb als solchen; mit anderen Worten: der Mensch kommt nicht nervös auf die Welt, sondern wird es erst durch die Art, wie er seinen Sexualtrieb (oder, wenn man durchaus will, seinen Sexualtriebkomplex) verwendet, mit ihm umgeht, ihn verarbeitet.

Man kann nicht behaupten, daß die Komplexlehre zur Klärung sexualwissenschaftlicher Probleme beigetragen hat, eher stellt sie einen Rückschritt dar gegenüber dem beträchtlichen Fortschritt, den Freud über die geltende Psychiatrie hinaus dadurch vollzog, daß er sich auf sexualwissenschaftlichem Gebiet von dem Begriff der Degeneration (= Entartung) trennte, der namentlich in bezug auf die Triebabweichungen vor ihm fast allgemein vorherrschend war. Er wertete alle Erscheinungen des Geschlechtslebens überhaupt nicht pathologisch, sondern mit Iwan Bloch („Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis", zwei Teile, 1902/03) *anthropologisch-biologisch*, also rein menschlich.

Die gleiche Ansicht hatte auch ich vorher schon in meinen „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" vertreten und hatte die Freude, daß Krafft-Ebing seinen früheren Standpunkt zugunsten des meinen änderte. Hatte sich doch ohnehin der Begriff der Degeneration allmählich so verflacht, daß Möbius („Über Entartung";

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Nr. III 1900) mit Recht sagen konnte: „Überblickt man nun das weite Gebiet der Entartung, auf das hier einige Schlaglichter geworfen sind, so sieht man ohne weiteres ein, daß es sehr geringen Wert hat, Entartung überhaupt zu diagnostizieren." Es sei aber ausdrücklich schon hier betont, daß mit der Einschränkung und dem Fortfall des Entartungsbegriffes, auf den einzugehen später noch unsere Aufgabe sein wird, keineswegs der Einfluß der Vererbung eingeschränkt oder in Zweifel gezogen werden soll, der für die Entstehung jedweder Geschlechtsindividualität von ausschlaggebender Bedeutung ist. Mit der Auffassung der Inversion als einer *nicht krankhaften* biologischen Erscheinung stehen in gewissem Widerspruch die Bemühungen vieler Psychoanalytiker, sie nach ihrem Verfahren zu *heilen*. Man sollte nicht Unmögliches versuchen, wenn es noch dazu unnötig und (im eugenischen Sinn) unnützlich ist.

Fassen wir nun, nach allem, was wir besprochen haben, unsere Stellungnahme zu Freuds wichtigsten Gedankengängen und Forschungsergebnissen in Kürze zusammen, so stimmen wir fast völlig überein mit seinen Anschauungen über

die Sexualverdrängung,
die eingeklemmten Affekte,
die Flucht in die Krankheit,
die Konversion,
die Überkompensation,
den Widerstand,
die Übertragung,
das Abreagieren.

Eine hervorragende Leistung erblicken wir, ohne uns mit allen Einzelheiten einverstanden zu erklären, in der grundsätzlichen Deutung und *diagnostischen Wertung der Fehlleistungen, Zufallshandlungen und Träume.*

Als wissenschaftliche Großtat und weit über eine theoretische Annahme hinausgehend erscheint uns in der Lehre Freuds aber der Beweis *unbewußter seelischer Vorgänge* und ihre *Zurückführung auf die Sexualität.*

Auch die *Symbolik* halten wir im Prinzip für richtig, wenngleich hier schon vieles von *phantasievoller Willkür* ist.

Recht unsicher erscheint uns dagegen die *Sublimierung* und ganz unhaltbar der auf kindlichen Inzestwünschen beruhende *Ödipuskomplex* als ein die Geschlechtstriebrichtung ursächlich bestimmendes Moment.

Von den übrigen *Komplexen* erweisen sich die meisten bei näherem Zusehen als überflüssige Neubenennungen bekannter Gefühlsrichtungen und Vorstellungsgruppen, während manche so viel mehr Vorstellungen der Analytiker als der Analysierten sind, daß es fast den Anschein hat, als hätten ihre Erfinder einen Komplexkomplex.

Mag man sich aber zu den einzelnen Lehrsätzen und Schlagworten der Freudschen Psychoanalyse, die verstanden und unverstanden so weiten Widerhall gefunden haben, stellen wie man will, sie billigen oder verwerfen, Freuds Verdienst, *die verhaltene Sexualität im seelischen Verhalten* des Menschen aufgedeckt zu haben, ist höchst bedeutungsvoll, und werden auch manche seiner Theorien verblassen und andere völlig verschwinden, diese eine wird stehen wie „ein Felsen von Erz":

Das *Geschlecht* ist *Ausgangspunkt, Mittelpunkt* und *Angelpunkt* des Leibes und der Seele, in ihm ruht das Schicksal des Menschen und der Menschheit.

Das war immer so, *trotz aller Verdrängungen* und wird immer so bleiben, *trotz aller Verdrehungen.*

Je tiefer wir uns in das Wesen geschlechtlicher Dinge versenken, um so deutlicher erkennen wir, daß der Spruch:

„An sich sind Dinge weder gut noch böse;
Das Denken macht sie erst dazu"

nur in seinem zweiten Teile richtig ist. *Gut ist, was der Körperseele förderlich, schlecht ist, was ihr schädlich ist.* Durch Denken können gute Dinge in schlechte und schlechte in gute umgewandelt werden. Goethe sagt einmal (in „Sprüche in Prosa; Maximen und Reflex." II Nr. 10):

„Die Weisheit ist nur in der Wahrheit."

Beides aber, die Weisheit und die Wahrheit, ist nur verbunden, wo zwischen *Dingen und Denken* kein Zwiespalt klafft.

VII. KAPITEL

Das wahre Wesen der Selbstbefriedigung

Die sexuelle Einsamkeit

Motto:

Es ist nicht gut,
daß der Mensch allein sei.
Moses, B. I, K. 2, V. 24.

Fast jeder Mensch betätigt und befriedigt sich geschlechtlich zunächst für sich und an sich selbst. Dieser einfache Tatbestand ist *naturgegeben* und stellt weder eine Verirrung noch ein Laster, geschweige denn eine Jugendsünde dar. Wer die Selbstbefriedigung zu mehr als einer Schwäche stempelt, richtet größeren Schaden an, als wer sie ausübt.

Dies ist kurz und bündig die ungeschminkte Wahrheit, die ich diesem wichtigen Kapitel voranstelle, nicht nur um die Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen zu beruhigen, die durch verfälschte, wenn auch oft gut gemeinte Berichte und unrichtige Vorstellungen um ihr Lebensglück betrogen wurden, sondern weil ich aus langer Praxis, die sich auch in dieser Frage auf viele Tausende erstreckte, die Überzeugung gewonnen habe, daß auch auf diesem Sexualgebiet nur eins nutzt und frommt, hilft und heilt: die klare Erkenntnis der Wahrheit.

Nicht ganz selten kommen Akte sexueller Selbstbetätigung schon in der ersten Kindheitsperiode vor, zwischen 6 und 10 Jahren sind sie weniger verbreitet, am häufigsten setzen sie zwischen dem 10. und 14. Lebensjahre ein, um in der *Entwicklungszeit* einen Höhepunkt zu erreichen. Um diese Zeit ist ihr Vorkommen so viel häufiger als ihr Fehlen, daß angesehene Forscher schon aus dieser *Regelmäßigkeit eine Gesetzmäßigkeit* gefolgert haben und meinten, sie sei

die primäre Form geschlechtlicher Entspannung

und als solche nicht pathologisch, sondern physiologisch (nicht krankhaft, sondern natürlich) zu werten.

Der deutsche Ausdruck *Selbstbefriedigung* deckt den Inhalt dieser Erscheinung besser als irgendeine der sonst gebräuchlichen fremdsprachlichen Bezeichnungen. *Masturbation* (zusammengezogen aus Manustupration und zusammengesetzt aus manus = Hand und stuprum = Schändung) ist ein unschönes Wort, das auch dadurch nicht gewinnt, daß es schon die alten Römer gebrauchten. Zwar kommt das Hauptwort „Masturbatio" im klassischen Latein nicht vor, dagegen findet sich das Zeitwort „masturbari" z. B. bei Martial (XI. 104, 13), und auch von einem „masturbator" ist schon bei demselben Dichter (XIV. 103) ganz im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs die Rede. Der Ausdruck ist neuerdings wieder mehr in Aufnahme gekommen, weil Hermann *Rohleder* ihn zum Titel seiner bekannten Arbeit über den Gegenstand wählte. Er ist aber insofern nicht ganz zutreffend – ebenso wie die seltenere, dem Griechischen entlehnte Bezeichnung „Cheiromanie", gebildet aus *χείρ* = Hand und *μανία* = Sucht – als es durchaus nicht immer die Hand ist, welche die durch Reibungen hervorgerufene Geschlechtserregung vermittelt.

Noch weniger können wir uns aber vom wissenschaftlichen Standpunkt mit dem sehr volkstümlichen internationalen Namen

Onanie

einverstanden erklären. Er ist auf eine Stelle im ersten Buch Mosis, Kapitel 38, Vers 9, zurückzuführen, an der die Geschichte von *Onan,* dem Enkel Israels, dem Sohne des Juda und der Suah, erzählt wird. Von ihm soll sein Vater gefordert haben, daß er nach altjüdischem Gesetz die Witwe seines verstorbenen Bruders eheliche, um mit ihr Kinder zu zeugen. Dies aber wollte Onan nicht, deshalb ließ er, wie es in der Bibel heißt, als er mit ihr verkehrte, „seinen Samen zur Erde fallen und verderben, damit keine Kinder aus dem Umgang mit seiner Schwägerin entständen. Und dies mißfiel Gott so sehr, daß er ihn sterben ließ."

Es ist ohne weiteres klar, daß diese Handlung Onans, der unterbrochene Geschlechtsakt (= coitus interruptus oder reservatus), etwas ganz anderes ist als diejenige Form der Betätigung, durch die sein Name unsterblich wurde. Trotzdem hat, namentlich seitdem der Lausanner Arzt Simon André *Tissot* im Jahre 1760 sein berühmtes Werk „De l'Onanisme ou dissertation physique sur les maladies produites par la Masturbation" schrieb – eine leider noch heute vielbenützte Quellenschrift – das Wort Onanie (englisch Onania) in allen Sprachen Eingang gefunden.

Es wird zum Teil ganz sinnwidrig angewandt, denn wenn es dasselbe wie Selbstbefriedigung bedeuten soll, so ist beispielsweise seine verbreitete Anwendung in der Zusammensetzung *mutuelle* (oder gegenseitige) Onanie ein Widerspruch in sich. Denn gerade die hauptsächlichste Eigentümlichkeit der Onanie ist das *Einsame,* das Einseitige. Ist ein sogenannter onanistischer Akt gegenseitig, so fällt er in eine ganz andere Gruppe geschlechtlicher Entspannungsformen.

Daß die vielen Bezeichnungen, die mehr oder weniger moralische Werturteile enthalten, wie *„Schoßsünde"*, „stummes und geheimes Laster", „Jugendverirrungen", „Selbstbefleckung", auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erheben können, geht aus der einleitenden Bemerkung dieses Kapitels hervor.

Da das Wesentlichste der onanistischen Sexualbetätigung die von der eigenen (nicht einer fremden) Person am eigenen Körper vorgenommene Geschlechtserregung ist, kommt dem Kern der Sache sehr nahe ein Ausdruck, den unseres Wissens zuerst ein polnischer Autor, Dr. *Kurkiewicz* aus Krakau, in einer Schrift über den Gegenstand gebracht hat, und den wir dann in unsere Sexualpathologie übernommen haben:

Ipsation.

Hergeleitet von dem lateinischen *ipse = selbst,* bedeutet es ohne überhebendes Werturteil, sachlich (objektiv) beschreibend, eine geschlechtliche Handlung, die von jemand selbst an sich selbst vorgenommen wird. (In Ableitungen, an die sich wie bei allen Neubildungen das Ohr erst gewöhnen muß, würde der bisherige „Onanist"

Ipsator, Ipsist oder in gebräuchlichster Endform [vgl. z. B. Masturbant, Flagellant, Demonstrant] Ipsant genannt werden, statt onanieren würde man Ipsation treiben oder ipsieren, statt masturbatorisch ipsatorisch, statt Onanismus Ipsismus sagen.)

Sprachlich verwandt ist das lateinische „Ipsation" dem von *Bleuler* eingeführten, vom griechischen αὐτός = selbst hergeleiteten Ausdruck

Autismus.

Doch wird hier schon mehr an eine seelische Bezugnahme auf die eigene Persönlichkeit gedacht, eine Voraussetzung, die keineswegs für die große Mehrzahl der Fälle von Selbstbefriedigung zutrifft. Ähnliches gilt auch von der an sich gut brauchbaren Bezeichnung *„Autoerotismus"*, die Havelock *Ellis* in die Sexualwissenschaft eingeführt hat (Geschlechtstrieb und Schamgefühl, S. 163), ebenso von *Latamendis Autoerastie* und vor allem auch von Paul *Näckes Narzismus* oder Narzissismus, abgeleitet von *Narzissus*, jenem Jüngling aus der griechischen Mythologie, der, als er sein Spiegelbild im Wasser sah, zu sich selbst in Liebe entbrannte. In allen diesen Wortbildungen ist der eigene Körper mehr oder weniger nicht nur als das leibliche, sondern auch als seelisches Objekt des Ipsation treibenden Subjekts gedacht. Das geht aber schon über den Begriff der gewöhnlichen Ipsation im Sinne von Selbstbefriedigung hinaus, bei der die eigene Person meist nur ein Ersatz und als solche viel häufiger ein Gegenstand der Abneigung als der Zuneigung ist.

Die erste Frage für die Beurteilung und damit auch für die Behandlung der Ipsation lautet: Welches sind die Ursachen dieser so weitverbreiteten Geschlechtsbetätigung? Da muß man zunächst wieder zweierlei unterscheiden: den zentralen inneren Grund und den peripheren äußeren Anlaß. Der vom Zentralnervensystem als dem Sitz der Seele ausgehende Grund ist der bei einem gesunden Menschen spontan (= von selbst) und instinktiv (= zielstrebig) auftretende Trieb, sich sexuelle Lustgefühle zu verschaffen.

Dieser Entspannungsdrang macht sich gewöhnlich erst dann in stärkerem Grade bemerkbar, wenn durch die inneren Absonderungen der Geschlechtsdrüsen, die Sexualhormone des Mannes und des Weibes (Andrin und Gynäzin), das nervöse Geschlechtszentrum in den Zustand erotischer Spannung versetzt, kürzer ausgedrückt: „erotisiert" ist. Der bei der Entspannung eintretende Rausch ist das erstrebte Ziel der Selbstbefriedigung. Insofern kann das ipsatorische Verlangen mit anderen süchtigen Begierden nach Rauschsubstanzen, wie Alkohol, Kokain, Nikotin, verglichen werden, mit dem Unterschiede, daß der Stoff, der das Nervensystem chemisch verändert und anregt (und aufregt), nicht von außen, sondern von innen in das Blut gelangt. Wir können hierin *Bloch* („Aufgaben und Ziele der Sexualwissenschaft", Bd. I, S. 9) vollkommen beistimmen, der sagt: „Die innere Sekretion hat uns auch das Verständnis für das Wesen der Masturbation eröffnet, für die man bisher fast ausschließlich sekundäre Gelegenheitsursachen in Anspruch genommen hatte."

Die Erfahrung, daß ein solcher Lustgewinn am eigenen Körper möglich ist, wird

ziemlich oft durch andere Personen, meist des gleichen, gelegentlich auch des anderen Geschlechts vermittelt, durch die sogenannte „Verführung", die gewöhnlich von etwa gleichaltrigen Kameraden, nicht selten aber auch von Älteren oder Jüngeren ausgeht.

Die Bedeutung des Verführers

ist aber nicht so groß, wie sie gemeiniglich erscheint. Denn von der übergroßen Mehrzahl männlicher und weiblicher Ipsanten wird versichert, daß sie ganz von allein zur Selbstbefriedigung gelangt seien, so daß der Schluß zulässig ist, daß die meisten auch unverleitet dazugekommen wären.

Ist doch der Weg zu dieser Lustquelle nur zu leicht gefunden. Vergegenwärtigt man sich, daß unwillkürliche Erregungen (= Erektionen) schon vor, besonders aber in der Reifezeit fast niemals ausbleiben, daß ein leichtes Streifen der Bettdecke oder Beinkleider an den Wollustkörperchen (den sogenannten Krauseschen Endkörperchen) der Glans (= Eichel), eine unwillkürliche oberflächliche Berührung genügt, um eine lustbetonte Reizung zu bewirken, ferner, daß der ausgestreckte Arm meist fast genau die Genitalzone berührt, so ergibt sich schon aus diesen verschiedenen Momenten die außerordentliche Leichtigkeit, mit der ein jugendlicher Mensch zur Selbstbefriedigung gelangen kann, bei dem die Hemmungen durch den Willen nur schwach, die Hemmungen durch Wissen anfangs vielfach überhaupt nicht vorhanden sind. Beim weiblichen Geschlecht liegen ganz ähnliche Verhältnisse vor wie beim männlichen.

Oft werden von den der Ipsation verfallenen Personen stärkere als die erwähnten Hautkontakte (= Berührungen) für die Auslösung ihrer

„Lust nach Lust"

verantwortlich gemacht, beispielsweise von Knaben das von ihnen vielfach geübte Rutschen auf dem Treppengeländer, das Stangenklettern oder das Hochziehen am Tau, während Mädchen berichten, zuerst durch Radfahren oder Reiten im Herrensitz die ihnen bis dahin unbekannte Lustquelle kennengelernt zu haben.

> Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß solche Umstände von ausschlaggebender Bedeutung werden können. Ich will als Beispiele aus meinem Material Schilderungen zweier „Onanisten" anführen, die intelligente und zuverlässige Beobachter sind. Die eine rührt von einem dreißigjährigen Manne aus dem Arbeiterstande her, die andere von der ebenso alten Gattin eines Kriegsgefangenen. Ersterer schreibt: „Ich glaube, ungefähr im Alter von 11—12 Jahren mit der Onanie angefangen zu haben, allerdings erst unwissentlich, und ich weiß mich zu entsinnen, daß ich durch etwas ganz Besonderes dazu gekommen bin. Ich war nämlich mit Quirlen von Eiweiß beschäftigt, und wie man es tut, klemmt man den Topf zwischen die Beine und quirlt. Doch dauert es immer geraume Zeit, ehe das Eiweiß fest wird, und da man es nun erzwingen will, drückt man immer fester den Topf an sich und speziell an die Geschlechtsteile. Da löste sich nun damals plötzlich das eigentümliche Gefühl aus, und ich war wie berauscht davon. Wußte natürlich lange Zeit noch nichts über das Wesen des Vorgangs, doch versuchte ich es zu wiederholen durch das Aneinanderpressen der Beine, und es gelang mir, und es wurde eine unselige Leidenschaft daraus, die ich vielleicht an manchen Tagen fünf- bis zehnmal ausgeübt haben mag.

Es war noch in einer Zeit, wo keine Pollution eintrat, doch wurde es später auch nicht viel besser. Im Gegenteil, nun las man öfter Schwarten auf schlechtem Zeitungspapier, die irgendein Kamerad plötzlich aus der Tasche zog, und die nun heimlich verschlungen wurden. So dauerte es nicht lange, und ich benutzte die Hand zum Onanieren und übte es öfters des Nachts im Bett und am Tage im Abort aus. Der Trieb war stärker als meine Willenskraft, und bald reizte mich die kleinste Ursache, Bilder von halbnackten Frauen, Zeitungsberichte über sexuelle Dinge, schwangere Frauen, *sogar das Wort „junges Mädchen"* genügte, um bei mir den Drang hervorzurufen, und ich habe es auch bis heute noch nicht fertig gebracht, ganz der Onanie zu entsagen."

In dem anderen Bericht von einer Frau heißt es: „Zum ersten Male hatte ich es in der Schule gesehen von einem kleinen Mädchen, und obgleich ich diesem kleinen Mädchen meine Verachtung ausdrückte über so etwas Häßliches, so tat ich es doch selbst, als ich zu Hause war und im Bett lag. Ich erinnere mich nicht, ob ich mir dabei etwas dachte, wenn ich es tat, es mußte nur dunkel sein und still — ich weiß, ich kroch ganz unter die Decke. Wenn es geschehen war, weinte ich oft über mich selbst, fürchtete mich, zu beten und konnte doch ohne zu beten nicht einschlafen; so *war ich immer in schrecklicher seelischer Verfassung*, und ich versprach mir selbst, es nie mehr zu tun, bis ich mich beruhigte und einschlief. Mein gegebenes Versprechen habe ich nie gehalten, es geschah immer wieder, weiß nicht in welchen Abständen, aber nicht öfter als einmal im Monat, glaube ich. Ich weiß es nicht genau. Jahrelang gelassen habe ich es, als meine Mutter mich dabei überraschte und mir eine eindringliche strenge und doch gütige Rede hielt. Da habe ich es meiner Mutter zuliebe gelassen, bis *kurz vor der Menstruation.* Da quälte und juckte es mich so, daß ich es wieder mit einer großen Leidenschaftlichkeit tat. Am nächsten Morgen sah ich, daß ich blutete, und hatte Schmerzen in den Knien und in den Beinen und konnte nicht aufstehen. Ich gestand meiner Mutter, daß ich es wieder getan hätte und ganz blutig sei, ich glaubte, es sei die Folge davon, und weinte heftig. Mutter beruhigte mich und hielt mir die zweite Rede; ich war damals 13 Jahre alt."

Ist es in dem einen der angeführten Fälle der *eingeklemmte Topf*, so ist es in dem andern der *erregende erste Menstruationsvorgang*, welcher den zur Ipsation führenden peripheren Reiz vermittelte. Dabei ist hier, wie bei allen ähnlichen Gelegenheitsursachen, der Grad der allgemeinen nervösen Reizbarkeit, die neuropathische Disposition und Konstitution (= Anlage und Verfassung) wohl zu berücksichtigen. Je stärker das Nervensystem ist, um so stärkerer Außenreize bedarf es, je schwächer es ist, um so schwächere Anlässe sind erforderlich, den Widerstand zu überwinden. Auf dieser Erfahrung gründet sich das wichtigste Befreiungsmittel von der Ipsation: Kräftigung des Nervensystems; Selbstzucht, die Selbstsucht überwindet.

Aus der Freudschen Schule schießen auch hier wieder einige über das Ziel. Weil es in der Tat vorkommt, daß bei der Säuberung kleinster Kinder „von den Endprodukten des Stoffwechsels" durch Abwaschen und Trockenreiben der Genitalgegend von Müttern und Wärterinnen unbeabsichtigte Lustempfindungen an diesen empfindlichen Stellen wachgerufen werden, die wohl zu Selbstspielereien Anlaß geben können, verallgemeinert *Sadger* („Die Onanie; vierzehn Beiträge zu einer Diskussion der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung", Wiesbaden 1912, J. F. Bergmann, S. 13) dies und schreibt: „Um es kurz zu sagen und in einem Satz: die letzten Wurzeln *jeder* Selbstbefriedigung ruhen in der notwendigen Säuglingspflege", und

Viktor *Tausk* geht in demselben Sammelbande der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (S. 54) noch weiter, indem er ausführt, daß „die vom Pflegepersonal durch Berührung und Friktion (= Reibung) der sexuell empfindlichen Organe beim Reinigen und Kleiden der Kinder gesetzten Erregungen die ersten sexuellen Verführungen seien, denen das Kind unterliege. Es lerne auf diese Weise die Lustquelle kennen, die in der Berührung sexueller Zonen liegt, und es lerne sie auch unverdächtigerweise gebrauchen. Diese ersten Verführungen seien von allergrößter Wichtigkeit für das Leben des Menschen. Sie seien der Anlaß dazu, daß das Kind seine Lustbedürfnisse von anderen Menschen abhängig mache und bei anderen Menschen zu betätigen suche; sie seien einfach die *erste und unerläßliche Bedingung für die Entstehung der Neigung zum Menschen,* für die Entstehung der Liebe." Auf sich eingestellte Narzisten müßten demnach solche Menschen sein, denen nie eine reinigende Hand an die genitale Reizzone gekommen ist. Auch macht schon Stekel gegen diese Ausführungen mit Recht geltend, daß sie nicht die Onanie (und die sexuelle Neigung zum Partner) beim Tiere erklärten, indem ja doch Hunde und Affen des Wartepersonals ermangelten, das ihnen beim Säubern von Verunreinigungen an den Geschlechtsteilen zerren könnte.

Unter den örtlichen Reizungen, die häufig zur Selbstbefriedigung führen, stehen bei beiden Geschlechtern *Haut- und Schleimhauterkrankungen* der Genitalgegend und ihrer Nachbarschaft obenan. Jedes Kribbeln, Jucken und Kratzen in dieser Gegend ruft Reize hervor, bei deren Bekämpfung es zu Reibungen an den Geschlechtsteilen kommen kann. Die Reibung erhöht den durch die Hautentzündung gegebenen Reiz, der vermehrte Reiz drängt zu stärkerer Reibung, und so wird fast unmerklich die Grenze überschritten, die von der lustbetonten Beseitigung peripherer Juckgefühle zu wollüstigen „Spielereien" an den Geschlechtsteilen führt.

Namentlich im *Kindesalter* ist dieser Zusammenhang ungemein häufig. Bei kleineren Knaben und Mädchen sind hier in erster Linie die so häufigen Darmschmarotzer aus den Gattungen Oxyuris und Askaris *(Springwürmer* und *Spulwürmer)* zu nennen. Ich habe viele Kinder zwischen dem zweiten und zwölften Lebensjahr behandelt, bei denen die

Beseitigung der Eingeweidewürmer

zur Behebung des Brennens und Bohrens und damit zur Heilung von der Ipsation führte.

Unter den *äußern* parasitären (= durch Schmarotzer bedingten) Erkrankungen ähnlicher Wirksamkeit sind vor allem die Skabies und Pedikulosis (Übertragung und Ansiedlung von Krätzmilben und Läusen auf der Haut) zu erwähnen. Aber auch alle andern Hautleiden können dieselbe Bedeutung gewinnen, z. B. die Urtikaria oder *Nesseln,* die bei manchen Menschen regelmäßig nach dem Genuß gewisser Speisen (wie Erdbeeren, Krebse) oder Arzneien (wie Brom, Veronal) auftreten, das gewöhnliche feuchte oder trockene Ekzem *(Flechten),* die oft so hartnäckige Psoriasis *(Schuppenflechte),* das bei nicht sauber gehaltenen Kindern so häufige *Wundsein*

(= Intertrigo), vor allem das rein *nervöse Jucken* (= Pruritus), für das beim männlichen Geschlecht die Schamhaare, beim weiblichen die Schamlippen Hauptstellen sind. Namentlich bei Frauen habe ich Fälle gesehen, in denen dieses nervöse Jucken die Patientinnen förmlich zur Verzweiflung brachte und schwere Ipsationsexzesse bewirkte.

Unter den abnormen Zuständen an den Geschlechtsorganen möchte ich noch eine erwähnen, die bei Knaben und eine, die bei Mädchen oft zum Hingreifen an die Genitalien und zur Ipsation Anlaß gibt. Bei den Knaben ist dies die angeborene Verengerung und Verlängerung der Vorhaut, die man als

Phimose

bezeichnet; sie hindert durch Luftabschluß die zarte Oberhaut des Gliedes, fester zu werden und ruft durch eine gesteigerte Absonderung und Ansammlung drüsiger Sekrete leichte Hautentzündungen mit Prickeln hervor. Ähnliche entzündliche Reizzustände entstehen bei Mädchen an den Schamlippen durch den weißen Fluß, eine katarrhalische Schleimbildung (eine Art Schnupfen der Scheide), der oft schon in frühem Kindesalter vorkommt, namentlich bei unterernährten, blutarmen, bleichsüchtigen Kindern. Bei frühzeitigem Auftreten von Ipsation darf man die Fahndung nach diesen Ursachen und ihre Beseitigung nicht außer acht lassen.

Neben diesen örtlich auslösenden Reizzuständen gibt es nervöse Gründe allgemeinerer Natur, vor allem eine gesteigerte Unruhe, welche ebenfalls einen Drang zu ipsatorischen Manipulationen herbeiführen können. Es ist hier namentlich der Veitstanz in seinen verschiedenen Abstufungen von Schüttelungen des ganzen Körpers bis zu den sich nur in Zuckungen einzelner Muskelgruppen äußernden „Tiks" zu nennen. Im Einzelfalle wird es sich hier nicht immer ganz leicht entscheiden lassen, ob die Ipsation eine Folge der Unruhe ist oder mit ihr zugleich auf dem Boden der neuropathischen Konstitution (= nervösen Veranlagung) erwachsen ist.

Denn zweifellos fördert diese ebenso wie die weitergehende psychopathische Konstitution an sich stark den Drang zur Selbstbefriedigung. Alle körperseelischen Ermüdungs- und Schwächezustände begünstigen schon deshalb die Hervorbringung sexueller Lustgefühle am eigenen Körper, weil die Hemmungen meist sehr eingeschränkt sind. Oft ist auch die Ausübung normalgeschlechtlichen Verkehrs bei Psychopathen durch äußerliche und innerliche Hindernisse erschwert. Die exzessivsten (= ausschweifendsten) Ipsatoren, die ich sah, waren ausgesprochene Psychopathen, bald mehr schwachsinniger, bald mehr hysterischer oder epileptischer Natur. Auch in der Vorgeschichte des obenerwähnten eleptischen Doppelmörders trat Ipsation und Ipsationshypochondrie stark hervor; er hielt die Impotenz, die den Affektsturm auslöste, der ihn zum Mörder werden ließ, für eine Folge der Ipsation, während sie in Wirklichkeit vielmehr eine Folge seiner Ipsationshypochondrie war.

Es ist sehr beachtenswert, daß überhaupt geistige Defekte sehr viel häufiger eine Ursache als eine Folge sexueller Ausschweifungen sind. Sehr zutreffend bemerkt

Ziehen (in „Die Erkennung der psychopathischen Konstitution und die öffentliche Fürsorge für psychopathisch veranlagte Kinder", 3. Aufl., Berlin 1916, S. Karger, S. 22): „Unmäßige Onanie ist öfter ein Symptom als eine Ursache einer psychopathischen Konstitution." Sie tritt bei psychopathischen Kindern oft schon sehr früh auf. Unter den Psychopathen findet man auch die befremdlichste Gruppe der Onanisten, jene, für die zeitlebens die Onanie die ihnen am meisten entsprechende Befriedigungsform bleibt, zu der sie immer wieder zurückgreifen, selbst wenn sie innerhalb oder auch außerhalb der Ehe reichlich Gelegenheit zum normalgeschlechtlichen Verkehr haben.

Noch zwei weitere Ursachen der Ipsation wurden mir in den vielen Tausenden von Fällen, die ich sah, nicht selten angeführt: Schlaflosigkeit und Enthaltung vom Geschlechtsverkehr. Namentlich von älteren, aber auch von jüngeren Menschen kann man nicht selten hören, daß sie sich der Ipsation gleichsam als eines Schlafmittels bedienen. Sie vermöchten erst nach dieser *Entspannung* die für die Ruhe erforderliche *Abspannung* zu finden, und so sei die Selbstbefriedigung für sie eine allabendliche Gewohnheit geworden, wie für andere die Sucht, sich durch Morphium zu berauschen oder durch alkoholische Getränke sich die nötige „Bettschwere" zu verschaffen.

Die Surrogatipsation

kann man in zwei Gruppen teilen: die von geschlechtlich Normalen und die von abnormal Veranlagten betrieben wird.

Daß der Normalsexuelle in eingeschlechtlicher Umgebung – auf Schiffen, im Felde, in Gefangenenlagern, in Erziehungsanstalten, in Gefängnissen, kurz überall dort, wo ihm die Gelegenheit zum Beischlaf fehlt – vielfach dazu gelangt, sich in größeren oder kleineren Abständen „brevi manu" (= kurzer Hand) selbst zu befriedigen, meist unter Vorstellung von Personen des anderen Geschlechts, ist eine alte und allgemein bekannte Tatsache. Manche drücken dabei das Kopfkissen in die Arme und bedecken es mit liebkosenden Worten und Küssen, andere machen sich aus dem Bettuch eine Art Vagina zurecht. Einer schrieb aus dem Felde: „Früher war meine Frau meine rechte Hand, jetzt ersetzt meine rechte Hand meine Frau."

Sehr häufig ist die Ersatzipsation bei sexuell Abnormen aller Art. Die Auffassung, die von Personen mit so abweichendem Triebleben manchmal selbst vertreten wird, es entständen durch Ipsation Triebabweichungen, ist dahin zu berichtigen, daß die Selbstbefriedigung viel häufiger eine Folge einer nicht befriedigten Triebanomalie ist. Bald ist es die mangelnde Gelegenheit zu adäquater Entspannung, bald die Furcht vor ihr und den Folgen, die diese Personen zur Ipsation veranlassen. Ich kannte einen höheren Geistlichen, der lediglich aus Angst, er könnte einmal in der Beherrschung seiner krankhaften Neigungen versagen, sich jahrelang täglich vier- bis fünfmal selbstbefriedigte.

Gewöhnlich pflegen sich auch die in ihrer geschlechtlichen Triebrichtung von der Norm abweichenden Männer und Frauen bei der sexuellen Selbstbetätigung die

Person, Sache oder Handlung vorzustellen, die sie geschlechtlich erregt; vielfach werden diese Vorstellungen durch das Lesen entsprechender Schilderungen oder den Anblick entsprechender Reize vertieft. Fast jeder sexuelle Anormale hat als Fetisch Bilder der ihn anziehenden Subjekte oder Objekte in seinem Besitz, viele erregen sich vor Schaufensterauslagen oder folgen auf weiten Wegen den sie sexuell anziehenden Gestalten, ohne sich im übrigen irgendwie auffällig zu machen. Bei Neuropathen (= Nervösen) oder Personen, deren Geschlechtslust durch lange Enthaltung sehr gesteigert ist, kommt es dabei gelegentlich auch ohne Berührung des eigenen Körpers zum Orgasmus (= Lusthöhe) lediglich infolge der hochgradigen geistigen Sexualerregung.

Solche Vorgänge hat man auch als

geistige Onanie

bezeichnet, auch als „moralische Onanie" (Rohleder), Gedankenonanie oder Onanie durch „bloße Gedankenunzucht" (Hammond). Sie gilt als ganz besonders schädlich „wegen der immensen Verschwendung der Nervensubstanz und der dadurch herbeigeführten geistigen Schwächung" (Rohleder, „Masturbation" S. 28).

Seitdem *Hufeland* in seiner berühmten „Makrobiotik" (oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern) gesagt hat: „Die geistige Onanie ist ohne alle Unkeuschheit des Körpers möglich, sie besteht in der Anfüllung und Erhitzung des Gehirns mit wollüstigen Bildern", schlängelt sich der Begriff der geistigen Onanie durch die Fachliteratur, ohne daß er im Laufe der Zeit an Klarheit gewonnen hätte. Soweit ich die Literatur übersehe, ist es dreierlei, was die Autoren darunter verstehen; einige halten die „Gedankenunzucht" für psychische Ipsation; auch *Hufeland* scheint dieses gemeint zu haben, denn er spricht lediglich von der Anfüllung und Erhitzung des Gehirns mit wollüstigen Bildern ohne Andeutung einer dadurch bewirkten Ejakulation (= Samenentleerung). Dies wäre aber ganz etwas anderes als das, was gewöhnlich unter Ipsation verstanden wird. Andere meinen mit Gedankenonanie Onanie mit bestimmten Vorstellungen im Gegensatz zu gedankenloser Ipsation. Es wäre dies die als Surrogatonanie bezeichnete Form der Selbstentspannung, die an und für sich nicht schädlicher, eher vielleicht unschädlicher ist als die ohne Phantasien geübte. Noch andere stellen sich unter psychischer Ipsation die durch bloße Vorstellungen ohne Anfassen der Genitalien bis zur Ejakulation gesteigerte Geschlechtserregung vor. Das ist aber dann keine eigentliche Ipsation, sondern gehört in das Gebiet geschlechtlicher Hyperästhesie (= Überempfindlichkeit). Am besten wäre es, man ließe den Ausdruck „psychische Onanie", den Hufeland wahrscheinlich ursprünglich nur bildlich und übertragen gemeint hat, etwa im Sinne dessen, was *Ellis* später unter sexuellem Tagtraum oder *Eulenburg* unter ideeller Kohabitation (= Geschlechtsverkehr) verstanden hat, gänzlich fallen.

Tritt bei der sogenannten geistigen Onanie die Gehirntätigkeit ganz in den Vordergrund, so rückt sie bei einer anderen Form, der „unbewußten Ipsation", fast

ganz zurück. Es wird vielfach nämlich von männlichen und weiblichen Personen behauptet, sie trieben im Schlaf oder Halbschlummer Ipsation, ohne daß sie sich dessen bewußt wären. Einer sorgsamen Nachprüfung halten diese Angaben meist nicht stand, ebensowenig wie die Bekundungen, die man nicht selten bei Gerichtsverhandlungen hören kann, es habe jemand eine ihm zur Last gelegte sexuelle Straftat im Schlaf begangen.

Es kann aber nicht in Abrede gestellt werden, daß es vorkommt, daß Personen, die einen wollüstigen Traum haben, schlafend beischlafähnliche Bewegungen bis zur Befriedigung ausführen oder während einer unfreiwilligen Samenentleerung (= Pollution) mit der Hand nach dem Geschlechtsteil greifen, wobei es sich dann in der Tat um ein Zwischending zwischen Unfreiwilligkeit und Freiwilligkeit, also zwischen Ipsation und Pollution, handeln würde. Ähnliches wird auch von Frauen glaubhaft angegeben.

Berücksichtigen wir die vielen zentralen und peripheren Ursachen, die zur Selbstbefriedigung führen, so kann es nicht wundernehmen, daß die Zahl derjenigen, die in ihrem Leben niemals ipsiert haben, verschwindend gering ist im Vergleich zu der übergroßen Mehrzahl männlicher und weiblicher Personen, die für längere oder kürzere Zeit der Ipsation ergeben waren.

Die meisten Sachkenner stehen heute auf dem Standpunkt, daß die Annahme Rohleders von „90% Masturbanten unter dem Menschengeschlecht" eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sei. Allerdings beruhen alle diese Zahlen im wesentlichen auf Schätzungen und Vermutungen, denn die bisherigen statistischen Untersuchungen erstrecken sich auf zu wenig Personen, um eine wirklich sichere Unterlage zu bieten.

Eine in Budapest vorgenommene sexualpädagogische Enquete ergab, daß 96,7% der Befragten Ipsation trieben. Professor *Dük* ermittelte unter 119 erwachsenen Männern folgendes: „4 (3,4%) gaben an, weder onaniert noch koitiert zu haben; 7 (5,8%) hatten schon koitiert, niemals aber vorher onaniert; 68 (57,2%) onanierten, weil ihnen die Gelegenheit zum Koitus fehlte, 40 (33,6%) bevorzugten, trotzdem sie ebenso leicht hätten koitieren können, Ipsation, zusammen also 90,8% Selbstbefriediger. In England stellte der Schularzt *Dukes* bei 90–95% der Schüler Ipsation fest; aus Amerika berichtet *Seerley*, daß von 125 Studenten nur 6 Selbstbefriedigung in Abrede stellten.

Auf Grund eigener umfangreicher Nachforschungen bin ich zu dem Ergebnis gelangt, daß Männer und Frauen, die niemals bewußt oder unbewußt Ipsation getrieben haben, selten sind, jedenfalls bilden sie Ausnahmen von der Regel, und ich kann nicht sagen, daß sie sich von denen, die die Selbstbefriedigung zugeben, durch hervorragende körperliche oder geistige Fähigkeiten auszeichneten. Sie zeigen im allgemeinen dasselbe durchaus nicht übermäßig vorteilhafte Bild, wie es auch sonst Sexualabstinente bieten.

Vor mehreren Jahren habe ich unter 500 für zuverlässig gehaltenen Personen verschiedenen Alters und Standes, teils Patienten von mir, teils anderen mir gut bekannten Männern und Frauen eine schriftliche Umfrage über Vorkommen, Beginn, Häufigkeit und Formen der Selbstbefriedigung veranstaltet. 480 unter 500, also 96%, gaben zu, Ipsation zu treiben oder früher getrieben zu haben.

Den durchschnittlichen *Beginn der Ipsation* festzustellen, ist für die sexuelle Erziehung von Wichtigkeit. Von 500 Befragten machten mir 437 glaubhafte Angaben über den Zeitpunkt, in dem sie der Selbstbefriedigung verfielen. Danach fällt der Anfang der Ipsation in den meisten Fällen in das Alter von 12–14 Jahren, in denen 44,4 % = 194 von 437 mit ihr begannen, während ihr 101 (= 22,9 %) bereits vor dem 12. Lebensjahre, 142 (= 32 %) nach dem 14. Lebensjahre erlagen. In unseren Breiten dürfte es das Alter von 14–18 sein, in dem die meisten Menschen ipsieren. Auch 3–4 Jahre vorher und nachher, also im Alter von 10–14 und von 18–22 Jahren, ist die Zahl der Ipsanten in beiden Geschlechtern recht beträchtlich, sehr viel geringer ist sie in der Zeit vor dem 10. und nach dem 22. Lebensjahre, sie kommt aber auch noch nach dem 30. und später bis in das höchste Greisenalter vor, wie es andererseits auch Fälle gibt, die bis in das früheste Säuglingsalter zurückreichen.

Ob durch das Spielen kleiner Kinder am Gliede schon regelrechte Orgasmen (=Wollustgefühle) ausgelöst werden, ist nicht ganz sicher, wenn auch von den Angehörigen nicht selten Fälle berichtet werden, in denen das erregte Gebaren der Kinder solches vermuten läßt. Wir wollen uns aber nicht verhehlen, daß besorgte Mütter und unter ihrem Einfluß ängstliche Väter in dieser Hinsicht oft mehr sehen, als tatsächlich vorhanden ist. Dafür, daß das *gedankenlose Ziehen* der Kinder am Gliede eine Lusthandlung ohne erotischen Charakter ist, vergleichbar etwa dem Saugen am Daumen, dem Nägelknabbern, dem Bohren in der Nase oder andern Kinderfehlern, die nicht selten einen fast zwangsmäßigen Eindruck machen, spricht die Tatsache, daß in diesem Alter zwar schon die empfindsamen Tastkörperchen der Haut, nicht aber die Rauschsubstanz vorhanden ist, die erst nach der Reife die Ursprungsstellen der Nerven im Gehirn umspült und *erotisiert.*

Die Absonderung des Samens nach außen ist allerdings kein unbedingtes Erfordernis orgastischer Erregung, dies zeigen die übereinstimmenden Angaben von Knaben und Mädchen, die bereits vor der Samenabsonderung mit Wollust Selbstbefriedigung trieben, sowie die Beobachtung, daß auch Personen, bei denen infolge von Hodenverkümmerung überhaupt kein Sperma gebildet wird, mit Wollustempfindungen der Ipsation frönen. Es scheint, als ob in diesen Fällen bei männlichen Personen bis zur Reife (ähnlich wie bei weiblichen auch später) auf der Lusthöhe nur Sekrete aus den sich erst krampfhaft zusammenziehenden und dann erschlaffenden Schleimhautdrüsen abgestoßen werden. *Donner* beobachtete den 2½jährigen Sohn eines Offiziers, welcher auf dem Boden herumrutschte, bis er eine Erektion und anscheinend auch wollüstige Gefühle hervorrief; er wiederholte schließlich diese ihm angenehme Sensation (= Empfindung) am Tage acht- bis zehnmal. Der Junge magerte stark ab, war sehr ermattet und bekam Krämpfe. Durch einen mehrmonatigen Aufenthalt an der See erholte er sich dann wieder. Einen ähnlichen Fall von „onanistischer Betätigung eines zwei Jahre alten Knaben" beschreibt neuerdings (in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 3. 4. 1925) Dr. *Falkenstein* aus Köln: „Der kleine H. St. ist im November 1922 geboren und, abgesehen von in Heilung begriffener mittelschwerer Rachitis, körperlich und geistig gut entwickelt. Den Eltern fiel in letzter Zeit mehrfach auf, daß das Kind sich nachts in seinem Bettchen recht unruhig verhielt. Bei genauer Beobachtung stellten sie fest, daß der Junge mit beiden Beinen gegen das zwischen den Oberschenkeln befindliche Glied reibende Bewegungen machte. Dabei stöhnte er, als ob er „eine schwere Arbeit verrichten" würde. Der Körper war über und über mit Schweiß bedeckt, und das Kind machte einen äußerst erregten Eindruck. Das Glied war ausgesprochen erigiert."

Es ist bemerkenswert, daß die französischen Autoren, welche die Gefahren der Ipsation bei Erwachsenen nicht düster genug schildern können, sie bei Kindern ganz anders, und zwar meist als völlig harmlos hinstellen. So schreibt Dr. Surbled (auf dessen Buch wir unten ausführlicher zurückkommen): „Das Kindesalter (wir verstehen darunter die Zeitperiode von der Geburt bis zum Alter von 6—7 Jahren) kann von keinem Standpunkt aus und erst recht nicht von dem der Masturbation mit dem Jünglingsalter und dem reifen Alter verglichen werden; trotzdem machen die meisten Autoren beim Besprechen dieser traurigen Leidenschaft keinen Unterschied im Alter. Man muß zugeben, daß eine solche Verworrenheit nicht dazu beiträgt, eine ohnehin schon dunkle und schwierige Frage aufzuklären; sie widerspricht der einfachsten Logik und wird auch schon von der Wissenschaft verurteilt. Das Kind ist nicht mit dem Erwachsenen zu vergleichen; es unterscheidet sich von ihm nicht allein durch seine Organe, sondern auch durch den Verstand, den es noch nicht hat. Einerseits besteht bei ihm noch kein Geschlechtsleben, und die bei den noch unfertigen Organen immerhin mögliche Masturbation bleibt trocken d. h. ohne Erfolg; andererseits ist die Intelligenz noch nicht erwacht, der Wille ist noch schwach, die Vernunft existiert noch nicht oder ist noch nicht so weit gediehen, daß das Kind zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist. Das Kind, welches masturbiert, kennt seine Pflicht noch nicht. Es kann da ein Vergehen nicht vorliegen, wo keine freiwillige Verletzung der Moral vorliegt."

„Der alte Fehler, der die Masturbation bei Kindern nicht von den andern unterschied, hat in der Praxis bedauerliche Folgen gehabt. Man sieht das als Laster an und bestraft als solches, was nichts als eine Krankheit oder böser Naturtrieb. Der selbst schlecht unterrichtete oder, was oft vorkommt, von der Familie beeinflußte Arzt sucht durch Zwangsmittel die Heilung eines Übels zu erreichen, welches die Milde und diskrete Wachsamkeit leicht eindämmen, welches aber die Strenge nur verschlimmern und selbst unheilbar machen kann."

Und der bekannte Professor Lasègue meint: „Das Kind hat keinen Geschlechtssinn: dieser zeigt sich erst zur Zeit der Pubertät, hält während des mannbaren Alters an und nimmt wieder ab während des Alterns. Man muß die geschlechtlichen Verirrungen in diesen drei Phasen des menschlichen Lebens erörtern; in der Tat ist auch die Onanie des unmündigen Kindes weder mit der Masturbation des Erwachsenen noch mit dem schlüpfrigen Raffinement des Greises zu vergleichen.

Ich habe Kinder von zwei Jahren, ja von 18 Monaten masturbieren sehen. Was bedeutet das? Ist es etwa ein Zeichen einer frühzeitigen Sinnlichkeit? Muß man das als ein gefährliches Laster auffassen, gegen welches man die schärfsten Maßregeln ergreifen muß? Die Eltern geraten ganz außer sich angesichts solcher Akte, die ihnen unnatürlich vorkommen und die ihnen für die weitere Entwicklung ihres Kindes von verhängnisvoller Bedeutung zu sein scheinen; sie verlieren vollständig den Kopf. Alles, was ihnen die Pädagogik angibt, alle Ratschläge, die ihnen von ihrer Umgebung gegeben werden, versuchen sie nach und nach. Anfangs die Milde, dann Drohungen, dann rücksichtslose Strenge; alles bleibt bei diesem instinktiven Akte unwirksam. Der hinzugezogene Arzt bringt auch keine Beruhigung in die Familie hinein, sondern wendet seinen ganzen Vorrat von Zwangsmitteln an. Das von allen Seiten gequälte Kind ißt nicht, magert ab und wird krank; die Heilmittel waren schlimmer als die Krankheit.

Laßt doch dieses Kind in Ruhe! Denn diese Masturbation, gegen welche ihr das schwerste Geschütz aufgefahren habt, hat nicht die schrecklichen Folgen, welche ihr ihr zuschreibt; sie ist weiter nichts als das Kennzeichen eines krankhaften Zustandes, einer Neurose, welche ihr bekämpfen müßt, wenn ihr denn irgendeine Behandlung eintreten lassen wollt.

Das Reiben und die Erschütterung des Gliedes, worin die Masturbation besteht, ist beim Kinde mit keinem Wollustgefühl, mit keinem Samenverlust verbunden; es ist ein unbewußter unsinniger Akt, eine Art Veitstanz, gegen den weder Drohungen noch Gewalt, noch die verschiedensten Mittel, welche eure Einbildungskraft ersinnen kann, etwas helfen. Es gibt Kinder, die von der Wiege an die merkwürdige Gewohnheit haben, an ihren Daumen zu saugen; sie treiben das eifrig, immer und immer wieder. Das ist derselbe Akt wie die Masturbation. Bei vielen kleinen Kindern sind die Bewegung und die Erschütterung in der Tat ein Bedürfnis; ihr nehmt sie auf eure Knie; wenn ihr diese nicht bewegt, gehen sie weg; wenn ihr sie aber auf den Knien hüpfen laßt, bleiben sie da und lassen nicht von dieser Bewegung, die für sie ein Genuß und für uns eine Plage ist. Später kommt es häufig vor, daß das Kind die üble Angewohnheit der Masturbation oder die des Saugens am Daumen verliert; es denkt nicht mehr daran, und alles kann erledigt sein. Das ist die richtige Auffassung von der Onanie in der Kindheit; das ist genau genommen keine Perversion des Geschlechtssinnes, weil der Geschlechtssinn noch nicht existiert. Es ist ein nervöser Zustand, der sich bald durch Zuckungen, bald durch Saugen an den Fingern, bald durch Erschütterung des Penis kundgibt."

Während die Schule Freuds also das Lutschen am Daumen („Wonnesaugen") für eine erotische Handlung hält, die der Ipsation nahesteht, sehen wir, daß, gerade umgekehrt von den französischen Autoren das Spielen der Kinder am Gliede mit und ohne Erektion als unerotisch mit dem Saugen am Daumen verglichen wird. Die Wahrheit scheint mir auch hier in der Mitte zu liegen. Der Lustgewinn der kleinen Kinder dürfte in der Tat in beiden Fällen gleich groß und gleichartig sein, doch ist es mehr ein Nervenkitzel peripherer als ein Nervenrausch zentraler Natur, der nach physiologischen Gesetzen (Mangel erotisierender Innensekrete vor der Reife) in der ersten Lebensperiode kaum in Frage kommt.

Im allgemeinen kann man sagen, daß bei den meisten Personen mit dem Abschluß der Reifezeit und der Aufnahme regelmäßigen Geschlechtsverkehrs der ipsatorische Drang *ganz von selbst* nachläßt und bald völlig verschwindet. Dies gilt aber nicht für alle, ja, es gibt sogar verheiratete Männer und Frauen, welche Kinder haben, die selbst bereits Ipsation treiben, und die doch nicht von zeitweiser Selbstbefriedigung lassen können. Namentlich finden wir diese Fälle unter gewissen Psychopathen und Neuropathen, bei denen die Vornahmen am eigenen Körper auch noch nach der Reifezeit oft fast den Charakter einer Zwangshandlung tragen und dauernd, trotz leichter Möglichkeit zum Verkehr mit anderen, die ihnen entsprechendste Form sexueller Entspannung bleiben. Diese Gruppe der Zwangsneurotiker ist aber nur gering im Verhältnis zu der Zahl sexuell unbefriedigter Männer und Frauen, die trotz vollendeter Geschlechtsentwicklung nicht von der Ipsation loskommen, weil der Verkehr, den sie pflegen, sie mehr abspannt als entspannt. Die bei weitem zahlreichste Gruppe älterer Ipsanten stellen aber die sexuell Einsamen dar, die auf sich angewiesen bleiben, weil sie trotz heftigsten Sehnens und aller Mühe, die sie sich geben, überhaupt nicht an das Ziel ihrer erotischen Wünsche gelangen können.

Die sexuelle Einsamkeit

ist unter den mannigfachen Gründen der Ipsation der hauptsächlichste.

In den Entwicklungsjahren liegen sowohl äußere als innere Ursachen vor, die den jungen Menschen davon abhalten, die Sexualempfindungen, die sich auf eine zweite Person erstrecken, mit dieser zu betätigen. Darum ist in dieser *Zeit der Ideale* die sexuelle Einsamkeit und die Ipsation als ein aus ihr sich ergebender Notbehelf bei unbefangener Betrachtung eine in Lage und Anlage wohl begründete Erscheinung. Später aber wird diese Einsamkeit immer unnatürlicher, ungewollter, immer qualvoller, und der Mensch, der durch sie von der Selbstbefriedigung nicht frei werden kann, verdient sicherlich in erster Linie unser Mitleid. Jedenfalls hat niemand, vor allem niemand, der geschlechtlich befriedigt ist, ein Recht, ihm aus der traurigen Selbsthilfe, zu der er greift, einen Vorwurf zu machen.

Neben der unfreiwilligen gibt es eine selbst gewollte und gewählte Sexualeinsamkeit und Selbstgenügsamkeit. In ihr liegt der eigentliche Übergang von der Ipsation aus Not zu der aus Neigung, von der Form, in welcher das Körperliche das Seelische, zu der, bei welcher das Seelische das Körperliche überwiegt. Das ist

der Narzismus.

Auch die Wurzeln dieser sexuellen Eigentümlichkeit liegen wie die aller Triebstörungen im Physiologischen (Natürlichen), in der Selbstliebe und Eitelkeit, deren pathologische Steigerung eben der narzissistische Autismus ist.

Vielfach ist die narzissistische Periode nur eine *Durchgangsstufe* (ebenso wie die Ipsation) in den Jahren der Reife und Nachreife (hauptsächlich zwischen 17 und 25), nicht ganz selten bildet sie aber auch einen Dauerzustand. Der Mensch bleibt auf ihr stehen.

Dabei ist zu beachten, daß der Narzismus als krasseste Form geschlechtlicher Eigenliebe beim Weibe seltener vorzukommen scheint als beim Manne. Die in der Literatur beschriebenen Fälle von reinen Automonosexuellen (beispielsweise solchen, die sich vor Spiegeln zu betätigen pflegen) betreffen fast ausschließlich Männer und keineswegs nur feminine (= weibliche).

An sich ist es ja überhaupt sprachlich nicht ganz geschickt, beim Weibe von Narzismus zu sprechen, da ja *Narcissus* ebenso wie *Onan, de Sade, Sacher-Masoch* und andere, deren Namen in der Sexualgeschichte zu Begriffen geworden sind, nicht Frauen, sondern Männer waren. *Eine nach einer Frau genannte Triebstörung gibt es nicht.* Denn der nach der jugendlichen Gefährtin König Davids benannte „Sunemitismus", jene eigenartige „Verjüngungskur", auf die wir des näheren im nächsten Kapitel zurückkommen werden, ist nichts weniger als eine Triebstörung. Diese kommen zwar sämtlich auch beim Weibe vor, haben aber hier meist eine wesentlich andere Bedeutung als beim Manne. So ist vieles, was bei dem einen Geschlecht nur eine Steigerung ist, bei dem anderen schon eine Umkehrung des Geschlechtstriebes. Was insbesondere den weiblichen Narzismus anbelangt, so ist die sexuelle Eitelkeit, in der er wurzelt, schon im Mädchen, bewußt und unbewußt, viel häufiger Mittel zum Zweck (der Anlockung) als Selbstzweck.

Es liegt die Annahme nahe, aber sie ist nicht richtig, daß, wie die *sexuelle Gleichgültigkeit des Mannes,* auch die von männlicher Seite so viel beklagte *Kälte (= Frigidität) des Weibes* in einem ausschließlich auf die eigene Person gerichteten Sexualinteresse wurzelt. Dies trifft aber nicht zu; in den weitaus meisten Fällen ist es viel mehr das Verhalten des Mannes als das der Frau, auf dem die weibliche Unempfindlichkeit, die sogenannte „Kälte" beruht.

Im narzissistischen Dauerzustand verkehrt der Mensch sozusagen geschlechtlich mit sich selbst; der Anblick des Abbildes seiner eigenen Person erregt ihn, als ob es eine fremde wäre, er wird sein eigener Partner; sein Subjekt wird zu seinem Objekt, körperlich und seelisch nimmt er Geschlechtshandlungen nicht nur an und für sich, sondern auch mit sich vor. Als Dauerzustand gehört der Narzismus zu den auf Entwicklungshemmung beruhenden Sexualkonstitutionen (wie etwa die meist durch Geschlechtsdrüsenausfall bedingte Asexualität, der Mangel jeglichen Geschlechtsgefühls und der Infantilismus, das Stehenbleiben der Geschlechtlichkeit auf kindlicher Stufe). Er wird daher auch im Zusammenhang mit den Sexualtypen und Triebabweichungen behandelt werden.

Ganz verschieden ist je nach den Ursachen der Ipsation beim *einzelnen*

die Anzahl der Ipsationsakte.

Ich habe nahezu unglaubliche Fälle gesehen, und auch von anderen sind sie beschrieben worden, in denen Menschen fünfmal und öfter am Tage ipsierten. In einem dieser Fälle versuchte ein sich in Untersuchungshaft befindlicher Mann von 32 Jahren sich das Leben zu nehmen, indem er es während mehrerer Wochen hintereinander stündlich tat. Dieser eigenartige Selbstmordversuch durch Selbstbefriedigung schlug gänzlich fehl. Nur eine hochgradige reizbare Nervenschwäche, von der sich der Angeklagte nach seiner Freisprechung rasch wieder erholte, war die Folge.

Eine beträchtliche Menge befriedigt sich in den Ipsationsjahren täglich einmal, meist abends im Bett oder früh, andere gewohnheitsmäßig zwei- bis dreimal in der Woche. Manche wiederum tun es fast regelmäßig einmal in der Woche und andere nur ein- bis zweimal im Monat. Es gibt auch Personen, bei denen dieser Akt nur einmal vierteljährlich, halbjährlich oder jährlich vorgenommen wird; etwa zwölf Fälle lernte ich kennen, von denen fünf Frauen betreffen, die in ihrem Leben nur ein einziges Mal und dann nie wieder Selbtbefriedigung getrieben haben. Unter den 500 von uns eigens befragten machten 283 glaubhafte Angaben über die Häufigkeit ipsatorischer Handlungen; 109 (= 39 %) betätigten sich zweimal wöchentlich oder seltener, 174 (= 61 %) mehr als zweimal in der Woche.

Für die Frage, ob und inwieweit die Ipsation für jemanden schädlich ist, sind diese Zahlen von Belang. Doch kommt es dabei, genau so wie beim normalen Koitus, nicht nur auf die absolute Zahl der Akte an, sondern ebenso sehr auf die körperseelische Widerstandskraft der Ipsatoren.

Nicht selten führen Männer genau Buch über die Daten der von ihnen vorge-

nommenen Ipsationen. Meistens sind allerdings diese Personen, welche bei der Rücksprache über ihr Geschlechtsleben Notizbücher oder Kalender hervorholen, in denen sie sich sorgsame Aufzeichnungen über Pollutionen, Ipsationen und Kohabitationen gemacht haben, Sexualhypochonder.

Die Anzahl der Jahre, in denen die einzelnen Selbstbefriedigung treiben, beträgt in den meisten Fällen drei bis vier, oft sind es auch nur ein bis zwei Jahre, häufig aber auch fünf bis zehn Jahre und mehr, doch sind mir und anderen Sexualforschern auch Fälle unterlaufen, in denen sich die Ipsation von der Kindheit über die Reifezeit auf die ganze Lebensdauer erstreckte.

Abwegig ist die Annahme, wie sie beispielsweise noch mein alter Freund, der Florentiner Anthropologe (= Menschenforscher) Paul *Mantegazza,* einer der verdienstvollsten Vorläufer der Sexualwissenschaft, vertrat: die Ipsation sei „eine der bitteren Früchte der Zivilisation". Gewiß trifft es zu, daß die Ehelosigkeit unter den Männern und Frauen der Naturvölker eine seltenere Erscheinung ist als bei zivilisierten Nationen und daß infolgedessen die durch Mangel an sexuellem Verkehr entstehende Selbstbefriedigung bei ihnen weniger oft vorkommt als bei diesen. Im übrigen aber ist *die Ipsation auf der Erde überall genau so weit verbreitet wie der Koitus selbst;* wir finden sie unter allen Himmelsstrichen, in Stadt und Land, bei hoch und niedrig, bei arm und reich in gleicher Weise vertreten und heute genau so wie in biblischer und vorgeschichtlicher Zeit. Gerade diese ihre Allgemeinheit legt immer wieder den Gedanken nahe, daß ihr bis zu einem gewissen Grade ein physiologischer Charakter innewohnt und für ihre Schädlichkeit nur *das Maß der Maßstab ist.* In seinen „Studien über die Natur des Menschen" (S. 125) sagt der berühmte Biologe (=Lebensforscher) *Metschnikoff:* „Es ist die menschliche Natur selbst, welche die Empfindung sich in einer allzufrühen Zeit entwickeln und sie der Reife der geschlechtlichen Elemente vorauseilen läßt," er erblickte die letzte Ursache der Ipsation, die weder ein Laster noch ein Verbrechen sei, „in einer *Disharmonie* in der Natur des Menschen, die darin liege, daß die Geschlechtsempfindung bereits auftrete, bevor das Wachstum des Körpers abgeschlossen und die Möglichkeit zum normalen Geschlechtsverkehr gegeben sei." Die sozialen Verhältnisse, welche die Beziehungen zum Weibe meist erst lange nach der Reife gestatten, begünstigen die Ipsation. Iwan *Bloch* spricht in diesem Sinne geradezu (Sexualleben S. 434) von „einer natürlichen physiologischen Onanie, einem normalen Autoerotismus". Damit stimmt überein, daß die Selbstbefriedigung auch bei den Tieren nachgewiesen und vielfach beobachtet worden ist; teils klopfen diese mit dem harten Geschlechtsglied an eine feste oder weichere Unterlage, teils drücken sie es reibend zwischen die Hinterbeine oder bedienen sich noch anderer Kunstgriffe, um den Samen zum Abspritzen zu bringen. Nicht nur bei Affen, die wie der Mensch mit den Händen ipsieren, hat man solches gesehen, sondern auch bei vielen andern Tieren wie brünstigen Hirschen, die sich an Baumstämmen reiben, bei Hunden, Schafen, Katzen, Kamelen, Elefanten und vor allem auch bei Pferden, von denen man die, welche dieser Gewohnheit besonders

verfallen sind, „Klopfhengste" nennt. Jedoch bemerkt Rohleder in seinem Spezialwerk über Masturbation: „Es muß immer wieder betont werden, daß Tiere nur onanieren, wenn sie keine Gelegenheit haben, den Normalakt zu vollführen."

Wie Mantegazza die Ipsation irrtümlicherweise *örtlich* beschränken zu müssen glaubte, indem er meinte, daß sie nur bei zivilisierten Völkern vorkomme, versuchte *Donner* es *zeitlich* zu tun, indem er behauptete, daß sie sich erst in neuerer Zeit, und zwar hauptsächlich seit der Mitte des letzten Jahrhunderts „in so riesigem Umfange" verbreitet hätte. Er schreibt: „Wenn auch angenommen werden kann, daß die Onanie jahrhundertelang ihr Wesen im verborgenen treiben konnte, so ist doch sicher, daß sie mehr die neueren Geschlechter aufsucht, und ihre Verheerungen scheinen immer mehr zuzunehmen. Bei den alten Griechen und Römern spielte die Gymnastik eine große Rolle. Die Schönheit, Grazie, Kraft und Behendigkeit des Körpers, mit welcher die Onanie nicht zu vereinbaren ist, genoß eine Art göttlicher Verehrung, und was mir noch wichtiger erscheint, die Geschlechtsbedürfnisse konnten auf jede Weise befriedigt werden, da man den jungen Leuten nicht nur keine Hindernisse in den Weg legte, sondern ihnen diesen Verkehr geradezu ermöglichte und erleichterte, und da weiterhin die Geschlechtskrankheiten noch nahezu unbekannt waren."

Diese Betrachtung enthält sicherlich viel Richtiges, nur trifft die Annahme, daß die antiken Schriftsteller die Ipsation nicht erwähnen, keineswegs zu. Bekannt ist ja die Erzählung von dem Philosophen *Diogenes* (gest. 323 v. Chr. in Korinth), der sich auf dem Markte den Geschlechtsteil gerieben und dabei bemerkt haben soll, er bedaure, sich den Hunger nicht ebenso vertreiben zu können wie die Geilheit. Es soll diese Bemerkung sein, auf welche, da Diogenes der philosophischen Sekte der „Zyniker" angehörte, deren Ideal Bedürfnislosigkeit und Naturgemäßheit war, die noch heute gebräuchliche Bezeichnung *„zynisch"* für etwas, was *anstandslos* (ohne Anstände) vorgebracht wird und *anstandslos* (im Sinne von unanständig) ist. Ebenso wie in der attischen Komödie spielt bei den römischen Satyrikern, zumal bei Martial, Juvenal und Petronius, die Ipsation eine sehr große Rolle (vgl. die sorgsamen Zusammenstellungen von Professor Licht im achten und neunten Bande der Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen und im ersten Bande der Anthropophyteia). Auch auf die weibliche Selbstbefriedigung wird bei griechischen und römischen Schriftstellern vielfach Bezug genommen, und zwar gewöhnlich auf die instrumentelle Ipsation, ähnlich wie in der Bibel, wo der Prophet *Hesekiel* es beklagt, daß die Weiber mit Nachahmungen männlicher Glieder aus Edelmetall „gehuret" hätten; so spielt *Aristophanes* in der Komödie „Der Friede" auf Selbstbefriedigung der Weiber mit einer Möhre an.

Daß bei den Medizinern des Altertums, *Hippokrates, Galenus* und *Celsus,* nichts über Ipsation vorkommt, läßt nur den Schluß zu, daß sie diese nicht als pathologisch (= krankhaft) werteten oder der Erwähnung wert hielten, keineswegs aber, daß sie sie nicht gekannt haben.

Sowohl bei dem weiblichen wie bei dem männlichen Geschlecht kann man

drei Hauptformen der Ipsation

unterscheiden, die mit der Hand vorgenommene, die durch Aneinanderreiben der Oberschenkel bewirkte und die beischlafartige.

Erwähnenswert und bezeichnend für die *sexuelle Stereotypie* (= Gleichmäßigkeit), die viel mehr die Regel ist als das auch jetzt noch vielfach von Ärzten und Laien überschätzte *Variationsbedürfnis*, ist die Tatsache, daß fast jeder die ihm eigene Ipsationsform beibehält. Der Schenkelipsant wird sich nur selten der Hände und umgekehrt jemand, der mit der Hand ipsiert, kaum je der Schenkel bedienen.

Die verbreitetste Art der Ipsation ist zweifellos bei beiden Geschlechtern die *Handipsation*. Hierbei werden die empfindsamen Wollustkörperchen der entwicklungsgeschichtlich einander entsprechenden Glans penis beim Manne oder Glans clitoridis beim Weibe durch Reibungen und Streichungen so lange gereizt, bis die sich steigernde Erregung ähnlich wie beim Koitus auf die Sexualzentren im Rückenmark und Gehirn übergreift, von wo die Erschütterung dann reflektorisch die Bewegungsnerven erfaßt. Durch diese wird dann schließlich eine Ausstoßung drüsiger Absonderungen nach außen und gleichzeitig innerer Rauschstoffe bewirkt, die sich über zerebrale Nervenganglien (= Nervenzellen im Gehirn) ergießen, um dort das eigentümliche, rauschartige Lustgefühl hervorzurufen. Nach den an meinem Material gesammelten Erfahrungen betätigen sich über drei Viertel aller männlichen Ipsanten in dieser Weise manuell (= mit der Hand) und auch von den weiblichen über die Hälfte. Zur Reiz- und Lustverstärkung werden nicht selten drückende und ziehende Bewegungen in der Umgebung, von Frauen mit Vorliebe an den Schamlippen, von Männern an der Haut des diesen entwickelungsgeschichtlich verwandten Skrotums (= Hodensackes) vorgenommen.

Eine Abart dieser meist mit der rechten Hand vorgenommenen Ipsation ist die *bimanuelle* (= zweihändige), bei welcher das Membrum zwischen den beiden Händen hin und her gerollt wird, eine bei wilden Völkern viel geübte Form. So berichtet Günter *Teßmann* (Die Pangwe, völkerkundliche Monographie eines westafrikanischen Negerstammes. Ergebnisse der Lübecker Pangwe-Expedition. 1907–1909 und frühere 1904–1907. Bei Wasmuth, Berlin 1913) von dem westafrikanischen Negerstamm der Pangwe, daß sie bei der Ipsation dadurch die Geschlechtslust auslösen, daß sie das Glied „quirlen".

Die zweithäufigste Art ist bei Männern die *Schenkelipsation*, bei der das Glied zwischen die vibrierende (= zitternde) Oberschenkelmuskulatur gepreßt wird. Auch beim Weibe findet sich diese Form des Drückens der Klitoris (= Kitzlers) und der Labien (= Schamlippen) durch die aneinandergepreßten Schenkel. Dem Schenkelreiben wird, wie es scheint, nicht selten deshalb der Vorzug gegeben, weil es die Selbstbefriedigung in Anwesenheit anderer ermöglicht, vielfach im Anblick eines Fetischs, ohne daß jemand selbst an öffentlichen Orten den Vorgang wahrnimmt.

So hatte ich einen Patienten, der in der elektrischen Straßenbahn oder im Eisenbahnwagen, wenn er Frauen mit übereinandergeschlagenen Beinen gegenübersaß, was ihn stets in große Verwirrung brachte, das von keinem beobachtete Schenkelreiben bis zum Orgasmus (= Lusthöhepunkt) an sich vornahm; eine von mir behandelte Frau tat das gleiche bei der Beobachtung hoher Sporenstiefel, ein dritter Patient erzählte mir, er übe Schenkelipsation aus, wenn er eine tiefe Frauenstimme (Alt) höre, besonders erregten ihn aber heisere Frauen. Es war ein Mensch, der offenbar die barsche, herrische Stimme eines Weibes als ein Komplement (= Ergänzung) seines eigenen Feminismus empfand. Ein Rechtsanwalt meiner Klientel ließ es auf die gleiche Art täglich mehrmals zum Samenerguß kommen, und zwar mit erstaunlicher Kunstfertigkeit. Namentlich wenn der von Hause aus sehr neuropathische Mann in Aufregung und Angst war, entspannte er sich durch *Oberschenkeldruck*, beispielsweise wenn er im Gerichtsgebäude auf eine Verhandlung wartete; oft lehnte er sich, wenn er sich im Korridor mit dem Angeklagten unterhielt, an eine Säule und trieb unbemerkt Ipsation. In seinen Aufzeichnungen heißt es: „Soweit ich mich entsinnen kann, fing es in der dritten Volksschulklasse im Alter von etwa 9 Jahren an. Entstanden ist es bei Gelegenheit der Bearbeitung einer Rechenaufgabe. Ich konnte diese nicht gleich lösen, geriet darüber in große Aufregung, schlug die Beine zusammen, drückte heftig und hatte gleich darauf ein unbeschreiblich wohliges Gefühl. Seitdem blieb bis zum heutigen Tag ein Hauptmotiv zur Onanie eine schwierige geistige Arbeit, an die ich mich zu machen hatte. Das ist mir so zur Gewohnheit geworden, daß ich fast bei jeder längeren geistigen Arbeit einige Male onaniere; ohne diese kann ich fast gar nicht arbeiten. Je drängender und wichtiger die Arbeit ist, und je kürzer die dazu zur Verfügung stehende Zeit, um so leidenschaftlicher ist der Drang zur Onanie. Namentlich bei schriftlichen Prüfungen ist dieser Drang ein ganz ungeheurer gewesen. Nie onanierte ich vielleicht mehr, als zur Zeit, da ich mein juristisches Staatsexamen (die schriftliche Prüfung) ablegte. Hier onanierte ich täglich 15 mal oder mehr; an manchen Tagen (der Konkurs dauerte 14 Tage) auch etwas weniger. Ob ich die Arbeiten daheim oder auswärts mache oder in der Kanzlei, stets ist der Drang zur Onanie dabei gleich heftig und muß ihm ohne Widerstand nachgegeben werden."

Eine dritte Form der Ipsation, die ebenfalls recht häufig ist, *ahmt den Koitus* nach. Männer führen durch beischlafähnliche Bewegungen gegen eine Unterlage, meist Kissen, Bettzeug, Polster Erektion, Orgasmus und Ejakulation herbei. Sie verfertigen sich dabei nicht selten aus weichen Stoffen scheidenartige Offnungen oder stecken den Phallus in vorhandene Löcher und Spalten.

Einer meiner Patienten, ein 21jähriger Student, gibt folgende Beschreibung: „Seit meinem vierzehnten Jahre ahme ich den Geschlechtsakt durch Stoßen mit dem Bauch gegen das Bett nach; zuerst tat ich es zwei Wochen lang jeden zweiten Tag, dann längere Zeit regelmäßig jede Woche einmal, jetzt oft monatelang nicht. Ich bin der vollen Überzeugung," fügt dieser Patient hinzu, „daß ich nie in Onanie verfallen wäre, hätte ich von Jugend auf mit Mädchen intim — ich meine nicht körperlich — verkehrt. Denn zur Zeit meiner Tanzstunde, in der ich auch ein Mädchen liebte, erlosch jegliche Onanie, und ich war die ganze Woche in einem angeregten Zustand." Für die im nächsten Kapitel behandelte Frage der Gemeinschaftserziehung — *Koedukation* — ist diese Bemerkung bedeutungsvoll. Patient fährt fort: „Als die Tanzstunde aufhörte, kam die regelmäßige Onanie wieder. Mich zu befreien, ist trotz größter Anstrengungen bisher unmöglich gewesen." Dr. *Garnier* (zitiert nach Bloch) gibt folgende Schilderung wieder, die von einem 33jährigen Mönch herrührt: „Wenn keine nächtliche Pollution erfolgt, verursacht das Zurückhalten des Samens allgemeine Störung, Kopfschmerz und Schlaflosigkeit. Ich ge-

stehe, daß ich mich dann und wann, um mir Erleichterung zu verschaffen, auf den Leib lege und so einen Samenerguß erziele. Ich fühle mich sofort *befreit*, eine Last scheint mir von der Brust genommen, und der Schlaf kehrt zurück." In den psychobiologischen Fragebögen unseres Instituts finden sich ähnliche Beschreibungen in großer Zahl.

Auch der Sattel, sei es auf dem Pferde oder Fahrrad, wird nicht selten von Männern und Frauen (besonders solchen, die im Herrensitz reiten) zu Ipsationszwecken benutzt. Verschiedentlich teilten mir Personen mit, daß ihre Vorliebe für das Reiten auf der lusterregenden Erschütterung ihrer Genitalien beruhe. Von den mexikanischen „Mujerados" (ein Volksstamm, dessen Name „Weiblinge" bedeutet) wird berichtet, daß diese Reitipsation bei ihnen geradezu eine Volkssitte sei. Viele befriedigten sich täglich mehrere Male auf diese Weise.

Beim weiblichen Geschlecht dürfte die beischlafähnliche Form, bei der ein phallusersetzender Gegenstand bis zum Orgasmus in der Vagina (= Scheide) hin und her bewegt wird, außer der Klitorisvibration die verbreitetste Ipsationsform sein.

Die Vaginalipsation

findet sich vor allem bei ledigen Frauen mit echt weiblichem *mütterlichem* Empfinden – *wie tief beklagenswert sind doch diese armen Geschöpfe* – während ich sie fast niemals bei Frauen mit männlichen Eigenschaften beobachtet habe. Diese nehmen fast ausschließlich äußere Reizungen und Reibungen der Klitoris vor. Als Phallusersatz werden ein oder zwei Finger gebraucht oder irgendein beliebiger Gegenstand, dessen Form mehr oder weniger, oft nur sehr wenig, an das männliche Glied erinnert.

Seitdem der weltberühmte Anatom Josef *Hyrtl* in Wien (1810—1894) sich eine seltsame Sammlung von Körpern anlegte, die er bei Obduktionen (= Leichenzergliederungen) aus dem oberen Scheidengewölbe entfernt hatte, zieht sich durch die Literatur ein eigenartiges Verzeichnis dieser Artikel, das mit Rüben, Gurken, Bananen und Siegellackstangen zu beginnen und mit Kerzen, Flaschenkorken, Rosenkränzen, Rasierpinseln, einem Maikäfer und einer zusammengeknitterten Speisekarte zu enden pflegt. Vor einiger Zeit teilte mir ein Kollege folgenden Fall mit: „Kürzlich onanierte in einem großen Werke eines Elektrokonzerns auf dem Abort eine Arbeiterin mit einer Selterwasserflasche. Durch die Bewegungen bildete sich in der Flasche ein Vakuum, das ein Herausziehen unmöglich machte. Auf ihr Stöhnen hin kam eine Kollegin zu Hilfe. Die Arbeiterin wurde ohnmächtig, worauf der Heilgehilfe des Werkes sowie der Vertrauensarzt hinzugerufen wurden. Bis zum Eintreffen des Arztes bemühten sich der Heilgehilfe und die Arbeitskollegin vergebens, den Eindringling zu entfernen. Der Arzt ließ sich einen kleinen Hammer geben, mit dem er den Boden der Flasche einschlug und erlöste dadurch die Arbeiterin von ihrem Übel."

Der technische Ausdruck für künstliche Nachahmungen des männlichen Gliedes, hergestellt aus Gummi, Leder, Wachs, Horn, Holz, Metall usw., lautet:

Godemichés.

Das schon im Mittelalter gebräuchliche Wort soll aus dem lateinischen gaude mihi (= erfreue mich) zusammengezogen sein. Andere Bezeichnungen in den Katalogen

der „Pariser Gummiartikel-Industrie" sind „Consolateurs" (= Frauentröster) und „bijoux indiscrets" (= indiskretes Spielzeug). Bloch gibt in seiner unter dem Pseudonym E. Dühren verfaßten „Englischen Sittengeschichte" (Berlin 1903. Bd. I, S. 282 bis 290) ausführliche „historisch-literarische Nachweisungen über die Godemichés". Er berichtet hier, daß sie schon auf altbabylonischen Skulpturen, in Ägypten und in den Mimiamben des Herondas (3. Jahrhundert v. Chr.) vorkommen und seit uralter Zeit in Ostasien gebraucht werden, wo sie schon die Spanier auf den Philippinen antrafen. Besonders bekannt geworden sind die künstlichen Wachsphalli der balinesischen Frauen. In Europa wetterte schon im 12. Jahrhundert der Bischof Burchard von Worms gegen die künstlichen Mannesglieder, besonders in der Renaissance wurde ihr Gebrauch allgemeiner, die Technik der Herstellung immer raffinierter. Den Gipfel darin erreichte das Frankreich des 18. Jahrhunderts. Kein Geringerer als *Mirabeau,* der berühmte französische Politiker, hat schon in seinem erotischen Roman „Le rideau levé ou l'éducation de Laure" einen solchen künstlichen Phallus geschildert. In unserem sexualwissenschaftlichen Archiv befindet sich eine Sammlung solcher von Frauen zu Ipsationszwecken benutzten Apparate vom einfachen, glatten Holzzylinder chinesischen Ursprungs, von einem mit Watte ausgestopften Präservativ, in dessen Mitte sich ein starrer Stab befindet, bis zur naturgetreuen Nachbildung des männlichen Gliedes aus Gummi mit Skrotumimitation (= Nachbildung des Hodensacks) und der Möglichkeit, diesen Apparat mit warmer Milch zu füllen, und den hochkünstlerischen Phallusimitationen aus Horn, die aus Japan stammen und teils direkt zu ipsatorischen Zwecken verwandt wurden, teils durch eigens dazu angefertigte Reizringe verstärkt werden. In dieser Sammlung, die durch die Verschiedenheit der Ursprungsländer ein deutliches Bild von der Gleichheit der Erscheinungen trotz Ungleichheit der Anschauungen gibt, befinden sich auch jene Metallkügelchen, die zu ipsatorischen Zwecken in die Vagina getan werden, um durch Schütteln des Körpers Lustgefühle zu erwecken. Aus dem Dresdner Kriminalmuseum stammt die Photographie einer dort befindlichen, bei einer Masseurin beschlagnahmten Ipsationsmaschine, einem Phallus, der auf einem Gestell angebracht ist, das nach Art einer Nähmaschine durch Treten der Füße bewegt wird, während eine Frau davor sitzt. Aber auch für die männliche instrumentelle Ipsation finden sich dort Apparate, wie Polsterkissen mit einer von Roßhaaren umrahmten Öffnung als Vaginalersatz, oder in einem besonderen Falle eine lebensgroße Puppe in Frauenkleidern, in deren Mitte ein scheidenartiger Gummischlauch hineingearbeitet wurde; das Original, das im Berliner Kriminalmuseum steht, wurde bei einem Strafgefangenen aufgefunden. Es legt von der Stärke des menschlichen Geschlechtshungers ein ebenso beredtes Zeugnis ab wie andere aus Zeug, Werg und Holz künstlich verfertigte weibliche Unterleiber, die in Kriegsgefangenenlagern beschlagnahmt wurden. Auch Irrigatoren und ähnliche hygienische Apparate werden, namentlich von Frauen, aus ähnlichen Motiven in Anwendung gebracht.

Eine seltene Art der Selbstbefriedigung ist die *Mundipsation*, ausgeführt durch die Heranbringung der eigenen Lippen an die Genitalien. Beim Weibe dürfte diese Form wohl überhaupt nicht möglich sein, beim Manne aber kommt sie ausnahmsweise vor; Voraussetzung ist eine ungewöhnliche Biegsamkeit des Körpers. *Krafft-Ebing* berichtet einen Fall, in dem ein Patient diese Art der Selbstbefriedigung an sich vornahm. Von einem italienischen Aktphotographen wurden uns Photographien zweier junger Männer übersandt, eines Römers und eines Florentiners, die sich in dieser Stellung aufnehmen ließen. Auch besitze ich entsprechende Mitteilungen von mehreren Patienten; so schreibt einer, daß er ipsiere, indem er auf dem Rücken liegend die Beine über den Kopf schlage und so sein Glied in seinen Mund hineinbringe.

Man hat auch wiederholt beobachtet, daß sowohl Kinder wie Erwachsene allerlei Gegenstände in die *Harnröhre* einführen, wie Erbsen, Bohnen, Blumenstiele, Strohhalme, Kornähren, Zahnstocher, Stricknadeln, Stecknadeln, Bleistifte, Federhalter, Sonden, Streichhölzer und ähnliches. Sowohl männliche wie weibliche Personen hat man bei solchem Tun getroffen, und etliche Male hat man aus der Harnröhre auf operativem Wege derartige Gegenstände entfernen müssen, die sich hierbei festgebohrt hatten; ja selbst aus der Harnblase, in die sie hineingeschlüpft waren, mußten sie herausgeholt werden. Bloch erzählt (Sexualleben S. 435): „Im Jahre 1862 war die Onanie mit Haarnadeln in Deutschland so verbreitet, daß ein Chirurg ein besonderes Instrument zur Entfernung von Haarnadeln aus der weiblichen Blase erfand."

Ob es sich hierbei um wirkliche Ipsation handelt, bei der die Haarnadeln dann zufälligerweise auf einen falschen Weg geraten und in die Harnblase abgeglitten sind, scheint mir fraglich; es ist sehr wohl möglich, daß hier auch nur Spielereien vorgenommen wurden, wie sie von manchen Kindern und Erwachsenen in ähnlicher Weise an allen möglichen Körperöffnungen, beispielsweise am Nasen- und Gehörgang, vorkommen, aus denen auch nicht selten Fremdkörper entfernt werden müssen, die dort spielerisch hineingebracht wurden. Karl *Posner* hat in einem bemerkenswerten Aufsatz über Fremdkörper in der Harnröhre des Mannes, nebst Bemerkungen über die Psychologie solcher Fälle, den er (Sept. 1902) in der „Therapie der Gegenwart" veröffentlichte, bereits darauf hingewiesen, daß bei Einführung dieser Gegenstände (besonders wenn es an anderen Personen geschieht) neben ipsatorischen nicht selten wohl auch sadistische Motive eine Rolle spielen dürften. Ich teile diese Auffassung, allerdings fällt bei einer am eigenen Körper vorgenommenen Schmerzerzeugung der *Autosadismus mit dem Automasochismus*, die Lust, Schmerz zuzufügen, mit der Lust, Schmerz zu erleiden, zusammen.

Sicherlich kann von manchen Personen durch Berührungen der inneren Harnröhrenschleimhaut mit Nadeln und anderen spitzen Gegenständen eine Art Kitzel erzeugt werden, doch überwiegt bei stärkerem Druck meist ein Unlustgefühl, und nahezu ausgeschlossen ist es, daß durch diese Berührungen eine geschlechtliche Erregung bis zum Erguß bewirkt werden kann. Daher können diese Harnröhrenspielereien kaum als echte Ipsation gelten.

Anders verhält es sich mit zwei anderen Ipsationsformen, die wir der Vollständigkeit wegen noch kurz erwähnen wollen, mit der *Anal- und Mammalipsation.*

Ipsatorische Manipulationen an der bei vielen Männern und Frauen stark erogenen Afterzone sind ziemlich weit verbreitet. Mit Homosexualität, an die infolge irrtümlicher Vorstellungen (die auf harmlos gemeinte Witze griechischer Komödienschreiber zurückzuführen sind) manche immer gleich denken werden, wenn das Wort After fällt, hat diese Ipsationsform nichts zu tun. Wenigstens waren die Personen, die sich wegen solcher Neigungen und deren Folgen an uns wandten, „völlig normal", meist sogar glücklich verheiratet. Wir haben in unserem Sexualmuseum ansehnliche Stücke aufbewahrt, die von Ärzten unseres Instituts Patienten aus dem Darm herausgeholt werden mußten, die ihnen beim gewaltsamen Hineinpressen in den After entglitten waren, indem sie die inneren Schließmuskel plötzlich übersprangen. In einem Fall handelt es sich um ein Lampengewicht aus Metall, 16 cm lang, Durchmesser $5^1/_2$ cm, von abgeplatteter Eiform, in einem anderen um eine mit Zeitungspapier umwickelte Holzrolle von 24 cm Länge und einem Durchmesser von 5 cm. Die Patienten hatten sehr heftige Schmerzen, als sie zu uns kamen, waren sehr ängstlich, und es verursachte erhebliche Mühe, die großen Fremdkörper, von denen das Papier des einen sich an den Darmwänden festgeklebt hatte, zu entfernen. Da die Instrumente (Zangen) von der glatten Oberfläche immer wieder abglitten, war die Beseitigung nur durch Einführung der Hand in den Darm möglich, nachdem der an sich durch die lang geübte Instrumentalipsation leichter überwindbare Schließmuskel durch Betäubungsmittel und Fette, die ihn unempfindlicher und elastischer machten, vorbereitet war.

Nicht so bedenklich wie die anale ist die *mammale Ipsation.* Die erektilen (= steifbaren) Brustwarzen stellen bei beiden Geschlechtern gewöhnlich eine erotische Zone erster Ordnung dar. Ihre Nervenendkörperchen stehen mit den Genitalorganen in engem Konnex (= Verbindung). Sie verhalten sich darin ganz ähnlich wie die der Lippenschleimhaut, deren innige Berührung im Kuß auch zu Erektionen führt. Die Mammalonanie, welche mittels Reiben der Brustwärzchen zwischen zwei sich bewegenden Fingern ausgeführt zu werden pflegt, wird teils als Reizverstärkung bei der gewöhnlichen Ipsation vorgenommen, teils aber auch als ausschließliches Reizmittel bis zum Höhepunkt der Erregung fortgesetzt, wobei es dann ohne direkte Genitalberührung beim Weibe zum Ausstoßen des Schleimpfropfes aus dem Gebärmutterhals, beim Manne zum Samenerguß kommt. Erst kürzlich wurde ich in einem Falle um Rat angegangen, in dem sich ein fünfzigjähriger Mann gewohnheitsmäßig seit vielen Jahren vor dem Spiegel lediglich durch Ziehen, Rollen und Reiben der Brustwärzchen so lange erregte, bis eine Pollution (= Samenerguß) eintrat. Daß es sich hier um eine larvierte (= verkappte) Ipsation handelt, ist manchen gar nicht bewußt, besonders dann, wenn zwar Lust erzeugt, es aber vermieden wird, die Lustgefühle bis zum Sexualorgasmus zu steigern.

Unterbrechung des Ipsationsaktes vor dem Erguß infolge seelischer Hemmungen kommt sehr häufig vor. Ist die Lusterzeugung schon bis zu einer gewissen Höhe

vorgeschritten, so ist diese Zurückhaltung „im letzten Augenblick" eher geeignet, die nervösen Ipsationsschäden zu vermehren, als zu vermindern. Diese Hemmungen wirken dann ähnlich wie die protrahierte oder prolongierte (= verlängerte) Ipsation, die darin besteht, daß der mit der Ejakulation verknüpfte Lusthöhepunkt absichtlich recht lange hinausgeschoben wird. Sobald der Ipsant merkt, daß die Vorlust sich diesem Endstadium nähert, stellt er seine Bewegungen ein, um sie nach einer Pause wieder aufzunehmen. Es gibt Fälle, in denen der sexuelle Akt durch diese Unterbrechungen bis zu einer Stunde und darüber hinausgezogen wird. Daß der Verbrauch von Nervenkraft dadurch erheblich gesteigert wird, liegt auf der Hand. Im übrigen ist die Zeit, die vom Beginn der Ipsation bis zur Entladung verstreicht, individuell genau so verschieden wie beim Koitus, sie wechselt zwischen wenigen Sekunden – sich damit dem Vorgang der Ejaculatio praecox (= vorzeitigem Samenerguß) nähernd – und vielen Minuten, zehn, zwanzig und mehr.

Sowohl für den übermäßig in die Länge gezogenen als den vor dem Endstadium gänzlich unterbrochenen Masturbationsakt — die Ipsatio interrupta — gilt das, was Alexander *Payer* in seiner Broschüre „Der unvollständige Beischlaf" (Stuttgart 1890) ausführt. „Durch die Ejakulation und die dieselbe bedingende Kontraktion (= Zusammenziehung) der Genitalmuskeln wird der in seinen erektilen Gebilden und kavernösen Räumen mit Blut überfüllte Genitalschlauch von Blut entlastet und zugleich das Erektionszentrum mit dem Ejakulationszentrum funktionell außer Tätigkeit gesetzt . . . Je vollkommener die Depletion (= Entleerung) des blutüberfüllten Genitalschlauches ist, um so behaglicher und wohler fühlt sich der Betreffende. Gerade aber diese Bedingung fehlt beim Coitus reservatus." Dabei unterscheidet sich die Ipsatio interrupta (die unterbrochene Selbstbefriedigung) von dem gewöhnlichen Coitus reservatus oder interruptus noch wesentlich dadurch, daß bei diesem meist nur der Erguß innerhalb der Scheide durch Zurückziehen des Gliedes vor dem Erguß aus Furcht vor der Empfängnis, bei jener aber die Ejakulation überhaupt aus Furcht vor dem Samenverlust und den schädlichen Folgen verhindert werden soll.

Die Unterbrechung der Ipsation kann sowohl eine freiwillige als unfreiwillige sein, je nachdem sich die vorzeitige Beendigung mit oder gegen den Willen des Ipsators vollzieht. Das freiwillige Abbrechen beruht auf Gegenvorstellungen und hängt eng mit dem *Abgewöhnungskampf des Ipsanten* zusammen, der sich mit vielen Eiden, Gebeten, Gelübden und Versprechungen immer wieder vorgenommen hat, von seinem „Laster" abzulassen. Bald überwiegen dabei mehr ethische, bald mehr gesundheitliche Bedenken, wobei bei der Unterbrechung meist die keineswegs feststehende Annahme den Ausschlag gibt, daß nicht die geschlechtliche Erregung als solche, sondern vor allem der Samenverlust das schädigende Moment der Ipsation sei.

Die unfreiwillige Unterbrechung kann durch äußere Störungen verursacht werden oder durch eine von selbst eintretende Erschlaffung des Gliedes bei längerer Fortsetzung der Friktionen (= Reibungen), so wie während der Kohabitation nicht selten ein Zurückgehen der Libido und Erektion vorkommen. Wie bei der freiwilligen Unterbrechung die *Sexualhypochondrie*, so ist bei der unfreiwilligen die *Sexualneurasthenie* der hauptsächlich ins Gewicht fallende Grund (und meist zugleich Folge).

Was nun die objektive Diagnose (= Erkennung oder Feststellung) der Selbstbefriedigung betrifft, so kann der Satz vorangestellt werden, daß es sichere

nicht gibt, es sei denn, daß jemand auf frischer Tat ertappt wird oder daß man die in der weiblichen Vagina gefundenen Fremdkörper als untrügliche Anzeichen erachtet. Selbst die in der Bettwäsche, in Taschentüchern, Handtüchern oder an Kleidern vorhandenen Samenflecken sind keine sicheren Indizien (= Beweise), denn sie können auch eine Folge unfreiwilliger Samenabgänge oder regelrechten Geschlechtsverkehrs sein. Immerhin ist es sehr verdächtig, wenn wiederholt in Nacht- oder Taghemden steife, weißgraue, von der Umgebung sich ziemlich scharf abhebende Stellen beobachtet werden.

Ist man im Zweifel, ob es sich tatsächlich um Samenflecke handelt, so kann durch verschiedene chemische Untersuchungsmethoden der Nachweis erbracht werden. Uns hat sich am besten die von B. *Baechie* bewährt (das Verfahren ist im Vierteljahrsbericht für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen 1912, Heft 1, unter dem Titel: „Über eine Methode zur direkten Untersuchung der Spermatozoen auf Zeugflicken" veröffentlicht und neben den anderen chemischen Verfahren zur Feststellung von Samenflecken ausführlich im I. Bande meiner Sexualpathologie beschrieben).

Keinesfalls angängig ist es, aus dem scheuen Gebaren, dem verlegenen Wesen, dem verstockten Gesichtsausdruck, den „blauen Ringen" („Schatten") unter den Augen, aus den eingefallenen Wangen oder der schlaffen Haltung heranwachsender Jünglinge oder Jungfrauen Ipsation zu folgern. Alles dies kann auch ganz andere Ursachen haben und ist durchaus nicht beweisend. Es muß dies um so mehr betont werden, als die Ipsatoren selbst sich oft den größten Befürchtungen hingeben, jedermann könne ihnen ihr „geheimes Laster" *ansehen*. Ängstlich stellen sie sich früh vor den Spiegel, prüfen ihre Gesichtszüge und ihren Körper, suchen so lange, bis sie etwas finden, was sie früher nicht beachtet hatten, und beunruhigen sich in gänzlich ungerechtfertigter Weise.

Es ist auch nicht richtig, wenn Ärzte oder Eltern, statt geschickte vorsichtige Fragen zu stellen, jungen Leuten „auf den Kopf zu sagen", sie trieben Selbstbefriedigung.

So berichtet mir ein Offizier, den ich vor dem Kriegsgericht zu begutachten hatte, folgendes: „Ich kam dann mit 10 Jahren auf die Kadettenanstalt Köslin, dort fanden geschlechtliche Verführungen statt, auch bei mir versuchten es ein älterer Kamerad, wie ein vorgesetzter Offizier, jedoch hatte ich kein Verständnis dafür und lehnte es ab. In K. war ich drei Jahre, ohne daß ich Onanie allein oder mit anderen trieb. Ich habe damals mit niemandem darüber gesprochen. Ein mir nie aus dem Gedächtnis entschwindendes Ereignis trat aber dort an mich heran. Ich war in Sexta sitzen geblieben und auch im zweiten Jahre nicht gerade ein Musterschüler. Da wurde ich eines Tages in das Lazarett bestellt. Der dortige Arzt befahl mir, die Hosen herunterzulassen, sah sich meine Geschlechtsteile an und sagte darauf ungefähr wörtlich: ‚Sie onanieren (der Arzt gebrauchte allerdings einen andern, hier nicht wiederzugebenden Ausdruck). Wenn Sie das nicht gefälligst sein lassen, kommen Sie in das Lazarett, und ich lasse Ihre Arme und Hände abends in Gips legen, man sieht das ganz genau!' Ich kann hoch und heilig versichern, daß ich bis dato

wohl davon gehört hatte, diese Tätigkeit aber nie ausgeübt hatte und völlig unschuldig war. Ich war danach völlig seelisch zusammengebrochen, teilte den Vorgang auch meinem Vater in den Ferien mit. Er wollte eine Beschwerde einreichen, hatte sie schon aufgesetzt und nahm erst auf meine Bitten, weil ich fürchtete, infolge der Beschwerde schlechter behandelt zu werden, davon Abstand."

Es scheint, als ob

die Ipsationshypochondrie

von früheren Ärzten meist nicht als solche erkannt worden ist, denn sonst könnte man kaum verstehen, was von ihnen, namentlich den französischen Quellenschriftstellern, aus denen die meisten andern schöpften, alles als „signes de l'onanisme" beschrieben worden ist, unter anderen: Unruhe, besonders abends, Magerkeit, trauriger Gesichtsausdruck, unsteter Blick, kurzer Atem, schlottrige Knie, unsicherer Gang, Wadenkrämpfe, Empfindlichkeit gegen Kälte, Schweigsamkeit, Hang nach Einsamkeit und störrisches Wesen gegenüber den Chefs (embarrassés vis-à-vis de leurs chefs).

Auch die Freudsche Schule (vgl. besonders: „Die Onanie, vierzehn Beiträge zu einer Diskussion der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, erschienen in Wiesbaden 1912") spricht von „*Masturbations-Charakterzügen*" und erwähnt als solche die Sparsucht („die ursprünglich anale Sparsamkeit"), die Sammelwut, den Reinlichkeitsfanatismus sowie die „Gewohnheit, Geschenke, und zwar meist Näschereien, die ja dem Verderben ausgesetzt sind, sich für einen späteren Zeitpunkt aufzuheben, aufzusparen". Professor Freud – so berichtet *Rank* – konnte dieses Verhalten als typischen Masturbationscharakterzug agnoszieren (= feststellen) und meint, daß darin einerseits der Zug zur Enthaltsamkeit zum Ausdruck komme, andererseits das Schuldbewußtsein, das sich des Geschenkes nicht würdig fühle. *Fournier* („De l'onanisme") bezeichnet als Merkmal der Onanie: Besuche von verdächtigen Personen (offenbar eine Verwechslung mit Homosexualität), und *Baraduc* (De l'ulcération des cicatrices récentes symptomatiques de la nymphomanie et de l'onanisme, Paris 1872) sieht es sogar als symptomatisch an, daß bei Onanisten Wunden schlecht heilen, weil in ihnen kleine gelbe Knöpfchen entstehen (petits boutons, jaunâtres peu proéminents). Auch der sonst so gut unterrichtete Sexualschriftsteller Dr. Georg *Buck* (in „Sexuelle Verirrungen des Menschen und der Natur", Berlin 1910, S. 121) gibt noch Hautausschläge und Haarausfall als Zeichen der Gewohnheitsonanie an, während andere gerade im Gegenteil in Übereinstimmung mit einem alten, aber ebensowenig wissenschaftlich gestützten Volksglauben meinen, daß Hautpusteln, die deshalb auch Keuschheitspickel genannt werden, von sexueller Enthaltsamkeit herrühren. *Devay* (Hyg. des familles, II. édit. 1858, S. 572) gibt als „sicheres" Mittel, die Ipsation zu erkennen, an, daß die Pupille statt der rundlichen eine längliche Form annehme und ein wenig nach oben und zwar teils nach innen und teils nach außen verschoben ist (presque toujours dans ce cas la pupille est déformée, oblongue au lieu d'être arrondie; elle ne se trouve plus dans l'axe de la cornée).

Donner (Dr. med. H. Donner: „Über unfreiwillige Samenverluste, ihre Ursachen, Folgen und Behandlung." Stuttgart 1898, S. 51) will dies bestätigt gefunden haben. Doch vermag ich ihm hierin auf Grund eigener Beobachtungen ebensowenig zu folgen wie in zwei andern „objektiven Befunden", die er als symptomatisch (= bezeichnend) für Ipsation ansieht; es sind dies die Umwandlung der hellroten Farbe des Colliculus seminalis (= Samenhügel an der Mündungsstelle des Samenleiters in die Harnröhre) in eine dunkelscharlach-

rote Verfärbung sowie Auftreten von Fäden im Urin neben dem glashellen, fadenziehenden Schleim, der aus den Cowperschen Drüsen stammt. Er meint, daß, wenn man solches im Urin bei jungen Leuten findet, die noch keinen Tripper gehabt haben, man „ziemlich sicher eine Onanie diagnostizieren könne".

In Wirklichkeit handelt es sich aber nur um allgemeine Reizerscheinungen und deren Folgen, die ebensogut von jeder anderen Art sexueller Betätigung, namentlich auch von häufigem Koitus kommen können, gelegentlich auch infolge leichter Entzündungen auftreten, die überhaupt nichts mit dem Geschlechtsleben zu tun haben. Jedenfalls sind sie durchaus nicht in besonderer Weise für Ipsation beweisend.

Ebenso ist es ein Irrtum, aus Brennen beim Urinieren, häufigem Harndrang und Bettnässen auf Ipsation schließen zu wollen.

Namentlich das bei Kindern und Jugendlichen so häufige Bettnässen (die „Enuresis nocturna"), das sich oft sogar noch nach dem zwanzigsten Jahr findet und für die daran Leidenden ebenso peinlich und lästig ist wie für ihre Umgebung, hat nichts mit Ipsation zu tun. Es beruht vielmehr auf einer meist ererbten nervösen Schwäche der Schließmuskeln der Harnblase und beansprucht, abgesehen von seinen unangenehmen Erscheinungen, auch darum eine Bedeutung, weil es sich nicht selten in der Vorgeschichte labiler und auch epileptischer Personen findet, die in irgendeiner Weise später mit dem Gericht in Konflikt kommen.

Die in den älteren Lehrbüchern für gerichtliche Medizin angeführten „Indizien" der Ipsation geben an Einbildungskraft dem bisher Erwähnten wenig nach. Es bietet mehr als ein *Kuriositätsinteresse,* diesen mit solcher Sicherheit vorgetragenen Irrlehren nachzugehen. Zeigen sie uns doch, wie fest sich derartige Trugschlüsse in der Wissenschaft einnisten und weiterschleppen, bis sie zu Dogmen erstarren, von deren Wahrheit die falschen Propheten selbst durchdrungen sind, einfach, weil sie ihnen als Glaubenssätze von ihren Lehrern überliefert worden sind. Gerade auf sexuellem Gebiet wimmelt es von diesen Irrlehren, und man würde einen verhängnisvollen Fehler begehen, wollte man annehmen, daß sämtliche oder auch nur der größte Teil von ihnen schon jetzt überwunden sind. Es ist durchaus nötig, daß endlich einmal bei Ärzten und im Volke mit diesem Wust alter Fehlurteile gründlich aufgeräumt wird. Entstellte Wahrheiten sind Unwahrheiten; Übertreibungen und Schreckgespenster sind auch dann ein Unrecht, wenn man in ihnen eine „pia fraus" (= frommer Betrug) erblickt und sich von ihnen für kleine und große Kinder eine heilsame, in Wirklichkeit kaum je vorhandene Wirkung verspricht.

Iwan Bloch ist nun zwar der Meinung (die ich nicht völlig teilen kann), daß wir gerade in der Ipsationsfrage dank der Sexualwissenschaft schon erhebliche Fortschritte in der Erkenntnis zu verzeichnen hätten. Er beruft sich dabei zum Vergleich auf die medizinischen Schriftsteller, die vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich die Literatur über diesen Gegenstand beherrschten, namentlich auf *Tissot,* der in seiner berühmten Monographie („Onanie oder Abhandlung von den Krankheiten, welche aus der Selbstbefleckung entstehen", Petersburg 1774) die Masturbation für das Übel aller Übel erklärte und die schwersten Leiden aus ihr

ableitete, – als Motto setzte er seinem Buche die bezeichnenden Worte von Canitz voran:

Wenn schnöde Wollust dich erfüllt,
So werde durch ein Schreckensbild
Verdorrter Totenknochen
Der Kitzel unterbrochen –

auf *Voltaire*, der im „Dictionnaire Philosophique" und *Lallemand*, der in seinem vielgelesenen Buche „Über die unfreiwilligen Samenverluste" Tissots Anschauungen eine weite Verbreitung gab, auf ihre deutschen Nachfolger, wie den Arzt Hermann *Leitner*, in dessen Dissertation „De masturbatione" (Pest 1844) es heißt: „Nichts vergrößern die Schriftsteller, welche von den schrecklichen Folgen der Selbstbefleckung sprechen, mit zu *gelinden* Farben malen sie selbst noch."

Gewiß kann man solchen Literaturbelegen gegenüber schon von einer größeren Vernunft der Anschauungen reden; aber Bloch selbst spricht, nachdem er sich vorher selbst mit *Metschnikoff* für den physiologischen Charakter der Ipsation ausgesprochen hat, nicht nur vom „masturbatorischen Irresein" (das es gar nicht gibt) und von einem „Masturbantenherzen", das auch keineswegs sichergestellt ist, sondern sagt wörtlich, indem er dauernd die Ipsationsfolgen mit den Folgen mangelnder Sexualaufklärung, den Wirkungen der von Tissots Quellenschrift bis zu Retaus „Selbstbewahrung" hundertfältig wiederholten Schreckensbilder zusammenwirft: „Das ‚einsame' Laster beeinflußt Psyche und Charakter schon beim Kinde. Dieses sucht die Einsamkeit, wird menschenscheu, verschlossen, verdrießlich, unlustig, hypochondrisch. Beim Erwachsenen ist das Gefühl des Erniedrigenden, Sündhaften der Onanie noch lebhafter, Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein schwinden, der Masturbant empfindet sich ganz als ‚Sklave' seines Lasters, der ewige Kampf gegen den immer wiederkehrenden Trieb reibt ihn mehr auf als die körperliche Schädigung. Es resultiert daraus das ganze Heer der Willenskrankheiten, denn durch die Onanie wird die Intelligenz viel weniger geschädigt als die Lebensenergie, die Begeisterungsfähigkeit und Tatkraft. Das kühle, blasierte Wesen vieler junger Männer, die die natürliche Jugendlust nie gekannt zu haben scheinen, das ganze ‚Demiviergetum' moderner junger Mädchen hängt ohne Zweifel mit der Onanie und Gedankenunzucht zusammen. Das Fürsichsein des Onanisten in geschlechtlicher Beziehung steigert den Egoismus, die Herzenskälte, stumpft das feinere ethische Empfinden ab. Der Kampf gegen die Onanie als Massenerscheinung ist ein eminent sozialer Kampf für den Altruismus, er weckt und fördert die Teilnahme der Jugend an allen Fragen des Gemeinwohles. Eigentümliche Extravaganzen und Unnatürlichkeiten in der Kunst und Literatur wird man zum Teil auch auf das Konto der Onanie setzen können, ja manche Werke tragen deutlich ihren Stempel. So weist *Havelock Ellis* mit Recht auf die eigentümliche Melancholie in *Gogols* Erzählungen hin, der sehr stark masturbierte. Man könnte auch gewisse Zeitschriften aus unserer Zeit namhaft machen, bei denen eine solche Vermutung sich aufdrängt."

Das meiste, was Bloch hier der Ipsation zuschreibt, ist, soweit es überhaupt unvoreingenommenen tatsächlichen Beobachtungen entspricht und nicht auf dem unbewußten Einfluß der *„Suggestionstradition"* beruht, von dem sich in Geschlechtsfragen nur wenige frei machen können, viel mehr auf die Vorstellungen und Anschauungen zurückzuführen, mit denen die Ipsanten ihrer Schwäche gegenüberstehen, als auf diese selbst. Ohne daß die Ärzte sich dessen bewußt sind, stehen die meisten von ihnen noch ganz unter dem Einfluß der Pastoralmediziner und Moraltheologen und der von ihnen „inspirierten" öffentlichen Meinung.

Einer der bedeutendsten Vertreter dieser Richtung ist gegenwärtig der Pater Hermann *Muckermann*, der seit einigen Jahren überall in deutschen Landen – an sich gewiß dem früheren Schweigesystem gegenüber ein erfreuliches Zeichen der Zeit – Aufklärungsvorträge über geschlechtliche Fragen hält. Er hat sich die modernsten naturwissenschaftlichen Forschungen zu eigen gemacht und zeichnet sich dadurch aus, daß er sie in sehr geschickter Weise mit den alten überlieferten Anschauungen in Einklang zu bringen weiß. So werden von ihm die schädlichen Folgen der Ipsation seit Entdeckung der inneren Sekretion auf diese zurückgeführt. In der von Muckermann herausgegebenen Schriftenreihe „Die Familie" betitelt sich ein Bändchen auch „Werdende Reife" (erschienen 1924 bei Ferd. Dümmler, Berlin und Bonn). Hier heißt es: „Da nun solche Drüsen innerer Sekretion auch jenen Organen eingebaut sind, die wir als das Heiligtum der Werdestätte des Lebens bezeichnen, so ist es verständlich, daß durch Mißbrauch dieser Organe auch *die inneren Sekretionen* gestört werden. In diesem Zusammenhang mag als erschreckendes Beispiel die *stumme Gewohnheitssünde* genannt werden, die so manches Menschenkind in den Jahren der werdenden Reife quält und schädigt und deren eigentliche Symptome aus den eben angedeuteten Zusammenhängen verstanden werden mögen."

„Ohne die Übertreibungen mancher zu billigen, die sofort an Siechtum und Tod erinnern, muß ich doch in Übereinstimmung mit vielen jene Sünde als ein Verhängnis bezeichnen, das dem Leiden gar nicht selten ein deutliches Gepräge gibt. Das Hauptunheil liegt, wie Martin Jäger darlegt, in ‚der höchst nachteiligen Verschiebung der Reizlage des ganzen Trieblebens'. Die Einbruchstelle ist einmal da ... Die Widerstandskraft gegen den wiederkehrenden Trieb hat sich verringert. Jede neue Nachgiebigkeit schmiedet die Fessel stärker. Es gibt keine Selbstbefreiung aus solcher Selbstbefriedigung. Die Spannkraft des jugendlichen Körpers läßt nach. Damit ist aber das ganze Gebiet der seelischen Ausgabetätigkeit wie gehemmt. Das Leben wird zu einem untätigen Hindämmern, Arbeit wird zur Mühsal, fast zur Strafe. *Der Schwung der Seele ist dahin.* Selbst einem begeisterten Aufleuchten folgt bald ein trübes Verlöschen. *Zwischenhinein liegt gewiß eine Nacht und eine Sünde.* Eine tiefe Niedergeschlagenheit macht zuweilen wieder einer ausgelassenen Lustigkeit Raum. Aber es ist kein fröhlicher Klang in diesem fassungslosen Gelächter. Alles ist so einerlei. Eine bleierne Stumpfheit lagert zwischen den Nullpunkten nach Ablauf der Erregungszustände. Der kecke Übermut der Jugend weicht. Nicht einmal zu einem

heftigen Zorn oder Trotz langt die innere Seelenkraft. Das alles sind die verheerenden Seelenfolgen jener verschwiegenen Sünde..." So Pater Muckermann.

Sollten diese „Seelenfolgen" tatsächlich eine unmittelbare Wirkung der Ipsation oder nicht mittelbar durch solche Schilderungen hervorgerufen sein, die von den verheerenden „Seelenfolgen" der stummen „Gewohnheitssünde" entworfen, gerade in den Jahren aufgenommen werden, in denen die jungen Menschen am empfänglichsten sind für alles, was sie zu *begeistern,* aber auch zu *entgeistern* geeignet ist, besonders dann, wenn es mit so dichterischem Schwung vorgetragen wird, daß die schöne Sprache den Inhalt übertönt?

Ein Fortschritt ist es immerhin, daß man sich nun nicht mehr damit begnügt, die Ipsation als Sünde zu erklären, sondern meist (wenn auch mit untauglichen Mitteln) ihre Schädlichkeit zu begründen sucht. Auch sonst sind trotz asketischer Vorherrschaft gewisse Besserungen in der Ipsationsbeurteilung nicht zu verkennen. So wurde, als ich studierte (1888), in den meisten Lehrbüchern und Vorlesungen über gerichtliche Medizin auch noch der „Selbstbefleckung" ein großer Abschnitt gewidmet. Sie war zwar nicht mehr direkt strafbar, konnte aber doch indirekt eine rechtliche Bedeutung gewinnen. In welchen Fällen dies geschah, ist für die damaligen Auffassungen überaus bezeichnend. In Friedrichs Blättern für gerichtliche Anthropologie (für Ärzte und Juristen, Erlangen bei Enke, 1856, VI. 69) heißt es darüber: „Die Selbstbefriedigung kann, sowohl von rechtlicher als auch polizeilicher Seite aus veranlaßt, Gegenstand einer gerichtlich-anthropologischen Untersuchung werden, wenn durch sie irgendeine Rechtsverletzung erzeugt wurde: beispielsweise, wenn eine Ehefrau sich beklagt, ihr Mann treibe Onanie und schwäche sich dadurch so, daß er seine ehelichen Pflichten nicht mehr hinreichend erfüllen könne; oder wenn die durch Onanie hervorgerufene Geistesschwäche als Grund der Minderung oder Aufhebung der Zurechnungsfähigkeit angezogen wird; wenn öffentliche Anstalten, als Erziehungsanstalten, Seminarien, Klöster usw., dieser bei ihnen eingerissenen Unzucht für verdächtig erklärt werden."

Über die Merkmale der Ipsation wird dann der Gerichtsarzt oder Polizeiarzt wie folgt unterrichtet: „Diese Merkmale sind entweder allgemeine oder besondere, d. h. dem einzelnen Geschlecht eigentümlich. a) Merkmale der Selbstbefriedigung bei beiden Geschlechtern sind: rote, trübe, aufgeschwollene Augen, bläuliche Ringe um dieselben, ein matter Blick; kleine Ausschläge im Gesicht, blasses, eingefallenes Aussehen, Niedergeschlagenheit, üble Launen, Hang zur Einsamkeit, eine besinnungslose Starrheit, Flecken in der Leibwäsche und in dem Bette oder auch wohl auf dem Fußboden an einsamen Orten. *Brück* (in Caspers Wochenschrift, 1835, Nr. 45) macht darauf aufmerksam, daß das Kauen an den Fingernägeln, welches man so häufig in Irrenhäusern bei Blödsinnigen beobachtete, in der Regel nur von jenen solcher Unglücklichen geschehe, die zugleich Onanie treiben, und daß es deshalb als sicherer Verräter geheimer Sünden auch bei Knaben und Mädchen Beachtung verdiene. b) Merkmale der Selbstbefriedigung nach dem Geschlechte sind: ein schlaffer, lang herabhängender Hodensack, erschlaffte Vorhaut, Schweiß in der Gegend der Ge-

schlechtsteile; beim weiblichen Teile: eine sehr feuchte Mutterscheide, aufgeschwollene Schamlippen; eine längere, dickere, besonders empfindliche Klitoris und – wenn sich das Individuum seiner Finger bedient – an denselben, besonders am Zeige- und Mittelfinger, Warzen und ein dem Sauerkohl nicht unähnlicher Geruch." Unter allen diesen mit solcher Bestimmtheit vorgetragenen Ipsationszeichen befindet sich auch nicht *ein* einziges, auf das sich die Diagnose Ipsation in Wirklichkeit stützen ließe.

Die Liste angeblicher Zeichen der Selbstbefriedigung erinnert lebhaft an die in den Inquisitionsbüchern aufgeführten Merkmale, die den Beweis dafür erbringen sollten, daß ein Weib eine Hexe wäre oder ein Mensch mit dem Teufel im Bunde sei. Trugschlüsse hier wie dort. Wie viele Männer und Frauen mögen wohl als „Onanisten" Opfer einer falschen Dogmatik und Diagnostik geworden sein, gestempelt von und vor andern und, was schlimmer ist, von und vor sich selbst, zu sündhaften, lasterhaften und verbrecherischen Menschen. Wahrlich, es ist an der Zeit, daß sich endlich auch über Ursachen, Wesen und Folgen der Ipsation die richtige Erkenntnis durchsetzt.

Die Tatsache, daß es unmöglich ist, aus dem Körperbefund und dem seelischen Verhalten eine objektive Diagnose auf Ipsation zu stellen, sollte logisch folgernde Forscher auf den Gedanken bringen, daß, wenn bei Ipsatoren im allgemeinen keine Folgeerscheinungen der Ipsation nachgewiesen werden können, es dann auch mit diesen Folgen nicht so weit her sein kann, wie vielfach von Ärzten, Priestern und Laien angenommen wurde und zum Teil noch jetzt angenommen wird. Wir haben es hier mit einer Massensuggestion zu tun, unter der schuldlos und nutzlos im Laufe der Zeit eine große Menge Menschen schwer gelitten haben; nicht nur, daß vielen die besten Jahre ihres Lebens vergällt und verbittert wurden, nicht wenige sind direkt zum Selbstmord getrieben worden, weil sie meinten, daß aus ihnen doch nichts mehr werden könne. Wie viele strebsame Jünglinge sind diesem Irrwahn unterlegen. Die Ansicht Rohleders, daß die Ipsation auch bei nervös belasteten Individuen niemals zum Selbstmord führen könne, vermag ich auf Grund meiner eigenen ergiebigen Erfahrungen nicht zu teilen. Mehr als einen jungen Mann habe ich gesehen, der sich die Pulsadern aufschnitt oder eine Kugel in den Körper jagte und nur mit knapper Not vom freigewählten Tode errettet werden konnte, weil er der Ipsation nicht Herr zu werden vermochte und ihm vor ihren Folgen für sein späteres Leben graute. Auch gestand mir mancher Kriegsfreiwillige, daß, als er sich beim Ausbruch des Weltkrieges, von vaterländischer Begeisterung geleitet, so schnell wie möglich meldete, er nebenbei die stille Hoffnung hegte, eine feindliche Kugel würde ihn „von der sündigen Lust der Selbstbefleckung" und ihren „unausbleiblichen Folgen" befreien.

Von einem Primaner empfing ich kurz vor dem Kriege folgendes Schreiben, das (wörtlich hier wiedergegeben) nur ein Beispiel ist für viele mündliche und schriftliche Berichte ähnlicher Art, wie ich sie vorher und nachher erhielt: „Hochgeehrter Herr Doktor! Gestatten Sie mir, daß ich als ein Ihnen ganz Fernstehender mich mit der Bitte an Sie wende,

mich durch Ihren Rat aus der unglücklichsten Lage zu reißen. Ich habe keinerlei Eigenschaften auf meiner Seite, durch die ich meine Bitte genügend unterstützen könnte. Ich hoffe, daß dies keine Schranke bedeuten wird, sondern daß Sie mir, geehrter Herr Doktor, erlauben, an Ihre Menschenliebe und an den Arzt zu appellieren. Ich möchte gleich in medias res gehen, um mich möglichst schnell von dem Alp zu befreien, trotzdem ich immer noch nicht weiß, wie ich vor einem anderen erklären soll, was mir selbst ganz unerklärlich ist.

Ich habe jetzt mein 17. Jahr vollendet, und vielleicht seit meinem 8. Jahre leide ich an der schrecklichen Krankheit, der Onanie. Seien Sie versichert, daß meiner Natur alles Unreine fremd ist, zuwider, ekelhaft. Und ich muß gegen allen Willen in diesem widerlichen Schmutz versinken! Denken Sie sich, seit meinem 8. Jahre, d. h., wo ich noch nicht von dem, was ich tat, wußte; wo ich weder wissen noch ahnen konnte, daß es so etwas gibt. Jetzt, wo ich älter wurde, habe ich versucht, mir die Zusammenhänge zu suchen, aus denen ich vielleicht die Gründe zu meinem Leiden herleiten konnte. Es gibt da vieles, worüber man nur bei einer mündlichen Unterredung sprechen kann, doch soweit ich es vermag, will ich alles berichten: Meine Eltern sind beide nervös, am meisten meine Mutter, bei der die Nervosität oft zu heftiger Gereiztheit führt; sie teilt die Veranlagung mit den meisten Mitgliedern ihrer Familie. Meine Geschwister haben alle einen schlappen Körperorganismus. Bei allen ist er an tiefen Augenrändern erkennbar. Ich hätte mich selbst verantwortlich zu machen, wenn die Krankheit in einem Alter eingetreten wäre, wo ich die volle Entschließungsfreiheit über mein Tun besaß. So begann sie in einem Alter, wo ich mich ihr nicht erwehren konnte, indem ich nicht einmal wußte, daß es eine Krankheit war, wo sie sich geradezu wie eine unabweisbare Notwendigkeit einstellte. Und dieses Übel grub sich so tief in meinen Organismus ein, daß ich vollständig ohnmächtig dagegen wurde, zumal es mir gerade die Kraft nahm, die ich brauchte, um es zu bekämpfen; einmal allerdings, für kaum eineinviertel Jahre, hatte ich mich davon befreit; aber es kehrte wieder und beherrschte mich von neuem, allem meinem Wehren zum Trotz. Wenn ich jetzt an die Zeit zurück denke, erscheint mir meine Anstrengung, auf die ich damals so stolz war, wie die Karikatur einer Energie. Und nun denken Sie, Herr Doktor, jetzt vor einem Monat ist das Leiden von mir gewichen, ohne jedes besondere Bemühen meinerseits, es vergiftet nicht mehr meinen Körper, und was mich am meisten freut, mein Denken, ich bin vollkommen frei und rein. Sobald ich das merkte, unterstützte ich den Zustand sofort durch fleißige Körpergymnastik, trinke keine alkoholischen Flüssigkeiten, keinen Tee, ganz wenig Kaffee, viel Kakao und Milch. Ich fühle ganz genau, daß das Leiden nun nicht wiederkehrt!

Aber was nützt das alles, es hat meinen Körper untergraben und vor allem mein Nervensystem, mein Gehirn. Ich fühle so entsetzliche Müdigkeit, ich lebe und lebe nicht. Versuchen Sie sich bitte, Herr Doktor, diesen wahnsinnigen Zustand vorzustellen: Ich bin von Natur geistig und seelisch mit den besten Gaben ausgestattet und muß nun alles verkümmern lassen. Ich kann kein Buch richtig lesen, diese bleierne Müdigkeit setzt sich jedem Bemühen entgegen, mich in die Gedankengänge eines schweren Schriftstellers einzuarbeiten. Ich bin aber bei meiner ganzen geistigen Anlage darauf angewiesen, und deshalb bedeutet der Zustand tausendmal mehr als das, was man mit dem Wort Tod ausdrücken kann; ein Tag vergeht wie der andere, jede Stunde ist ein neues Sterben, da jeder Versuch, scharf zu denken, mich an meine Ohnmacht erinnert. Ich bin so nervös, daß ich fortwährend zittere, jetzt wo ich schreibe, wie bei jeder anderen Gelegenheit. Das Dilemma verstärkt sich noch, weil ich jeden Augenblick Herzklopfen bekomme, das mir zu starke körperliche Bewegung verbietet, während ich wiederum Körperübungen machen muß, um meine Kräfte wieder zu erlangen. Was tun! Mein Geschick setzt mich in fürchterliche Angst, die sich nicht ausdrücken läßt. Ich bin so gern bereit, gutzumachen, was die Natur an mir gesündigt hat.

wäre froh, wenn ich mir wenigstens Vorwürfe machen könnte. Ich möchte noch einmal betonen, daß meine Krankheit, von der ich sprach, aufgehört hat, und daß ich an mir genau fühle, daß sie nicht wiederkehrt. Aber das, was bleibt, ist traurig genug, es heißt soviel wie lebendig tot, was ohne alle Pose und Verstellung gesagt ist, Herr Doktor, und was Sie sicherlich verstehen werden, wenn Sie sich in meinen Zustand hineindenken. Deshalb bitte ich, mich aus meiner verzweifelten Lage durch irgendeinen Rat, irgendein Wort aufzurichten: Sagen Sie mir, ob es nicht möglich ist, durch vernünftiges Verhalten mich von dieser entsetzlichen Müdigkeit zu befreien, ob es nicht gelingen kann, mich wieder arbeitsfähig zu machen. Wenn ich einen Wunsch an das Schicksal habe, bis zum letzten Tage arbeiten zu können, die Schätze meiner Veranlagung heben zu können. Wie soll ich noch Achtung vor mir selber haben, wo ich jeden Augenblick, durch alles, was ich angreife, gedemütigt werde, es ist fürchterlich. Bei Ihrem Menschheitsgefühl bitte ich Sie, mir zu helfen. Aber bitte schonen Sie mich nicht, ich bin vernünftig genug und deshalb jeder Wahrheit gewachsen. Ich behandle mich ganz objektiv und habe ein ganz unpersönliches Interesse an mir. Ich finde die unzähligen Menschen so lächerlich, die so unendlich viel Wert auf ihr Persönchen legen und so viel Aufhebens davon machen, wenn ihnen die Menschlichkeit passiert, daß sie sterben sollen. Aber das ist zu bedauern, wenn man durch einen blöden Zufall um ein reiches Leben, um ein reiches Dasein betrogen wird und das unbenutzt liegen lassen muß, worin sich das Höchste, Größte manifestiert. Ich bitte Sie flehentlich, mir zu schreiben. Sollte eine Heilung sich nur durch eine persönliche Untersuchung bewerkstelligen lassen oder eine längere Behandlung, so bin ich gern dazu bereit. Ich komme bald nach Berlin, und da läßt sich dann Weiteres tun. Ich bin Ihnen in ewigem Dank ergeben, wenn Sie mir die gütige Hilfe zuteil werden lassen. Es wird mir wie eine Neugeburt sein, wenn ich meine Fesseln abgeworfen habe.

Ich habe beim Nachlesen bemerkt, daß ich etwas zu erwähnen vergessen habe: Ich habe mich, trotz meiner geschlechtlichen Überreiztheit, nicht in sexuellen Verkehr eingelassen (was übrigens bei vielen andern meines Alters keineswegs so selbstverständlich ist.) Ich hatte eine heillose Scheu vor dem Schmutz."

Aus der auf dieses Schreiben sogleich erteilten Antwort seien einige Zeilen wiedergegeben: „Sehr geehrter Herr T.! Mit aufrichtigem Mitgefühl habe ich Ihr Schreiben gelesen. Auf Grund einer reichen Erfahrung auf dem in Frage stehenden Gebiete kann ich Ihnen aus vollster Überzeugung die Versicherung geben, daß Sie die Schädlichkeit (es war wohl ein „Verschreiben" im Sinne Freudscher Fehlleistungen, daß der Sekretär, der diesen Brief mit der Maschine übertrug, statt Schädlichkeit Schändlichkeit schrieb) und namentlich die bleibenden Folgen der Ipsation sehr erheblich überschätzen. Die Ipsation, die übrigens eine in den Entwicklungsjahren nahezu allgemein geübte sexuelle Betätigungsart darstellt, bedingt nur insofern eine größere Gefahr als andere Geschlechtsakte, weil sie infolge der unbeschränkten Gelegenheit vielfach in exzessiver Weise geübt wird und dadurch namentlich bei ohnehin nervös disponierten Menschen bisweilen recht unangenehme, aber *immer reparable* Störungen bedingt. Meistens ist die durch übertriebene Vorstellungen der schädlichen Folgen der Ipsation hervorgerufene Angst ein weit gesundheitschädigenderes Moment als diese selbst. Eine gewisse Mattigkeit und Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, wie Sie sie gegenwärtig bei sich beobachten, kann ja bis zu einem gewissen Grade durch übertriebene Ipsation hervorgerufen sein, wird sich aber bei

normaler und naturgemäßer Lebensweise sehr bald wieder von selbst verlieren. Sie kann aber auch, und das halte ich für das wahrscheinlichere, eine durchaus natürliche Begleiterscheinung der Pubertätsjahre sein, die für jeden, besonders aber für den nervös veranlagten und dabei intelligenten Menschen, eine Periode schwerer innerer Kämpfe und seelischer Konflikte su sein pflegt." Es folgte nun die Aufforderung, sich bald zwecks Untersuchung vorzustellen; doch kam dies nicht mehr zur Ausführung, da der Krieg entbrannte. Der Schreiber trat sogleich freiwillig ins Heer und fiel wenige Monate später in Belgien.

Als Seitenstück zu diesem Briefe sei ein anderer abgedruckt, den ich erst während der Abfassung dieses Kapitels erhielt. Es ist wieder das gleiche Bild. Bemerkenswert in dem Schreiben dieses Patienten ist die Schilderung seiner Verdauungsstörungen, die zu einer hochgradigen Abmagerung führten. Er sah infolgedessen sehr elend aus. Doch kam dies nicht, wie er glaubte, durch die Ipsation, sondern durch die „Dyspepsie" (= Magenleiden), die sich als rein nervös herausstellte; über die Bedeutung dieser organischen „Ipsationsneurosen" ist weiter unten (S. 295) die Rede.

Der Notschrei dieses Jünglings lautete:

„Hochverehrter Herr Doktor! Da ich das bestimmte Empfinden habe, daß Sie mir helfen werden, daß Sie mich erretten werden von meiner unseligen Leidenschaft, der Onanie, so will ich Ihnen die nötigen Erklärungen über den Verlauf und die Entwicklung meiner Krankheit geben. Bereits als 12jähriger Junge war ich starker Onanist. Von Kameraden habe ich es gesehen und Gefallen daran gefunden; von niemandem aufgeklärt über die Folgen dieses Treibens, eignete ich mir schon als Kind eine gewisse Fertigkeit hierin an. Ich entsinne mich deutlich, daß vor unserem Hause eine Haltestelle der Straßenbahn war. Kam ich aus der Schule, dann eilte ich ans Fenster, und wenn ich ein schön gebautes Mädchen sah, dann konnte ich nicht anders, dann stellte ich mir im Geiste ein Zusammensein mit jenem Mädchen vor. So trieb ich es Tag für Tag, manchmal 3—4, auch 4—5 mal täglich. Das ging ungefähr bis zu meinem 16. Lebensjahre. Meine Eltern haben niemals etwas davon bemerkt, und so konnte ich ungestört diesem entsetzlichen Laster frönen. Dann aber stellte ich größere Ansprüche, ich wollte ein Mädchen besitzen, ganz für mich. Da ich, offen gesagt, zu dumm dazu war, ein solides Mädel zu gewinnen, ging ich zu einer Dirne. Nie, nie werde ich jene Viertelstunde vergessen, da ich bei einem solchen weiblichen Wesen war, voll Ekel schlich ich nach Hause, meine schönen, herrlichen Gedanken, der Traum von dem Weib war vernichtet. Ich mochte nicht mehr, und ungefähr ein ganzes Jahr lang tat ich nichts mehr an meinem Körper. Dann aber kam die alte Leidenschaft wieder über mich, und wieder wurde ich ein Opfer derselben. Das ging nun Jahre hindurch. Das eigentümliche ist, daß ich mich keinem Weibe mehr näherte, jedenfalls nie direkt, aber in Gedanken gewann ich wieder den Glauben an sie. Und dann kam ein Jahr, es war 1920, da lernte ich eine junge Dame aus achtbarer, angesehener Familie kennen, ich lernte sie lieben; aber durch meine unselige Krankheit kam es zum Bruch. Sie sollte mein werden, um mich von meiner Leidenschaft zu heilen; aber sie lachte darüber, sie konnte mein Handeln nicht verstehen. Monate danach war ich so leidend, körperlich und seelisch, daß ich mich mit Gas vergiftete; ich wollte Ruhe haben. Und diese Anwandlungen kommen öfters wieder. Wenn ich nachts im Bett liege, dann denke ich an alle jene traurigen Stunden zurück, welche das Schicksal mir bescherte. Und dann überkommt mich die Schwermut, ich weine, weine, bis mein Kopf schmerzt, und dann habe ich nur noch den einen Wunsch, *nie,* nie mehr aufwachen müssen.

Hochverehrter Herr Doktor! Ich möchte Sie bitten, geben Sie mir ein Mittel, daß ich nicht mehr denken muß, retten Sie mich von meiner Leidenschaft! Manchmal möchte ich so schrecklich gerne jemand lieb haben, ich möchte ihn streicheln, ich möchte ihm gut sein; wenngleich auch draußen die Frühlingssonne lacht und alle Herzen höher schlagen — in meinem Innern ist Nacht, ewige Nacht.

O lernen Sie bitte mein Leiden verstehen, hochverehrter Herr Doktor! Wenn Sie es nicht schaffen sollten, wer sollte es dann sonst. Sie, der so unendlich vielen geholfen hat, Sie werden auch mir helfen, ich glaube an Sie und Ihr Können felsenfest, und Sie werden das große Werk vollbringen. Haben Sie Dank, tausend Dank.

Nun muß ich meinen Erklärungen noch etwas hinzusetzen. Seit Monaten schon kann ich keine warmen Speisen mehr vertragen, ich gebe alles wieder von mir. Das einzige, was mein Magen annimmt, sind Grießspeisen, Pudding usw., aber kalt, und dann habe ich immer großen Durst. Abends kann ich nie vor 1 Uhr einschlafen, aber des Morgens bin ich dann so todmüde, daß ich so gerne noch schlafen möchte; aber die eiserne Pflicht zwingt mich, rastlos tätig zu sein. Den ganzen Tag über muß ich angestrengt arbeiten und bin dann abends so abgespannt, daß ich für *nichts* mehr Interesse habe. Ich kann noch so gegen die Onanie ankämpfen, ich kann nicht davon lassen, obwohl es eine Höllenqual für mich ist. Ich gebrauche sehr oft $^1/_2$ — $^3/_4$ Stunden, um es bis zum Samenerguß zu bringen, und danach zittere ich an allen Gliedern, furchtbare Kopfschmerzen sind dann der Erfolg dieses Handelns; aber obwohl ich mich davor fürchte, ich muß es dennoch allabendlich tun. Ohne das könnte ich überhaupt nicht einschlafen. Ich reibe mich morgens und abends kalt ab; aber das hilft alles nichts, ich muß es dennoch tun. Ich möchte Sie nun inständigst bitten, meine Behandlung zu beginnen. Ich fürchte mich vor jeder Nacht; denn eines Tages werde ich wieder so weit sein, daß ich nicht mehr wissen werde, was ich tue. Ich möchte Ihnen noch sagen, daß ich trotz meiner Leidenschaft *nie* einem Menschen etwas zuleide tun könnte, sondern lieber entsagen würde, als jemand zu einer Sache zu zwingen. Es ist nun schon wieder $^1/_2$2 Uhr morgens, aber ich kann keine Ruhe finden. Heute war der erste Tag nach langen Monaten, an welchem ich es nicht getan habe, an welchem ich nicht der Stimme der Leidenschaft gefolgt bin; aber, wer weiß, wie lange? Helfen, helfen Sie mir!"

Ähnliche Briefe von jungen Menschen, die sich ihrer Schwäche gegenüber zu schwach erwiesen, sind mir wie wohl jedem Sexualforscher in erheblicher Anzahl zugegangen. Kann diese überwertige Reaktion, können diese furchtbaren Selbstpeinigungen jemanden wundernehmen, der sich davon überzeugt hat, mit wie krassen Farben nicht nur in Laienschriften, sondern vielfach auch in ernsthaften medizinischen und theologischen Büchern „die unheimlichen Folgen heimlicher Verirrungen" ausgemalt werden. So suchte mich im Jahre 1924 ein katholischer Jüngling von 18 Jahren auf, der bereits zweimal einen ernstlichen Selbstmordversuch unternommen hatte. Mit 17 Jahren hatte er sich durch Öffnen der Gashähne im Badezimmer zu töten versucht; es gelang, ihn zum Leben zurückzurufen. Zehn Monate später suchte er sich zu vergiften, indem er zwölf Tabletten Veronal auf einmal verschluckte, die seiner Mutter wegen Schlaflosigkeit verordnet waren; auch dies geschah wieder erfolglos. Seine Mutter, eine Witwe, deren einzige Stütze und Hoffnung er war — ihr Mann war im Kriege gefallen — war ebenso rat- wie ahnungslos. Vergebens drang sie in ihn, um die Ursachen seines Lebensüberdrusses zu erfahren. Er blieb sowohl ihr als dem Hausarzt und Pfarrer gegenüber völlig „verstockt". Als

ich bald darauf in einer Schulaula einen Vortrag hielt, erhielt ich von ihm einen Zettel, in dem er mich in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit um eine Unterredung bat; er fügte hinzu, daß er nur heimlich kommen könne, und da er noch auf dem Gymnasium sei, wäre es ihm nur möglich, mich aufzusuchen, wenn ich ihn „umsonst" beraten und behandeln würde. Selbstverständlich forderte ich ihn auf, zu erscheinen. Schon am nächsten Tage war er bei mir.

Es war die alte Geschichte. Der junge Mann, der körperlich und seelisch einen ausgezeichneten Eindruck machte, erzählte, „er könne beim besten Willen nicht von der Selbstbefleckung lassen, seit zwei Jahren treibe er das Laster zwei- oder dreimal in der Woche auf dem Abort. Wenn er nicht befreit werden könne, bliebe ihm nichts übrig, als zum dritten Male den Tod zu suchen — aber dann so daß es niemand gelingen werde, ihn zum Leben zu zwingen." Ich suchte ihn zu beruhigen, da zog er, um mich zu widerlegen, ein Buch aus der Tasche, das ihm seine Mutter auf Rat eines befreundeten Geistlichen zum 17. Geburtstage geschenkt hatte; es sei von einem Arzte verfaßt und hätte ihn gelehrt, was ihm bevorstände.

Das Buch (erschienen bei Franz Borgmeyer in Hildesheim) führt den Titel: „Die Moral in ihren Beziehungen zur Medizin und Hygiene." Es stammte von einem französischen Arzt, Dr. med. G. *Surbled,* Mitglied der medizinischen Akademie vom heiligen Lukas in Paris. Die zehnte Auflage der französischen Ausgabe ist von Dr. med. Wilhelm Wilke ins Deutsche übertragen. Die mir vorgelegte Auflage der Übersetzung war die dritte, woraus hervorging, daß es auch in deutscher Sprache bereits eine große Verbreitung besitzt. Es enthielt nicht weniger als sechs Kapitel über „die Masturbation oder Selbstbefleckung" in den verschiedenen Lebensaltern beim männlichen und weiblichen Geschlecht; die Überschrift des letzten dieser Kapitel lautete: „Die Mannesmasturbation bei der Frau" und gibt folgende Sachschilderung, die ein Beispiel ist für den hohen Grad von Unwissenheit, mit der nicht etwa Laien, sondern auch manche studierte Ärzte noch heutzutage ihren antierotischen Instinkten Luft machten. „Die Frau", versichern die Ärzte Dr. *Surbled* und *Wilke* wörtlich, „begnügt sich nicht damit, diesen niedrigen Leidenschaften allein für sich zu huldigen, sondern sie verbindet sich mit ihresgleichen und schließt sich damit zu schmutzigen, widernatürlichen Liebschaften zusammen. Da die Klitoris der Sitz der sinnlichen Empfindung und das Hauptorgan der Masturbation ist, ist es nicht zu verwundern, daß dieses Organ infolge der heftigen beständigen Reizungen größer wird und daß unglückliche Frauen sich desselben als männliches Glied zu bedienen suchen. Man sieht, wie sie sich auf der niedrigsten Stufe der Verkommenheit mit anderen verdorbenen Weibern zusammentun und ihren liederlichen Leidenschaften in verbrecherischen Beziehungen frönen ... Diese ‚Ehen' unter Frauen, welche unter verschiedenen Namen (Saphismus, Lesbismus, Tribadismus) bekannt sind, sind die Frucht des *Müßigganges;* sie kennzeichnen das sündhafte Bestreben, die Mutterschaft zu umgehen und die Sinnenlust zu genießen, ohne die natürlichen Lasten derselben auf sich zu nehmen." Diese von Ärzten herrührenden Bücher erweisen sich

deshalb so verhängnisvoll, weil sie die Quellen sind, aus denen vielfach die juristischen Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften schöpfen, *wenn sie für Gesetze eintreten, die nur als eine Folge unrichtiger Voraussetzungen denkbar sind.* Diese Bedeutung ihrer Ausführungen für die Allgemeinheit übertrifft bei weitem noch die, welche ihre Worte für den einzelnen haben. Auf gleicher Stufe wie die Ausführungen über „Frauenmasturbation", welche ohne jede Kenntnis der wahren Motive intersexueller Handlungen geschrieben sind, stehen diejenigen, mit denen sich die medizinischen Verfasser gegen die männliche Ipsation wenden.

> Da heißt es unter anderem: „Die Selbstbefleckung oder Masturbation (von den Theologen auch Manustrupation, manuelle Verunreinigung, heimliche Unkeuschheit, Mollities genannt) ist ein scheußlicher Akt, den man nicht näher zu definieren braucht, den wir aber trotzdem im folgenden deutlicher besprechen müssen; man nennt sie auch oft das einsame Laster, und das ist wohl der einfachste und charakteristischste Ausdruck. Im Gegensatz zu einer ganzen Reihe von Ärzten müssen wir uns davor hüten, die Onanie mit der Masturbation zu verwechseln. Beide Laster sind verschieden. Die erstere wird, wie der Name schon angibt, beim Beischlafe begangen, sie betrifft nur die Erwachsenen und besteht in der gewollten Vergeudung des Samens, *um die Befruchtung zu verhindern;* sie wurde von Gott verurteilt und bestraft, schon bei ihrem ersten Urheber Onan. Die Masturbation kommt dagegen in jedem Alter vor, bei den Erwachsenen wie bei den Unerwachsenen, bei der Frau wie beim Manne, und zwar übt sie immer der Betreffende für sich allein aus."

Nachdem die Verfasser sich eingehend mit der Ipsation im Kindesalter beschäftigt haben, die sie verhältnismäßig milde beurteilen (siehe oben), fahren sie fort: „Die Masturbation kommt, wie jeder weiß, am häufigsten im Jugend- und Jünglingsalter vor, entfaltet hier ihre verderblichen Wirkungen und kann nicht scharf genug bekämpft werden; sie ist *sündhaft,* denn in diesem Alter sind Einsicht und Verstand genügend entwickelt, um die Tragweite eines solchen scheußlichen Aktes zu begreifen"... Wir erinnern uns, daß Dr. Surbled bei Kindern bis zum achten Jahre die Ipsation nicht für sündhaft und darum auch nicht für schädlich hält, weil die Kinder in diesem Alter die Tragweite eines solchen scheußlichen Aktes noch nicht einsehen können. „Später aber ist die Gesundheit ebenso gefährdet wie die Moral. Das Gesicht wird blaß, die Augen liegen tief in ihren Höhlen, grenzen sich ab und umgeben sich mit einem bläulichen Rande, die Züge werden faltig, die Nerven werden erregt, die Nahrungsaufnahme wird geringer, und *die kräftige Körperkonstitution geht verloren.* Andererseits ändert sich die Gemütsstimmung, sie wird trübe, düster und finster. Für einfache ehrbare Freuden besteht kein Verständnis mehr, vor Spielen ein direkter Abscheu. Der Wille hat nichts mehr zu sagen. Diese traurige Veränderung täuscht ein geübtes Auge nicht und erklärt sich von selbst; die zügellose Leidenschaft nimmt die Seele vollständig gefangen, treibt mit derselben ihr Spiel und stört ihre Harmonie. Übrigens hat die Masturbation nicht allein die Wirkung, solche Veränderungen hervorzurufen; alle besonderen übertriebenen Leidenschaften tun dasselbe, sie ruinieren das Individuum ebenso wie jene ... Vom höheren Standpunkt aus betrachtet, verletzt die Masturbation des Jugendalters das Naturgesetz eben-

so wie die Moral. Sie verkennt die endgültige Bestimmung der Zeugungsfunktion und zerstört ohne Verstand und Zweck durch einen Akt roher Leidenschaft die wirksame Kraft bei der Befruchtung." Die Verfasser setzen sich dann mit sich selbst in Widerspruch, indem sie schreiben: „Man hat davon gesprochen, man müsse die jungen Leute dadurch vor der Masturbation schützen, daß man sie auf die Gefahren derselben aufmerksam mache. Das *schwarze, schreckliche* Gemälde, welches die alten Autoren von den physischen und moralischen Folgen des Lasters entworfen haben" (Anmerkung des Verfassers der Geschlechtskunde: als ob das von diesen neuen Autoren entworfene Gemälde *nicht* schwarz und schrecklich genug wäre), „verfehlt nach unserer Ansicht die beabsichtigte Wirkung; abgesehen davon, daß es zu phantasievoll und oft wenig genau ist, ergreift es die über alles nachdenkenden Gemüter zu sehr und eignet sich nicht dazu, die Herzen, die weder Willenskraft, noch Ideal, noch Tugend besitzen, vom Bösen abzulenken. Das Laster kann nur durch die Moral und den christlichen Glauben, der die Schule für die Sittenlehre ist, wirksam bekämpft werden."

Wie viel affektbetonter die antierotische Stimmung zu sein pflegt als die gegen die Antierotiker, zeigen dann noch folgende Ausführungen, mit denen sich Dr. *Surbled* vor allem gegen den bereits oben erwähnten, berühmten französischen Sexualforscher *Lasègue* wendet (dessen Name in Deutschland besonders dadurch bekannt wurde, daß er die erste wissenschaftliche Arbeit über das von ihm *„Exhibitionismus"* genannte Sexualleiden geliefert hat). Lasègue hatte sich in einer Abhandlung nämlich einmal wie folgt geäußert: Statt die Eltern zu beglückwünschen, deren Kinder nicht masturbieren, sollte man eher das Gegenteil tun, denn nach seiner Erfahrung unterbliebe die Masturbation keineswegs immer aus „moralischer Vollendung", sondern sehr häufig gehörten die, die sie nicht ausübten, zu den Impotenten oder Abnormen. Gegen solche „abscheuliche" Meinung erhebt Dr. Surbled stärksten Protest, indem er folgendes schreibt: „Viele unserer Kollegen halten die Masturbation für ein mit der Spezies Mensch innig verbundenes Laster oder, genauer gesagt, für eine gewohnheitsmäßige Handlung, von der niemand ausgenommen ist. Wir empfinden es als richtige Demütigung, wenn wir eine solche landläufige Ansicht hier erwähnen müssen; sie stellt einen absoluten und sehr gefährlichen Irrtum dar. Alle praktischen Ärzte teilen ihn, Gott sei Dank, nicht und haben ebenso wie wir eine bessere Meinung von der menschlichen Seele, von der Tugend und von der Ehre... Wir Christen weisen eine solche Beleidigung, die zugleich eine Unwahrheit ist, zurück und erklären unseren materialistischen Kollegen ganz glatt, und wenn es auch Universitätsprofessoren sind, daß wir nicht auf solch niedriger moralischer Stufe stehen wie sie. Wir leiden gewiß nicht an Selbstüberschätzung, aber Tiere sind wir nicht... Die Masturbation ist ein widernatürlicher Akt und ein Verbrechen... Natürlich folgt auf die gewohnheitsmäßige Masturbation eine immer stärker werdende nervöse Erschöpfung, welche schließlich zur allgemeinen Körperschwäche und zur vollständigen geschlechtlichen Impotenz führt... Der Geschlechtssinn ist für die Ehe

gemacht; dieses Laster lenkt ihn von seinem Zweck vollständig ab. Und diese Unglücklichen werden doppelt ungeeignet zur Ehe durch den Widerwillen, den sie gegen dieselbe haben, und durch ihre Impotenz... Die Selbstbefleckung widerspricht dem Moralgesetze ebenso wie den Naturgesetzen; sie opfert alle Pflichten einer schamlosen Leidenschaft und macht aus dem Menschen einen elenden Sklaven... Welches Heilmittel haben wir gegen ein solches Laster? Das Bürgerliche Gesetzbuch befaßt sich nicht mit ihm. Die Lehren der Moralisten und Gelehrten können es nicht unterdrücken oder aus der Welt schaffen; wir haben sogar gesehen, daß manche Ärzte es gar nicht einmal verurteilen, sondern es als erlaubtes Mittel ansehen und für ein unschuldiges Spiel halten. Ein einziges Bollwerk ist nur imstande, diesen Scheußlichkeiten, die eine Frucht der Sünde sind, Halt zu gebieten und die Geister und Herzen für immer vor ihnen zu bewahren, das ist der von seiner Kirche gelehrte und befolgte Befehl Gottes."

Wie aber, wenn ein strebsamer Jüngling sich außerstande fühlt, das Keuschheitsgebot zu erfüllen, gleichviel, ob er kirchengläubig ist oder nicht? Muß er nicht, wenn er im Ipsationsalter solche und ähnliche Ansichten in sich aufnimmt, die Vorstellung bekommen, er sei ein verworfener Sünder, ein schwerer Verbrecher und habe als solcher das Leben verwirkt? Im vorliegenden Falle gelang es mir, in langen Auseinandersetzungen an Hand einer genauen Untersuchung aller Organsysteme, den Jüngling davon zu überzeugen, daß weder sein Körper noch sein Geist durch die Ipsation Schaden gelitten hatten, daß er völlig gesund sei und voraussichtlich auch bleiben werde, daß er seinen Organismus in größere Gefahr gebracht haben würde, wenn er, wie viele seines Alters, sich geschlechtlich angesteckt, übermäßig Alkohol oder Nikotin genossen, überreichlich oder zu wenig gegessen, geschlafen oder gearbeitet hätte.

So war es endlich nach wiederholten Aussprachen möglich, den wertvollen Menschen am Leben zu erhalten, wertvoll vor allem für seine Mutter, die vereinsamte Kriegerwitwe, deren Dasein mit ihm den letzten Wert verloren haben würde.

Ich zweifle nicht, daß die Kollegen, die durch ihre Schriften und Flugschriften über Ipsation die Jugend schrecken und abschrecken wollen, es ebensogut, mit ihr meinen wie ich, ich bin weit davon entfernt, ihre Beschimpfungen zu erwidern, aber *ich frage ganz sachlich, wer ist ein größerer Wohltäter der Menschheit, der, welcher die Jugend durch blinden Lärm unnötig in Angst und Trauer versetzt, oder der, welcher ihr auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis und Erfahrung mit der Wahrheit den inneren Frieden, den Glauben an sich selbst wiedergibt?*

In früheren Zeiten beruhten die immer nur theoretisch-spekulierenden und niemals auf wirkliche Tatsachenbeobachtung gegründeten Warnungsschriften zum nicht geringen Teil auf der anatomischen und physiologischen Unkenntnis der in Betracht kommenden Körperteile. Solange man mit *Hippokrates* glaubte, daß der aus den Geschlechtsorganen entleerte Samen unmittelbar aus dem Rückenmark und Gehirn abflösse (deren samenähnliche Farbe und festweiche Beschaffenheit solchen Trugschluß

erklärlich erscheinen lassen), durfte man auch annehmen, daß durch diesen Säfteverlust Rückenmarksschwindsucht und Gehirnerweichung eintreten könne, in solchem Maße, „daß man (wie es im Talmud heißt) bei Selbstbefriedigern schließlich das Gehirn in der Schädelkapsel klappern hören könne".

Es ist ein Beweis für das in der Naturwissenschaft (wie auf allen Lebensgebieten) herrschende Trägheitsgesetz, daß mit den fallenden Voraussetzungen keineswegs die aus ihnen gezogenen Schlüsse fallen. Denn als man längst wußte, daß die Samenflüssigkeit aus den Geschlechtswerkzeugen stammt (die Samenzellen aus dem Hoden selbst, die Zwischenflüssigkeit aus den Drüsen, an denen die Samenzellen bei ihrem Austritt vorbeikommen, den Drüsenschläuchen der Samenbläschen, der Prostata und der Harnröhrenschleimhaut), als man nachgewiesen hatte, daß der Samen, gleichviel auf welche Weise abgesondert, sich binnen kurzem wieder ersetzt, als man die in der ganzen Natur vorhandene Verschwendung von Keimzellen erkannt und gefunden hatte, daß bei den der Ipsation zugeschriebenen Krankheiten ganz andere Ursachen eine ausschlaggebende Rolle haben, vor allem das luetische (= syphilitische) und alkoholische Toxin (= Gift), die Gifte der pathogenen (= krankheitserzeugenden) Kleinlebewesen überhaupt und daneben die Heredität (= Erblichkeit), als alle diese wissenschaftlichen Fortschritte die früheren Kausalitäts*hypothesen* (= Entstehungsannahmen) vollkommen umgestürzt hatten, hielt man doch immer noch an dem alten Glauben (richtiger Aberglauben) fest, daß eine Unzahl körperlicher und geistiger Erkrankungen, deren Ursachen nun doch entdeckt war, dennoch auf das Schuldkonto der Ipsation zu setzen seien. Infolgedessen stand man vielfach den Ursachen körperlicher und seelischer Schäden viel gleichgültiger gegenüber, rückte ihnen mit viel geringerer Energie zu Leibe, als es die Gesunderhaltung des Menschen erforderte.

Soweit die von Schreckbildern erfüllten Schriften der Abschreckung dienen sollen, haben sie ihren Zweck – die Verminderung der Ipsation – nicht erfüllt. Ja, sollte es in der Tat zutreffen, daß, wie manche glauben, die Selbstbefriedigung erst im 19. Jahrhundert eine so ungeheure Verbreitung gefunden hat, so könnte man eher das Gegenteil annehmen, da die übergroße Anzahl der Bücher erst während dieser Zeit im Anschluß an das Tissotsche Werk „De l'onanisme" erschienen sind. Tissots Schrift wurde so viel übersetzt und „ging so gut", daß die französischen Verleger fast während des ganzen vorigen Jahrhunderts den Weltmarkt mit der führenden Literatur auf diesem Gebiete versorgten. Auf Tissot folgt *Doussins* „Brief über die Gefahren der Onanie", dann *Fecaubés* Arbeit über die „Chiromanie" (nicht Chiromantie, was Handlesekunst bedeutet, während Chiromanie sich aus dem griechischen Ausdruck für Hand [χειρ] und Manie [μανια] = Wahnsinn zusammensetzt), denen sich dann die an wissenschaftlichem Wert höherstehenden Werke von *Deslandes* „Über die Onanie und die übrigen Geschlechtsausschweifungen" (Paris 1835) sowie *Lallemands* in allen Sprachen weitverbreitetes Buch „Des pertes séminales involontaires" (d. h. Über unfreiwillige Samenverluste, Paris und Montpellier 1836 und 1841) anschlossen.

Der Einfluß der französischen Auffassungen über die Ipsation war ein so starker, daß sogar ein biologisch so erleuchteter Geist wie unser Immanuel *Kant*, ein Zeitgenosse Tissots, in seiner „Metaphysik der Sitten" (1797, neu herausgegeben als 42. Band der Philosophischen Bibliothek, Leipzig 1907; vgl. darüber Prof. Albert *Eulenburgs* „Moralität und Sexualität", sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik in A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn, S. 18) schreibt, daß „die unnatürliche Wollust der Selbstbefleckung", dieser „naturwidrige Gebrauch (oder Mißbrauch) der Geschlechtseigenschaft, eine der Sittlichkeit im höchsten Maße widerstrebende Verletzung der Pflicht gegen sich selbst" sei – sie erscheint Kant *„noch unsittlicher und empörender als der Selbstmord"* – was sich auch darin ausspreche, daß man doch von diesem unbedenklich sich zu reden getraue, während hier dagegen selbst die Nennung eines solchen Lasters bei seinem eigenen Namen für unsittlich gehalten wird, „gleich als ob der Mensch überhaupt sich beschämt fühle, einer solchen, ihn selbst unter das Vieh herabwürdigenden Behandlung seiner eigenen Person fähig zu sein." In der geistvollen Weise, die ihm eigen war, erinnert *Eulenburg* im Zusammenhang mit diesen Ausführungen Kants an das Wort Mephistos:

„Man darf vor keuschen Ohren das nicht nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können."

Im übrigen könnte man Bände füllen, wenn man alle die entsetzlichen Folgen widerlegen wollte, die von früheren Autoren in oft geradezu wilder Phantasie der Ipsation zugeschrieben wurden. So schreibt *von Hoven* (Versuch über Nervenkrankheiten, Nürnberg 1813, S. 7): „Aber die fürchterlichsten Folgen dieser Schwäche und Erschöpfung der Nervenkräfte, wie Epilepsie, Katalepsie, Blödsinn usw., zeigen sich vorzüglich nur bei den Onanisten. Die meisten Epileptischen, Kataleptischen, Blödsinnigen, ja selbst die meisten Wahnsinnigen waren, wie die Geschichte der Irrenhäuser lehrt, in ihrer Jugend Onanisten, und wenn nichts beweist, wie sehr dieses Laster das Nervensystem angreift, so beweist es die schlimmste aller Nervenkrankheiten, die Rückenmarksdarre (= tabes dorsalis), eine Krankheit, wodurch die Natur dasselbe noch strenger bestraft als die Unzucht durch die Lustseuche" – eine Ansicht, deren Hinfälligkeit schon daraus hervorgeht, daß auch die meisten Nichtepileptiker, Nichtkataleptiker und Nichttabiker in ihrer Jugend der Ipsation ergeben waren.

Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ließen diese Irrlehren ganz allmählich nach. Ich erinnere mich noch recht deutlich, wie erlösend es förmlich wirkte, als einer der verdienstvollen Bahnbrecher einer vernünftigeren Anschauung in Sexualfragen, Wilhelm *Erb* in Heidelberg, uns Studenten in der Klinik auseinandersetzte, daß es ein Fehlschluß schlimmster Art gewesen sei, Rückenmarksschwindsucht und Gehirnerweichung auf Ipsation zurückzuführen, diese schweren Organveränderungen seien vielmehr *stets* Spätfolgen der Syphilis. Zur Beruhigung pflegte er hinzuzusetzen, daß zwar alle Tabiker und Paralytiker früher einmal Luetiker gewesen

wären, aber nur ein kleiner Teil der Luetiker würden Paralytiker und Tabiker, diese gehörten gewöhnlich zu denen, deren Behandlung unzureichend und deren Lebensweise unzweckmäßig gewesen wäre. Es gehörte damals, vor vierzig Jahren, immerhin ein gewisser Mut dazu, solche Ansichten zu vertreten gegenüber den Dogmen und Doktrinen (= Lehranschauungen), wie sie beispielsweise noch Erbs Lehrer, der berühmte Psychiater *Griesinger* in Berlin, verkündete: „Die Onanie verschlechtere die Konstitution, besonders dann, wenn sie von schmerzlichen Gemütsbewegungen begleitet sei."

Die Auffassung von der Zerstörung des Körpers durch die Ipsation wurde auch dadurch nicht erschüttert, daß man unter Ipsanten nicht selten junge Leute von geradezu strotzender Kraft und Gesundheit fand. So erwähne ich in der „Sexualpathologie" den Fall eines jungen Menschen von 16 Jahren, der ein wahrer Athlet war. Er wog 180 Pfund, sah blühend aus und war geistig überaus rege. Sein Vater führte ihn zu mir, weil auch er kurz zuvor einen Selbstmordversuch unternommen hatte. Die Eltern hörten nachts einen Schuß im Nebenzimmer mit anschließendem Fall, und als sie erschreckt hineinstürzten, fanden sie ihren Sohn, von einer Kugel getroffen, bewußtlos am Boden liegen. Das Geschoß, welches im Fettpolster stecken geblieben war, heilte bald reaktionslos (d. h. ohne Folgen) ein. Der Grund der Selbstmordabsicht ergab sich aus seinem Abschiedsbriefe; der Sohn war bereits seit 10 Jahren in hohem Maße der Selbstbefriedigung ergeben. Vor einem Monat habe er einem Wandervogelführer, dem er sich anvertraute, das Ehrenwort gegeben, damit aufzuhören; nach einiger Zeit habe er sein Wort gebrochen und doch wieder ipsiert. Nun hätte er alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben und habe Schluß machen wollen.

Wir müssen uns die Frage vorlegen, worauf der durch die Selbstbefriedigung angeblich verursachte Schaden zurückzuführen wäre. Soll er auf dem Säfte- und Stoffverlust beruhen? Dieser ist aber nicht größer als beim Koitus; die im Erguß abgehende Eiweißmenge ist leicht durch die Ernährung wieder ersetzt, es ist festgestellt, daß die in einem Ejakulat (= Erguß) durchschnittlich entleerte Samenmenge von drei Gramm zwar bei wiederholten Entladungen innerhalb eines Tages abnimmt, aber schon nach eintägiger Ruhe wieder die gleiche Höhe erreicht. Auch die Reizung und Schwächung des Nervensystems ist bei mäßig getriebener Ipsation nicht verschieden von der durch den Koitus bewirkten Erschütterung. Nur bei häufiger Wiederholung und bei nervös disponierten (= veranlagten) Personen – beides sind ja allerdings keine fest umschriebenen Begriffe – ist die Nervenschädigung von größerer Bedeutung.

Bleibt noch die seelische Seite (= der psychische Faktor), das Schuldbewußtsein, das Versündigungsgefühl, die Gebundenheit an etwas, das stärker ist als alle guten Vorsätze. Dies ist bei Menschen, die dem Leben entgegenwachsen, allerdings ein Umstand, der schwer ins Gewicht fällt und wohl geeignet ist, die von Juvenal auf die knappe Formel „mens sana in corpore sano" (= „gesunde Seele im gesunden Körper") gebrachte Forderung der Alten nach körper-seelischer Harmonie erheblich zu stören.

Um so mehr sollte man sich hüten, die sich an die Ipsation so oft anschließende Unlustreaktion, die weniger aus objektiven Erwägungen als aus subjektiven Empfindungen quillt, künstlich zu vermehren. Die Abschreckungsmethode lindert nicht das Leiden, sondern verdoppelt es.

Überblicken wir die in der Literatur angegebenen Ipsationsfolgen, so werden wir körperliche, geschlechtliche, nervöse und psychische Schäden unterscheiden. Hinsichtlich der körperlichen Folgeerscheinungen der Ipsation können wir uns kurz fassen. Es ist nämlich bisher in keiner Hinsicht der Nachweis erbracht, und es erscheint nach dem derzeitigen Stande der Wissenschaft auch höchst unwahrscheinlich, daß die Ipsation irgendeine organische Veränderung im menschlichen Körper bedingt. Theoretisch könnte man wohl annehmen, daß durch den Ipsationsakt gelegentlich eine Körperschwächung im allgemeinen und damit eine Schwächung der einzelnen Organe eintrete, eine Herabsetzung der Widerstandskraft gegenüber äußeren Krankheitsursachen. Aber einmal ist der Begriff der Organschwäche und Organminderwertigkeit überhaupt ein in seinen Ursachen und seinem Wesen sehr unbestimmbarer, und vor allem sieht man Ipsanten von so gesundem stämmigem Äußern und so robuster Körperbeschaffenheit, daß die Behauptung, irgendeine katarrhalische, entzündliche, infektiöse, karzinomatöse oder sonstige Erkrankung der Körpergewebe könne durch die Ipsation als solche verursacht sein, als völlig unbewiesen abgewiesen werden muß.

Auch die hierfür von Prof. Dr. *Schönenberger* (in „Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen" von Schönenberger und Siegert, bei Wilhelm Möller, Berlin) versuchte Erklärung: „Die Kraft, die für die nach außen fließende Absonderung verbraucht wird, geht der sogenannten ‚innern Sekretion' verloren", ist schon deshalb unzutreffend, weil die Sekrete, die sich bei der Ipsation (ebenso wie beim Koitus) nach außen entleeren, und die inneren Sekrete ganz verschiedenen Teilen des Hodens entstammen, die Exkrete (oder äußeren Sekrete) nämlich den Samenkanälchen, die Inkrete (oder inneren Sekrete) den zwischen den Samenkanälchen liegenden Leydigschen Zwischenzellen. Man kann daher nicht sagen, daß das, was nach außen fließt, der *inneren* Sekretion verloren geht.

Eher könnte man daran denken, daß eine übertriebene Verwendung der Geschlechtsorgane zu anderen als zu Begattungszwecken rein *örtliche* Wirkungen und Umgestaltungen am Genitalapparat bewirken könne. Tatsächlich ist solches auch behauptet worden. Man hat davon gesprochen, daß beim männlichen Geschlecht sich durch starke Ipsation der Penis vergrößere, die Vorhaut verlängere, das Skrotum (= Hodensack) erschlaffe, der Hoden schrumpfe, während bei Frauen die Klitoris (= Kitzler) wachse und die kleinen Labien (= Schamlippen) sich dehnten, welkten und schlaff herunterhingen. Alles dies sind leere Vermutungen, um nicht zu sagen Erfindungen. Sowenig ein Schwamm seine Beschaffenheit dadurch verändert, daß seine Ausdehnung durch den verschiedenen Gehalt an Flüssigkeit wechselt, sowenig ändern die schwammartigen Schwellkörper des Gliedes, von deren wechselnden Blut-

füllung die jeweilige Größe des Organs abhängt, durch Zu- und Abfluß ihren bleibenden Umfang. Die Schlaffheit oder Prallheit des Skrotums aber hängt von seinem Inhalt ab, der gleichfalls durch die Ipsation keine dauernde Abänderung erleidet. Abbildungen, wie sie vor noch nicht langer Zeit erst wieder von einem sonst so kundigen Fachmann Dr. Georg *Back* in seinem verbreiteten Werk „Sexuelle Verirrungen des Menschen und der Natur" (Abbildung 17, S. 114) mit der Unterschrift: „Der Hodensack eines Gewohnheitsonanisten" gebracht wurden, sollten als irreführend unterbleiben, denn von allem, was diese Bilder darstellen, ist nichts, aber auch nichts durch wissenschaftliche Tatsachen belegt.

Alle diese Bilder angeblicher Ipsationsschäden sind teils als solche, teils durch nicht hinzugehörige Unterschriften ebenso phantasievolle Darstellungen unverantwortlicher Berichterstatter wie die Bilder vieler mit erdachten Unterschriften, die im Kriege so viel Haß und Angst säten. Auch die bei Frauen an den äußeren Genitalorganen vorkommenden Vergrößerungen der Klitoris und Labien stellen ähnlich wie die Phimose (= verlängerte Vorhaut) oder die Hypospadie (= Harnröhrenöffnung statt an der Spitze, an der Unterfläche des Gliedes) beim Manne angeborene Entwicklungsstörungen dar. Meist sind es Varianten der Geschlechtsdifferenzierung, und besteht zwischen ihrer Entstehung und der meist erst lange nach ihrem Vorhandensein einsetzenden Ipsation nicht der mindeste Zusammenhang. Auch örtliche Katarrhe, wie die Balanitis (= Eichelentzündung) und die Vaginitis (= Scheidenentzündung), der Weiße Fluß (= „fluor albus") sowie Menstruationsstörungen dürften kaum je auf einfacher Ipsation beruhen. Wenigstens hat dies nie mit Sicherheit festgestellt werden können.

Dagegen habe ich mich des Eindrucks nicht erwehren können, trotzdem auch hier ein schlüssiger Beweis aussteht, daß zwischen der so häufigen *Ejaculatio praecox* (= vorzeitiger Samenerguß) einer nicht nur für den Mann, sondern auch für die beteiligte Frau recht peinlichen Potenzstörung, und einer allzu häufigen ipsatorischen Reizung ein gewisser Zusammenhang besteht, allerdings auch nur bei Personen, die aus örtlichen oder allgemeinen Gründen zu diesem Leiden veranlagt sind, denn die Zahl derer, die Selbstbefriedigung betrieben und nicht von dieser Sexualneurose befallen werden, ist ungleich größer als die der an ihr Erkrankten.

Auch der Zusammenhang von

Ipsation und Impotenz

ist keineswegs so, wie er von einigen Ärzten und vielfach von Laien angenommen wird. Daß die Fortpflanzungsunfähigkeit (=Impotentia generandi) weder beim Manne noch beim Weibe von Selbstbefriedigung herrühren kann, dürfte für jemanden, der sich jemals genauer mit den Gründen männlicher und weiblichen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit beschäftigt hat, kaum zweifelhaft sein.

Die andere Hauptform der Impotenz, die *Beischlafsunfähigkeit* (= Impotentia coeundi) kann man nach Berücksichtigung ihrer Ursachen in mehrere Untergruppen

einteilen, in die organische, spinale, nervöse und psychische Impotenz. Die *organische*, beruhend auf Erkrankungen der geschlechtlichen Vollzugswerkzeuge selbst, ist von der Ipsation ganz unabhängig. Ebenso die *spinale* (spina = Rückenmark), welche durch Gewebsveränderungen, syphilitische Entartungen, Entzündungen oder Verletzungen der Rückenmarkstränge entsteht. Die nervöse Impotenz ist eine nicht seltene Begleit- und Folgeerscheinung der sexuellen Neurasthenie (= reizbaren Schwäche der Geschlechtsnerven), die wie nach jedem ungeeigneten Sexualverhalten (wie übersteigerter Enthaltung oder Betätigung) auch nach stärkerer Ipsation auftreten kann. Diese nervöse, keineswegs der Ipsation besonders eigentümliche Potenzstörung ist oft mehr eine unwirkliche als tatsächliche und dementsprechend auch verhältnismäßig leicht zu beseitigen, im Gegensatz zu der *psychischen* Impotenz, die durch die fehlende Aufnahmefähigkeit (= Reaktionsfähigkeit) der seelischen Gehirnzellen für Normalreize begründet ist.

Einen Übergang von der nervösen zu der psychischen Impotenz bildet

die autosuggestive Hemmungsimpotenz,

in der wir eine ziemlich weit verbreitete Folge der sexuellen *Hypochondrie* und *Skrupelsucht* zu erblicken haben. Ist ein Ipsator fest davon durchdrungen und überzeugt, er habe durch Selbstbefriedigung die Fähigkeit verloren, sich einem Weibe mit Erfolg zu nähern, so kann sich mit der Zeit aus dieser Vorstellung eine Scheu, eine Abkehr vom Weibe und zugleich ein vorübergehendes Unvermögen entwickeln. Entsprechende Gegensuggestionen eines kundigen Arztes können ebenso wie selbsterteilte Beeinflussungen der Einbildungskräfte („Autosuggestionen") gerade zur Behebung dieser Störung, die mehr eine Betriebsstörung als eine Triebstörung ist, vortreffliche Dienste leisten. Oft ergibt sich die Ursache des Leidens erst aus der Wirkung des Mittels.

Denn ganz anders als mit der Hemmungsimpotenz verhält es sich mit der psychischen Impotenz im eigentlichen Sinne, bei der dem negativen Ausfall etwas Positives, der seelischen Abneigung (vom „Normalen") eine seelische Zuneigung (zum „Abnormalen") gegenübersteht. Die Triebabweichungen, um die es sich hier handelt, sind in ihrer Anlage aber schon stets vor Ausübung der Ipsation vorhanden, oft auch bereits vor ihrem Beginn betätigt worden, und es ist schon aus diesem Grunde irrtümlich, sie auf Ipsation zurückzuführen.

Gleichwohl begegnen wir nicht nur in Laienkreisen immer wieder solchen Trugschlüssen; so behauptet *Schimmelbusch-Hochdahl* in einem Vortrage, den ich von ihm auf der Hamburger Naturforscherversammlung im Jahre 1902 hörte (Referat in der Münchn. Med. Woch. Nr. 47, 1902; eine gründliche Widerlegung dieses Schimmelbuschschen Vortrages findet sich im Jahrb. f. sex. Zwischenstufen, Jahrg. 4, S. 964 ff.; der Titel des Vortrages lautet: „Der Grundirrtum in von *Krafft-Ebings* Psychopathia sexualis, historisch und philosophisch betrachtet"), daß „perverses Sexualempfinden nicht als angeboren, sondern als durch Masturbation erworben zu betrachten sei". Namentlich hat man geglaubt, daß eine häufige Ursache der Triebumkehrung nach der gleichgeschlecht-

lichen Seite die in Internaten, Knaben- und Mädchenpensionaten, Kadetten-, Waisen- und anderen Erziehungsanstalten vielfach geübte mutuelle Digitatio sei. (Digitatio von digitus = Finger abgeleitet, bedeutet Betastung mit der Hand, mutuelle Digitatio also = wechselseitige Betastung. Der meist für diese geschlechtliche Betätigungsart gebrauchte Ausdruck mutuelle oder *gegenseitige Onanie* ist hier ebensowenig am Platz wie Ipsation, da das Bezeichnende der Begriffe Ipsation, Onanie, Selbstbefriedigung *gerade die Einseitigkeit* ist.) In der Tat gibt es in allen Ländern hochberühmte Schulen, aus denen zuverlässige Gewährsmänner übereinstimmend berichten, daß in ihnen seit alters her das gegenseitige „Spielen" an den Geschlechtsteilen *epidemisch* sei. Ich selbst besitze eine größere Reihe hierhergehöriger Berichte, die mir Schüler solcher Anstalten übergaben. Schon durch diese ausgedehnte Verbreitung wird die Annahme widerlegt, daß der Ipsation und ebensowenig den gegenseitigen manuellen Sexualentspannungen eine entscheidende Bedeutung für die Entstehung gleichgeschlechtlicher Neigungen innewohnt. Wenn beispielsweise von 120 Waisenknaben, die unter gleichen Verhältnissen erzogen wurden, fast alle sich selbst oder gemeinsam befriedigten, von diesen nachweislich aber später nur einer homosexuell geworden ist (zwei bis drei vielleicht es noch außerdem, ohne daß es jemand weiß, sind), wenn überhaupt unter 100 Menschen etwa 95 ipsieren und nur ca. 3 Prozent homosexuell werden, neben etwa 2 Prozent, die sich später als bisexuell erweisen, während sich 95 Prozent völlig heterosexuell entwickeln, so ist es ein *ganz einfaches Rechenexempel,* daß unmöglich die Ipsation einen ausreichenden Grund homosexueller Triebrichtung abgeben kann.

Unter den vielen männlichen und weiblichen Personen, die mich wegen Befreiung von der Ipsation um Rat fragten, befand sich nicht eine einzige, deren seelische Triebrichtung infolge der Selbstbefriedigung eine Änderung erfahren hatte. Die heterosexuelle Mehrzahl bleibt heterosexuell, die homosexuelle Minderheit homosexuell. Dagegen haben die Phantasievorstellungen bei der freiwilligen, ebenso wie die Traumvorstellungen bei der unfreiwilligen Samenentleerung (= Pollution) schon früh den der Grundnatur entsprechenden hetero- oder homosexuellen Inhalt. Richtig ist, daß die Homosexuellen die Ipsation durchschnittlich länger und meist noch in einem Alter treiben, in dem sie bei Heterosexuellen bereits dem normalen Geschlechtsverkehr Platz gemacht hat. Es handelt sich dann eben um prophylaktische (= Vorbeugungs-) oder surrogative (= Ersatz-) Akte, die naturgemäß bei sexuell abweichend Gerichteten eine größere Bedeutung beanspruchen als bei „normal" veranlagten Personen.

So erzählt *Stekel* einmal einen Fall, und ich kenne ähnliche, in dem ein Mann kurze Zeit, nachdem er die von ihm täglich betriebene Ipsation aufgegeben hatte, weil er von ihren schlimmen Folgen gelesen hatte, sich an einem kleinen Mädchen verging und infolgedessen ins Zuchthaus kam. Es hat etwas für sich, wenn er hinzufügt: „Die Ipsation hat in diesem Sinne eine wichtige soziale Bedeutung. Sie ist gewissermaßen ein Schutz der Gesellschaft vor unglücklichen Menschen mit übermächtigen Trieben und allzu schwachen ethischen Hemmungen. *Würde man die Onanie vollständig unterdrücken, die Zahl der Sittlichkeitsdelikte würde ins Unglaubliche steigen.*"

Wie verhält es sich nun tatsächlich mit dem schädlichen Einfluß der Ipsation auf das Nervensystem?

Sicherlich ist die einzelne Ipsationsvornahme mit einer nicht unerheblichen Erregung der Geschlechtsnerven verbunden, die auf das Lumbalzentrum (= Lendenzentrum im Rückenmark) herübergreift, in den Rückenmarksbahnen nach oben weiterläuft

und schließlich in den Ursprungsstellen der Nerven im Gehirn, den Ein- und Ausdruckszentren der Sexualbahnen endet. Dieser Erregung folgt, wie jeder, eine Ermattung. Die elastischen Nerven des *gesunden* kräftigen Menschen überwinden aber die einzelnen Vorgänge leicht. Dem Hin- und Herpendeln der erschütterten *Neurone* (so bezeichnet man nach *Waldeyer* die einzelnen Nervenstücke) folgt alsbald der frühere Beharrungszustand. Nicht so glatt verläuft dieser Vorgang in dem zarten, noch nicht in der Entwicklung abgeschlossenen Nervenapparat jugendlicher oder solcher Personen, die von Hause aus nervenschwach (= neuropathisch) sind oder es durch äußere Lebensumstände geworden sind. Hier müssen wir eine länger andauernde schwere Erschütterung des Nervensystems annehmen. Vor allem aber schadet das Übermaß.

Wenn irgendwo, so gilt hier Ovids berühmter Hexameter:

„Gutta cavat lapidem, non vi sed saepe cadendo,"
„Steter Tropfen höhlt den Stein,"

wobei jedoch einschränkend hinzugesetzt werden muß: Es gibt harte und weiche Steine, und das Maß, was bei dem einen noch als mäßig gelten kann, stellt sich bei andern schon als unmäßig oder übermäßig heraus.

Der Zustand aber, der sich aus einer zu oft wiederholten Reizung und Schwächung der Nerven entwickelt, ist der, den wir im allgemeinen als *reizbare Nervenschwäche* oder *Neurasthenie* zu bezeichnen pflegen und im besonderen als

sexuelle Neurasthenie,

wenn er von Störungen des Sexuallebens ausgeht oder begleitet ist – was manche Forscher allerdings ausnahmslos für alle Fälle der Neurasthenie (oder Neurose) annehmen, während andere auch andere Ursachen der Lebensweise gelten lassen und sich der Auffassung nähern, für die vor Jahren ein ärztlicher Humorist einmal das Wortspiel fand: „Haste nie und raste nie, dann hast du nie Neurasthenie."

Daß unter die hier in Betracht kommenden Sexualfehler unter gewissen Voraussetzungen auch die Ipsation zu rechnen ist, ebenso wie eine mit großer Anstrengung verbundene sexuelle Enthaltung, ebenso wie der „coitus interruptus" (der unterbrochene Geschlechtsakt, also die Onanie im Sinne der Bibel), ebenso geschlechtliche Unmäßigkeit sowie schließlich jede Art quantitativ oder qualitativ inadäquater (einer nach Menge und Art der Geschlechtlichkeit einer Person nicht entsprechenden) Sexualbetätigung muß bei unvoreingenommener Beobachtung und Prüfung bejaht werden, ohne daß dadurch die Übertreibungen gerechtfertigt erscheinen, welche wir oben gekennzeichnet haben.

Gekennzeichnet ist die Sexualneurasthenie in erster Linie durch eine erhöhte Reizbarkeit der Nerven. Bald überwiegen mehr die Erscheinungen der gewöhnlichen Nervenschwäche, bald die der Spinalirritation (= Reizung des Rückenmarks), bald, und dies ist wohl das häufigste, steht der Symptomenkomplex der Psychasthenie (= geistigen Ermüdung) im Vordergrunde. Von Einzelerscheinungen, die, wenn auch

alle reparabel (= heilbar), doch geeignet sind, einem Menschen das Leben erheblich zu erschweren, fehlen bei der sexuellen Neurasthenie fast nie „der eingenommene Kopf", „Rückenschmerzen", „Gefühle von Zerschlagenheit und Kraftlosigkeit in den Gliedern". Häufig wird über Schwindelanfälle, Ohnmachtsanwandlungen, Zittern sowie Überempfindlichkeit gegen Licht- und Schallreize geklagt. Der Schlaf ist oft schlecht, Schlaflosigkeit wechselt mit schreckhaften Träumen, Alpdruck mit Schlummersucht. Häufige Beschwerden sind Mißmut, Zerstreutheit, Interesselosigkeit, Gedächtnisschwäche, mangelnde Arbeitslust. Die Reflexe, vor allem die Sehnenreflexe, und unter diesen wieder die der Hodenmuskeln (der sogenannte „Kremasterreflex"), zeigen oft eine deutliche Steigerung.

Ebenso ist die Reizbarkeit der Gefäßnerven (= Vasomotoren) erhöht. Infolgedessen besteht leichtes Erröten mit Errötungsfurcht sowie oft ein flecken- oder strichweises Auftreten von Hautröte. Ich sah einen Patienten, der wenige Stunden nach der Ipsation von stärkstem Jucken befallen wurde, das besonders an der Eichel, an den Waden und Armen nahezu unerträglich und meist von Quaddeln begleitet war. Der Zustand währte gewöhnlich 1–2 Tage. Die gleichen Erscheinungen traten bei dem Patienten später post coitum (= nach dem Beischlaf) auf. Für den Zusammenhang zwischen Leiden der Seele und der Haut (über die vor einiger Zeit (24. 3. 25) der Neurologe und der Dermatologe unseres Instituts für Sexualwissenschaft, die Kollegen Dr. A. *Kronfeld* und Dr. B. *Schapiro*, einen bemerkenswerten Vortrag in der Berliner Dermatologischen Gesellschaft gehalten haben unter dem Titel: „Die seelische Behandlung dermatologischer Erkrankungen, ihre Grenzen und ihre Technik") sind diese Beobachtungen von Bedeutung.

Besonders unter dem *Erröten* leiden viele Ipsatoren sehr; sie fühlen sich dabei sehr „verlegen" und glauben irrtümlicherweise, daß die Verlegenheit ihr „geheimes Laster" verrate. (Ähnlich ist es bei manchen mit dem Stottern.) Die Errötungsfurcht ist ganz besonders bezeichnend für die künstlich genährte Einbildungskraft, die bei vielen Ipsatoren so schwer ins Gewicht fällt. Ich hatte einen Patienten, der aus diesem Grunde jede Gesellschaft mied, schon mit 16 Jahren war es ihm unmöglich, mit andern Personen, Eltern und Geschwistern an einem Tisch zu essen. Er lebte in steter Angst, es könne jemand das Wort Geschlecht gebrauchen. Das ging so weit, daß das Wort Geschlecht mit dem Geschlechtsleben nicht einmal etwas zu tun haben brauchte. So färbte er sich als Zwanzigjähriger einmal dunkelrot, als davon die Rede war, daß auf den meisten Thronen Europas deutsche Fürstengeschlechter säßen. Wenn irgendwelche Ausdrücke und Zahlen zur Sprache kamen, die auch nur entfernte Beziehungen zum sexuellen Leben hatten, ließ er rasch einen Gegenstand fallen, z. B. beim Essen das Messer, um sich danach zu bücken und unter dem Tisch zu suchen, nur damit man sein errötetes Gesicht nicht bemerken sollte, was dann meist natürlich erst recht auffiel.

Bei Ipsatoren, die zu vasomotorischen Störungen neigen, pflegen auch selten die Erscheinungen der *Herzneurose* zu fehlen. Die Patienten leiden an beschleunigter

Herztätigkeit, leicht auftretendem Herzklopfen, Herzschmerzen und vor allem an mehr oder weniger starker „Herzensangst", die sich von einem einfachen Druckgefühl in der „Herzgrube" bis zu schwersten Herzbeklemmungen mit Angstschweiß und Atemnot, sogenanntem „Asthma nervosum" steigern kann. Mit der Angst verbindet sich manchmal ein schwer unterdrückbarer Zwang zu jähen Ausbrüchen verhaltener Erregung, wie Schreien, Schluchzen, Schimpfen, Toben und andern gewöhnlich als *hysterisch* bezeichneten „Anfällen", wobei dem Höhepunkt der Unruhe dann meist die Beruhigung folgt, so daß man an den Satz Spinozas erinnert wird: *„Ein Affekt kann nur durch einen Affekt überwunden werden."*

Einige Autoren sind der Meinung, daß

die Ursache der Angst

stets sexuelle Nichtbefriedigung sei. Freud sagt: „Angst ist eine von ihrer Verwendung abgelenkte Libido." Eine ähnliche Auffassung vertrat schon *Gattel* (Über die sexuellen Ursachen der Neurasthenie und Angstneurosen, Berlin 1898), der das Ergebnis seiner Untersuchungen in dem Satz zusammenfaßte: „Die Angstneurose tritt überall da auf, wo eine Retention (= Zurückhaltung) der Libido (= Geschlechtslust) stattfindet." Er teilte die Angstneurotiker der Krafft-Ebingschen Poliklinik in vier Gruppen ein, diejenigen, die den Coitus *interruptus* ausüben, die, welche häufig *frustrane* (=nicht abklingende) Erregungen haben, sowie die *Impotenten* und *Abstinenten*. Die *Selbstbefriediger* erwähnte er merkwürdigerweise nicht, doch finden sich auch bei ihnen ganz die gleichen Beschwerden. Es kommt ursächlich offenbar im wesentlichen darauf an, daß in allen genannten Fällen eine dem wirklichen Bedürfnis entsprechende Entspannung ausbleibt. Dieselben Anschauungen wie Freud und Gattel vertreten Max *Herz* (in „Die sexuelle psychogene Herzneurose", 1909), *Strohmeyer* („Über die ursächlichen Beziehungen der Sexualität zu Angst und Zwangszuständen", Jahrbuch für Psych. und Neur. 1908) und vor allem *Stekel* (in „Die Angstneurose"), doch hat sich die größere Reihe der nicht psychoanalytisch eingestellten Psychiater, und dies ist immer noch die große Mehrzahl, diese Auffassung bisher nicht zu eigen machen können.

Zum Teil beruht dies wohl darauf, daß sie unter dem Angstbegriff nicht ganz dasselbe verstehen wie die Sexuologen. Sie haben mehr die *„Seelenangst"*, im Sinne von Furcht, im Auge, während die Sexualforscher mehr an die vasomotorischen Beklemmungen denken, jenen Erscheinungskomplex, den man im Volksmund auch als „Herzkrampf" bezeichnet.

Außer der *Herzneurose* habe ich bei Männern und Frauen, die in stärkerem Maße der Ipsation ergeben waren, am häufigsten *nervöse Magen-, Darm-* und *Blasen*störungen beobachtet. Die Neurose der Eingeweide trägt den Charakter einer nervösen Dyspepsie (= Verdauungsstörung) mit Magendrücken, kolikartigen Leibschmerzen, oft mit starken Durchfällen (=Diarrhöen), seltener mit Stuhlverstopfung. Auch Übelkeit, Widerwillen vor bestimmten Speisen, Aufstoßen, Erbrechen kommen

vor, Symptome, die mit Ausübung der Ipsation zu-, mit ihrer Unterlassung wieder abnehmen. Bei der *Blasenneurose* besteht ein quälender Harndrang, oft schon bei mäßiger Füllung der Harnblase. Bei andern kann der Urin nur sehr schwer tropfenweise entleert werden, in Anwesenheit anderer (beispielsweise in Bedürfnisanstalten) überhaupt nicht – auch ein Beispiel für den Einfluß psychischer Hemmungen auf organisches Geschehen.

Es ist zu betonen, daß es eine spezifische (= ausschließlich) *nur* durch Ipsation bewirkte Krankheitsstörung überhaupt nicht gibt, etwa so wie bestimmte Krankheiten *nur* durch Syphilis entstehen. Alle körperlichen und seelischen Leiden, von denen wir annehmen – ob und inwieweit mit Recht, ist im Einzelfall daher niemals ganz sicher gestellt –, daß sie mit Ipsation zusammenhängen, sind auch bei Nichtipsanten beobachtet worden, sei es infolge anderer äußerer Gründe, sei es lediglich auf endogen neuropathischer Grundlage. Wohl nirgends ist daher der alte Zweifelssatz der Mediziner,

post hoc non propter hoc

(„danach" bedeutet nicht „davon"; die zeitliche ist nicht immer ursächliche Folge) angebrachter als bei Beschwerden nach Ipsation.

Was *Kraepelin* von der Dementia praecox (= Jugendirresein) schreibt: „So manche Gründe sprechen dafür, daß dem Geschlechtsleben bei dieser Krankheit eine gewisse Rolle zukommt, aber sie wird *keinesfalls durch Onanie* verursacht. Es gibt zahlreiche begeisterte Onanisten, die nicht hebephrenisch werden, und umgekehrt fehlt die Onanie beim hebephrenischen, namentlich beim weiblichen Geschlecht nicht selten gänzlich, trotz starker geschlechtlicher Erregung," gilt *für alle Geisteskrankheiten*, deren Entstehung früher der Ipsation zugeschoben wurde.

Auch die von *Loewenfeld* (in seinem Buche „Die sexuelle Neurasthenie" S. 197) angeführten Quellen, nach denen Ellinger unter 383 Geisteskrankheiten in 83 Fällen, also in 21,5 Prozent, Hagenbach 69 mal unter 800 Kranken, Peretti unter 300 männlichen Irren in 59 Fällen Masturbation als mitwirkende Ursache der Geistesstörung gefunden haben wollten, während Buhrs bei 10 Prozent aller in Eastern Michigan Asylum behandelten Geisteskranken Ipsation als causa morbi (= Krankheitsursache) annahm, und nach Ribbing bei 3,7 Prozent der in den schwedischen Hospitälern aufgenommenen Geisteskranken der Irrsinn durch Selbstbefriedigung entstanden sein soll, entbehren jeder auf wirkliche Zuverlässigkeit Anspruch machenden Unterlage. Denn es steht durchaus nicht fest, daß diese Personen nicht auch in Geisteskrankheit verfallen wären, wenn sie nicht ipsiert hätten. Man könnte dieselben Schlußfolgerungen auch bei allen anderen Krankheiten ziehen, etwa sagen, die Lungenschwindsucht entstünde durch Ipsation, weil sie in der Vorgeschichte fast jedes Tuberkulösen vorkommt. Es liegt auf der Hand, daß solche Schlußfolgerungen, denen man in der Heilkunde noch sehr häufig begegnet, Trugschlüsse sind.

Tatsächlich ist das Auftreten einer wirklichen ausgesprochenen Geisteskrankheit nach Ipsation bisher in keinem einzigen Fall erwiesen und auch nach dem gegenwärtigen Stand der Lehre von dem Wesen der Geisteskrankheiten und der Ipsation höchst unwahrscheinlich. Wohl ist es denkbar, daß vorübergehende Verschlimmerungen vorhandener Psychosen durch die nervöse Reizung einer ipsatorischen Hand-

lung verursacht werden können, ebenso wie durch den Koitus; namentlich kommt es vor, daß bei Hysterikern und auch Epileptikern Anfälle durch Ipsation ausgelöst werden.

So kannte ich einen schweren Epileptiker, der viel Ipsation trieb und nicht davon lassen konnte, trotzdem er überzeugt war, daß seine Krampfanfälle durch die Selbsterregung ausgelöst würden. Er kam selbst auf den Gedanken, sich kastrieren zu lassen, und führte dies auch durch. Ein Jahr nach der Operation sah ich ihn wieder, dann zwei Jahre später und zuletzt sieben Jahre nach der Kastration. Die Krampfanfälle haben in der Tat erheblich nachgelassen, waren aber nicht ganz verschwunden. Als er sich operieren ließ, war er 22, als ich ihn zuletzt sprach, fast 30 Jahre. Es ist sehr wohl möglich, daß auch ohne Kastration in diesem Lebensabschnitt (der Nachreife) die ipsatorischen und epileptischen Erscheinungen zurückgegangen wären. Wie er mir erzählte, bedauerte er den Eingriff, weil er sich inzwischen verheiratet hatte; er kann zwar den Verkehr vollziehen, doch wünschte seine Frau und er selbst sich ein Kind, eine Sehnsucht, deren Erfüllung nach Entfernung der Hoden natürlich nicht mehr möglich war.

Die einzige seelische Störung, von der man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie als Ipsationsfolge auftritt und wirklich ursächlich mit der Selbstbefriedigung zusammenhängt, ist eine Verschiebung der Stimmungslage nach der depressiven Seite. Diese kann sehr hochgradig sein, eine melancholische Färbung annehmen, zu Selbstmordgedanken und -versuchen und zum Selbstmord selbst führen. Von vielen Ärzten wird gegenwärtig der Standpunkt vertreten, daß diese tiefe Niedergeschlagenheit keine natürliche Begleiterscheinung der Ipsation sei, sondern stets künstlich durch die übertriebenen Schilderungen der angeblich so furchtbaren Folgen der Selbstbefriedigung hervorgerufen wäre. Ich möchte dem entgegenhalten, daß es zweifellos Personen gibt, die genau darüber unterrichtet sind, daß die Ipsationsgefahren bei weitem nicht so schlimm und vor allem so nachhaltig sind, wie es vielfach dargestellt wird, die aber trotzdem, und zwar offenbar mehr verstandesmäßig als rein gefühlsmäßig, ungemein seelisch unter der Ipsation leiden, die zu überwinden sie sich außerstande fühlen. In viel höherem Grade als der Satz: „Omne animal post coitum triste" (=Jedes lebende Wesen ist nach dem Beischlaf traurig), der unter gesunden Verhältnissen kaum noch zu Recht besteht, gilt der Satz: „Homo sapiens post ipsationem tristis" (= Der Mensch ist nach der Selbstbefriedigung verstimmt).

Es spricht manches dafür, daß die nach der Ipsation auftretende Unlustreaktion, der „Ipsationskater", wie ihn einer meiner Patienten nicht unpassend nannte, auch endogene (durch den körperseelischen Chemismus) bedingte Ursachen hat, wobei wiederum die *sexuelle Einsamkeit* erheblich, vielleicht ausschlaggebend ins Gewicht fällt. Im Sexualverkehr mit einer zweiten geliebten Person löst sich in deren körperseelischen Nähe im allgemeinen die Erregung natürlich auf, klingt verhältnismäßig harmonisch aus, während nach der Sexualerregung an einem ungeeigneten oder keinem Objekt der „Sturz aus allen Himmeln" viel jäher und höher ist. Es fehlt eben dann das Moment, ohne das das Geschlechtsleben kein Geschlechtsleben ist: *der Zweite.*

Insofern trägt die Selbstbefriedigung ihren Namen zu Unrecht, als sie an und für sich vollzogen nur ganz selten ein Gefühl restloser Befriedigung zurückläßt. Die

Niedergedrücktheit, das Schuldbewußtsein, die Gewissensbisse nach der Ipsation können sich bis zum Versündigungswahn und ausgesprochener

Ipsationsdepression

steigern, die oft die Ipsationsperiode sehr lange überdauert. Patienten, die nach zwanzig und mehr ipsationsfreien Jahren den größten Teil ihrer Beschwerden immer wieder mit ihren „Jugendsünden" in Zusammenhang bringen, bin ich oft begegnet.

Mehrfach ist mit Nachdruck behauptet worden, daß Ipsation *mit Phantasievorstellungen* viel folgenschwerer sei als solche ohne Phantasietätigkeit. So schreibt der Freudschüler *Reik* (Theodor Reik: Zur Psychoanalyse des Narzismus im Liebesleben der Gesunden. Zeitschr. f. Sex. Wiss., Bd. 2, S. 45): „Wir wissen, daß die Onanie an sich dem Organismus keinen großen Schaden zufügt, wenn sie nicht von Phantasien begleitet ist." Man könnte mit demselben, wenn nicht mit mehr Recht die entgegengesetzte Auffassung vertreten, daß nämlich die „rein mechanische Ipsation" schädlicher sei, weil sie sich von der natürlichen Entspannung durch den Koitus noch weiter entfernt und daher unnatürlicher sei als diejenige Art der Selbstbefriedigung, bei der die unmittelbare Wahrnehmung wenigstens durch Erinnerungsbilder ersetzt wird. In Wirklichkeit dürften aber zwischen der Ipsation mit und ohne Vorstellungen hinsichtlich schädlicher Folgen kaum nennenswerte Unterschiede vorhanden sein.

Fassen wir alles, was über die Ipsationsschäden streng objektiv festgestellt ist, zusammen, so kann man sagen: eine Folgeerkrankung, die nur der Ipsation eigen ist, gibt es nicht, die Entstehung irgendeiner körperlich-organischen oder geistigen Erkrankung durch sie allein ist nicht erwiesen. Das einzige Leiden, von dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen kann, daß es gelegentlich durch Ipsation hervorgerufen wird, ist die reizbare Nervenschwäche (sexuelle Neurasthenie), meist mehr allgemeinen, nicht selten aber auch von überwiegend örtlichem (genitalem) Charakter (Ejaculatio praecox). Aber selbst letzteres ist unsicher. Sicher ist nur, daß ziemlich häufig nach der Ipsation seelische Depressionen hypochondrischer Färbung auftreten, die nicht ausschließlich durch unberechtigte Furchtvorstellungen bedingt zu sein scheinen, sondern vielfach den Eindruck einer endogenen Unlustreaktion auf die ipsatorische Reizung machen.

Ich halte es für durchaus möglich, daß die so überaus pessimistische Auffassung der Ipsationsfolgen nicht zuletzt auf einer solchen Unlustreaktion beruht. Es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Tissot, der Verfechter und Verkünder der Ipsationsgefahren im achtzehnten Jahrhundert, ebenso wie Kant und andere, die sich ihm anschlossen und ihn überboten, *selbst starke Ipsationshypochonder* waren, die ihre subjektiven Empfindungen für objektive Erscheinungen hielten – eine sehr häufige Verwechslung – oder wenigstens unbewußt für ihre Gefühle Gründe suchten. Angesichts der *allgemeinen* Verbreitung der Ipsation unter den Menschen und der ganz anderen Beurteilung der Ipsation in unserer als zu ihrer Zeit, wird mit dieser Annahme dem Andenken jener Ehrenmänner kein Abbruch getan.

Im übrigen wäre nichts unrichtiger, als zu glauben, daß die oben angeführten Leiden, vor allem die sexuelle Neurasthenie einschließlich der Ejaculatio praecox, *regelmäßige Folgen* der Ipsation seien. Die Sexualneurosen haben zumeist ganz andere Gründe, die auf dem Gebiete ungeordneter Sexualität gelegen sind, namentlich die Sexualverdrängung. Die Ipsation dürfte schätzungsweise höchstens in 10% der Neurosen als Ursache in Betracht kommen. In mindestens 90% der Fälle hinterläßt die Selbstbefriedigung überhaupt keine dauernden Folgen. In den 10%, in denen sie es tut, liegt es am Übermaß oder an einer Überempfindlichkeit (neuropathischen Disposition) des Ipsators.

Die Ipsation als solche schadet sowenig wie der Koitus.

Eine ganz andere Frage ist freilich, ob die sexuelle Betätigung auf ipsatorischem Wege eine menschenwürdige und entsprechende Lösung des individuellen Sexualproblems ist. Diese Frage möchte ich verneinen. Eine Sünde, ein Laster, ein Verbrechen ist die Ipsation bestimmt nicht, das war und ist eine völlige Verkennung ihres Wesens, aber abgesehen von den Entwicklungsjahren, in denen sie für die meisten Menschen die erste natürliche Sexualentspannung ist, ist sie im übrigen Leben doch nur ein kläglicher Ausweg, eine mangelhafte Lösung, ein unbefriedigendes Surrogat (= Ersatzmittel), ein trauriger Notbehelf für die Geschlechtsbedürfnisse des Mannes und des Weibes.

Daher kann ich auch nicht Hans *Blüher* beipflichten, der in seiner extremen Art (die so oft über das Ziel hinausschießt) bemerkt: „Es kann kein Zweifel sein, daß die Onanie die großartigste Erfindung der Menschen auf sexuellem Gebiet ist" (zitiert nach Prof. Dr. G. Messer [Gießen] in „Die freideutsche Jugendbewegung, ihr Verlauf von 1913 bis 1923", 5. Auflage, bei Bayer, Langensalza, S. 116). Gewiß verdient dieser Satz nicht die Bezeichnung „ekelhafter Schmutz", mit der sich deswegen ein in das andere Extrem verfallender Briefschreiber, im „Zwiespruch" (3. Jahrg., Nr. 24) gegen „die Anhänger Blühers und Blüher selbst" wendet, aber eine großartige Erfindung ist die Ipsation keinesfalls, denn zunächst ist sie überhaupt keine Erfindung, sowenig wie es das Essen, Trinken, der Schlaf und der Beischlaf sind, sondern eine rein triebhafte Angelegenheit, dann ist sie auch keine menschliche Erfindung, da sie nichts dem Menschen Eigentümliches ist, und vor allem erscheint das Eigenschaftswort „großartig" unangebracht, vielmehr ist sie unter allen Geschlechtshandlungen schon deshalb eine der niedrigsten, weil ihr das fehlt, was der Sexualität erst die rechte Würde und Weihe gibt, die seelische Verbindung und körperliche Vereinigung mit einem anderen Menschen.

So sehen wir, wie sich noch heute rechts und links von unserem Standpunkt in der Beurteilung der Ipsation zwei extreme Richtungen gegenüberstehen, von denen die eine das *„eine großartige Erfindung"* nennt, was die andere *„als scheußliche Verunreinigung"* in Grund und Boden verdammt.

Von einer höheren Warte gesehen ist es freilich in der Ipsationsfrage genau so gegangen wie mit den anderen Sexualproblemen, etwa der Prostitutionsfrage, der

Frage der Schwangerschaftsunterbrechung, dem Homosexualitätsproblem, ja selbst dem Problem der Eheschließung und Ehescheidung. Stets können wir drei Stadien unterscheiden: Das erste ist das der freien Entwicklung aus der Natur und aus den Verhältnissen. Der Geschlechtstrieb wird in dieser Periode ganz ähnlich empfunden wie jedes andere Bedürfnis, das durch Absonderung zu einer Entlastung drängt. Dann kommt das zweite Stadium, die Periode des inneren Widerstandes, der sich alsbald in einen äußeren umsetzt; auf die Aktion folgt die Reaktion, auf die Reflexe die Reflexionen. Die Verdrängung und Verfolgung nimmt immer schärfere Formen an, schreckt nicht vor schwersten Körperstrafen (Kastration, Prügel, Folter, Todesstrafe) in allen erdenklichen Abstufungen zurück, bis dann schließlich der Bogen überspannt wird und eine allmähliche Umbiegung, Lockerung, Erleichterung erfolgt. Man fügt sich der Natur, weil man die eigene Ohnmacht, die Unmöglichkeit der Naturunterdrückung erkennt. Dieser Entwicklungsprozeß wird beschleunigt, wenn sich hochgestellte Persönlichkeiten, Könige und Kardinäle, an die sich die Vollstrecker der Gesetze nicht heranwagen, auch als Menschen erweisen. Er würde noch mehr beschleunigt werden, wenn die Männer, die so hoch im Ansehen stehen, daß ihr Wort ausschlaggebend in die Wagschale fällt, den Mut zur Bejahung ihrer Sexualpersönlichkeit aufbrächten. Aber die von außen und innen entgegenstehende Sexualhemmung ist so gewaltig, daß kaum je einer sich in dieser Hinsicht den Spruch des römischen Bühnendichters *Terenz* zu eigen machte, der dadurch Weltberühmtheit erlangte, daß ihn der kluge *Cicero* und der weise *Seneca* in ihren Schriften anführten (jener in: „Über die Pflichten", dieser in seinen Briefen):

Homo sum; humani nihil a me alienum puto
— Ich bin ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist —.

In ihrer sexuellen Hemmungsperiode schuf sich die Menschheit Sexualbeschränkungen, deren Niederschlag die jeweilige Sitte und die mit ihr gleichbedeutende Sittlichkeit ist. Die Sittlichkeit ist ein geographischer, kein biologischer Begriff. Indem die Geschlechtsordnungen sich vielfach über die Naturgesetze hinwegsetzten, wurden sie zu Willkürakten und Zwangsmaßregeln, die oft schwer in die menschliche Körperseele eingriffen.

Oft vergehen bis zur Lösung eines einmal verschlungenen Sexualknotens Jahrtausende – unendlich langsam lernt die Menschheit um. Der Inhalt ist vermodert, aber die Form bleibt. Die Voraussetzungen der Gesetze sind längst hinfällig geworden, aber die Gesetze werden automatisch, mechanisch weiter gehandhabt, vernichtend, zerstörend, mordend. Vorurteile entstehen viel leichter, als sie verschwinden, und ungerechte Gesetze werden viel leichter erschaffen als aufgehoben – schlimm für alle, die in einer Periode der Verneinung und Verfolgung, gut für die, welche in einem Zeitalter der Bejahung, der Verteidigung und Befreiung geboren werden. Es ist unendlich schwer, sich von Überlieferungen frei zu machen, und tut doch so not.

muß beseitigt, die Jugend von ihrer erdrückenden Last befreit werden. Es ist nicht wahr, daß der Mensch als Sünder zur Welt kommt, sowenig wie irgendein Baum, Vogel oder Fisch sündig geboren wird. Den Geschlechtstrieb und die geschlechtlichen Handlungen eines Menschen tierisch oder viehisch zu nennen, ist ein Unrecht gegen Mensch und Tier. Sieht man die zahllosen, um ihrer Geschlechtlichkeit willen verängstigten Männer und Frauen, möchte man unwillkürlich ausrufen:

Menschen, was habt ihr aus dem Menschen gemacht!

Sittlichkeitsfanatiker pflegen diejenigen, welche vor Überschätzung der Ipsationsfolgen warnen, Onanieadvokaten zu nennen, so wie sie von denjenigen, welche die Homosexualität erforschen, behaupten, sie machten für sie Propaganda. Als seinerzeit (1920) in München eine fanatisierte Menge nach einem Aufklärungsvortrage, dem sie zum größten Teil nicht einmal beigewohnt hatte, gegen mich ein Attentat verübte, hörte ich, wie hinter mir jemand fragte: „Warum bewerfen Sie denn den Mann mit Steinen?" und einer ihm antwortete: „Der hat doch die Eulenburgerei (er gebrauchte diesen seltsamen Ausdruck für Homosexualität) nach Deutschland gebracht." Wie gern hätte ich mich damals umgedreht und dem verblendeten Menschen einen kleinen Vortrag gehalten über den *Unterschied zwischen Erklären und Empfehlen*, ich konnte es aber nicht mehr, da ich schon im nächsten Augenblick niedergeschlagen bewußtlos am Boden lag. Auch in der Ipsationsfrage handelt es sich in diesem Kapitel *nur um Feststellungen.*

Gewiß hat sich schon manches gebessert, und ich nehme an, daß nicht wenige – namentlich auch unter meinen ärztlichen Kollegen – der Meinung sind, daß diese langen Auseinandersetzungen über die geringe Schädlichkeit, ja fast Unschädlichkeit der Ipsation bereits ein Kampf gegen Windmühlen bedeuten. Die hier vertretene Lehre sei schon Gemeingut, um nicht zu sagen ein Gemeinplatz geworden. Die Leser mögen bedenken, daß ich in erster Linie für Laien schreibe, und dürfen versichert sein, daß die Zahl der Jünglinge und Jungfrauen, deren gutes Gewissen sich durch die Selbstbefriedigung in ein böses verwandelt, immer noch sehr viel größer als die derjenigen ist, für die dies nicht zutrifft. Immer noch ist die Menge derer, die sich infolge falscher Anschauungen und Traditionen (= Überlieferungen) härmen und grämen, Legion. Darum schien es mir notwendig, das wahre Wesen der Selbstbefriedigung so gewissenhaft zu erläutern, wie es der Gegenstand erfordert und auch die fordern können und verdienen, die gegenteiliger Ansicht sind.

So erließ bald nach dem Kriege der berühmte Professor der Medizin an der Universität Halle-Wittenberg, Emil *Abderhalden*, ein im Dienste der Wissenschaft und Volkswohlfahrt unermüdlich und erfolgreich tätiger Mann, einen Aufruf an die Ärzte (abgedruckt in der Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 3. 12. 1918, Nr. 49) zum Eintritt in einen *Deutschen Ärztebund für Sexualethik*, in dem er die Kollegen auffordert, ihre Stimme für *„geschlechtliche Reinheit"* zu erheben. Er schreibt in diesem Aufruf: „Der Krieg selbst lehrte mit rauhem Zwang die Masse unserer Männerwelt wiedererkennen, daß diese Verhaltensweise für jeden bei gestellter ernster Aufgabe und bei gutem Willen möglich ist. Hunderttausende von Männern in der Vollkraft ihres Lebens wurden an das Dasein im Schützengraben gebunden und übten lange Zeit *Abstinenz* ohne wesentlichen Schaden an Leib und Seele. Einen harten Kampf gegen die Gewalt der Leiden-

schaft, gegen Vorurteil und Gewohnheit, Verhältniswesen und Prostitution gilt es aufzunehmen. Erheben wir also auch unsere Stimme im Sinne einer sexuellen Reinheit." Diesem eindringlichen Ruf Abderhaldens sind viele Ärzte gefolgt.

Die *wissenschaftliche Grundlage,* auf die sich der Ärztebund und der ihm später angegliederte Volksbund für Sexualethik stützt, ist vor allem ein Gutachten, das ihm der Psychiater der Universität Halle, Geheimrat Professor Dr. *Anton,* als *„Äußerung der Medizinischen Fakultät in Halle in Frage der geschlechtlichen Enthaltsamkeit"* zur Verfügung gestellt hat. Abderhalden führt in seinem Aufruf an die Ärzte das schöne Wort *Goethes* an: „Wer recht wirken will, muß nie schelten –, sondern nur immer das Gute tun!" und gern wollen wir anerkennen, daß er selbst, zum Unterschied von vielen „Sittlichkeitsaposteln", die ähnliche Forderungen aufstellen, in seinen Veröffentlichungen nach diesem Spruch verfährt; aber wer das Gutachten Antons liest, muß doch ein wenig darüber schelten, und muß vor allem staunen, wie leicht der Verfasser und die Vertreter dieses Gutachtens ihre schwere Aufgabe nehmen.

In den einleitenden Sätzen des Gutachtens werden zunächst die Personenkreise angeführt, die es den Ärzten gestatten, ein Urteil in der Enthaltsamkeitsfrage zu fällen; es heißt dort: „Die Erfahrungen über zeitweise geschlechtliche Enthaltsamkeit fließen dem Arzte zu, nicht nur aus den Kreisen der unverheirateten Männer und Frauen, sondern auch von Ehemännern und Ehefrauen. Die zeitweise, auch länger dauernde Enthaltung vom regelmäßigen Geschlechtsverkehr wird eben häufig veranlaßt durch Erkrankung eines der Eheleute, vielfach auch durch Rücksichten, welche das Wohl der Kinder oder der Familie gebietet. Weiterhin gibt es ganze Stände, welche, wie die katholischen Geistlichen, durch Gelübde zur Enthaltsamkeit veranlaßt sind und diesem Gelübde auch zum großen Teile nachkommen. Es gibt auch eine Reihe von Frauenberufen, welche es mit sich bringen, daß die Schwangerschaft ausgeschlossen bleibt." — Als ob nun aus solchen Sonderfällen (die zum Teil, wie der letzte, nicht einmal die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr bedingen) für die Allgemeinheit so weitgehende Schlüsse für und wider die Enthaltsamkeit gezogen werden können!

Der Gutachter behauptet dann, „daß die Enthaltsamkeit bis zum 24. Lebensjahr in keiner Weise abträglich wirken kann und daß sie bis zu diesem Jahre dringend ärztlich anempfohlen wird," indem er darauf hinweist, „daß gerade in dieser Lebensphase sowohl bei Männern wie bei Frauen die häufigsten geschlechtlichen Ansteckungen Platz greifen, an denen der Betroffene jahrelang, vielleicht sein Leben lang leidet, und welche mitunter auch an Kindern und Kindeskindern schwere Folgen: Krankheit und Verkümmerung, hervorbringen." Dann folgt ein Zugeständnis, das in seiner Fassung fast heiter stimmen könnte, wenn es sich nicht um eine so ernste Angelegenheit handeln würde. Es lautet: „Was die spätere Zeit betrifft, so ist im allgemeinen *zuzugeben,* besonders für die Zeit vom 25. bis 40. Lebensjahr, daß bei vielen Menschen der regelmäßige Geschlechtsverkehr das Natürliche, das Normale darstellt." „Doch" — meint der Sachverständige — „ist tausendfältig anerkannt, daß auch in dieser späteren Zeit die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr, besonders aber die zeitweise Enthaltung, keine Erkrankung nach sich zieht. Vielmehr ist es eine wohlbegründete ärztliche Erfahrung, daß der Organismus des Menschen anpassungsfähig ist und gewissermaßen seinen Ausgleich in sich selbst findet. Jedenfalls ist erwiesen, daß die zeitweise Enthaltung vom Geschlechtsverkehr sehr wohl zu leisten ist, sintemal auch dem Verheirateten die Pflicht der Enthaltung häufig zur Notwendigkeit wird."

Glauben denn die Herren, die sich Sexualethiker nennen, tatsächlich mit einer so oberflächlichen und fadenscheinigen Begründung, wie sie in diesem (noch dazu in einem so schlechten Deutsch abgefaßten) Gutachten enthalten ist, den Kampf „gegen die" — um

mich Abderhaldens eigener Worte zu bedienen — „nicht genug zu geißelnde Gleichgültigkeit der Eltern und Erzieher gegen die allbekannten Nöte des heranwachsenden Geschlechts" führen zu können?

Über die Ipsation verbreitet sich der Ärztebund für Sexualethik in zwei Flugblättern, von denen das eine *„Meinem Sohn"* und das andere *„Meiner Tochter"* überschrieben ist; beide tragen den Untertitel: „Was du wissen mußt, um gesund am Leibe, froh und frisch im Geiste und rein im Herzen zu bleiben." Mit diesem Sohn- und Tochterbrief ist ein *neuer Weg* sexueller Aufklärung beschritten, den ich für ganz zweckmäßig halte. Die Schule übersendet den Schülereltern diese Briefe, die sie an ihre Kinder weitergeben; wann, sollen sie selbst entscheiden. Die still gelesene Belehrung erspart den Eltern das peinliche Gefühl der Befangenheit, von dem sich nun einmal die Älteren auf Grund ihrer eigenen Erziehung bei mündlicher Erörterung geschlechtlicher Gegenstände so schwer frei machen können. Es steht zu hoffen, daß die nächste oder übernächste Generation, wieder ursprünglicher und unbefangener denkend und handelnd in diesen Briefen an die eigenen Kinder nur noch ein Zugeständnis an die sogenannte, aber keineswegs mit Recht so genannte „gute alte Zeit" erblicken wird. Die Kinder sind in dieser Hinsicht viel natürlicher als die Eltern. Es bestätigt unsere früher gemachten Erfahrungen durchaus, wenn eine Mutter an den Ärztebund schreibt, ihre noch nicht 15jährige Tochter sei ihr, als sie über das geheimnisvolle Entstehen des Menschen sprach, weinend um den Hals gefallen und habe gesagt: „Warum hast du mir das nicht schon lange erzählt? *Es ist ja alles so schön und nicht so schrecklich häßlich, wie es mir die Mitschülerinnen in der Schule schon lange erzählt haben!"*

Es ist nicht zu verkennen und erfreulich, daß die

Jugendschutzbriefe

im allgemeinen viel offener, gediegener und zarter abgefaßt sind als das erwähnte Gutachten, in der Ipsationfrage aber vertreten sie noch ganz die so überaus bedenkliche Abschreckungstheorie. So heißt es in dem Sohnesbrief: „Wer sich aber an seinen Geschlechtsteilen vergreift, wer so gegen die Natur und gegen sein Gewissen einen Samenverlust herbeiführt, begeht damit ein schweres Unrecht an seinem Leibe und an seinem Geist (Onanie) . . . Und dann denke: Du bist zum Hüter und Wächter über deine besten Lebenssäfte und -kräfte gesetzt, du mußt deinen Leib pflegen, wie der Gärtner den jungen, saftstrotzenden Baum pflegt. Ein Schnitt in die schützende Baumrinde, der Saft entweicht, *der Baum wird krank oder geht ganz ein.* Das bringt nur ein gedankenloser, törichter Mensch fertig. Heilig sei dir der Quell, aus dem das Leben fließt, der, wie wir sehen, die Nerven speist, von dem die ganze Körperkraft und Geisteskraft des Menschen abhängt. Die Natur rächt sich bitter für den sinnlosen Raub ihrer besten Kraft. Der Samenverlust macht den Jungmann schlapp, arbeitsunlustig, arbeitsunfähig und menschenscheu. Dein Wille muß gestärkt werden angesichts der Gefahr, durch Selbstschändung zum geistigen und körperlichen Krüppel zu werden." Solche Darstellungen sind verwerflich, weil sie mit schönen Worten und Vergleichen die Wahrheit verhüllen, die Unwahrheit aber stets mehr schadet als nützt.

Gleichen Gedankengängen gibt auch der Tochterbrief Ausdruck, in dem u. a. steht: „O wie vielen ist die schwellende Kraft der Entwicklungsjahre, der unverstandene Trieb zur Versuchung zum Verhängnis geworden. Sie spielen mit ihm. Sie werden seine Sklaven und vergiften sich ihre ganze köstliche Jugend. Der Schmelz ist von ihrem Wesen genommen. Wenn es auch andere nicht wissen, kein Mensch es ahnt — das Mädchenherz selbst fühlt, was für einen Dämon und Peiniger es mit sich schleppt. Es seufzt und möchte frei werden. Es beneidet die, welche frisch, fröhlich und harmlos, mit klaren Augen ihren

Weg ziehen. *Für die Gesundheit bleibt der Fluch des sündhaften Spielens mit seinem Leibe nicht aus.* Die Nerven werden allmählich krank. Das ganze Wesen wird reizbar und unzufrieden. Der Mensch wird sich und anderen zur Last. Hüte dich vor dem ersten Nachgeben gegenüber der bösen Lust. Glaube nicht der großen Lüge: Einmal ist keinmal. Der Raum verbietet es, zu dem Inhalt dieser bedeutsamen Flugschriften im einzelnen, teils beistimmend, teils ablehnend Stellung zu nehmen, doch sei ein Satz hervorgehoben, der zeigt, daß hier wenigstens in einer Beziehung die früheren Anschauungen glücklich überwunden zu sein scheinen. Es ist die Stelle aus dem Brief an die Tochter:

„Unwissenheit ist nicht dasselbe wie Unschuld"

(der Begriff „Unschuld" wurde früher ebenso viel fälschlich gebraucht wie neuerdings das Wort „Unzucht".) Wir gehen aber auch hier einen Schritt weiter, indem wir sagen:

Unwissenheit ist Schuld –

Schuld derjenigen, die in den wichtigsten Fragen des Lebens unwissend geblieben sind, und noch mehr Schuld derer, die sich ihrer Pflicht entzogen haben, verhängnisvoller Unwissenheit zu steuern.

Einen besonders beredten Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes können wir in den hinterlassenen Briefen von Selbstmördern finden, die aus sexuellen Gründen ihrem Leben ein gewaltsames Ende bereitet haben. In einer der Flugschriften des Ärztebundes für Sexualethik (betitelt „Der Wiederaufbau und die Lösung der sexuellen Jugendschutzfrage" von Ludwig Hoppe, mit Geleitwort von Dr. E. Abderhalden, Geheimer Medizinalrat und Professor der Medizin an der Universität in Halle-Wittenberg, Druck von Karras und Koennecke, Halle a. d. S.) ist ein solcher Brief abgedruckt, den wohl niemand ohne tiefe Erschütterung lesen könnte. Er rührt „von einem hochbefähigten Jüngling mit reichem Herzen her, von dessen Zukunft man Großes erwartete, bis dieser Abschiedsbrief an die Seinen und ans Leben überhaupt alle Hoffnungen abschnitt". Der Brief wurde von einem jungen Mann geschrieben, der sich eine geschlechtliche Krankheit zugezogen hatte, könnte aber auch ganz ähnlich von jedem anderen verfaßt sein, der ein Opfer sexueller Unkenntnis geworden ist; er bewegt sich ganz in der Linie jener Selbstqualen, denen auch andere „Lasterknechte" (der Ausdruck stammt aus dem Sohnesbrief) ausgesetzt sind und ausgesetzt werden, beispielsweise die, welche „in unreiner Absicht" ihren Körper berühren.

Der Brief lautet: „Ich klage an! Wen? Mich selbst! Meine Eltern! Meine Lehrer! Meine Freunde! Den Staat! Die Gesellschaft! Alles Überkommene klage ich an; seine Unfähigkeit, seine Schlechtigkeit, seine Feigheit! Anders, anders solltet Ihr werden, Ihr alle!

Meine Klagen sind Anklagen. Kläger darf ich sein, Richter nicht! Oder doch nur mir selbst gegenüber. Und das will ich sein. Ich werde mich richten oder, besser gesagt, die Summe meines verpfuschten Daseins ziehen. Wer diese Zeilen liest, mag wissen, daß ich dann nicht mehr bin.

Ich wuchs auf wie viele meinesgleichen, von treuer Elternliebe behütet — was man in unsrer Gesellschaft so „treu-behütet" nennt, und von trefflichen Lehrern erzogen — was man in unserer Schule „wohlerzogen" heißt.

Sie meinten's ja nach ihrer Weise alle gut, viel zu gut — aber leider, nach *ihrer* Weise, und diese Weise war falsch. Denn sie erzog nicht fürs Leben, sondern am Leben vorbei und wurde dadurch lebensfeindlich und bei mir lebenvernichtend.

Sorgfältig wurde im Elternhause alles „Schlechte", „Unfeine", „Verletzende" von meinen Augen und Ohren ferngehalten; ich wuchs auf als ein Kind, und *meine Kindlichkeit wurde hochgerühmt.* Kein „heikles" Gespräch durfte angeschlagen werden. In der Schule suchten sich derbere Kameraden meiner anzunehmen und die fehlende Auf-

klärung nachzuholen; aber ihre rohe Art stieß mich ab, und als ich ihnen das zu verstehen gab, spöttelten sie zuerst und ließen mich dann links liegen.

So wurde ich tatsächlich groß, ohne eine rechte Vorstellung vom „Leben" zu erhalten, — bis mich dies Leben selbst in seine „Erziehung" und „Schule" nahm, nur daß der „Lehrgang" ein bißchen stürmisch war.

Ich hatte meine Prüfung bestanden und war ein lustiger Student geworden. Da spielte ein Rausch den Verderber. In fröhlicher Gesellschaft zogen wir zum Tanz, die Mädchen waren willig, und wie das so geht . . . kurz, man wird mich verstehen.

Moralisch war mir nicht ganz wohl zumute, und ich nahm mir vor: Nie wieder! Ich habe dies Versprechen gehalten. Warum? Nur aus Charakterstärke? Es kam eben anders, als ich es dachte.

Nach ein paar Tagen war ich elend, matt, krank — den Grund kannte ich zunächst noch nicht. Erst, als es schlimmer mit mir wurde, merkte ich, wie es mit mir stand. Da schämte ich mich. Erst später faßte ich mir ein Herz und fragte einen Freund, der mit „dabei" gewesen war. Der lachte. Ob ich die Liese „gehabt" hätte, meinte er. Ja! Nun also, da könnte er sich's schon denken, die sei nie so ganz sicher . . .

Ich will die Einzelheiten dieses Gesprächs nicht wiedergeben. Der Freund tröstete mich, das seien „Kinderkrankheiten", die müsse jeder durchmachen. Im übrigen riet er mir aber doch, zum Arzt zu gehen.

Das waren bittere Tage, die ich da durchlebte. Ich fühlte mich allen Blicken preisgegeben, glaubte, daß mir jeder meine „Schande" ansehen müsse. Und nun zu einem Fremden gehen und ihm meinen Fehltritt gestehen! Es war grausam. Ganz nackt kam ich mir vor. Selbst vor meinen Freunden verbarg ich mich — bis es schließlich nicht mehr weiter ging.

Da suchte ich den Arzt auf. Vorwürfe über meinen „Lebenswandel", wie ich befürchtet hatte? Nein! Aber ein anderer Vorwurf: Damit kommen Sie erst jetzt? So spät? Wissen Sie denn nicht, daß man mit solcher Krankheit sofort zum Arzt geht? Nein, woher sollte ich das wohl wissen — ich war ja bis vor kurzem beinahe „unschuldig" gewesen und *wußte nur, daß man über „so etwas" nicht spricht.* Dann lesen Sie — er gab mir ein medizinisches Buch an, und ich kaufte es mir.

Nun aber kam zu meinen körperlichen Schmerzen und meinem moralischen Ekel noch etwas anderes — *eine entsetzliche Angst.* Ich las, es gäbe noch andere Krankheiten der Art, wie ich sie hatte, nur viel, viel schlimmer, die den ganzen Körper vergiften . . . und sie sollen erst drei, vier Wochen nach der Ansteckung auftreten.

Jetzt durchlebte ich wahrhaft furchtbare Tage. Oft beneidete ich meine Freunde, die mich mit meiner Sorge, von der sie nur den kleinsten Teil ahnten, zum besten hielten. Ich wünschte, ich hätte auch so sein können wie sie; es gelang mir nicht. Im Wachen wie im Träumen wurde ich von meinen Schreckensbildern verfolgt, ich zählte die Tage, die dritte Woche ging vorbei, die vierte — eben wollte ich schon aufatmen — da — zeigte sie sich, ja, liebe Eltern und verehrte Lehrer, hört nur das Wort, das nie zu Hause, nie in der Schule über irgend jemandes Lippen kam, und das ich nun an meinem Leibe, in meinen Adern, in meiner Seele mit mir herumtrug: da zeigte sich die Syphilis.

Ich wurde jetzt ruhiger. Das entsetzliche Hangen und Bangen der letzten Wochen war wenigstens vorbei; ich hatte Gewißheit, und der Arzt bestätigte sie mir.

Aber die Gewißheit war grausam, allzu grausam. Oft wachte ich mitten in der Nacht auf; dann glaubte ich, es sei alles nur ein schwerer Traum — doch nein, es war Wirklichkeit und nichts an ihr zu ändern. Todmatt von der ersten, eiternden Krankheit, spürte ich nun die zweite in mir. Vergiftet war ich, physisch und, was schlimmer war, seelisch. Die Lebensfreude war wie aus meinem Dasein gestrichen.

Ich wollte arbeiten und konnte nicht. Immer störten mich meine Gedanken und Selbstvorwürfe auf. Keinen ruhigen Gedanken konnte ich mehr fassen.

Und dann kamen andere Stimmungen; Stimmungen, die mich noch mehr zur Verzweiflung brachten.

Ich sagte mir: Wenn ein einziger Mensch in meinen jüngeren Jahren ein vernünftiges Wort mit mir gesprochen hätte, dann wäre das nicht geschehen. Ein Wort nur, ein ernstes Wort der Aufklärung hätte mich retten, meinem Leben eine andere Bahn geben können. Ich wäre gefeit gewesen. So aber stürzte das Fremde, Ungeheuerliche auf den Ahnungslosen ein, auf einen, der nicht gewappnet war, und daran ging er — ich! — zugrunde.

Und ich sagte mir weiter: Was wurde nicht alles in der Familie besprochen; — oft das Nichtigste und Nebensächlichste mit größter Ausführlichkeit. *Das Wichtigste aber berührte niemand, jeder scheute sich davor!* Wie kann man aber auch ein Wort wie Syphilis in den Mund nehmen! Nein, davon darf ein wohlerzogenes Kind nichts wissen. *Und was Geschlechtsleben, Geschlechtskrankheit, Geschlecht überhaupt ist — einen Schleier darüber, so etwas gibt es eben nicht.*

Und in der Schule? Da lernten wir Deklination und Konjugation, da lernten wir Regeln und Ausnahmen, da erfuhr man alles vom toten Geschlecht, ob ein Wort männlich oder weiblich war, und wehe, wenn man einen Fehler dagegen machte. Aber vom lebenden Geschlecht erfuhr man nichts, und wen ging es an, wenn man da seine Fehler machte? Wen rührte das?

So war ich aussätzig geworden, gerade da ich zu leben anfing.

Und ich hab's mit mir herumgeschleppt, bis jetzt. Ihr habt nichts gemerkt, liebe Eltern, denn ich schien fröhlich mit den Fröhlichen, und Eure Menschenkenntnis reichte nicht weit, o nein, sie war sehr, sehr gering. Und ich, ich schämte mich immer noch. Warum habe ich's Euch nicht gesagt? Vielleicht hättet Ihr mich nicht einmal begriffen — denn von „so etwas" spricht man doch nicht! Arbeiten kann ich nicht mehr. Immer wenn ich's versuchen will, kommen jene Fragen, Vorwürfe, Grübeleien, die mich verrückt machen. Zu meinem Ziele gelange ich nicht — ich werde „der verbummelte Student". Und das will ich den Meinen und mir ersparen. Auch die Auskunft der Ärzte ist schlecht; ich bin damals eben zu spät gekommen. Innerlich und äußerlich, bei jungen Jahren, ein siecher, fürs Leben untauglicher Mensch!

Und ein Wort, ein rechtzeitiges Wort hätte mich retten können! Ein einziges, kleines, rechtzeitiges Wort! Warum sprach niemand das Wort?

Feiglinge seid Ihr allesamt, die Ihr geschwiegen habt, wo zu reden Menschenpflicht und Menschenliebe war!

Die törichtesten Dinge beschwatztet Ihr, und den Dingen des Lebens gegenüber waret Ihr Memmen. Memmen, und daher Mörder! Richtige Mörder töten mit Mut, Ihr aber tötet durch Eure Feigheit!

Sagt nicht, wenn Ihr die Kunde von meinem Tode bekommt, ich sei ein Selbstmörder. Eine Lüge wär' das! Ihr, Ihr habt mich gemordet! Ich bin nur der Vollstrecker dessen, was Ihr beschlosset.

Nicht wahr, ich bin offen? Vielleicht zu offen für unsere Gesellschaft! Aber der Tod, in dessen Schatten ich stehe, gibt mir das Privileg.

Sagt auch nicht, Ihr Lieben, ich hätte in einem Anfall von „geistiger Umnachtung" Hand an mich gelegt — ich bin so klar wie je im Leben.

Und ich sag' Euch das alles nicht, um Euch in dieser letzten Stunde noch zu kränken — o nein. Sondern, damit Ihr wißt, wohin Schweigen aus gesellschaftlicher „Moral" führt, und damit Ihr fortab redet, wenn geredet werden muß.

Ich habe jüngere Brüder. Denen leset an meinem Begräbnistage diese Zeilen vor. Vielleicht bahne ich ihnen durch meinen Tod einen besseren Weg.

Und an meine Lehrer schickt den Brief. Auch sie sollen wissen, daß nicht immer Schweigen Gold ist. Und daß ein Lehrer auch einmal von einem Schüler lernen darf. Und sie sollen den Brief ihren Schülern vorlesen — aber nicht einmal nur, nein, einhämmern sollen sie ihnen, warum ich sterben mußte. Dann mag mein Tod anderen das Leben retten.

In der Hoffnung bin ich ruhig geworden und gehe ruhig ans Letzte ... Keine Sentimentalität, Ihr Lieben.

Ich klage an, aber ich zürne nicht. Lebt wohl!

Macht's besser fortab, hört Ihr? Lebt wohl!"

Ob es möglich sein wird, die in diesem Selbstmörderbrief so dringlich geforderte Besserung durch ein gebieterisches „Du sollst nicht" herbeizuführen – wir bezweifeln es; die sexuelle Frage läßt sich nicht mit einem „Du darfst nicht" lösen, sowenig sich mit einem „Du brauchst nicht" Naturgesetze umstoßen lassen. Als der englische Nationalökonom Thomas Robert Malthus (1766–1834) im Jahre 1798 zu London gegen die Übervölkerung seine mahnende und warnende Stimme (in seiner berühmten Schrift: An essay on the principle of population) erhob, forderte er auch zunächst den ehelichen Zölibat (Enthaltung der Eheleute vom Geschlechtsverkehr) – heute aber verstehen wir unter *Malthusianismus* die Verhütung der Empfängnis durch Schutzmittel. Auch der Brief des jungen Selbstmörders lehrt, daß es nicht nur auf das „daß", sondern noch mehr auf das „was" ankommt. Was man sagt, muß unter allen Umständen die klare, schlichte, ganz ruhige und „reine" Wahrheit sein, frei von jeder Übertreibung und Beleidigung („Lasterknechte").

Im Ipsationsfall würde demnach die Aufklärungsformel etwa folgenden positiven Inhalt haben:

Fast jeder Mensch hat Selbstbefriedigung getrieben. Die Ipsation ist in den Entwicklungsjahren und oft noch lange darüber hinaus eine durch den Geschlechtstrieb an sich bei sexueller Einsamkeit hervorgerufene Befriedigungsform. Ihre nachteiligen Folgen werden meist sehr stark übertrieben; die Ipsation unterscheidet sich hinsichtlich ihrer gesundheitlichen Rückwirkung auf den Organismus kaum von der Kohabitation (= Beischlaf); es ist also vor allem das Übermaß schädlich. Alle Ipsationsfolgen sind heilbar. Die Ipsationshypochondrie stellt (wie die Sexualhypochondrie überhaupt) ein seelisches Leiden für sich dar, das in der Hauptsache auf einer falschen, durch Jahrtausende angezüchteten Sexualeinstellung beruht.

Wir kommen zur

Ipsationsbehandlung.

Sieht man ein Übel für sehr stark an, so pflegt man dagegen auch starke Mittel zu gebrauchen, während man sich bei Leiden, die man für harmlos hält, mit gelinderen begnügt. Durch Über- und Unterschätzung kann leicht ein Mißverhältnis entstehen zwischen dem, was man und dem, womit man es bekämpft. Not und Notwehr müssen einander entsprechen, wie Leid und Mitleid. Wenn man mit Kanonen nach Spatzen schießt, wie es in der Ipsationsbehandlung viel empfohlen wurde und geschah, so

fliegen zwar die Spatzen meist weiter, um bald wiederzukommen; das aber, worauf sie sitzen (in unserem Falle der Mensch), wird meist beschädigt und oft zerstört. Zahllos sind die Waffen, mit denen die Infanterie der inneren Mediziner, die Kavallerie der Psychotherapeuten, die leichte Artillerie der Orthopäden und die schwere Artillerie der Chirurgen den Feldzug gegen die Ipsation geführt haben (ganz abgesehen von dem Heer Heilbeflissener ohne Approbation und Legitimation).

In der homöopathischen Apotheke allein werden nicht weniger als 61 verschiedene Arzneimittel gegen die Folgen der Ipsation aufgeführt. Schon die große Anzahl der Mittel und Methoden beweist, daß eine *wirkliche* Hilfe von keinem zu erwarten ist. Warum hätte man sonst immer wieder neue empfohlen?

Unter den Arzneien hat man bald mehr den beruhigenden (hauptsächlich Brompräparaten), bald mehr den kräftigenden den Vorzug gegeben. In beiden Fällen pflegen auf die Dauer die ungünstigen Nebenwirkungen die günstigen Wirkungen zu überragen. Vor allem ist dringlichst vor Schlafmitteln zu warnen, Morphium und anderen narkotischen Arzneien, die man auch in Anwendung gezogen hat, weil unruhige Personen nicht selten angegeben haben, sie benutzten die Ipsation als Schlafmittel, sie könnten nicht eher zur Ruhe kommen, bevor sie sich nicht auf diese Weise in einen Erschlaffungs- und Ermüdungszustand versetzt hätten. Auch schwere alkoholische Getränke hat man zu gleichem Zweck benutzt.

Hier zeigt sich deutlich die Richtigkeit dessen, was ich vorher von dem Verhältnis zwischen Mittel und Übel sagte, denn für den Einsichtigen ist es keine Frage, daß diese narkotischen Stoffe den Organismus viel mehr mitnehmen als die Ipsation, zumal die Süchtigkeit beiden gemeinsam ist. Die Gefahr des Alkoholismus übertrifft aber die der Ipsation bei weitem.

Gewiß ist für die Ipsationsverhütung ein guter Schlaf von hoher Bedeutung. Aber wo er fehlt, sollte man ihn nur auf natürlichem Wege, nicht durch künstliche Mittel herbeizuführen suchen.

Ebensowenig wie den medikamentösen können wir den *instrumentellen* Mitteln gegen die Ipsation das Wort reden, auf deren Erfindung man großen Scharfsinn verwandt hat. Sie laufen alle darauf hinaus, die Berührung der Geschlechtsteile zu verhindern. Da hat man kleine Panzerplatten, Schutzschilde und Drahtnetze in den Handel gebracht, die vor die männlichen und weiblichen Organe geschnallt werden; „Pollutionsverhinderungsgürtel" und „Onanievorbeugungsbandagen", ja sogar „Zwangsjacken für Onanisten" wurden verfertigt mit verschlossenen, auf dem Rücken verschlungenen Ärmeln, und kleine verschließbare Käfige, deren Schlüssel die Väter an sich nehmen, um sie nur zu öffnen, wenn die Kinder urinieren müssen. Alle diese Apparate erfüllen nur selten den Zweck und wirken auf das Nerven- und Seelenleben nichts weniger als vorteilhaft. Auch das Anbinden und Anschnallen der Arme und Beine an die Bettkanten, das Überziehen dicker Fausthandschuhe, das Eingipsen der Hände ist bei Ipsatoren in Anwendung gezogen, ebenfalls meist ohne Erfolg.

Besonders verwerflich ist es, solche vorbeugenden Maßregeln bei Kindern zu ergreifen, wenn die Ipsation nicht einmal erwiesen, sondern nur vermutet ist. Es sind mir Fälle bekannt (einer aus einer Kadettenanstalt wurde bereits oben erwähnt), in denen diese Abschreckungsmethode das gerade Gegenteil von dem erreichte, was sie bezweckte, indem sie die jungen Menschen erst auf die ihnen bis dahin unbekannte Ipsation brachte. Ähnliche Bedenken hat Robert Graßmann in seinen allerdings tendenziös gehaltenen „Auszügen aus der Moraltheologie des Liguori" (Stettin 1901, S. 20 u. 21) sogar in bezug auf die katholische Beichte geäußert; er schreibt dort, daß „die unsittlichen Fragen der Beichtväter die Mädchen und jungen Burschen oft erst auf die Sünde der Masturbation hinweisen". Ist die Bemerkung Graßmanns auch voreingenommen, so erhellt doch auch aus ihr, daß man mit dem Nachspüren der Ipsation im Einzelfall nicht vorsichtig genug sein kann.

So wichtig, ja notwendig die *allgemeine* Sexualaufklärung für jedermann ist, so verfehlt erscheint es uns, in persönliche Sexualgeheimnisse dringen zu wollen.

Sexualität sollte genau so wie Politik und Religion Privatsache sein.

Leider aber wird sie im Gegenteil oft genug dem Privatleben entrissen, um politische und religiöse Gegner zu stürzen — eine uralte Taktik, die sich immer wieder bewährt und den Satz bewahrheitet: Die Politik verdirbt den Charakter. Nicht nur die vielen, denen Shakespeares König Lear die Worte zuruft:

„Was geißelt ihr die Hure — peitscht euch selbst,"

nein, niemand hat das Recht, sich unaufgefordert in das Sexualleben Erwachsener einzumischen.

Dieser Grundsatz sollte dem Menschen schon bei der Sexualerziehung eingeprägt werden. Und schon aus erzieherischen Gründen wende ich mich daher entschieden gegen die wohlgemeinten Ratschläge, welche der berühmte Breslauer Ophthalmologe (= Augenarzt) Hermann *Cohn* in seiner Broschüre: „Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder tun?" aufgestellt hat; sie gehen dahin, daß „eine beständige Aufsicht durch die Lehrer während des Unterrichts und während der Pausen in bezug darauf stattfinden soll, daß die Schüler nicht auto- und mutuelle Onanie treiben" und daß „Straflosigkeit demjenigen Schüler zugesichert werden soll, der die mutuelle Onanie zur Anzeige bringt".

Sogar auf *operativem* Wege hat man die Ipsation zu heilen versucht. Eine alte, schon von Celsus beschriebene und noch von dem französischen Arzt Fournier warm empfohlene Methode ist die *Infibulation.* Fournier selbst gibt folgende Beschreibung dieser Operation (vgl. H. Rohleder: Die Masturbation, S. 319): „Nach möglichst weiter Vorziehung des Präputiums (= Vorhaut) wird dasselbe von innen nach außen beiderseits mit einer Nadel derartig durchstochen, daß die beiden Stichöffnungen einander gegenüberstehen. Die Fäden werden so lange liegen gelassen, bis die Ränder der Öffnung vernarbt sind und einen gewissen Grad von Härte und Schwielenbildung erreicht haben. Dann wird der Faden herausgenommen und durch Silberdraht (oder einen anderen biegsamen Metallfaden) ersetzt." Es soll durch diese Sperrung eine Erektion verhindert werden, von der wir aber wissen, daß sie weder zur Lusterzeugung noch Samenentleerung unbedingt nötig

ist. Verschiedene ältere Autoren berichten von guten Erfolgen dieser barbarischen Operation.

Noch weniger als die Infibulation steht die für das weibliche Geschlecht angeratene Extirpation der Klitoris, die *Klitoridektomie,* im Verhältnis zu dem Leiden, dessen Beseitigung bewirkt werden soll; um so bedauerlicher ist es, daß sich sogar der Gynäkologe *Braun* für sie einsetzt; er schreibt: „In dem Falle tief eingewurzelter Onanie bei jungen Mädchen und Frauen und besonders bei Witwen, wenn die Folgen allzu häufiger Wiederholung der Masturbation nicht allein in physischen, sondern selbst in geistigen Störungen sich bemerkbar machen und die gewöhnlichen Hilfsmittel der Therapie ohne Erfolg geblieben sind, zögere ich nicht, die Amputation der Klitoris vorzuschlagen." Rohleder empfiehlt statt der Amputation Ätzungen der Klitoris, Fürbringer berichtet von einer Ipsantin, der er durch wiederholte Anätzungen der Vulva eine erhebliche Besserung verschaffte, während er einen jungen Burschen, bei dem keine Belehrung und Strafe half, „durch Abköpfen des vorderen Teiles seiner Vorhaut mit schartiger Schere dauernd geheilt haben will". Lallemand führte Sonden in die Harnröhren der Ipsanten ein, um schmerzhafte Entzundungen der Harnröhrenschleimhaut hervorzurufen.

Ich führe diese jetzt wohl nur noch ganz ausnahmsweise angewandten „Heilmethoden" an, um den Lesern der Geschlechtskunde, die ja nicht nur das Sexualleben unserer Zeit behandelt, sondern auch bis zu einem gewissen Grade über die Sexualgeschichte der Menschheit unterrichten soll, zu zeigen, wie weit sich der menschliche Geist, wenn blinder Lärm ihn *verwirrt, verirren* kann.

Es wird nach dem Gesagten kaum noch wundernehmen, daß man in dem Windmühlenkampf gegen die Ipsation schließlich auch zur völligen Entfernung der Geschlechtsdrüsen, zur *Kastration* seine Zuflucht genommen hat. Es ist richtig (weshalb, werden wir bei Besprechung des innersekretorischen Drüsensystems erfahren), daß durch die Fortnahme der Keimdrüsen eine starke Abschwächung (wenn auch keineswegs immer eine völlige Beseitigung) der Geschlechtslust erzielt werden kann. Mir sind im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl von Fällen bekannt geworden, in denen sich Patienten wegen exzessiver Ipsation kastrieren ließen. Der Eingriff war nicht vom Arzte geraten, sondern stets von den Ipsanten in ihrer Verzweiflung erbeten worden, gewöhnlich, indem sie die Alternative (= Wahl) stellten: Selbstmord oder Kastration.

So suchte mich vor einigen Jahren ein Kollege mit einem 24jährigen Mann auf, einem Studenten der Jurisprudenz, der sehr elend aussah und sich in tiefster seelischer Depression befand. Seit zehn Jahren ipsierte er täglich 5 bis 6 mal, „über 18000 mal sei es nun schon vorgekommen" sagte er, „was möglich wäre, habe er versucht; wenn ihn nicht der Arzt kastrieren wolle, würde er es selber tun." Die Operation wurde schließlich vorgenommen. Als ich zum letzten Male von dem Patienten hörte – drei Jahre nach der Kastration –, erfuhr ich, daß die mit der Hodenentfernung erloschene Ipsation nicht wiedergekehrt sei; er habe sich körperlich und geistig gut erholt; nur in seiner Stimmungslage sei er meist sehr verdüstert.

Mich erinnert die durch Kastration geheilte Ipsation immer ein wenig an den geheilten Darm des gestorbenen Patienten, der, als seiner Zeit (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) das Tuberkulosemittel Robert Kochs so überschwengliche Begeisterung und Hoffnung erweckte, in einer Berliner medizinischen

Gesellschaft vorgezeigt und bewundert wurde, ohne daß man sogleich die ganze Tragikomödie erfaßte, über die man sich erst nach und nach klar wurde; die tuberkulösen Darmgeschwüre waren geheilt, aber der Patient war zugrunde gegangen. So ist es auch in diesem Falle. Die Ipsation ist behoben, aber der Patient seiner Geschlechtsdrüsen und seines Geschlechtstriebes beraubt. Ich meine: *Selbst die schwersten Folgen der Ipsation sind nicht schwer genug, um einen Eingriff zu rechtfertigen, der einen Menschen für Lebenszeit zur Geschlechtslosigkeit verdammt.*

Da dürfte es doch wohl »natur« und darum auch vernunftgemäßer sein, zumal ohnehin auch bei den aufgeführten inneren und äußeren „Heilmethoden" der Schwerpunkt, die eigentliche Wirksamkeit in der Beeinflussung *seelischer Kraftquellen* liegt, es mit Kuren zu versuchen, die sich ohne Umschweife an diese wenden.

In erster Linie kommt hier auch heute noch die hypnotische Suggestionsbehandlung in Betracht, die, von einem sachkundigen Arzt ausgeübt, häufig, und zwar auch schon im Kindesalter, bei der Ipsationsbehandlung vortreffliche Dienste leistet; ihr begeistertster Fürsprecher ist der bekannte Freiherr von *Schrenck-Notzing* in München, der sich von dem „kategorischen Imperativ des suggestiven Zwanges" namentlich bei ipsierenden Personen in der Vorpubertät ungleich mehr verspricht als „von einer geistigen Beeinflussung im Wachzustande," die „über den geistigen Horizont und das Können vieler Kinder" hinausgeht. Nach meiner Erfahrung wird der Wert der Hypnose durch eine geeignete Aufklärung wesentlich erhöht. Je nachdem der Fall es erfordert, wird diese darauf gerichtet sein, dem Patienten mehr die nachteiligen Folgen der Ipsation für sein Nervensystem oder deren Überschätzung klarzumachen. In beiden Fällen aber soll man sich streng an die Wahrheit halten.

„Aussprechen, was ist", diese Formel von Ferdinand Lassalle ist sowohl für den Arzt als für den Patienten die Hauptregel bei der zweiten der psychischen Behandlungsmethoden, der Psychoanalyse, über deren Technik und Bedeutung wir uns im vorigen Kapitel ausgesprochen haben. Auch sie besitzt in der Bekämpfung der Ipsation ein weites Wirkungsfeld.

In neuerer Zeit hat man empfohlen, die frühere Suggestionsbehandlung, welche im wesentlichen eine Beeinflussung durch *andere* (Heterosuggestion) war, durch *Autosuggestion* („Selbstbeeinflussung", „Selbstüberredung", „Selbstbemeisterung") zu ersetzen. Seit der französische Apotheker Emil *Coué* aus Nancy mit großem Erfolg verkündet hat, es sei, um gesund zu werden, nützlicher, die *Einbildungskraft* seiner eigenen, als den Willen einer zweiten Person zu Hilfe zu nehmen, hat man diese Methode auch mehrfach bei der Ipsation angewandt, und es haben mir auch einige bereits von guten Erfahrungen berichtet. Ich halte dies auch durchaus für möglich, denn da, wie wir sahen, die Ipsationsfolgen in hohem Maße auf Einbildung beruhen und auch in der Vornahme des Ipsationsaktes selbst als eine Ersatzhandlung

die Einbildungskraft eine beträchtliche Rolle spricht, ist es durchaus einleuchtend, auch bei ihrer Abwehr und Beseitigung

die Einbildungskraft als Heilmittel

zu Hilfe zu nehmen.

Die von *Hahnemann*, dem Begründer der Homöopathie, vertretene Anschauung, man müsse Gleiches durch Gleiches vertreiben, um es zu heilen, hat bei der *Behandlung seelischer Leiden durch seelische Mittel* viel für sich. Die Ausführung des Couéschen Verfahrens („der Couéismus") mutet zwar zunächst reichlich naiv, um nicht zu sagen infantil (= kindlich) an, aber bei wie vielen Methoden ist dies nur deshalb nicht der Fall, weil wir die Einfachheit ihrer Technik nicht kennen oder sie uns zu geläufig ist. Die Autosuggestion nach Coué besteht nämlich darin, daß man eine Art Rosenkranz in die Hand nimmt und eine Kugel nach der anderen beiseite schiebt indem man litaneiartig eine Formel murmelt, die in dem Falle der Ipsation etwa lauten würde: „Die Selbstbefriedigung hat mir keinen Schaden zugefügt, ich bin völlig gesund, sowohl in geschlechtlicher als in jeder anderen Beziehung." Gegen die Ipsation selbst würde die Formel etwa lauten: „Ich besitze in mir Kraftquellen, durch die ich den Drang nach Selbstbefriedigung überwinden kann."

Die Couésche Methode ist gewissermaßen die auf die Heilkunst übertragene Philosophie des *„als ob"*. Der Mensch soll sich so fühlen, *als ob* ihm nichts fehle und er alles könne. Nicht auf den Willen, auf die Überzeugung kommt es an.

Coué selbst sagt einmal: „Der Schlüssel der Methode liegt in der Erkenntnis von der Überlegenheit der *Vorstellungskraft* als Glaube über den bewußt betonten Willen." Ein anderes Mal meint er: „Gedanken und Worte, wie: ‚Ich möchte gern' ziehen fast immer ein: ‚Ich kann aber nicht' nach sich."

In dem Vortrag: „La Maitrise de Soi-Même par l'Autosuggestion consciente" (Die Herrschaft über das eigene Ich durch bewußte Selbstbeeinflussung), der 1923 bei Oliver in Paris erschienen ist (Übersetzung von Dr. Paul Amann, bei Benno Schwabe in Basel), dem Coué die Worte vorangesetzt hat: „Nicht der Wille ist der Antrieb unseres Handelns, sondern die Einbildungskraft", gibt der Begründer der neuen Schule von Nancy (die ältere Nancyer Schule, aus der er in seiner Jugend selbst hervorgegangen ist, knüpft an die Namen *Bernheim* und *Liébault* an; ihre Einführung der Suggestion und Hypnose in die Heilkunde erregten vor einem Menschenalter, als ich Student war, ein ganz ähnliches Aufsehen wie jetzt Coués Autosuggestionsverfahren) folgende Beschreibung seiner Methode:

„Jeden Morgen, beim Erwachen, und jeden Abend, gleich nach dem Zubettegehen, schließt man die Augen, um so die Aufmerksamkeit zu sammeln, und wiederholt zwanzigmal hintereinander, indem man die Lippen bewegt (das ist unerläßlich) und mechanisch die Anzahl der Wiederholungen an einer mit zwanzig Knoten versehenen Schnur abzählt, die Worte: ‚Mit jedem Tage geht es mir in jeder Hinsicht besser und besser.' Dabei soll man an nichts Besonderes denken, da sich die Worte ‚in jeder Hinsicht' auf alles beziehen. Die Autosuggestion ist mit unbedingtem Vertrauen vorzunehmen, in der gläubig festen Überzeugung, man werde das Gewünschte erlangen. Je stärker diese Zuversicht, desto größer sind die Erfolge, und desto rascher stellen sie sich ein. So oft man ferner im Laufe des Tages oder der Nacht ein körperliches oder seelisches Unbehagen spürt, gibt man sich

sogleich die Gewißheit, man werde es nicht auch noch bewußt unterstützen, vielmehr werde man es zum Verschwinden bringen. Dann sucht man eine Weile möglichst ungestört zu sein, schließt die Augen, fährt mit der Hand über die Stirn, wenn es sich um seelisches handelt, oder über die schmerzende Stelle, wenn einen ein körperliches Leiden quält, und wiederholt, indem man die Lippen bewegt, mit größter Schnelligkeit die Worte: ‚Es geht vorüber, es geht vorüber usw.', solange es nötig ist. Bei einiger Übung verschwindet der körperliche oder seelische Schmerz innerhalb eines Zeitraums von 20 bis 25 Sekunden. Die Übung ist im Bedarfsfalle zu wiederholen. Bei der Anwendung der Autosuggestion muß sorgfältig jede Willensanstrengung vermieden werden." So Coué.

Verdienen die psychischen Heilmethoden *Hypnose, Psychoanalyse, Autosuggestion* (es sind nicht die einzigen) in der Ipsationsbehandlung auch mehr Vertrauen als die angeführten medikamentösen, instrumentellen und operativen Mittel und Methoden, so wollen wir uns doch nicht verhehlen, daß auch sie nur Versuche sind, die zwar in manchen Fällen helfen werden, keineswegs aber in allen eine Dauerwirkung gewährleisten.

Eine wirklich durchgreifende Behandlung der Ipsation kann immer nur ursächlich sein. Wenn irgendwo, so gilt hier die Regel: „Cessanta causa, cessat effectus (= verschwindet die Ursache, verschwindet ihre Folge), mit anderen Worten: hört die Ipsation auf, so hören mit ihren Wirkungen auch alsbald die Nebenwirkungen auf. Um aber jemanden von der Ipsation selbst zu befreien, ist es notwendig, *ihre* Ursachen zu beheben, die, wie wir auseinandergesetzt haben, sehr mannigfacher Natur sind.

Oft dürfte diese kausale Therapie (= ursächliche Behandlung) sehr leicht, oft recht schwierig sein. Beruht die Neigung, sich an den Geschlechtsteilen zu reiben, auf einer juckenden Krankheit, auf Parasiten, Schmarotzern oder Würmern, so müssen diese entfernt werden. Wird sie von den genitalwärts gerichteten Hosentaschen beeinflußt, so müssen diese von der Vorderseite auf die Rückseite verlagert werden. Ist sie ausschließlich auf den Mangel an entsprechendem Geschlechtsverkehr zurückzuführen, so muß erwogen werden, wie es möglich ist, diesen in die richtigen Bahnen zu lenken. Hier werden sich freilich oft vorhandene Möglichkeiten als Unmöglichkeiten erweisen.

Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich bemerken, daß ich *kein Anhänger geschlechtlichen Auslebens, ebensowenig* aber *ein Anhänger geschlechtlichen Aushungerns* bin. Mich lehrte Menschenforschung den Erfahrungssatz:

Die besten Mittel und Wege sind die Mittelwege

und die Erkenntnis, daß der Spruch von Friedrich *Seume:* „Wer aus sich heraus lebt, tut immer besser, als wer in sich hinein lebt", für das Geschlechtsleben dieselbe Bedeutung hat wie für jede Lebenstätigkeit überhaupt. Auf erotischem Gebiet liegt der Mittelweg in der *Gleichgewichtsherstellung* zwischen den verschiedenen Sexualbahnen, den Eindrucks- und Ausdrucksbahnen, den Ladungs- und Hemmungsbahnen. Nur wenn diese richtig ausbalanciert sind, kann der Mensch sich in der Harmonie mit sich befinden, die weder in der Zügellosigkeit noch in jenem Übermaß der Entsagung liegt, von dem einmal mein verehrter Freund Edward *Carpenter* sagte, sie sei „ein Aufgeben der Welt um ihren eigenen Schatten". Der große rhythmische

Pendelschlag aller Lebenserscheinungen ist auch auf geschlechtlichem Gebiete die Voraussetzung körperseelischer Gesundheit und die natürliche Grundlage, auf der einzig und allein Sittengesetze sich aufbauen dürfen.

Die letzte eigentliche Ursache jedes Aktes von Selbstbefriedigung ist genau die gleiche wie die des Geschlechtsverkehrs zwischen Mann und Weib und jeder geschlechtlichen Handlung überhaupt, sie alle sind das Ergebnis eines voraufgegangenen Kampfes zwischen

Trieb und Widerstand.

Wir werden uns im weiteren Verlauf dieses Buches mit diesen beiden Sexualkomponenten noch wiederholt zu beschäftigen haben (vor allem bei genauerer Besprechung der einzelnen Sexualbahnen); hier sei nur darauf hingewiesen, daß eine wahrhaft ursächliche Behandlung der Ipsation stets an diesen beiden Elementen ansetzen muß, sie muß den Trieb zu mindern und den Widerstand zu mehren suchen.

Nur so wird der Mensch auch im Geschlechtlichen die Forderung der Alten erfüllen können, durch deren weisen Gebrauch er Halt und Menschenwürde erlangt:

ἔχω οὐκ ἔχομαι

(„ich besitze, aber ich werde [oder auch: ich bin] nicht besessen").

Hierbei sind allerdings zwei Dinge grundsätzliche Voraussetzung:

a) *Bejahung der Sexualität* als eines der höchsten Lebensgüter, dessen Schönheit sich der Mensch bewußt erfreuen darf und soll, wie der Schönheit jedes anderen ihm von der Natur verliehenen Guts.

b) *Sexuelles Selbstbestimmungsrecht*, durch dessen Befolgung zugleich die natürlichen Grenzen gezogen sind für das, was im Geschlechtlichen Recht und Unrecht ist. Ein Unrecht begeht, wer das sexuelle Selbstbestimmungsrecht bei anderen verletzt.

Trieb und Widerstand können durch künstliche und natürliche Mittel beeinflußt werden. Warum wir von den künstlichen nichts halten, haben wir klargelegt, nur die sind von Wert, die aus der Natur erwachsen, sich in der Lebensweise widerspiegeln. Nur diese können der Dreieinheit: „Körper – Seele – Geschlecht" zu dem Gleichgewicht verhelfen, das wir als Glücksgefühl empfinden und als Glück zu bezeichnen pflegen.

Was schwächt, was stärkt den Trieb und Widerstand? Diese für die gesamte sexuelle Hygiene so bedeutsame Frage soll im Anschluß an die von uns in diesem Kapitel besprochene Betätigungsform der Ipsation, den Inhalt des nächsten Kapitels bilden.

VIII. KAPITEL

Geschlechtswille und Triebstärke

Lebensweise und Lebensweisheit

Motto:

Licht übers Land! —
Das ist's, was wir gewollt.
J. P. Jacobsen.

Wenn jemand zu der Erkenntnis gelangt ist, wie wurzelhaft tief die Geschlechtspersönlichkeit und der Geschlechtstrieb in der Natur des Menschen ruhen, könnten ihm sehr wohl Zweifel aufsteigen, ob es überhaupt etwas wie einen Geschlechtswillen gibt, ob nicht *alles* im Geschlechtsleben unentrinnbares Schicksal (Fatum, Karma, Bestimmung, Vorsehung) ist. Dies wäre aber genau so sehr ein Fehlschluß wie der, daß die Geschlechtswahl *allein* vom Geschlechtswillen abhängig ist.

Sowenig der Mensch über seinen Schatten springen kann, sowenig kann er über seine Sexualkonstitution hinaus; wir sahen bereits und werden es namentlich bei Besprechung des innersekretorischen Drüsensystems noch viel deutlicher erkennen, in wie hohem Maße der Sexualtypus mit dem Individualtypus eines Menschen zusammenfällt, identisch ist. Doch ist der Mensch nicht ausschließlich ein Produkt der Vererbung, sondern ein Ergebnis von Anlage *und* Lage, und seine Handlungen ind nicht lediglich ein Ausdruck seiner Empfindungen, sondern ein Ergebnis von Trieb *und* Widerstand. Wer einem Täter gerecht werden will, muß also Anlage *und* Lage, wer eine Tat beurteilen will, Trieb *und* Widerstand genau unter die Lupe nehmen – jedes für sich und beides zusammen.

Anlage und Trieb sind in ihrer eng miteinander verbundenen Eigenart durch die Konstitution gegeben, angeboren („eingeboren") – *Lage und Widerstand* sind es nicht oder nur zum kleinen Teil, sie bilden sich (um mit Goethes Tasso zu reden) „im Strom der Welt" und hängen im wesentlichen von der Lebensführung, von der Lebensgewöhnung und den Lebensgewohnheiten ab. Diese („die äußeren Verhältnisse") beeinflussen in hohem Grade in positiver oder negativer Richtung die Widerstandskräfte, die Willenskraft, die Willensgrenzen, mit einem Wort: den Willen, der den Geschlechtstrieb reguliert, soweit er regulierbar ist. Dieser Wille, den wir dort, wo er das Geschlechtsleben betrifft, kurz als Geschlechtswillen bezeichnen (so wie man den Willen zum Leben Lebenswillen nennt), wird sich um so leichter oder schwerer durchsetzen, je kleiner oder größer die Triebstärke ist, welche er zu überwinden hat.

Denn so engen Spielraum im Menschen die Triebrichtung (der „Fall", das „Genre", der „Geschmack", den jemand in der Liebe hat) besitzt – der „Variationshunger" (= Abwechslungsbedürfnis), die „Übersättigung" spielt keineswegs im Liebesleben die Rolle, die man ihm früher zuschrieb – in so weiten Grenzen bewegt sich die Stärke des Triebes, steigt und fällt das *Triebbarometer* von kalter, stiller Gleichgültigkeit bis zu glühender, stürmischer Leidenschaftlichkeit – teils bedingt durch

das Sexualtemperament,

teils durch den jeweiligen Zustand der Körperseele.

Von Natur ist die Triebstärke sowohl unter Männern als unter Frauen ganz ungemein verschieden, so daß hier unter noch größeren Schwierigkeiten als sonst auf erotischem Gebiete die Stelle normiert werden kann, an welcher das Physiologische (= Natürliche) aufhört und das Pathologische (= Krankhafte) beginnt. Es gibt Personen, die auf Grund ihrer organischen Beschaffenheit überhaupt kein oder nur ein geringes Bedürfnis nach geschlechtlicher Betätigung haben. Mindestens ebenso häufig finden sich aber bei beiden Geschlechtern Individuen, bei denen der kaum befriedigte Trieb bald immer wieder neu erwacht. Sie könnten mit Faust von sich sagen:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Um krassere Fälle zu erwähnen, so beklagte sich bei mir eine Frau, daß ihr Mann in den acht Jahren ihrer Ehe, von kurzen Zwischenräumen abgesehen, jeden Tag vier- bis fünfmal den Akt mit ihr vollziehe, seine Gesundheit schiene darunter nicht gelitten zu haben, aber ihre. In einem anderen Falle berichtete mir ein unverheirateter Mann glaubwürdig, daß er während eines einzigen Jahres über tausendmal in normaler Weise koitiert habe. In einer Gerichtsverhandlung, zu der ich zugezogen war, gab der Ehemann im Beisein seiner Frau an, daß sie während der Flitterwochen durchschnittlich achtzehnmal innerhalb 24 Stunden verkehrt hätten. Bilden solche *„Sexualathleten"* auch nur große und keineswegs rühmliche Ausnahmen, so sind sie doch für die Breite des Möglichen (nicht des Zulässigen) von lehrreichem Belang. Die bekannten Lebemänner und Liebeskünstlerinnen der Geschichte, deren Namen zum Begriff geworden sind, wie *Casanova, Don Juan* und *August der Starke, Phryne, Messalina* und *Katharina,* stehen auf dem einen Flügel, Männer wie *Immanuel Kant* und der Maler *Adolf Menzel,* von denen behauptet wird, daß sie weder die Liebe noch den Geschlechtsverkehr kannten, und Frauen wie *Kornelia Goethe,* von der ihr Bruder Wolfgang sagte, daß in ihrem Wesen keine Spur von Sinnlichkeit lag, auf dem anderen Flügel. Zwischen diesen beiden Endgraden gibt es alle nur erdenklichen Abstufungen.

Die individuelle Triebstärke

erhält sich, von Ausnahmen und periodischen Schwankungen abgesehen, auf ziemlich gleichmäßiger Höhe, mit anderen Worten: frigide (= gefühlskalte) Männer und Frauen pflegen einen niedrigeren Grad, temperamentvolle einen höheren Grad der Libido (= Geschlechtslust) als das ihnen eigentümliche Sexualtemperament zu behalten.

Die Trieb*richtung* als solche hat mit der Triebstärke nichts zu tun. Es können also Menschen, die es zum gleichen, ebenso wie solche, die es zum anderen Geschlecht treibt, sehr leidenschaftlich sein oder einen nur schwach entwickelten Geschlechtsdrang besitzen. Handelt es sich um bisexuelle Personen (deren Trieb auf beide Geschlechter gerichtet ist), so pflegt gewöhnlich die Heftigkeit, mit welcher es eine Frau oder einen Mann zum weiblichen oder männlichen Geschlecht zieht, recht verschie-

den zu sein. Um dies zu veranschaulichen, bedienen sich „Bisexuelle“ („Biamanten“ nannte sie Benedikt Friedländer) oft zahlenmäßiger Vergleiche, etwa so, daß es sie zu 90 Prozent zum weiblichen und zu 10 Prozent zum männlichen Geschlecht ziehe oder umgekehrt. Aber auch Art und Grad der Bisexualität sind nicht gewollte oder durch Außeneindrücke erzeugte Zustände, sondern sind in der und durch die Geschlechtspersönlichkeit begründet. Für die Frage der Triebbeherrschbarkeit im Einzelfall ist die Feststellung der individuellen Triebstärke neben der der Triebrichtung von erheblicher Wichtigkeit

In wie hohem Grade innerhalb der Grenzen angeborener Empfindungsmöglichkeiten Lebensregeln das sexuelle Leben regeln, die Stärke des Triebes und die Kraft des Widerstandes mindern oder mehren, habe ich bereits im V. Kapitel dieses Buches, wo von praktischer Sexualerziehung die Rede ist, an Hand von Beispielen (Alkohol, Prügel usw.) ausgeführt. Was Shakespeare (in Macbeth) einmal vom Trunk sagt:

.... er treibt das Verlangen
und vertreibt das Erlangen,

gilt nicht allein von alkoholischen, sondern von vielen anderen Stoffen und Dingen, die ähnlich auf das sexuelle Verlangen und Erlangen wirken; es besteht aber auch kein Mangel an Mitteln, die das Umgekehrte tun, vor allem auch das Verlangen vertreiben.

Es gibt kein Gebiet der Lebensführung, das nicht vom Geschlecht beeinflußt wird und das Geschlecht beeinflußt. Die Art der Arbeit und Erholung, Berufs- und Umgangswahl, die ganze Umgebung, Kleidung, Wohnung und Ernährung des Menschen, alles, was wir tun und was mit uns geschieht, hat irgendwelche Beziehungen zum Geschlecht. Alle hier in Betracht kommenden Punkte zu erörtern, hieße die Geschlechtskunde zur Lebenskunde zu erweitern, bedeutete die Abfassung einer Gesundheitslehre vom sexualwissenschaftlichen Standpunkt, ein Unternehmen, das den gesteckten Umfang dieses Buches sprengen würde, so lohnend und wünschenswert es an sich gewiß wäre, unsere ganze Lebensweise einmal vom Standpunkt des Sexualforschers durchzunehmen und nachzuprüfen, was von dem, was in dieser Hinsicht als öffentliche Meinung oder Ansicht einzelner auftritt, wahr oder falsch ist; denn auch hier, wie überall im Sexuellen, sind Dichtung und Wahrheit, Glaube und Aberglaube, Erhärtetes und Unbewiesenes, Veraltetes, Überholtes und dauernd Gültiges innig gemischt.

Von einem Geschlechtswillen kann jedenfalls nur derjenige Mensch Gebrauch machen, der ihn besitzt; es besitzt ihn aber nur der, der ihn sich erworben hat, oft leicht erwarb, oft schwer errang, jedenfalls aber nach Fausts Worten an Wagner handelte:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Wer in sich einen starken Geschlechtswillen ausgebildet hat, vermag viel in dem ihm von der Natur gesetzten Umkreis, aber nicht alles. Sowenig wie der Ernährungswille den Nahrungstrieb, kann der Geschlechtswille den Geschlechtstrieb töten.

Die Voraussetzung sexueller Energie

im Sinne von Selbstbeherrschung, Selbstbemeisterung – nicht Knebelung – des Geschlechtstriebs ist eine in gutem Zustand befindliche Körperseele, die über ein gewisses Maß von Lebensfrische, Lebenskraft und Lebensmut verfügt. Vor allem kommt es dabei auf ein gesundes Zentralnervensystem an, dessen Leistungsfähigkeit aber nicht, wie noch vielfach angenommen wird, nur „funktionell" ist (man sollte mit diesem Worte im Zeitalter der Lehre von der inneren Sekretion recht sparsam umgehen), sondern an die chemische Beschaffenheit der Gewebe gebunden ist, die ständig mit der Lebensweise wechselt.

Jede Kraftverminderung setzt eine Stoffveränderung voraus. Dies bezieht sich namentlich auch auf

die körperseelische Ermüdung

und Erschöpfung, die für die jeweilige Stärke des Geschlechtswillens sehr bedeutungsvoll ist. Mit *Stadelmann* und *Weichart* (vgl. den Vortrag: Die Beziehung der Ermüdung zur Psychose von Nervenarzt Dr. Heinrich Stadelmann [Dresden] auf der 14. Versammlung mitteldeutscher Psychiater und Neurologen in Halle, 25. Oktober 1908) bin ich der Meinung, daß die Ermüdung durch *Selbstvergiftung* entsteht, hervorgerufen durch einen allzulangen Kräfteverbrauch. Weichart gelang es, ein sogenanntes *Ermüdungstoxin* aufzufinden.

Diese Müdigkeitsgifte („Kenotoxine" genannt), die er aus den Muskeln hochermüdeter Tiere darstellte, haben je nach der Menge ihrer Einverleibung in den tierischen Körper eine verschiedene Wirkung. Werden sie in geringen Mengen der tierischen Zelle zugeführt, so wird die Leistungsfähigkeit des Tieres gesteigert, ohne daß die Zelle selbst dadurch geschädigt wird. Eine stärkere Menge dieses Giftes setzt die Leistungsfähigkeit des Organismus herab und kann sie vollständig aufheben, ja sogar den Tod im Gefolge haben. Stadelmann sagt: „Das *Ermüdungsgift* hat eine Wirkung, wie sie im allgemeinen den *Nervengiften* zukommt, eine *erregende* im engeren Sinne und eine *lähmende* Wirkung. Es bringt dieselben Stadien der gesteigerten und herabgesetzten Reizbarkeit hervor wie das Chloroform, das Opium, Morphium, der Alkohol, das Kokain, Haschisch u. dgl."

Durch höhere Grade der Ermüdung und Erschöpfung wird sowohl die Geschlechtslust als der Geschlechtswille herabgesetzt. Befinden sich die sensorischen Aufnahmeapparate (Sinne und Seele) im Zustand der Ermattung, so leidet ihre Aufnahmefähigkeit. Stärker aber fällt vom sexualpraktischen Gesichtspunkt die Schwächung der sich als Wille auswirkenden Widerstandskräfte ins Gewicht. Liegen die Hemmungsmechanismen, rückschließende Überlegung und vorwärtsschauende Überlegenheit, danieder, so haben äußere Sexualreize ein leichteres Spiel, sich durchzusetzen und schlummernde Kräfte in lebendige zu wandeln. *Dann gewinnt das Geschlecht im Menschen die Oberhand, nicht weil der Geschlechtstrieb zu groß, sondern der Geschlechtswille zu klein wurde.*

In vielen Gerichtsfällen konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß eine hochgradige Abspannung der Nerven infolge schwerer körperseelischer Überanstrengung Schuld daran trug, daß die Willensenergie so brach gelegt war, daß abweichende Triebe sich hemmungsloser in unerlaubte Handlungen umsetzten. Es trat ein Zustand von Apathie (= Gleichgültigkeit) und damit von Abulie (= Willensschwäche, eigentlich Willenlosigkeit) ein, der sich in mangelnder Widerstandsfähigkeit, leichterer Nachgiebigkeit, in „Leichtsinn" und „Leichtfertigkeit" kundgab. Wenn Angeklagte nicht selten angeben, die ihnen zur Last gelegte Handlung hätte ihrer Neigung „eigentlich" nicht entsprochen, die Person, an oder mit der sie sich vergingen, wäre „überhaupt nicht ihr Fall gewesen", so ist diese abulische Gemütsverfassung, dieser „Nervenverfall", hierfür eine der häufigsten Ursachen.

Ein schwacher oder starker Geschlechtswille bildet sich nicht in dem Augenblick, in dem er sichtlich in die Erscheinung tritt, vielmehr ist es die schwächende oder stärkende Lebensweise, das Verhalten vorher, das ihn erzeugt und gebiert. Dennoch hat auch Krafft-Ebing recht, wenn er nicht über den Geschlechtswillen, sondern über den Geschlechtstrieb schreibt: „Geistig angestrengte Tätigkeit (angestrengtes Studium, körperliche Anstrengung, Gemütsverstimmungen, sexuelle Enthaltsamkeit) sind der Erregung des Sexualtriebes entschieden abträglich." Ob sie aber mehr dem Geschlechtstrieb oder dem Geschlechtswillen abträglich waren, läßt sich selbst aus den Geschlechtshandlungen nicht mit Sicherheit folgern. Denn wir besitzen leider keine Instrumente, mit denen wir die Stärke des Geschlechtstriebes und der Widerstandskräfte abwägen, berechnen, messen können wie etwa die Höhe des Blutdruckes mit dem Manometer oder den Grad des Fiebers mit dem Thermometer. Kämen wir einmal dahin, es wäre viel gewonnen. Wir wären dann nicht wie jetzt auf Vermutungen angewiesen, wenn wie so oft die Frage auftaucht, ob ein Mensch über einen freien Geschlechtswillen verfügte, ob er sich im Besitze freier Willensbestimmung befand, als er eine ihm zur Last gelegte Tat beging. Ich habe oft den Mut bewundert, richtiger gesagt, ich habe mich oft über den Mut und die Bestimmtheit gewundert, mit denen Sachverständige und Richter in Sexualprozessen diese Frage bejahten.

Es scheint, als ob der Geist mancher Juristen durch die vielen Tausende krauser Paragraphen, die ihre Gesetzbücher enthalten, so vollgepfropft ist, daß allen naturwissenschaftlichen Erörterungen über Trieb und Widerstand der Weg versperrt bleibt. Wie oft glaubte ich „mit Engelzungen" geredet zu haben und hatte doch nur „tauben Ohren" gepredigt. Wenn dann am Schlusse solcher Verhandlungen die Richter und Schöffen aus dem Beratungs- (und Frühstücks-) Zimmer in den Gerichtssaal zurückkehrten (nach der neuen, nichts weniger als verbesserten Strafprozeßordnung ist es auch in Sexualprozessen jetzt oft nur ein Einzelrichter, der sich in das Beratungszimmer zurückzieht) und der Vorsitzende unter atemloser Spannung das schwerwiegende Urteil verkündete, das einem Unglücklichen Freiheit und Ehre nahm, gingen mir oft Altmeister Goethes Worte durch den Sinn:

„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Namentlich vor Kriegsgerichten hatte ich mehrfach Militärpersonen zu begutachten, deren Nervensystem durch die chronischen Strapazen des Feldzuges oder akute Schockwirkungen der Schlacht schwer gelitten hatte; häufig handelte es sich auch um Verschüttungen. Meist waren es Offiziere (Sexualgeheimnisse bei der Mannschaft wurden seltener gelüftet), die, wegen „Sittlichkeitsvergehen" angeschuldigt, erklärten: „Wir spürten wohl auch schon früher ähnliche Neigungen, konnten sie aber beherrschen, jetzt sind wir nicht mehr die Alten; ‚invalide' geworden, fühlten wir uns nicht mehr imstande, äußeren Anreizen kraftvoll zu widerstehen." Solche Fälle haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß *schwere nervöse Erschöpfungszustände und höhere Grade reizbarer Nervenschwäche (= Neurasthenie) die sexuelle Widerstandskraft ebenso stark beeinträchtigen können wie die vielen artfremden Betäubungsmittel, die sich die Menschen einverleiben.*

Von verschiedenen Seiten (u. a. amerikanischen Zeitungsberichterstattern) ist mir die Frage vorgelegt worden, ob

die Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen nach dem Kriege,

namentlich die sexueller Gewaltakte, wie „Kinderschändungen" und „Lustmorde", auf die Verrohung und Abstumpfung zurückzuführen ist, die jahrelange berufsmäßige und pflichtmäßige Grausamkeiten im Menschen hervorrufen. Ich bin der Ansicht, daß der Krieg die Hemmungen viel stärker als die Triebe nachteilig beeinflußt (was im Ergebnis allerdings das gleiche ist). Der Verbrauch gesunder Nervenkraft im Kriege ist ungeheuer groß für alle, nicht nur für die Männer an der Front. Wohlberechtigt war deshalb auch *Hindenburgs* im Kriege geäußerte Meinung und Mahnung: „Siegen wird, wer die besten Nerven hat." (Vgl. die zweite meiner Kriegsschriften: „Kriegspsychologisches", 1916 bei Marcus & Weber in Bonn, Seite 24.) Die im Beginn aller Kriege vielgerühmte kräftigende Wirkung der Kriege auf die Körperseele („Stahlbadtheorie") kommt nur für ganz wenige und nur für kurze Zeit in Betracht. Die übergroße Mehrzahl der Männer und Frauen wird durch den Krieg und die Kriegsfolgen in ihren Nerven zermürbt und zerrüttet, dadurch widerstandsunfähiger und willensschwächer, hemmungs- und direktionsloser. Daher die Vermehrung aller unsozialen Handlungen nach Kriegen; daher aber auch die Zunahme aller geschlechtlichen Akte. Sie wirkt sich auf der einen Seite in einer raschen Ausfüllung der durch den Krieg gerissenen Menschenlücken, auf der anderen Seite in einer Steigerung geschlechtlicher Vergehen und Verbrechen aller Art aus.

Von Sachverständigen und Richtern werden bei der Beurteilung sexueller Handlungen namentlich zwei Tatsachen oft übersehen, zum mindesten unterschätzt, ein-

mal, daß der Geschlechtstrieb zwar viel seltener als der Nahrungstrieb Befriedigung erheischt, diesem bei den meisten Geschöpfen aber an zeitweiser Stärke nicht nur nicht unterlegen, sondern überlegen ist, zum zweiten, daß der Sexualreflex ein Treppenreflex ist. Was unterscheidet einen Treppenreflex von einem gewöhnlichen?

Beim einfachen Reflex ruft eine Reizung eine Empfindung, diese eine Bewegung hervor, die das durch den Reiz entstandene Gefühl nicht verstärkt, sondern *beseitigt.* Nehmen wir ein Beispiel, das auch in die Urogenitalsphäre (= das Gebiet der Harn- und Geschlechtswerkzeuge) fällt: Der Reiz der in der Harnblase sich ansammelnden Flüssigkeit erzeugt eine Empfindung, die als Harndrang wahrgenommen wird und zu einer Bewegung, der Entleerung der Blase, führt, die den Reiz und gleichzeitig den Drang zum Verschwinden bringt. Mit dieser Entspannung hat der einfache Reflex sein Ende erreicht. Anfangs, beim kleinen Kinde (wie später noch beim „Bettnässer", der meist ein infantiler Nervenschwächling ist), vollzieht sich dieser Reflexvorgang automatisch ungehemmt, das Kind „näßt ein", „läßt unter sich". Allmählich aber gelangt es durch allerlei erzieherische Maßnahmen (wie „Abhalten" mit suggestiven Naturlauten) sowie durch eigene Erfahrung und Übung dahin, sich nicht mehr „naß zu machen", sondern „das Wasser zu halten", es nur zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten zu lassen. Völlig den Harndrang zu unterdrücken, vermag aber selbst der Willensstärkste nicht, und wäre er dazu imstande, so würde er diese Energie mit einer sehr erheblichen Schädigung des Körpers bezahlen müssen, sei es, daß die übermäßig gedehnte Blase platzt („Blasenruptur") oder daß (was bei weitem häufiger ist) der gestaute Harn ins Blut zurücktritt und es vergiftet („Urämie").

Der Sexualtreppenreflex

unterscheidet sich von diesem einfachen Reflex in mehrfacher Hinsicht. Auch hier löst der Reiz (der „Sexualreiz") eine Empfindung („Sexualempfindung"), diese eine Bewegung aus. Von welchen Gegenständen und Eigenschaften außer uns der sexuelle Reiz ausgeht und welche für bestimmte Geschlechtseindrücke empfindliche Stellen (Sinnesorgane) beim Menschen er trifft, wird uns später eingehend beschäftigen müssen. Hier kommt es auf den Hinweis an, daß die zielstrebige Bewegung, die als Folge einer durch einen Sexualreiz entstandenen Empfindung auftritt, *zunächst nicht eine Beseitigung, sondern eine Verstärkung des Reizes herbeiführt.* Der Eindruck auf die Sinnesapparate der Körperoberfläche (das Wort „Eindruck" ganz wörtlich genommen, denn die Reizwellen drücken die Endausbreitung der Gehirnnerven, die Netzhaut, das Trommelfell, die Geruchs- und Geschmackskolben, die Tast- und Wollustkörperchen tatsächlich ein) pflanzt sich durch Molekularbewegung bis zur Gehirnwurzel der Nerven fort. Hier sucht der Druck nach einem Ausdruck, nicht aber, um den Druck als Last zu entfernen, sondern als Lust zu steigern. Der gesteigerte Eindruck ruft einen erhöhten Druck, der erhöhte Druck einen gesteigerten Ausdruck

hervor, und so geht es weiter und weiter, höher und höher, immer schneller folgen sich

Last und Lust,

bis es kein Zurück mehr gibt, sondern nur noch ein zwangsläufig auf ein Endziel gerichtetes Auf und Ab. Schließlich erreicht dann der unerträglich gewordene Drang durch eine Entleerung, Entladung, Entspannung ein jähes Ende. Dies ist das Wesen eines Treppenreflexes. An welcher Stelle noch eine selbständige, willkürliche Unterbrechung dieses Reflexmechanismus möglich ist, kann kaum derjenige beurteilen, in dem der Vorgang sich vollzieht, geschweige denn ein dritter Unbeteiligter.

In meinen (1913 bei Spohr erschienenen) „Naturgesetzen der Liebe" (S. 46 u. ff.) habe ich das folgende Beispiel eines Treppenreflexes gegeben: Staffel eins: Blondes, lockiges Haar erregt die periphere Ausbreitung eines Sehnervs. Dieser Anblick ruft im Gehirn ein Lustgefühl wach, das die Hand dazu führt, liebkosend das schöne Haar zu streicheln. Staffel zwei: Diese Handlung bewirkt durch den Reiz, den das weiche Haar an den Fingerspitzen hervorruft, ein gesteigertes Lustgefühl, das dazu treibt, das Haar zu küssen. Staffel drei: Diese Tätigkeit erregt die zarten Tastkörperchen der Lippenschleimhaut, veranlaßt dadurch eine stärkere Luststeigerung, welche zu einer Umarmung drängt, und in dieser Weise geht es hirnaufwärts und hirnabwärts, bis entweder eine Unterbrechung oder eine Lösung und Erlösung von dem inneren Drang und Druck stattfindet . . .

„Wir sehen dabei, daß die so eng miteinander verbundenen Dreieinheiten – Reiz – Lust – Reaktion (= Bewegung) – sich um so unmittelbarer folgen, je höher die Climax (= Leiter) ansteigt, indem jede Liebeshandlung die frühere Reizung mehrt und der so summierte Reiz verstärkte Tätigkeit erheischt. Die im Präludium (= Vorspiel) des Liebesaktes noch unregelmäßigen Aktionen werden dementsprechend immer schneller und rhythmischer, die willkürliche Beeinflussung infolgedessen immer schwieriger, bis schließlich der nach möglichster Lusthöhe drängende Mechanismus, ganz ähnlich wie *Goltz* es bei enthirnten Tieren demonstrieren konnte, fast automatisch funktioniert (= von selbst tätig ist). Dieser Automatismus drückt sich in dem fast unbelebten Ernst aus, der nach vorausgegangenen Liebesscherzen sich in den letzten Stadien der Liebe einstellt. *Sterne* sagt im „Tristam Shandy": „There is no passion so serious as Lust" (keine Leidenschaft ist so ernst wie Geschlechtslust). Und Schopenhauer fügt hinzu: „. . . In der Tat ist die Wollust sehr ernst. – Denke dir das schönste, liebreizendste Paar, wie sie voll Grazie im schönen Liebesspiel sich anziehen und zurückstoßen, begehren und fliehen, ein süßes Spiel, ein lieblicher Scherz. Nun sieh sie im Augenblicke des Genusses, der Wollust – all jener Scherz, all jene sanfte Grazie ist urplötzlich verschwunden und hat einem tiefen Ernst Platz gemacht . . ."

An einer anderen Stelle der „Naturgesetze der Liebe" sage ich (S. 90): „Als Sachverständiger vor Gericht wird man nicht selten gefragt, ob in einem konkreten Falle der Geschlechtstrieb beherrschbar war (§ 51 RStGB). Ich habe mich in solchen Fällen wiederholt auseinanderzusetzen bemüht, daß, als der Angeklagte sich mit seinem Sexualobjekt einließ, möglicherweise nur der Wunsch bestand, sich durch ein einfaches Zusammensein eine leichtere Lustempfindung für Auge und Ohr zu verschaffen, ohne daß die Absicht einer strafbaren Handlung, der ‚Dolus' (im römischen Recht bedeutet dolus den auf Verletzung eines Rechtsgutes gerichteten Willen) vorlag, welchen Staatsanwälte und Richter meist schon in der bloßen Annäherung erblicken. Erst während des Zusammenseins steigerte sich die Erregung nach und nach, bis dann plötzlich ein Moment kam, in dem der Betreffende unwillkürlich, ohne nun nach den Konsequenzen (= Folgen) seiner Handlung zu fragen,

also unter Ausschluß seiner freien Willensbestimmung, die Tat begangen hat, die ursprünglich nicht in seinem Plane lag, über deren Tragweite er sich aber schließlich nicht mehr völlig klar war.

Die durch den Hautsinn hervorgerufenen Lustempfindungen, welche wesentlich leichter als die Fernreize vasomotorische Veränderungen (= Wallungen) im Körper auslösen, bilden gewöhnlich die Stufen des Treppenreflexes, auf denen die Beherrschungskraft und Widerstandsfähigkeit der immer stärker nach Entspannung drängenden Triebe am ehesten nachläßt. Wenn irgendwo, so gelten hier die Worte: ‚principiis obsta' (‚widerstehe dem Anfang' aus Ovids ‚Mittel gegen die Liebe') und ‚respice finem' (= denke an das Ende). Besteht eine heftige erotische Anziehung, so können schon ganz leichte Hautberührungen starke sexuelle Affluxe (= Strömungen) bewirken. Man hat nicht mit Unrecht diese nach Steigerung drängenden Liebkosungen mit einem Kätzchen verglichen, mit dem man anfangs tändelnd spielt, und das sich unter den Händen allmählich in einen Tiger verwandelt, zu dessen Spielball der Spielende wird . . .

Gegen das Ende des Treppenreflexes ist bei fast allen Lebewesen – den Menschen eingeschlossen – ein Stadium unverkennbar, in dem der Reflexmechanismus fast automatisch arbeitet. Ein extremes Beispiel ‚kopfloser' Sexualentspannung gibt der französische Naturforscher Poiret. Ein Insektenmännchen springt mit zärtlichem Ungestüm auf ein Weibchen. Dieses wehrt den Begehrlichen energisch ab, indem es mit einem jähen Schlage seiner Greifzange, die wie eine kleine Sense aussieht, dem sie überfallenden Insekt den Kopf vom Rumpfe abtrennt. Diese energische Abwehr hindert aber den Enthaupteten nicht, das Weibchen fest umschlungen zu halten; sein abgetrennter Leib vollendet in elementarer Leidenschaft den Liebesakt, als wäre ihm überhaupt nichts geschehen. Und das Weibchen schwelgt in der Umarmung des sich der Liebe aufopfernden Männchens, um, wenn die Beseligung vorüber, in größter Seelenruhe den abfallenden Leichnam des von ihm getöteten Liebesspenders zu verzehren."

Eine für das Verständnis des Treppenreflexes bemerkenswerte Unterscheidung hörte ich aus dem Munde eines der furchtbarsten menschlichen Sexualmörder aller Zeiten, Fritz Haarmanns in Hannover. Er bediente sich in seiner Verhandlung mit Vorliebe der Ausdrücke: „poussieren" und „passieren", und zwar „poussieren" für die Anknüpfung seiner Beziehungen und „passieren", wie der Vorsitzende durch eine geschickte Frage feststellte, für Umbringen.

In einem Aufsatz, den ich über den Fall veröffentlichte, gelangte ich auf Grund dieser eigenen Ausführungen des Mörders zu dem Ergebnis, daß hier ein Schulfall des vielerörterten „dolus eventualis" (= der Annahme eines *wahrscheinlich* eintretenden Erfolges) gegeben sei, d. h. daß, wenn auch nicht die unmittelbare Absicht der Ermordung bestand, der Täter nach vielfachen Erfahrungen doch unbedingt mit einem neuen Morde rechnen mußte. Für den ersten Mord, den Haarmann beging, würde dies allerdings nicht zutreffen. Bei diesem konnte man angesichts der schweren pathologischen Störungen, die zweifellos vorhanden waren, den Schluß ziehen, daß es sich um eine im Affekttaumel begangene Tötung handelte. Anders bei den späteren Fällen, nachdem Haarmann wissen mußte, daß ihm auf Grund seines abnormal endenden Treppenreflexes wieder Ähnliches „passieren" konnte, wahrscheinlich „passieren" würde. Hatte er doch selbst ausgesagt, er hätte aus Mitleid manchen *nicht* in seine Behausung genommen. Über die gerade bei Sexualdelikten oft so bedeutsamen feinen Unterschiede zwischen „Absicht", „Vorsatz", „Wissentlichkeit", „Arglist" und „Fahrlässigkeit" findet man Wissenswertes bei *Frank*: „Vorstellung und Wille in der modernen Doluslehre" (in v. Liszts Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Band X).

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, das so überaus schwierige Problem menschlicher Willensfreiheit aufzurollen. Wir wissen, daß die bedeutendsten Weltweisen es bisher nicht zu lösen vermochten, daß weder Religion, noch Philosophie, noch „Juristerei und Medizin" diese Grundfrage bis jetzt in einer für das praktische Leben wirklich brauchbaren, befriedigenden Weise beantwortet haben. Mir leuchtet noch am meisten ein, was einer der bedeutendsten (wenn auch vorläufig noch wenig bekannten und anerkannten) Philosophen unserer Tage, *Paul Schneider,* in seinem ausgezeichneten Werk: „Lebensglaube eines Arztes" (1921 bei Hirzel in Leipzig) über „die Allbeseelung und Allbewilligung", über den Ersatz des „Willens zur Macht" durch den „Willen zur Freude" und in seiner kleinen Schrift „Der sittliche, wirtschaftliche und politische Wiederaufbau nach den Gesetzen des Eigenwillens" (1923 in Hirzels Verlag) über das Verhältnis von Eigenart zum Eigenwillen, zur Eigenhilfe, zum „Eigennutz und Wechselnutz" ausgeführt hat.

Auch über

die Grenzen des Geschlechtswillens

ist unter den Sexualforschern bisher keine Einheit erzielt worden und wird auch wohl schwerlich erreichbar sein, da in jedem Einzelfall eine völlig schlüssige Beantwortung dieser Frage auf größte Schwierigkeiten stößt. Behauptungen sind noch keine Beweise. Man kann sogar sagen: Je gewissenhafter jemand ist, um so vorsichtiger wird er mit seinem „Ja" oder „Nein" sein, um so häufiger wird er zu einem „non liquet" (= „die Frage ist nicht geklärt") gelangen. Für ein gerechtes Gericht ist damit der Weg gezeigt, zwar nur ein Ausweg, ein Notausgang, aber doch der menschlichste: „in dubio pro reo" (= im Zweifel für den Angeklagten). Dieser römische Grundsatz, den wir ähnlich auch im ältesten deutschen Recht ausgesprochen finden, bedeutet: Solange die Schuld eines Beschuldigten zweifelhaft ist, darf und soll er nicht als schuldig gelten. Es ist besser, daß hundert Schuldige für unschuldig, als daß ein Unschuldiger für schuldig gilt. Die moderne deutsche Rechtsprechung ist von der Befolgung dieses Rechtsgrundsatzes weit entfernt. Meine Gerichtserfahrung hat mir gezeigt, daß viele Gerichtsverhandlungen einem großen Rätselraten gleichen, einer Art Lotterie, in der der Angeklagte je nach der Zusammensetzung des Gerichtshofes ein gutes oder schlechtes Los zieht. Der Scherz, nach dem ein Verteidiger einen Staatsanwalt, der auf sein Aktenstück „zehn M." geschrieben hatte, vor der Verhandlung gefragt haben soll: „Mark oder Monat?" hat eine tiefernste Bedeutung. Zur Zeit entscheidet über die Absicht des Täters meist nur die Ansicht des Richters. Seinem subjektiven Ermessen, seiner Auffassung ist weitester Spielraum gegeben; sehr häufig werden Annahmen, Vermutungen, Anzeichen (die sogenannten „Indizien") für ausreichend erachtet, wo nicht nur über die objektive Schuld – die Tat – sondern auch über das subjektive Verschulden – den Täter – vollste Klarheit herrschen soll. Freilich bedarf es dazu meist eines viel tieferen Eindringens und damit eines viel größeren Aufwandes von Zeit und Mühe, als sie den Richtern und Sachverstän-

digen gewöhnlich zu Gebote stehen. Wohl geloben die Sachverständigen, ihr Gutachten nach bestem Wissen und Gewissen abzugeben, aber leider ist ihr Wissen meist nur, um biblisch (1. Kor. 13. 9) zu reden, „Stückwerk" und ihr Gewissen deshalb das beste, weil sie es selbst dafür halten.

In einem vortrefflichen Aufsatz, den jeder Jurist und Mediziner, der sich mit Strafsachen beschäftigt, kennen sollte, hat sich der Berliner Anwalt Justizrat Dr. *Johannes Werthauer* mit jenem „Grenzgebiet" beschäftigt, auf welchem „die zweite mit der dritten Fakultät sich darum streiten, wer die Fürsorge für einen andern Mitmenschen besser übernimmt". Der Artikel führt die Überschrift „Forensische Sexualmedizin" und ist in der ersten „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" erschienen, welche ich 1908 mit *Kraus* (Wien) und *Rohleder* (Leipzig) herausgab. Der Aufsatz geht von einem Fall aus, in dem ein vierzigjähriger Mann vor Gericht stand, der schon vorher „wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit mit Knaben" zu drei Jahren Gefängnis verurteilt war. Werthauer schreibt: „Bereits damals waren hervorragende Sachverständige vernommen worden: das Zünglein an der Wage, welches sehr geschwankt, hatte jedoch zu seinen Ungunsten entschieden; aus der Urne war die schwarze Kugel gerollt, und die Mauern des Gefängnisses hatten sich zum erstenmal hinter einem angesehenen Mitglied der menschlichen Gesellschaft geschlossen . . ." „Nach seiner Entlassung wurde er bald wieder von neuem wegen ganz gleichartiger Verfehlungen in Untersuchungshaft genommen. Nur einige Monate hatte er seine Freiheit sich erhalten können. In bitterer Reue gab er auch jetzt wieder seine Verfehlungen zu, indem er hinzusetzte, daß nach seiner eigenen Überzeugung er nicht für die Taten verantwortlich sei, weil, wenn der Trieb so über ihn komme, er nicht wisse, was er tue . . . Nach langer Untersuchungshaft hatte er sich zum zweitenmal vor seinem Richter zu verantworten. Diesmal war inzwischen eine noch viel eingehendere Durchforschung seiner Persönlichkeit, seines Lebensganges, seiner körperlichen und geistigen Betätigung erfolgt, die sich auch auf die erbliche Belastung bezog. Er gab wieder unumwunden die Tat selbst in der Verhandlung zu, so daß sich das Hauptinteresse in der Vernehmung der medizinischen Sachverständigen, denen die anwesenden Juristen mit verhaltenem Atem, erfüllt von Interesse zur Sache zuhörten, konzentrierte. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft glaubte, auf Grund der Gutachten nur mildernde Umstände zubilligen zu können; daher schlug er statt Zuchthaus ‚nur' eine Gefängnisstrafe vor, die aber, da die vorige Strafe nicht bessernd gewirkt habe, auf das Doppelte, mit sechs Jahren nunmehr in Ansatz zu bringen sei, damit doch der Versuch gemacht werde, den Angeklagten und die menschliche Gesellschaft zu schützen."

Der Verteidiger Dr. Werthauer führte aus, daß in solchen Fällen drei Fragen zu stellen seien:

a) Ist es dargetan, daß der Angeklagte im Moment der Tat zurechnungsfähig war? oder

b) Ist dargetan, daß der Angeklagte im Moment der Tat unzurechnungsfähig war? oder

c) Ist dargetan, daß die geistigen Willensimpulse des Angeklagten im Momente der Tat sich nicht mehr so genau nachprüfen lassen, daß man mit Sicherheit das eine oder das andere behaupten kann?

„So schwierig auch die Fassung des § 51 des Strafgesetzbuches sei, so habe doch das Reichsgericht eine glückliche Hilfsmöglichkeit dem Richter in die Hand gegeben, indem es mit Betonung ausgeführt habe, daß in jedem Falle, in welchem für einen Angeklagten der Einwand der geistigen Störung gemäß § 51 des Strafgesetzbuches einmal erhoben sei, nunmehr der Richter die Fragen so zu stellen habe, wie soeben angegeben, und eine Verurteilung nur aussprechen dürfe bei Bejahung der Frage ad a), eine Freisprechung aber nicht nur im Falle zu b), sondern auch zu c) eintrete . . .

Die erforderliche Feststellung falle nicht zusammen mit der oft gehörten Redewendung, daß stets im Zweifel zugunsten des Angeklagten zu entscheiden sei, sondern in Fällen wie dem vorliegendem, sei positiv die Feststellung zunächst dahin zu treffen, daß der geistige Zustand zur Zeit der Tat nicht mehr als ein sicher verantwortlicher sich ermitteln lasse, und deshalb sei *mangels des Tatbestandes der subjektiven Verantwortung* das Vorliegen des strafbaren Tatbestandes zu verneinen. Die drei Sachverständigen stimmten nun unzweifelhaft darin überein, daß geistige Erkrankung vorliege, welche den hier fraglichen Trieb beeinflusse. Ein Thermometer existiere nicht, auf dem man ablesen kann, daß die Quecksilbersäule von unten den Strich überschritten habe, welcher die Grenze der sicheren Unzurechnungsfähigkeit bildet. Man kann auch nicht nach oben ablesen, wann die Säule den Strich überschritten habe, der die untere Basis der sicheren Zurechnungsfähigkeit ablesen lasse. Zwischen beiden gedachten Grenzlinien liegt das Gebiet der Zweifelhaftigkeit, ob zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig.

Die Sachverständigengutachten seien nun richtig dahin sämtlich auszulegen, daß die Entscheidung innerhalb des weiten Gebietes der Zweifelhaftigkeit, der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten schwanke. Dr. *Hirschfeld* glaube, daß der Zustand des Angeklagten mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit als ein solcher zu erachten sei, der das Gebiet der Unzurechnungsfähigkeit erreiche. Professor *Seiffer* sei der Ansicht, daß vielleicht noch das Gebiet der Zurechnungsfähigkeit innegehalten sei, er meine aber, möglich sei auch, daß dasselbe nicht erreicht sei. Auch Medizinalrat *Hoffmann* verweise den Fall ausdrücklich unter diejenigen, bei denen man nicht sicher sein könne, weil man keinen Einblick in den Kopf des Menschen habe. Er verweise also den Fall auch in das Gebiet der Zweifelhaftigkeit.

Deshalb kann man, wenn man diese medizinisch hervorragend begründeten Ansichten in eine juristische Form bringen wolle, behaupten, daß die Tatsache, ob der Angeklagte zur Zeit der Tat Herr seines Willens gewesen sei, sich nicht mit Sicherheit feststellen lasse, weil dies vom medizinischen und deshalb auch vom juristischen Standpunkt aus als zweifelhaft zu erachten sei . . .

Man habe hervorgehoben, daß der Angeklagte glaubwürdig sei, daß derselbe ein wirklich wahrheitsliebender, sonst guter Mensch sei. Es sei interessant, daß, wenn dies richtig, man somit in dem Angeklagten selbst einen Zeugen habe, der bereit sei — zu beschwören, daß er in den Fällen, in welchen sein Trieb nicht übermächtig über ihn gekommen sei, sich beherrscht habe, daß er aber in denjenigen Fällen, in welchen er gestrauchelt sei, wie er versichere, eben nicht habe widerstehen können, weil ein ihm selbst fremder, über ihn gekommener Trieb ihn willenlos gemacht und zu der Tat verleitet habe, die er selbst nie vorgenommen hätte, wenn er Herr seiner freien Willensbestimmung gewesen wäre. So sei gewissermaßen auch glaubwürdig das Vorbringen des Angeklagten durch diesen selbst dargetan . . .

Der Gerichtshof sprach den Angeklagten in allen Fällen frei, indem er ausführte, er habe sich dem Gutachten der drei Sachverständigen angeschlossen, welche nicht sicher hätten feststellen können, ob der Angeklagte zur Zeit der Tat Herr seiner freien Willensbestimmung gewesen sei, so daß Zweifel auch für den Gerichtshof in dieser Richtung bestanden hätten. *Den Ausführungen der Verteidigung entsprechend sei es richtig, daß das Reichsgericht im 21. Bande entschieden habe, daß, wenn auch nur Zweifel über die Verantwortlichkeit des Täters auf dem subjektiven Willensgebiete vorhanden seien, der Richter zur Freisprechung zu gelangen habe.*"

Eins steht fest, je besser die körperseelische Gesundheit eines Menschen ist, um so kräftiger und gesunder ist auch sein Geschlechtswille. Dies bezieht sich sowohl auf den ererbten als auf den erworbenen Gesundheitszustand. In sexueller Beziehung erweist sich die nervöse Erschöpfung durch Überanstrengung oder äußere Schädigungen des Nervensystems, wie „Nervengifte", nicht minder verhängnisvoll als die Nervenschwäche auf ererbter Grundlage, die neuropathische Konstitution. Dabei ist es für die Beurteilung von Triebstörungen und aller sich aus ihnen ergebenden Handlungen (strafloser und strafbarer) von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß ein von Haus aus schwaches Nervensystem und ein von der Norm abweichender Sexualtypus vielfach auf der gleichen Grundlage erblicher Belastung erwachsen sind.

Schon R. Freiherr von *Krafft-Ebing* schrieb in seiner klassischen Denkschrift „Der Konträrsexuelle vor dem Strafrichter" (erschienen 1894 bei Franz Deuticke, Leipzig und Wien): „Fast überall da, wo die Gesundheitsverhältnisse und speziell die der Erzeuger eruierbar (= feststellbar) waren, fanden sich nervöse und psychische Anomalien bei denselben vor. Ziemlich häufig erscheint die perverse Sexualempfindung bei mehreren Geschwistern, überhaupt Blutsverwandten. Die homosexuale Empfindung erscheint meist abnormal früh, nicht selten schon in den Kinderjahren. Sie macht sich mit abnormer Stärke geltend, beherrscht in oft geradezu krankhafter Weise das ganze Denken und Fühlen des mit ihr Behafteten und kann zeitweise so heftig sich Befriedigung erzwingen, daß Beherrschung unmöglich wird, um so weniger, als diese Befriedigung als wohltätig, nötig und natürlich empfunden wird, somit sittliche Gegenvorstellungen nicht zu Gebote stehen."

Die allgemeine nervöse Beschaffenheit, nicht die besondere geschlechtliche Veranlagung, bewirkt, daß bei sexuell Abnormalen die Beherrschungskraft vielfach geringer ist als bei sexuell Normalen, nicht weil ihr Trieb als solcher stärker, sondern ihr Hemmungsvermögen schwächer ist. Es ergibt sich daraus auch die Lehre, daß Menschen, deren Geschlechtsleben, sei es in der Triebstärke, Triebrichtung oder Triebart nicht dem Durchschnitt, der Mehrzahl, den gesetzlichen oder gesellschaftlichen Vorschriften entspricht, in noch höherem Grade als andere bedacht sein müssen, ihre Widerstands- und Willenskraft durch eine gesunde, natur- und vernunftgemäße Lebensweise zu erhöhen, um der erblichen Belastung entgegenzuwirken. Dies zu betonen scheint um so angebrachter, weil in Wirklichkeit meist bei sexuell Abnormalen und Subnormalen (unter den Abnormalen verstehe ich besonders die Intersexuellen, unter Subnormalen die Infantilen) eine gegenteilige Neigung besteht, nämlich ein Bestreben, den seelischen Zwiespalt künstlich zu betäuben, das unruhige reizbare Nervensystem durch allerlei Beruhigungsmittel, und sei es auch nur gewohnheitsmäßiges Rauchen, zu besänftigen.

Und hier sei zu dem Kapitel „Nervöse Erschöpfung und Geschlechtlichkeit" noch gleich ein weiterer Punkt hervorgehoben, der zwar mehr in das eugenische Gebiet der „Wohlzeugung" gehört, aber auch in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt

bleiben soll: Väter und Mütter geben im Zustande der Erschöpfung müden Söhnen und Töchtern, kraftvolle Eltern kraftvollen Kindern das Leben. Es ist mir schon lange aufgefallen, daß so viele Menschen mit abweichendem Triebleben Kinder überanstrengter Väter waren. Das Erschöpfungstoxin ist auch in dieser Hinsicht den andern blastophtorischen (= keimverderbenden) verwandt, wenn es auch die Schädlichkeit des syphilitischen und alkoholischen Toxins (= Giftes) nicht erreicht.

Würde statt des müden Abends mehr der frische, frühe Morgen im Zeichen der Liebe stehen, würden sich mehr vom Schlaf erquickte als von der Arbeit des Tages abgehetzte Männer und Frauen in liebender und zeugender Umarmung finden, ich bin sicher, daß die Zahl neuropathischer, psychopathischer und sexopathischer Menschen sich verringern würde. Schon

die Brautnacht,

wie sie jetzt üblich ist, in der das junge Paar, ermattet von den Anstrengungen und Aufregungen des Hochzeitstages, nach überreichlichem Festmahl und Festtrunk den ersten Beischlaf vollzieht, entspricht weder der hygienischen noch der eugenischen Forderung. Die Wahrscheinlichkeit, daß in der Brautnacht gezeugte Kinder gut ausfallen, ist bei den gegenwärtig unter Kulturvölkern herrschenden Sexualsitten (auch hier hieße es besser „Sexualunsitten") nicht sehr groß.

Es ist für einen nachdenklichen Sexualforscher wohl der Beachtung und Betrachtung wert, weshalb von beiden Geschlechtern zur Befriedigung sexueller Bedürfnisse gerade die Zeit bevorzugt wird, in der die meisten Menschen nach des Tages Last und Mühen am ermüdetsten und erschöpftesten zu sein pflegen: die Abend- und Nachtstunden. Bei der Mehrzahl der anderen Lebewesen ist dies nicht der Fall. Man hat gemeint, es geschehe, um sich nach dem Verkehr besser ausruhen zu können. Andere aber, besonders Frauen, gestehen es offen ein, daß sie aus Schamhaftigkeit nur im Dunkeln verkehren können; es sei ihnen bei Licht „zu peinlich", sie schämten sich. Erst vor einiger Zeit berichtete mir ein junger Ehemann, dem ich wegen schwacher Potenz geraten hatte, die Morgenerektionen zu benutzen, um zunächst einmal sexuelles Selbstvertrauen zu gewinnen, daß „seine keusche Gattin ihm aus Gründen der Moral sexuelle Annäherungen nur bei ausgelöschtem Licht gestatte".

Warum scheut die Liebe des Menschen das Licht des Tages? Will die Natur oder fordert die Kultur es also? Gewiß verlangt es ein natürlicher Takt, daß Menschen intimere Beziehungen, ja selbst gegenseitige Zärtlichkeiten nicht öffentlich zur Schau stellen. Die es dennoch tun, und ihrer sind nicht wenige, verraten einen erheblichen Mangel an Feingefühl (hier könnte man auch sagen: Schamgefühl). Ganz anders aber liegt es, wenn zwei Liebende in ihrem Heim allein sind. *Ihnen sollte jeder, der kleinste wie der größte Akt der Liebe gleich einem Sonnenaufgang hehr, hell und feierlich sein.*

Zweifellos hat aber hier die fort und fort ins Unterbewußte hämmernde Suggestion von der Niedrigkeit und Sündigkeit alles Geschlechtlichen viel dazu beige-

tragen, daß das Gegenteil freudiger Bejahung Sitte, und damit sittlich wurde, daß statt der Sonne der Mond zum Hauptgestirn der Liebenden wurde. Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß die heutigen Lebensumstände, die den Mann und in immer steigendem Maße auch die Frau schon früh am Tage aus ihren Betten und Behausungen in die Fabriken, Geschäfte und Amtsstuben jagen, dem morgendlichen Verkehr nicht günstig sind. Liebe, wie sie sein soll, bedarf eines Prä- und Epiludiums (= eines Vor- und Nachspiels), und dies erfordert mehr Zeit, als sie zum mindesten in der Woche der Mehrzahl werktätiger Menschen zur Verfügung steht. Da sich die geschäftliche und die geschlechtliche Betätigung somit nicht ganz leicht miteinander vereinigen lassen, haben sich viele Menschen daran gewöhnt, einen bestimmten Tag der Woche als „Geschlechtstag" festzulegen; bei den meisten Völkern ist dieser „dies genitalis", wie er auch wohl genannt wird (dies „sexualis" wäre richtiger), der von den verschiedenen Religionen zur Unterstreichung einer im Innersten kaum vorhandenen Gegensätzlichkeit verschieden angesetzte Ruhetag: wie der Sonntag der Christen, der Sabbath der Juden, der Freitag der Islamiten.

Diese Tage haben auch für die sexuellen Anfangsstadien, die Annäherung der Geschlechter, das Anknüpfen und Pflegen von „Bekanntschaften", die körperseelischen Ausstrahlungen, wie sie sich im Freien beim Wandern, bei Spiel und Tanz ergeben, eine beträchtliche Bedeutung. Daher ist auch vom sexualhygienischen Standpunkt ein Vorschlag, so fremdartig und undurchführbar er zunächst erscheint, beachtenswert, den Arnold *Hahn* unter dem seltsamen Titel *„Sieben Sonntage in der Woche"* (im „Tagebuch", Jahrg. 6, Heft 23) veröffentlicht hat. Er geht von der „Verstädterung" Deutschlands aus, die immer größere Fortschritte macht. „Siebenzig Prozent der einst frei umherziehenden Deutschen leben jetzt in den steinernen Termitenbauten der Städte zusammengedrängt." Dieses Bild der Übervölkerung tritt uns besonders kraß am Sonntag vor Augen, an dem „die Menschenmasse aus den Fugen der Stadt quillt", an dem „dicke Menschentrauben wie verlorene Bienenschwärme die Waggonkessel der Eisenbahnen füllen, über Vorstadtrestaurants herfallen, verstaubte Wege nicht gehen, sondern zertreten". Der Verfasser fährt dann fort: *„Hier geschieht ganz offensichtlich das, was mit dem Raum geschieht, auch mit der Zeit. Wie sich die Menschen im engen Raum der Stadt zusammendrängen, so pferchen sie sich auch in die enge Zeit des Sonntags.* Es ist gewissermaßen eine Übervölkerung der Zeit. Je dicker die Menschenkruste auf der Erde wird, um so notwendiger wird es sein, daß auch die physikalischen Grundbegriffe aufgeteilt und rationiert werden. Mit der Aufteilung des Raumes (Landes) hat es begonnen, es folgte die Arbeitsteilung. Jetzt wird man zur Zeitteilung übergehen müssen. Es können eben nicht alle überall gleichzeitig sein. Darum schlage ich vor, die Einwohner einer Stadt oder eines Landes oder Europas in sieben Gruppen zu teilen. Jede dieser Gruppen erhält einen andern Tag der Woche zum Sonntag. Dadurch würde einerseits nie die Arbeit in einem Lande stocken, nie der Handel ruhen. Anderseits hätte immer der siebente Teil der Einwohner Feier- und Ruhetag. Dem Alltag wäre immer etwas Sonntägliches beigemengt. Es gäbe an jedem Tag der Woche Leute, die Zeit zu Kunst, Theater und Natur hätten. Man wirft ein, daß der ehrwürdige Sonntag entheiligt wäre? Kann mir einer berechnen, daß der Tag, an dem Gott von seinen Werken ruhte, gerade unser Sonntag war? War es nicht vielleicht ein Mittwoch? Und wollte er mit seinem Gebote nicht sagen, daß man an irgendeinem siebenten Tage heiter, frei, menschlich ruhen solle?"

Es ist für die Beurteilung des Geschlechtstriebes bei Mann und Weib von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß es sich hier um einen Zustand handelt, der niemals gleichmäßig das ganze Leben des Menschen durchläuft, in jedem Jahr, an jedem Tag, zu jeder Stunde des Daseins vorhanden ist, sondern daß stets Zeiten der Befriedigung mit Zeiten des Bedürfnisses, Ruhepausen und Höhepunkte wechseln, zwischen denen der Geschlechtstrieb auf und ab steigt. Es ist ohne weiteres klar, daß der bis zu seinem individuellen Höhepunkt gesteigerte Drang viel stärker fühlbar und daher viel schwerer beherrschbar ist als der entspannt in Ruhe befindliche.

In meinen „Naturgesetzen der Liebe" unterscheide ich bei den Menschen zwei

Sexualwellen:

die große Lebenswelle und die periodische Triebwelle. Bei fast allen übrigen Lebewesen übertrifft ein dritter An- und Abstieg diese beiden an Wichtigkeit: die Jahreswelle, deren Gipfel mit der Jahreszeit zusammenfällt, in der die von der Sonne erschlossenen Quellen der Natur am reichlichsten fließen und am ehesten ein Wachsen der Wesen über sich hinaus gestatten.

Die Jahreswelle ist bei dem Menschen nur noch in Resten vorhanden, die ihren Ausdruck finden in einer leichten Steigerung der Befruchtungen im April und Mai sowie in den sogenannten „Frühlingsgefühlen", die jedoch mehr auf klimatischen Einflüssen unmittelbar als auf einer dadurch bedingten Nahrungsveränderung zu beruhen scheinen. Nach den auf Grund der Berliner Geburtenstatistik angestellten Berechnungen von Dr. A. *Grünspan* im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" ist das Konzeptionsmaximum (= die Empfängnishöhe) im April und Mai nur noch sehr gering; während der Jahresdurchschnitt 47,0 Geburten pro Tag ausmacht, beträgt er in den Tagen, die neun Monate nach April und Mai liegen, 49,2 Geburten pro Tag.

Für die Verwischungen der menschlichen Jahreskurve sind offenbar dieselben Kulturfaktoren wirksam, die Anlaß geben, daß die Brunst bei den in Gefangenschaft (zoologischen Gärten) lebenden und bei den Haustieren ihren periodischen Charakter verloren hat, daß anderseits aber infolge reichlicherer Fütterung diese Tiere viel fruchtbarer sind als ihre wilden Stammesgenossen; so legt die Wildente im Jahre 5–10 Eier, während die zahme Ente in derselben Zeit 80 Eier legt. Sowohl die Jahreswelle wie die Lebenswelle, vor allem auch die periodisch fortlaufende Triebwelle, stehen in Parallele mit Reizstoffen, die im entsprechenden Rhythmus an die Säftebahn abgegeben werden.

Kurze Zeit nach dem Beginn der Reife verschafft sich anfangs mehr unklar, allmählich aber deutlicher das Bedürfnis nach geschlechtlicher Entspannung Geltung. Es setzt der Triebrhythmus ein, im Tempo von Anstieg – Höhepunkt – Abstieg – Pause –, das mehrere Jahrzehnte anhält. Diese Bedürfniskurve steht weniger mit der Keimzellenbildung als mit der inneren Absonderung erogener Stoffe im Zusammenhang.

Würde der Trieb mit der Keimzellenabstoßung übereinstimmen, so müßte er sich bei der Frau nur alle vier Wochen, in der Mitte zwischen zwei Menstruationen (= monatlichen Blutungen), bemerkbar machen, wo allerdings nach Angabe vieler Frauen bis zu einem gewissen Grade eine gesteigerte Erregbarkeit vorhanden ist; beim Manne dagegen müßte er täglich auftreten, da nach *Bunge* und anderen sich die Menge der Keimzellen innerhalb eines Tages wieder ersetzt. In Wirklichkeit zeigt aber die Erfahrung, daß beim Weibe das Liebesbedürfnis stärker, beim Manne geringer ist als ihre Keimproduktion (= Hervorbringung von Ei- und Samenzellen) und Befruchtungsmöglichkeit.

Wesentlich beeinflußt wird der Ablauf der periodischen Triebkurven durch äußere Reizungen. Das Verhältnis beider zueinander ist ein ebenso wichtiges wie schwieriges Problem der Geschlechtskunde. Im allgemeinen kann man sagen: je stärker der chemische Innenreiz auf das Sexualzentrum wirkt, eines um so geringeren nervösen Außenreizes bedarf es zu seiner Erregung, und umgekehrt: je geringer der sexuelle Chemismus, um so intensivere Außenreize sind erforderlich. Im einzelnen kommen aber auch hier zwischen den extremen Formen von

Unter- und Übergeschlechtlichkeit

so bedeutende persönliche Verschiedenheiten vor, daß sich bestimmte zahlenmäßige Werte für die der Bedürfniskurve entsprechenden Zwischenräume kaum geben lassen. Sie schwanken zwischen Tagen und Wochen, in Ausnahmefällen sogar zwischen Stunden und Monaten.

Die häufigsten Ablenkungen erleidet die innere Bedürfniswelle durch die geschlechtlichen Wahrnehmungsbahnen, die das Sexualzentrum häufiger in Spannung versetzen können, als es der spontanen Periodizität (= von selbst auftretenden Regelmäßigkeit) entspricht. Hier tritt uns wieder der bereits früher erörterte Begriff der Verführung entgegen als der einer peripheren (= äußeren) Reizung, durch die ein schlummerndes Bedürfnis erweckt werden kann, bevor es sich selbständig regt. Das Begegnen adäquater (= mit der Neigung übereinstimmender) Liebesobjekte beeinflußt den Triebablauf in positivem Sinne, während ein Fehlen solcher Eindrücke (Eremitentum) ihn in negativer Richtung abändert.

Sicherlich waren gegenüber der Häufigkeit, mit der die sexuellen Reflexmechanismen sowohl beim Manne als beim Weibe in Wirksamkeit zu treten vermögen, Schranken geboten, da ein ungehemmtes und ungezügeltes Liebesleben auf die Dauer den Gesamtorganismus erheblich schädigen kann, besonders wenn es sich von den natürlichen Lebensverhältnissen so weit entfernt hat, wie es in der Gegenwart der Fall ist. Die Unterordnung der Liebesbetätigung unter den Willen war daher zweifellos für den Menschen eine große Kulturerrungenschaft. War es ihm auch nicht möglich, auf die Triebrichtung willkürlichen Einfluß zu nehmen, so konnte er doch auf dem Gebiet der Triebbetätigung, der Triebbeherrschung und Triebablenkung Wesentliches leisten. Askese in des Wortes ursprünglicher Bedeutung als Übung im

Triebwiderstand war gegenüber den fast unbegrenzten Verkehrsmöglichkeiten gewiß von hohem Wert, freilich nicht in Form jener asketischen Übungen, mit denen zeitweise ein förmlicher Sport getrieben wurde. Besonders markante Beispiele hierfür sind

die Probenächte der Enthaltsamkeit,

die nach *Weinhold* im Mittelalter über das ganze kultivierte Europa verbreitet waren.

> So berichten die Gesänge der Troubadoure von solchen Liebesnächten in der Provence. Ein Beispiel sei angeführt: „Herrn Almeric hatte eine Dame eine Nacht verheißen, wenn er ihr schwöre, sich am Kusse zu begnügen und wenigstens gegen ihren Willen nicht weiter zu gehen. Er fragte nun den Freund um Rat, ob er die Marter ertragen oder meineidig werden solle, und Elias erwiderte: er wisse sehr wohl, wie er sich in solchem Falle zu halten habe, seine Dame solle ihn meineidig sehen. — Almeric blieb aber bedenklich, denn er meinte, durch den Eidbruch verliere er Gott und die Geliebte zugleich, er wolle sich also lieber am Kusse begnügen lassen. Doch Elias schalt ihn ob seiner bürgerlichen Beschränktheit aus: die Dame könne durch Tränen, Gott aber durch eine Fahrt nach Syrien versöhnt werden" (Raynourd 4, 22). Etwas Ähnliches wie die Probenächte war das bei den nordischen und altindischen Völkern weitverbreitete Schwertklingengelübde. Mann und Weib legten „ein nacktes Schwert" zwischen sich zum Zeichen eines keuschen Beilagers. So tat Sigurd mit Brunhilde, und auch König Marke findet Tristan und Isolde in der Minnehöhle schlafend, aber voneinander gekehrt, und das bare Schwert zwischen sich. In einem alten deutschen Volksliede sagt der Herr, zu dem sich das Mädchen legt, indem er sein „guldiges Schwert zieht": „Das Schwert soll weder hauen noch schneiden, das Anneli soll ein Mägetli bleiben." Hartmann von der Aue aber meint in seinem „Iwein": „Wenn einer das für ein Wunder erklärt, daß Iwein bei einem fremden Mädchen so nahelag, ohne der Liebe zu pflegen, der weiß nicht, daß ein tüchtiger Mann sich alles enthalten kann, dessen er sich enthalten will." In manchen ländlichen Gegenden Deutschlands soll sich diese uralte Sitte bis in unsere Tage fortgepflanzt haben (vgl. Fischer: „Über die Probenächte der deutschen Bauernmädchen"). In Schweden ist es nach Mitteilungen, die wir erhalten haben, ebenfalls noch jetzt in manchen ländlichen Gegenden Sitte, daß der junge Mann in die umliegenden Dörfer auf Brautschau geht, wobei er bei den ihm für eine Ehe geeignet scheinenden Mädchen eine Probenacht abschläft. Er will sehen, ob sie füreinander passen; als höchst unsittlich, ja verabscheuungswürdig gilt es aber, wenn es bei diesem Beisammenschlafen zu einem Beischlaf kommt.

Nietzsche wendet sich in „Menschliches, Allzumenschliches" (S. 146) gegen beide Extreme geschlechtlicher Betätigung mit folgenden Worten: „Bekanntlich wird die sinnliche Phantasie durch die Regelmäßigkeit des geschlechtlichen Verkehrs gemäßigt, ja fast unterdrückt; umgekehrt durch Enthaltsamkeit oder Unordnung im Verkehr entfesselt und wüst." Es liegen von Solon (ein Verkehr in zehn Tagen), Zoroaster (einmal in neun Tagen), Mohammed (einmal in acht Tagen), Luther und Albrecht von Haller (zweimal in der Woche) und anderen zahlenmäßige Angaben über das, was als *sexuelle Mäßigkeit* bezeichnet werden könnte, vor. Aber alle diese Ziffern können keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen, da sie weder die individuellen Verschiedenheiten noch die körperlich und seelisch so verwickelten Vorbedingungen berücksichtigen, als deren Ergebnis uns eine sexuelle Handlung entgegentritt.

Besonders eingehend beschäftigt sich der babylonische Talmud (Traktat Ketuboth, Perek 5, Mischnah 6) mit der Frage der Beischlafshäufigkeit, nämlich dort, wo die bekannte Stelle aus dem 2. Buch Mosis erörtert und ausgelegt wird, nach der die drei ehelichen Pflichten, die der Mann dem Weibe gegenüber unbedingt zu erfüllen habe, *Speisung, Kleidung und Geschlechtsverkehr* seien. Die Grenzen der Ernährung und Bekleidung richteten sich nach dem Vermögen des Mannes, schwieriger aber, meint der Talmud, sei es, den Anspruch zu bestimmen, den die Frau wegen des Geschlechtsverkehrs an den Mann stellen kann; die Schriftgelehrten sehen in dieser Hinsicht die Tätigkeit des Mannes, seinen Beruf als das Entscheidende an. Zunächst führen sie aus, daß es für die Frau ein Scheidungsgrund sei, wenn der Mann ohne Grund ein Gelübde tue, vierzehn Tage lang mit ihr nicht zu verkehren. Anders läge aber der Fall, wenn er die Thora (= Lehre Gottes) studiere; zu diesem Zweck dürfte er sogar mehrere Jahre verreisen, ohne daß seine Frau von ihm Geschlechtsverkehr beanspruchen dürfe. Im übrigen geben sie folgende Norm: Von einem Manne, der ohne eigentlichen Beruf von seinem Vermögen lebe, müsse man verlangen, daß er täglich den Beischlaf vollziehe, ein Arbeiter soll zweimal wöchentlich verkehren, ein Gelehrter dagegen nur einmal in der Woche, nämlich an jedem Freitag abend. Reisende (Kaufleute) teilt der Talmud hinsichtlich ihrer Beischlafspflicht in drei Gruppen ein, solche, die nur die Umgebung bereisen, sie sollen ebenfalls den Verkehr einmal in der Woche ausüben — Reisende mit Kamelen (die also weiter reisen) — sie brauchen nur einmal im Monat verkehren — und Reisende mit Schiffen — von diesen dürfe die Frau, wie von den Schiffern, den Beischlaf nur einmal in einem halben Jahr beanspruchen. Doch heben diese Vorschriften nicht diejenigen auf, die sich auf die zwölf beischlafsfreien Tage in jedem Monat beziehen — die *fünf Absonderungstage und die folgenden sieben Reinigungstage* bis zur „Mikweh", dem Reinigungsbade. In dieser Zeit darf ein frommer Jude sich seinem Weibe überhaupt nicht nähern, ihr nicht einmal einen Kuß geben. Männer, die diese Regeln auch heute noch streng durchführen, haben mir erzählt, sie erblickten in ihnen einen Hauptgrund des glücklichen Familienlebens, das früher die Israeliten vor vielen auszeichnete. „In der ersten Umarmung nach dem Reinigungsbade, dem ersten Geschlechtsverkehr nach der zwölftägigen sexuellen Fastenzeit, wiederhole sich in regelmäßiger Folge der Übergang von der Brautzeit zur Hochzeit und Brautnacht; es sei jedesmal wie eine Wiedervermählung."

Ebenso schwankend wie der Begriff der Mäßigkeit ist der der Unmäßigkeit, von der der erfahrene Münchener Sexualforscher *Löwenfeld* in einer seiner Schriften ein „besonders krasses Beispiel" aus seiner Praxis bringt. Ein Pastor, ein geistig hochbegabter, aber mit Libido nimia behafteter Mann, übte im Verlauf einer zwölfjährigen Ehe im Durchschnitt dreimal täglich den Koitus aus. Die Frau des Pastors, deren Nerven durch die maßlose sexuelle Inanspruchnahme bedeutenden Schaden erlitten hatten, ergab sich aus Verzweiflung über das Verhalten ihres Gatten dem „Trunke". Wenn der Münchener Sexualforscher hier von „libido nimia" (= übermäßige Geschlechtslust) spricht, so ist damit nicht gesagt, daß die übergroße Begehrlichkeit dieses Geistlichen in einer besonders

starken Absonderung der Geschlechtsdrüsen ihren ausschließlichen Grund hat; es kann sich auch um eine gewohnheitsmäßige Steigerung des Rauschbedürfnisses handeln, wie wir sie bei der Gewöhnung an künstliche Rauschmittel, zum Beispiel bei Trinkern und Morphinisten, so häufig finden.

Um dem Menschen als Geschlechtswesen mit unvoreingenommener Sachlichkeit gerecht zu werden, muß man sich eine richtige und deutliche Vorstellung darüber machen, daß das große kosmische Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das für alles Körperliche und Geistige im gesamten Weltall gilt, auch für die geschlechtlichen Kräfte seine volle Gültigkeit hat.

Liebe ist Umsetzung ruhender in lebendige Kraft.

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft besagt, daß keine Kraft von selbst entsteht und kein Stoff sich von allein bildet, daß vielmehr überall und immerfort eine Umwandlung ruhender in lebendige und lebendiger in ruhende Kräfte, ein ununterbrochener Stoffwechsel und Kraftwechsel stattfindet. Nimmt man die ruhenden und lebendigen Kräfte zusammen, so bleibt ihre Gesamtsumme stets die gleiche, sowie auch die Gesamtmenge der ineinander sich wandelnden Stoffe in ihrer verschiedenen Gestaltung (fest, flüssig, gasförmig und ätherisch) stets die gleiche bleibt.

Die Summe aller einander ablösenden Kräfte nennen wir die Zeit, die aller ineinander übergehenden Stoffe den Raum.

Stoff, Kraft, Raum, Zeit

ohne Anfang, ohne Ende, unbegrenzt im kleinen wie im großen, nie vollendet und nie vollendbar, sind die vier Ewigkeiten, die aber in Wirklichkeit nur eine einzige sind. Denn da die Stoffe den Raum und die Kräfte die Zeit restlos ausfüllen, werden aus den vier zunächst zwei Ewigkeiten: die zeitgleiche Kraft und der raumgleiche Stoff. Und bedenken wir weiter, daß die mit der Zeitbewegung zusammenfallende Kraft unlöslich an den Stoff gebunden ist, so bleibt im letzten Grunde nur eine einzige (nämlich die aus vier untrennbaren Ewigkeiten zusammengesetzte) Ewigkeit —, die allumfassende, unendliche, ewige Gottheit der verschiedenen Religionen. *Laotses* „Tao", *Kants* „Ding an sich", Meister *Eckehards* „Wesensgrund" und wie sonst noch die vielen ehrwürdigen Namen heißen mögen, die von Religionsstiftern, Philosophen, Dichtern und anderen mittlerischen (meist beide Geschlechter besonders stark in sich vereinigenden) Persönlichkeiten dem großen Unbekannten („wer darf ihn nennen, wer bekennen", wie es im „Faust" heißt) gegeben wurden.

Aber noch ein Gegensatzpaar gibt es, das in viel höherem Grade, als gewöhnlich angenommen wird, eine Einheit bildet und auch sonst zu den eben angeführten in enger Verwandtschaft steht: Mann und Weib. So mystisch, metaphysisch und paradox (geheimnisvoll, übernatürlich und in sich widerspruchsvoll) es klingt, so deutlich erkennt der Nachdenkliche, daß in der Zweisamkeit von Mann und Weib der Mann die Kraft und die Zeit, die schöpferische Aktivität, das gebende Element, die Frau

den Stoff, den Raum, die empfangende Passivität, *das* hingebende Element verkörpert – wobei es mehr eigenartig scheint als ist, daß im wesentlichen *der* Mann *die* Kraft und *die* Frau *den* Stoff bedeutet, denn sie sind nur im Hauptsächlichen das eine oder andere, im Tatsächlichen sind sie in innigster Verbundenheit beides. Wohl sind Gott und Gatte nicht nur sprachlich, sondern auch gedanklich verwandt – Gott der Schöpfer im großen, Gatte der Schöpfer im kleinen, und verrät es auch viel Naturgefühl (und Menschlichkeitsgefühl), wenn der Arbeiterdichter Heinrich *Lersch* in seinem neuen Erlebnis- und Bekenntnisbuch „Der Mensch im Eisen" von „Vater Hammer" und „Mutter Amboß" spricht, so liegt doch in den uralten Bezeichnungen „Gottvater" und „Mutter Erde" ein noch tieferer Sinn. Nicht nur der zeugende, sondern auch der säugende Mensch, nicht nur der, welcher den Samen, sondern auch der, welcher die Frucht abstößt, schafft „am sausenden Webstuhl der Zeit" – beide zwar nicht gleichartig, aber doch völlig gleichwertig. Die mannweibliche Körperseele, die im Manne wie im Weibe tätig ist, beschränkt sich in ihrer Wirksamkeit niemals auf das Körperliche allein, sondern wirkt sich nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft in beiden ebenso kräftig im Seelischen wie im Körperlichen aus.

So gelangen wir zu folgenden Begriffspaaren, deren Gegensätzlichkeit und Gemeinschaftlichkeit unlöslich zusammenfallen:

Kraft und Stoff,
Zeit und Raum,
Gott und Welt,
Mann und Weib,
Geist und Leib.

Diese beiden letzten sind vereinigt in der Körperseele, *als elftes aber steht über und unter, in und außer diesen zehn das Geschlecht.* Das Geschlecht löst alles Dualistische (= Gegensätzliche) monistisch (= in Einheiten) und alles Monistische (= Einheitliche) dualistisch (= in Gegensätzen) auf. Wer es fassen kann, der fasse es."

Kehren wir aber nun aus dem großen Makrokosmos des Weltalls wieder zu dem kleinen Mikrokosmos unserer selbst, von dem gewaltigen Außen-Ich des Universums zu der zeitlich, örtlich und auch körperlich und geistig so beschränkten Einzelerscheinung unseres eigenen Ich zurück, so erkennen wir nunmehr mit aller Schärfe, wie „der ewige Pulsschlag der Natur, der das Leben durch die Adern aller Welten treibt", auch im Manne und Weibe und der Vereinigung beider im Menschen als Bruchteil des Ganzen mitschwingt. Nirgends jedoch, weder außer noch in uns, verläuft dieser Pulsschlag in einer geraden Linie, sondern überall im rhythmischen Takt von ruhender und bewegter Kraft. *Nur aufwärts und abwärts geht es vorwärts.* Auch wenn sich in unserem Körperhaushalt Ein- und Abfuhr im Gleichgewicht befinden, der gesamte Stoffwechsel ohne Störungen abläuft, ist niemals Gebrauch und Verbrauch der Kräfte auf gleichmäßiger Höhe, sondern stets folgen sich Wellenberg und Wellental; die Arbeit aller Organe wird durch Pausen unterbrochen, die aber

im eigentlichen nur Sammlungen und Verhaltungen ruhender Kräfte sind. Nur ist dieser Lebensrhythmus des in gesetzmäßiger Regelmäßigkeit verlaufenden Auf und Ab, Hoch und Nieder von Tätigkeit und Ruhe, von Spannung und Nachlaß, Übung und Schonung, Zusammenziehung und Erschlaffung, von Behagen und Unbehagen, Lust und Unlust an den verschiedenen Stellen unseres Körpers ein sehr verschiedener. So ist der Lebenstakt in der Herz- und Lungentätigkeit ein ganz anderer als in den Ausscheidungsorganen (Nieren und Darm), ein anderer wieder um im Nervensystem und in den Geschlechtswerkzeugen. Jeder Teil in uns hat den ihm innewohnenden, hat *seinen* Rhythmus, aus dessen harmonischem Zusammenklang die große und großartige Symphonie (= Zusammenklang) von Körper – Seele – Geschlecht ertönt.

Für das Geschlechtsleben ist von besonderer Wichtigkeit der Rhythmus im Nerven- und Drüsensystem. Im Nervensystem stellen nach einer gewissen Zeit lebendiger Kraftleistung, den wir als Wachzustand bezeichnen, die Aufnahmeorgane für äußere Eindrücke, der Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlssinn, ihre Arbeit ein. Man nimmt an, daß dann die Neurone (= Nervenabschnitte), welche von den äußeren Sinneszellen zu den inneren Seelenzellen gehen, sich erschlafft zusammenziehen, so daß der Kontakt ihrer Enden gelockert, ihre Verbindungen untereinander und damit auch die mit der Außenwelt unterbrochen werden.

Dann werden vor den Augen die Fensterläden der Lider heruntergelassen, und es hat sogar den Anschein, als ob in Urzeiten auch die Ohreingänge abends verschlossen wurden. Wenigstens deuten die Ohrmuscheltüren mit ihren noch in Resten vorhandenen Muskelscharnieren darauf hin. Erst als wilde Tiere und angriffslustige Menschen auch nachts zur Wachsamkeit nötigten, ließ man vorsichtshalber die Ohrentore auch während der Ruhezeit auf. Einige Jahrtausende später hätte man sie, um sich vor nächtlichen Ruhestörungen zu schützen, wohl gerne wieder zugemacht, zumal sich inzwischen der Mensch als Augengeschöpf mit dem wachsamen Hund als Nasen- und Ohrengeschöpf in „Mutualismus“ (= Wechselnutz) oder „Symbiose“ (= Zusammenleben zu beiderseitigem Vorteil) verbunden hatte. Aber da war es schon nicht mehr möglich, die ungeübten Muskeln waren atrophiert (= verkümmert) und dadurch gebrauchsunfähig geworden. Nichtgebrauch hatte zum Unvermögen geführt, ein Beispiel, das man nicht unbeachtet lassen sollte. Wie am Augen- und Ohreingang gleiten die Sinneseindrücke auch an anderen ermüdeten Sinnesorganen ab. Aber allzu heftig eindringende Außenreize (wie Lärm, starker Blumengeruch, die Sonne am Morgen) verschaffen sich dennoch Eingang in die Sinne und die Seele und beunruhigen den Schlaf, auf dessen Tiefe es nicht weniger ankommt als auf seine Länge.

Geleitet von dem gleichen kosmischen Empfinden, das sie so vielfach bewogen hat, die Zeit als den Träger der Kraft und den Raum als den Träger des Stoffes gemäß dem Lauf der Gestirne zu zerlegen (Frühling, Sommer, Herbst und Winter – Norden, Süden, Osten, Westen – Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht usw.), hatten die Erdbewohner den Gedanken, dem 24stündigen Tageskreis eine der Neuzeit entsprechende Einteilung zu geben. Sie erhoben die Forderung einer Dreigliederung des

Tages in acht Stunden Schlaf, acht Stunden Arbeit und acht Stunden Erholung. Betrachten wir diese Tagesdrittelung ohne Parteibrille, so handelt es sich offenbar um ein hygienisches Postulat (= gesundheitliche Forderung), sowie es ursprünglich gewiß auch das Gebot des großen Sozial- und Sexualhygienikers *Moses* war: Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten kein Werk tun, so wie Gott in sechs Tagen den Himmel, die Erde und das Meer schuf und alles, was darinnen ist, und am siebenten ruhte (II. Buch Moses, Kap. 20). Durch beide Einrichtungen: durch Sonntagsruhe und Achtstundentag, sollen dem Geist und dem Körper des Menschen nach Tagen und Stunden lebendiger Kraft Pausen ruhender Kraft für geistige und körperliche Erholung gewährleistet werden.

Wie man aber der Sonntagsruhe einen religiösen Stempel gab, so hat man dem Achtstundentag eine politische Marke aufgedrückt. Aus meiner Jugendzeit steht mir noch in lebhafter Erinnerung, wie die Feier des ersten Mai, der nach den Beschlüssen des Internationalen Sozialistenkongresses von Paris im Jahre 1889 dieser Forderung gewidmet sein sollte, zu einem politischen Ereignis ersten Ranges wurde, das zu erbittertem Hader zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und den hinter beiden stehenden Parteien und Pressen führte.

Ist es nicht im letzten Grunde tief bedauerlich, daß rein menschlich-hygienische Lebensfragen, unter denen das Geschlechtsleben nicht an letzter Stelle steht, in den Strudel der Politik hineingezogen werden, daß Forderungen der Lebensweise und Lebensweisheit, statt als biologische Aufgaben streng sachlich erörtert und entschieden zu werden, zu heißumkämpften politischen Programm- und Streitpunkten, oder gar, wie es in unseren Tagen nicht selten geschieht, zu Tauschobjekten zwischen den Parteien werden? Eine Partei sagt: Wir bewilligen euch den Achtstundentag, dafür überlaßt ihr uns die Schule, oder wir lassen euch das Ministerium des Innern samt der Polizei, dafür bekommen wir von euch das Justizministerium und damit einen entscheidenden Einfluß auf Gesetz und Recht. Ausgesprochen wird solches nur selten, aber als Kulturkämpfer, die wir zu sein glauben, wollen wir uns nicht darüber täuschen, daß diese mehr oder weniger stillschweigende Politik des „do ut des" („ich gebe, damit du gibst") in der Gegenwart eine große, verhängnisvolle Rolle spielt und eine Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage, vor allem in der Sexualgesetzgebung selbst dort erschwert, wo man von der Berechtigung ihrer Notwendigkeit innerlich überzeugt ist. Man hat diese Kompromißpolitik gelegentlich als „Kuhhandelspolitik" bezeichnet, wir aber möchten hier nicht von Kuh- sondern von Menschenhandel reden, denn nicht um Tiere, sondern um Menschen, um menschliches Wohl und Wehe handelt es sich. Das Volk aber ist bei solchem Handel zwischen wirtschaftlichen und kulturellen Werten nicht „tertius gaudens" (= der Dritte, der sich freut), sondern der Leidtragende.

Für ein gesundes Sexualleben erkennen wir den dreigeteilten Tagesrhythmus als den richtigen Lebenstakt an. Erhebliche Abweichungen von ihm erweisen sich für den Menschen als Geschlechtswesen nachteilig. Alle Extreme, gleichviel ob es sich um ein Über- oder Untermaß von Arbeit, Erholung oder Schlaf handelt, können die Geschlechtslust und den Geschlechtswillen in ihrer normalen Beschaffenheit beeinträchtigen. Besonders deutlich springen die engen Beziehungen zwischen Schlaf und Sexualität in die Augen. Auch hier kann wieder der Sprachforscher dem Sexual-

ins Gedächtnis ruft. Ist es nicht höchst merkwürdig, daß ein Wort, in dem an und für sich nicht das geringste von Geschlechtlichkeit enthalten ist, ohne weiteren Zusatz zur üblichsten und verbreitetsten Bezeichnung für Geschlechtsverkehr geworden ist. In dem amtlichen Entwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch (vom Jahre 1925) ist sogar von „beischlafähnlichen Handlungen" die Rede, womit Akte zwischen Personen gleichen Geschlechts gemeint sein sollen, die eine, wenn auch oft sehr entfernte Ähnlichkeit mit dem Beischlaf zwischen Mann und Weib haben. Tatsächlich kommt aber der Koitus mit einer schlafenden Person ebenso selten vor wie von einer schlafenden. Für den Mann lehren schon von Schlaf hergeleitete Ausdrücke, wie schlaff und Erschlaffung, daß Schlaf und Beischlaf nahezu Widersprüche sind, aber auch beim Weibe, deren Geschlechtswille durch den Schlaf aufgehoben ist, dürfte eine Verbindung beider Vorgänge zu den größten Seltenheiten gehören.

Ob der Geschichte: „Die Marquise von O...", die uns Heinrich von Kleist erzählt (sie beginnt mit den Worten: „In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen, daß sie ohne ihr Wissen in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle, und daß sie aus Familienrücksichten entschlossen wäre, ihn zu heiraten..."), ein wahrer Tatbestand zugrunde liegt, entzieht sich meiner Kenntnis; sollte es der Fall sein, so müßte es schon ein ganz ausnahmsweise tiefer Zustand von Bewußtlosigkeit gewesen sein, in dem sich der Beischlaf des Unbekannten mit der Marquise von O. und ihre Schwängerung vollzogen hat.

Die Frage, ob und inwieweit ein Beischlaf ohne Willen und Wissen oder gar wider den Willen des Menschen, mit dem er stattfindet, möglich ist, hat eine hohe praktische Bedeutung. Aus meiner Sachverständigentätigkeit weiß ich, daß sogar Männer behaupten, es sei im Schlaf mit ihnen weitgehend verkehrt worden. Von Frauen aber wird ziemlich häufig angegeben, sie seien im Schlaf *„gebraucht"*, defloriert (= entjungfert) oder geschwängert worden. Ein geradezu grotesker Fall, der auf solchen falschen Vorstellungen über das Vorkommen von Beischlaf im Schlaf beruht, beschäftigte vor einiger Zeit ein deutsches Gericht. *Ein Mädchen, dessen Jungfräulichkeit nach ärztlichem Zeugnis außer Zweifel stand, wurde wegen versuchter Abtreibung bestraft.* Es handelte sich um einen jener sonderbaren (keineswegs seltenen) Fälle von Abtreibungsversuchen geängstigter Frauen „mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt". Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen: Das junge Mädchen hatte einen stürmischen Liebhaber wiederholt zurückgewiesen. Als sie eines Morgens erwachte, fand sie ihn zu ihrer Überraschung in ihrem Schlafzimmer, in das er heimlich geschlichen war. Von Schreck und Furcht

erfaßt, er könne sich an ihr im Schlaf vergangen haben, bat sie eine Freundin um ein Mittel, mit dem sie etwaige Folgen beseitigen könne. Als das gesandte Mittel die Wirkung – sie erhoffte eine Blutung – nicht alsbald erzielte, ersuchte sie um ein schärferes. Der Brief, in dem sie dies tat, wurde ihr nun zum Verhängnis. Er gelangte auf Umwegen in die Hände der Staatsanwaltschaft und führte zu ihrer Anklage, Verurteilung und Bestrafung. Wie in vielen Fällen ähnlicher Art wurde auch hier viel weniger die Straftat als solche, als vielmehr ein Zufall (der aufgefangene Brief) und die sexuelle Unwissenheit bestraft.

Anders zu bewerten als der natürliche ist der künstliche, vor allem auch der „hypnotische" Schlaf (eigentlich eine Tautologie [=Wiederholung], da das griechische Wort hypnos nichts anderes als Schlaf bedeutet). Hier tritt zu der Willenlosigkeit eine beabsichtigte Willensbeeinflussung. Aber auch hier ist selbst gegenüber eidlichen Bekundungen, in denen völlige Ausschaltung und Lähmung des Geschlechtswillens behauptet wird, in allen Fällen äußerste Vorsicht angebracht.

Viel erörtert wurde dieses Problem vor einigen Jahren anläßlich eines Berliner Sensationsprozesses, in dem ein Herr der besten Gesellschaftskreise mit seiner Frau wegen Kuppelei und Notzucht, begangen an Freundinnen seiner Frau, angeklagt war. Der in meiner „Sexualität und Kriminalität" (S. 77–82) beschriebene Fall wäre wahrscheinlich niemals an die Öffentlichkeit gekommen, wenn nicht eine der beteiligten jungen Damen, eine Kusine der Ehefrau und Professorentochter, nach einigen Monaten entdeckt hätte, daß sie guter Hoffnung sei. In hochgradiger Erregung vertraute sie sich einer Verwandten an, mit dem Bemerken, daß sie von F. betäubt und vergewaltigt wäre. Die Schwangerschaft wurde ärztlich unterbrochen und eine Anzeige erstattet, die zu einer Verhaftung des F. führte. Als nach einer etwa zwanzig Monate währenden Untersuchungshaft die Hauptverhandlung, der ich als Sachverständiger beiwohnte, stattfand, war die Kernfrage, um die sich alles drehte, die Entscheidung, ob bei den Beziehungen zwischen dem Ehepaar und den jungen Damen – folgenschwere Beziehungen, deren Tatsächlichkeit von keiner Seite in Zweifel gezogen wurde – künstliche oder natürliche Betäubungsmittel des Geschlechtstriebes in Anwendung gebracht waren. Der bekannte Pharmakologe der Berliner Universität Professor L. *Lewin,* setzte seine ganze wissenschaftliche Autorität dafür ein, daß die bei den Mädchen eingetretenen „Ausfälle in der Empfindungs-, Bewegungs- und Willenssphäre" nur durch Einschüttung von Morphium in den ihnen vorgesetzten Tee, Kaffee oder Likör entstanden sein könnten. Er gab eine hochinteressante Schilderung von der ungeheuren Verbreitung der Betäubungsmittel in früherer und jetziger Zeit und stellte die Behauptung auf, daß in einer Stadt wie Berlin täglich mindestens einige Personen von ihrer Umgebung mit Morphium, Arsen oder anderen Stoffen vergiftet würden, ohne daß jemand etwas davon wüßte oder ahnte. Erleichtert würde dies dadurch, daß äußerlich die meisten Vergiftungen wie Krankheit erschienen, da ja auch die meisten Krankheiten in Wirklichkeit Vergiftungen seien. Noch weiter ging ein anderer Sachverständiger, der berichtete, daß er in seinen Unterrichtskursen über die sexuelle Frage den Damen einschärfe, daß sie niemals, wenn sie in Gesellschaft eines Herrn im Restaurant säßen, hinausgehen sollten, da stets die Gefahr bestünde, es könne ihr Begleiter, wenn er allein zurückbleibe, ein Betäubungsmittel in das ihnen dargereichte Getränk schütten. Trotzdem die Verteidiger des angeklagten Ehepaares immer wieder darauf aufmerksam machten, daß doch tatsächlich weder in den Getränken noch in der Wohnung des Angeklagten Morphin gefunden, auch daß der angeblich bittere Geschmack ein höchst unzuverlässiges Kriterium sei, verharrte der erste Sachverständige,

auf dessen Gutachten sich die Anklage aufbaute, auf seiner Meinung, daß, wenn auch keine Gifte gefunden wären, nach den bekundeten körperlichen Anzeichen der Übelkeit, Erschlaffung, Müdigkeit usw. die Vergiftung außer Zweifel stände.

Diesem „Indizienbeweis" gegenüber wurde von mir geltend gemacht, daß alle Angaben der Mädchen, die wörtlich lauteten: „Ich fühlte mich wie gelähmt", „ich stand wie unter einem Druck", „wie unter einem Bann", „wie unter einem Zwang", „ich hörte die Stimme wie aus weiter Ferne", „mir schwanden die Sinne", „ich hatte nicht mehr die Kraft, mich aufzuraffen, sonst hätte ich es getan", „mir war so komisch", „ich war ganz perplex", „verdutzt", daß alle diese und ähnliche Äußerungen ebensogut auf Erotisierung wie auf Narkotisierung schließen lassen. Erotisierung ist eine Art Narkotisierung; Lust ist Rausch. Der Körper selbst erzeugt unter dem Einfluß entsprechender äußerer Reize rauschartig wirkende innere Sekrete, welche die Widerstandsfähigkeit herabzusetzen, Willen und Überlegung zu schwächen geeignet sind, um so leichter, je höher der Grad der „reizbaren Schwäche" des Zentralnervensystems bei der erotisierten Person ist. In den fraglichen Fällen waren diese Vorbedingungen einer natürlichen Milieuwirkung auf einem neuropathischen Boden – nicht einmal der Einfluß der Musik fehlte – in so ausreichendem Maße gegeben, daß es weder eigentlicher Hypnose, geschweige denn einer *toxischen* (= durch Gift bewirkten) Ausschaltung der Gefühls- und Willenssphäre bedurfte. Die Geschichte des menschlichen Sexuallebens zeigt, daß Persönlichkeiten vom Typus des Angeklagten sich wohl zur Unterstützung des Liebesspiels gelegentlich erregender Mittel („Liebestränke", „Aphrodisiaca") bedienten, aber kaum je Stoffe anwandten, die den Partner in eine gefühllose Masse verwandeln. Die Geschworenen entschieden sich in der Frage „Erotisierung oder Narkotisierung?" für erstere Lösung, nicht nur aus sexualpsychologischen, sondern auch aus kriminalpsychologischen und strafrechtlichen Erwägungen, auf die hier einzugehen zu weit führen würde. Sie sprachen die Angeklagten frei.

Der Beischlaf ist übrigens nicht der einzige Begriff, dessen an sich harmloser Inhalt eine sexuelle Umdeutung erfahren hat. Ganz ähnlich ist es beispielsweise mit den Begriffen „Wohnung" und „Beiwohnung" mit dem Worte „Verkehr", worunter jetzt vielfach ohne jeden Zusatz Geschlechtsverkehr verstanden wird. An einem rheinischen Gerichtshofe erlebte ich es, daß eine Zeugin, die gefragt wurde, ob sie mit dem Angeklagten „verkehrt" habe, in höchste Erregung geriet, sich tief beleidigt fühlte, weinte, und nur mit Mühe beschwichtigt werden konnte, als ihr der Vorsitzende auseinandersetzte, er habe ja nur gesellschaftlichen und nicht geschlechtlichen Verkehr gemeint. Er schloß den Auftritt, indem er mit feiner Ironie bemerkte: „Ja, wir sind weit gekommen, daß Verkehr und Geschlechtsverkehr nun schon für gleichbedeutend gelten."

Namentlich vom Standpunkt der Ipsationsverhütung ist ein nach Art und Menge geregelter Schlaf bedeutungsvoll. Alles, was den Schlaf stört, ist in diesem Sinne von Nachteil, was ihn fördert und bessert, von Nutzen. Der Schlafraum, in dem der Mensch den dritten Teil seines Lebens verbringt, muß gut durchlüftet sein, damit stets genügender Sauerstoff vorhanden ist, der für die Verbrennungs- und Erneuerungsvorgänge in der menschlichen Zelle unumgänglich nötig ist. Es empfiehlt sich deshalb, bei geöffnetem Fenster zu schlafen. Noch jetzt herrscht vielfach die Sitte, den schönsten und größten Raum der Wohnung als „gute Stube" oder „Salon", den kleinsten, dunkelsten („Alkoven", „Hängeboden") als Schlafzimmer zu benutzen. Das Umge-

kehrte ist richtig. Zum mindesten sollte es zum „Existenzminimum" gehören, daß jeder zum Schlafen benutzte Raum eine unmittelbare Verbindung mit Luft, Licht und Sonne hat. Als sexualu nhygienisch hat es sich auch erwiesen, wenn Kinder und Jugendliche (auch Erwachsene) früh und abends länger in den Betten liegen, als für den Schlaf unbedingt notwendig ist. Gerade dieses Herumwälzen in warmen Federbetten und Verweilen unter molligen Decken verführt viele immer wieder zur Ipsation. Theodor G. von *Hippel* (1741 – 1796) dürfte wohl hieran gedacht haben, als er den Satz niederschrieb: „Wer, wenn er aufwacht, nicht gleich herausspringt, der versteht nicht die Winke der Natur." In der Tat ist ein flinkes, kräftiges Aufstehen nach dem Erwachen, dem ein rasches Abwaschen (oder Abduschen) mit frischem Wasser folgt, eine der besten Willensübungen, an die man Kinder nicht früh genug gewöhnen kann. Eltern, die hier mit gütigen Erklärungen erzieherisch wirken, erweisen ihren Kindern damit eine größere Wohltat, als wenn sie ihnen mit verlängertem Aufenthalt im Bette eine „Sonntagsfreude" bereiten wollen oder sie allzufrüh ins Bett schicken, ohne daß Spuren von Müdigkeit vorhanden sind.

Ebenso wichtig aber wie das rasche Aufstehen am Morgen ist das schnelle Einschlafen am Abend. Wo es nicht vorhanden ist, muß es gefördert werden, aber nie durch künstliche Mittel, gegen die wir uns bereits wiederholt wandten, sondern durch natürliche Hilfskräfte. Der Satz, den mir ein Ipsant schrieb: „Am meisten hilft noch, sich abarbeiten, bis man so müde wird, daß gleich der Schlaf eintritt", hat über den Einzelfall hinaus Bedeutung. Für kleine Kinder, die vor dem Schlafengehen zu gewohnheitsmäßiger Ipsation neigen, ist es auch eine zwar unscheinbare, aber gute Hilfe, wenn Mütter sich abends liebevoll an das Bett der jugendlichen Ipsanten setzen und still warten, bis sie einschlafen. Kann man sich von der Überwachung auch keinen durchschlagenden Erfolg versprechen, so verfehlen doch die Aufmerksamkeit und die Ausdauer, welche die Mütter diesem Gegenstand der Erziehung widmen, selten ihren heilsamen, tiefen Eindruck auf das Gemüt der Jugendlichen.

Man hat den Schlaf den Bruder des Todes genannt – eine sehr unzutreffende Redewendung; viel richtiger wäre es, ihn den Bruder des Lebens zu nennen oder mit Richard *Hagedorn* von ihm zu sagen, er sei

„des Todes Bild und doch des Lebens Kraft",

denn in der Ruhe des Schlafes sammeln alle Geschöpfe neue Lebenskräfte. Auch die Pflanzen schlafen. Wenn das Licht des Tages schwindet, schließen die Blumen ihre Blüten, und schlaff hängen die Blätter herab, um sich mit der Sonne wieder zu erheben. Theodor *Zell*, der kenntnisreiche Verfasser der „Diktatur der Liebe", behauptet zwar, es gebe einige Tiere, die ohne Schlaf auskämen, und nennt vor allen Dingen die emsige Biene, die den Schlaf nicht kenne. Aber die Richtigkeit dieser Behauptung wird bestritten und erschüttert nicht die Annahme, daß das Schlafbedürfnis ein genau so lebensnotwendiges Naturgesetz sei, dem ausnahmslos alles Lebendige unterworfen ist, wie das Nahrungs- und Geschlechtsbedürfnis. Der Mensch geht jedenfalls schneller ohne Schlaf als ohne Nahrung zugrunde, und ebenso die meisten Tiere.

Arthur *Schopenhauer*, der sich wie mit allen Lebensfragen auch mit dem Schlafproblem beschäftigt hat (besonders in den „Aphorismen zur Lebensweisheit" im sechsten Kapitel

„vom Unterschiede der Lebensalter"), meint in seiner geistreichen Weise: „Der Schlaf sei für den Menschen, was das Aufziehen für die Uhr." Weniger möchte ich ihm in einem anderen Vergleich beipflichten, der mir mehr geistvoll als richtig erscheint, nämlich dort, wo er den Schlaf als den „einstweiligen Zins des Todes bezeichnet, der selbst die Auszahlung des Kapitals sei", und hinzufügt: „Dieses wird um so später eingefordert, je reichlicher und regelmäßiger der Zins gezahlt werde." Die treffendsten Worte unter den deutschen Dichtern haben aber auch hier wieder *Goethe* und *Schiller* gefunden. Goethe in dem herrlichen Egmontmonolog (seit ich ihn zuerst im zehnten Lebensjahre von meinem Vater hörte, ist er mir unvergeßlich geblieben), der mit den tiefergreifenden Worten beginnt:

„Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst
du mich auch wie die übrigen Freunde?"

und Schiller in seiner Macbeth-Übersetzung (II. 4), in der es heißt:

Schlaf,
der den verworrenen Knäuel der Sorge
entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen;
das frische Bad der wundenvollen Brust,
das linde Öl für jede Herzensqual,
die beste Speise an des Lebens Mahl!"

Aber auch von dieser „besten Speise" darf, wie von keiner, zuviel genossen werden, denn wenn auch die Vernichtung der Ermüdungsstoffe im und durch den Schlaf in höchstem Maße nützlich, ja nötig ist für alle Aufgaben, die der Mensch einschließlich der geschlechtlichen zu erfüllen hat, so begünstigt doch ein allzulanger Schlaf die Anhäufung gewisser Stoffwechselprodukte, welche die Neigung zur Fett- und Steinbildung im Körper fördern, und beeinträchtigt hierdurch mit der Zeit nicht unerheblich den Nahrungs- und Sexualstoffwechsel.

Wie alles in der Natur, ist auch das Schlafbedürfnis und entsprechend die Schlafdauer des Menschen sehr individuell (= es gibt Kurz- und Langschläfer von Natur, auch Abend- und Morgenschläfer). So soll *Alexander von Humboldt,* der 90 Jahre alt wurde, von den 24 Stunden des Tages nur drei bis vier schlafend verbracht haben (der Botaniker Karl *Bolle* in Berlin, der in seiner Jugend mit Humboldt befreundet, in seinem Alter — er wurde selbst auch 90 Jahre — mit mir gut bekannt war, hat es mir persönlich bestätigt). Ebenso wird in den Lebensbeschreibungen von *Leibniz* und *Linné* die Kürze ihrer Schlafzeit erwähnt, und von Friedrich dem Großen wird sogar berichtet, er habe einmal versucht, sich den Schlaf abzugewöhnen. Aber diese und andere Beispiele hervorragender Geister können für die Allgemeinheit ebensowenig maßgebend sein, wie es ihr sexuelles Verhalten ist.

Zwar werden wir uns als Naturforscher stets sagen müssen:

Kein Gesetz ohne Ausnahme, aber auch keine Ausnahme ohne Gesetz,

bei Aufstellung allgemeiner Lebensregeln aber können wir uns nur an Durchschnittsmenschen und Durchschnittswerte halten. Für diese zeigt eine lange Erfahrung, daß vom Ende der Reifezeit bis zum Beginn des Alters (von der Evolutions- bis zur Involutionszeit) der Tag, von dem ein Drittel dem Schlaf gewidmet ist, der Körper-seele der meisten in der Tat am entsprechendsten ist. Vor der Reife ist die Bedürftig-

keit und das Bedürfnis nach Schlaf größer, im Rückbildungsalter hingegen geringer. In dem ersten halben Jahr nach der Geburt pflegt ein gesundes Kind durchschnittlich nur drei bis vier Stunden wach zu sein, die es fast völlig für seine Ernährung aufbraucht; schon in dem zweiten Halbjahr nimmt aber die Zeit des Wachens mehr und mehr zu, so daß beim Eintritt in das zweite Jahr das Kind meist nur noch 14 Stunden am Tage schläft. Im dritten Lebensjahr verhält sich dann die Wachzeit zur Schlafzeit durchschnittlich halb zu halb (wie zwölf zu zwölf). Es empfiehlt sich, die Anzahl der Schlafstunden bis zum Ende der ersten Kindheit (im siebenten Jahr) allmählich auf elf, bis zum Ende der zweiten Kindheit (im vierzehnten Jahr) auf zehn und in den Entwicklungsjahren bis auf neun Stunden (von 10 bis 7 Uhr) zu verringern. Nach beendeter Reifezeit aber soll die Schlafenszeit acht Stunden nicht überschreiten, einschließlich der Mittagsruhe, deren Umwandlung in ein Mittagsschläfchen für manche Männer und Frauen (namentlich nervöse) als kurze Pause zwischen den zwei wachen Tagesdritteln ein unentbehrliches und unwiderstehliches Bedürfnis zu sein scheint, um das körperseelische Gleichgewicht wiederherzustellen. Meist genügt eine halbe Stunde, bei manchen sind sogar nur zehn oder zwanzig Minuten nötig, um diese wohltuende Wirkung zu erzielen. Aus eigener Erfahrung bin ich der Meinung, daß es sich hier nicht nur um eine Angewohnheit handelt, auch ist die meist gegebene Erklärung, die Ursache der Mittagsschläfrigkeit sei ausschließlich eine durch die Verdauung bewirkte Blutleere im Gehirn (der Blutstrom werde vom Gehirn und den Körpermuskeln nach dem Magen und Darm geleitet, um deren Verdauungsarbeit zu fördern) keineswegs ausreichend, vielmehr liegt hier in der Hauptsache eine ganz individuelle Reaktionsweise (= Empfindsamkeit eines labilen Nervensystems) vor, wie solche auch anderweitig (beispielsweise bei der ebenso individuellen Neigung zum Schwindel, zur Seekrankheit, zur Alkoholintoleranz usw.) in die Erscheinung tritt. Ob der Schlaf vor Mitternacht tatsächlich gesünder ist als der nach Mitternacht (wie vielfach behauptet wird), halte ich für fraglich. Immerhin scheint es, als ob die Schlaftiefe mit zunehmender Dunkelheit zu-, mit wachsender Helligkeit abnimmt.

Wenige Menschen denken über den außerordentlichen Zeitverlust nach, der ihnen aus einer gewohnheitsmäßigen Verlängerung der täglichen Schlafzeit um anderthalb Stunden erwächst (wie sie ungemein weit verbreitet ist). Für einen gesunden Menschen genügt es vom zwanzigsten Jahr ab vollkommen wenn er von 11 bis 7 Uhr schläft, tut er es von 11 bis $8^1/_2$ oder von $^1/_2$11 bis 8 Uhr, so bedeutet das für den Tag ein unnötiges Mehr von anderthalb Stunden, das sind im Monat fünfundvierzig Stunden oder reichlich zweieinhalb Tage mehr, wenn wir den Tag zu sechzehn Wachstunden rechnen. Im Jahre macht dies dreißig Tage oder einen Monat aus. Wie mancher, der mit sechzig Jahren noch einige Jahre „die schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens" (Egmont) genießen möchte, wäre sehr erstaunt, wenn man ihm sagen würde, daß er leicht einige Jahre mehr hätte leben können, wenn er nicht drei bis vier Jahre seines Lebens zuviel und unnötig verschlafen hätte.

Nachdrücklich möchte ich mich nun noch vom sexualhygienischen Standpunkt gegen das Zusammenschlafen mehrerer Personen in einem Bett oder auch allzuvieler Personen in einem Zimmer wenden. Es sieht auf diesem Gebiet recht traurig aus,

nachdem das Wohnungswesen durch den Krieg und seine Folgen schwersten Schaden erlitten hat, zu dessen Überwindung man trotz der Wohnungsämter bisher nur ganz unzureichende Mittel gefunden hat. Bereits vor dem Kriege wurde über die elenden Wohnungsverhältnisse in den Großstädten (und auf dem Lande ist es nicht viel besser) schaudererregende Statistiken veröffentlicht. So verfügten nach der Volkszählung im Jahre 1890 in Berlin 44% aller Einwohner nur über einen einzigen Raum zum Essen und zum Schlafen. Die große Mehrzahl teilte diesen Raum noch mit „Schlafleuten" (meist „Schlafburschen"); das sind Personen, die so wenig verdienen, daß sie sich kein eigenes Zimmer, sondern nur eine Schlafstelle halten können. Etwa die Hälfte der Vermieter hatte nur einen Schlafburschen, viele aber hatten zwei und drei; 1561 Vermieter hatten je vier, 443 je fünf, 135 je sechs, 53 je sieben, einige noch mehr Mitbewohner. Es gab (und gibt) sogar „Tag"- und „Nachtschlafburschen", von denen der eine, der Nachtarbeit hat, am Tage das Bett benutzt, welches derjenige, der tags arbeitet, nachts innehat.

In einem höchst bemerkenswerten Vortrage, den Viktor *Noack* im April 1925 in der Berliner Gesellschaft für Sexualreform über „Wohnungselend und Unsittlichkeit" hielt, erwähnte er eine Erhebung, welche die Berliner Ortskrankenkasse im Jahre 1923 bei 9500 ihrer Kassenmitglieder angestellt hatte, die erwerbsunfähig waren. Von diesen schliefen in einem Zimmer zu vieren 5 Prozent, zu fünfen 2 Prozent, zu sechsen 1 Prozent, zu sieben 1/2 Prozent.

„Wenn wir diese Ziffern auf die gesamte Berliner Bevölkerung übertragen," folgert Noack, „so ergibt sich, daß von der vier Millionen starken Bevölkerung Berlins nicht weniger als 250000 zu vieren in einem Raum schlafen. Sehr viele dieser Menschen besitzen aber auch nicht einmal ein eigenes Bett. Es ist eine feststehende Tatsache, daß, je größer eine Familie, um so kleiner die Zahl der eigenen Betten für ihre Mitglieder ist. *Annähernd zwei Prozent der erwerbsunfähig Erkrankten (unter ihnen befand sich eine beträchtliche Anzahl geschlechtskranker Männer und Frauen) hatten kein eigenes Bett.* Sie mußten mit einem anderen Familienmitglied zusammenschlafen." Weiter berichtet Noack, daß sich unter den 9500 untersuchten Kassenmitgliedern 2286 erwerbstätige Mütter befanden, diese hatten 2526 Kinder, denen sie keine genügende Erziehung angedeihen lassen konnten, da sie einen großen Teil des Tages „auf Arbeit" waren, und fährt dann fort: „Die Kinder sind am Tage sich selbst überlassen, haben nachts in den engen Wohnräumen bei den Älteren die intimsten Vorgänge beobachtet und befriedigen ungestört ihre Neugierde. Unbedingt muß sich bei diesen Kindern eine sexuelle Überempfindlichkeit entwickeln, das Geschlechtszentrum im Gehirn reagiert schon auf Vorgänge, die sexuell indifferent sind. Und das alles bei normalen Kindern, wie erst bei psychopathischen Knaben und Mädchen mit anormaler Entwicklung So nehmen in geradezu erschreckender Weise die Geschlechtskrankheiten unter Kindern zu. Wurden zum Beispiel auf der Station für geschlechtskranke Kinder im Berliner Rudolf-Virchow-Krankenhaus 1920 133 Kinder behandelt, so waren es 1924 schon 250, also eine Zunahme von geschlechtskranken Kindern um neunundvierzig Prozent." Auch aus dem vor kurzem veröffentlichten Bericht einer westdeutschen Strafanstalt erhellt die volkserzieherische Bedeutung der Wohnungsfrage: „Von insgesamt 753 Strafgefangenen lebten nur 13, das sind noch nicht 2 v. H., in ihrer Jugend in Wohnungen, in denen zwei oder mehr Räume auf eine Person kamen; 154 Gefangene stammten aus Wohnungen, in denen ein Raum auf je eine Person kam, während alle übrigen, also weitaus die größte Mehrzahl, ihre Jugend in kleineren, zum Teil in erbärmlichen Wohnungen zugebracht hatten."

Von den soziologisch aufschlußreichen Beispielen von Familienverwahrlosung infolge Zusammenschlafens, welche Noack mitteilt, sei nur ein einziges angeführt. In dem Seitenflügel eines Hauses in der ... Straße bewohnten Stube und Küche ein Vater, achtundvierzig Jahre, die Mutter, sechsundvierzig Jahre alt, vier Töchter von zwanzig, neunzehn, achtzehn, fünfzehn Jahren und drei Söhne von sechzehn, elf und acht Jahren; also neun Personen in einer einzigen Stube nebst Küche. *Der Vater hatte an den Töchtern sich der Blutschande schuldig gemacht.* Er ist gegenwärtig in der Irrenanstalt Herzberge, die Ehefrau betreibt einen Lumpenhandel und wohnt im Keller mit einer Tochter, einem Sohn und ihrer sechsundachtzigjährigen Mutter. Diese vier Personen schlafen in zwei Betten. Die älteste Tochter ist verheiratet, zwei sind Kontrollmädchen, die vierte ist aus der Fürsorgeanstalt entwichen und gegenwärtig mit einer Tanztruppe in Italien. Der älteste Sohn sitzt wegen Urkundenfälschung im Gefängnis, ein zweiter ist Knecht."

Haben wir, hat die Gesellschaft ein Recht, über diese „Sittlichkeitsverbrecher" und Prostituierten, diese Insassen von Gefängnissen und „Freudenhäusern", von Irren- und Zwangserziehungsanstalten den Stab zu brechen? Nein und tausendmal nein, solange wir Zustände zulassen, wie sie, dem wirklichen Leben entnommen, hier geschildert sind. Gewiß ist es nicht nötig, daß jeder Mensch, wie es Heinrich der Vierte von Frankreich für seine Landeskinder wünschte, an jedem Sonntag sein „Huhn im Topfe" hat, nötig aber ist es, daß jeder Mensch sein eigenes Bett hat und nicht gezwungen ist, die Ruhestätte für sein müdes Haupt und seine abgearbeiteten Glieder mit anderen zu teilen.

Wiederholt hatte ich Fälle zu begutachten, in denen Väter mit ihren Töchtern Jahre hindurch in blutschänderischem Verkehr standen, bis gewöhnlich nach einem häuslichen Zank die eigene Ehefrau das furchtbare Geheimnis der Nachbarschaft wutentbrannt verriet, die es weitertrug; oder die Frau lief selbst zur Polizei und erstattete die Anzeige, die sie später oft genug gern zurückgenommen hätte. Wenn ich dann in meinem Gutachten auch

die Bettenfrage

berührte und zur Entlastung pflichtgemäß hervorhob, daß bei den armen Leuten nur ein einziges Bett vorhanden war, in dem Vater, Mutter und Kinder Nacht für Nacht zusammenlagen, so fand ich für diesen Hinweis bei den Richtern gewöhnlich sehr wenig Verständnis. Im Volke laufen zahlreiche Anekdoten herum, die sich auf den Familieninzest als Folge des Zusammenschlafens beziehen (zum Beispiel, als die Schwester zum Bruder sagt: „Bei dir schlafe ich lieber als beim Vater," erwidert der Bruder: „Das hat Mutter auch gesagt"). Sie werden vielfach gedankenlos belächelt, und haben doch, wie die meisten Scherze auf sexuellem Gebiet, einen so tiefernsten Hintergrund – man denke nur an die Berliner Zeichnungen Heinrich *Zilles* mit ihren Unterschriften, deren scheinbare Komik oft so tragisch ist (zum Beispiel: Zwei kleine Mädchen streiten sich; die eine: „Du hast ja nicht einmal einen Vater," die andere: „Vielleicht mehr als du"). Man sollte solche Erzählungen, ob wahr oder erfunden, nicht mit Heiterkeit, sondern mit Mitleid aufnehmen. Meist

wäre sogar noch *mehr ein Gefühl von Mitschuld als von Mitleid am Platze;* nichts aber ist ungerechter, als sich über die Menschen zu entrüsten und zu entsetzen, statt über die empörenden Zustände und Umstände, aus denen sich ihre Handlungen ergeben.

Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß das Zusammenschlafen von Angehörigen untereinander keineswegs immer aus Not, sondern oft auch aus Neigung stattfindet, was um so beachtlicher ist, als es nicht nur geschlechtserregend, sondern auch im allgemeinen für das Nervensystem nachteilig wirkt. So erinnere ich mich eines Falles, in dem ich einen halbwüchsigen Knaben behandelte, der bei ungewöhnlich künstlerischer Befähigung ganz ungemein schlapp und elend war, ohne daß eine organische Krankheit nachgewiesen werden konnte. Er schlief bei seiner Mutter, einer fünfzigjährigen Dame, die ihn abgöttisch liebte. Das Leiden des Sohnes spottete jeder Behandlung, bis ich der Mutter dringend riet, ihn allein schlafen zu lassen. Als sie sich schweren Herzens endlich dazu entschloß, trat sofort Besserung und nach und nach eine völlige Genesung des Knaben ein.

Ich halte es nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich, daß der von den ältesten Zeiten her in mannigfacher Weise wiederkehrenden Lehre, nach der jeder lebende Körper, vor allem auch der Mensch, ein Fluidum ausstrahlt, das auf die Umgebung negativ oder positiv einwirkt, trotz ihrer Verpönung durch die offizielle Wissenschaft eine Berechtigung innewohnt. Sicherlich sind alle Menschen aufeinander positiv, negativ oder indifferent (= wohlwollend, übelwollend oder gleichgültig) eingestellt, es fragt sich nur, ob es sich hier letzten Endes um eine erotische Strahlung handelt, die, bis ins Unendliche und Unmerkliche verfeinert, als solche nicht in das Bewußtsein dringt, oder um eine besondere, vom Körper ausgehende magnetische Lebenskraft ungeschlechtlicher Art.

Vielfach und mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß das Zusammensein mit der Jugend auf das Alter im allgemeinen erfrischend, belebend, verjüngend (also positiv) einwirkt. Man hat in der modernen Sexualwissenschaft diese Erscheinung als

Sunemitismus

bezeichnet, indem man sich der Stelle in der Bibel (im ersten Buch der Könige, Kap. 1, V. 1–4) erinnerte, an der von dem alten König David erzählt wird, daß seine Ratgeber ihm wegen Entkräftung eine Jungfrau verordneten, die schöne Abisag von Sunem, „damit sie vor dem Könige stehe und sein pflege und schlafe in seinen Armen und ihn wärme. Und so geschah es, ohne daß der König sie erkannte." Umgekehrt wirkt aber auf die Länge der Zeit das Alter auf die Jugend negativ (= herabstimmend) ein. Es ist dabei nicht sowohl an das einfache Zusammenleben und Zusammenwirken innerhalb der Familie oder einer sonstigen Gemeinschaft zu denken, auch nicht an einen eigentlichen Sexualverkehr, als vielmehr an ständige nahe körperliche Berührungen, wie ich sie an dem Beispiel des Knaben, der noch im zehnten Lebensjahr ständig bei seiner Mutter schlief, erläuterte.

Sind wir uns auch wohl bewußt, daß über den Einfluß von Müdigkeit und Schlaf auf den Geschlechtstrieb und Geschlechtswillen vieles noch im einzelnen genauerer Klärung bedarf, so schien es uns dennoch angezeigt, die Art der Zusammenhänge etwas eingehender zu erörtern, um an einem Beispiel zu zeigen, in welcher Weise die Lebensführung auf die Geschlechtlichkeit von Einfluß ist und in welcher Richtung sich sexualhygienische Maßnahmen zu bewegen haben. Der Kraft- und Stoffwechsel, die Auf- und Abbauprozesse, denen unser Körper ständig unterworfen ist, bewirken neben den Säften, die unmittelbar aus den Geschlechtsdrüsen in mehr oder weniger deutlichen Zeitintervallen (= Abständen) in die Blutbahn gelangen, fortdauernde Veränderungen in der Zusammensetzung des Blutes. Alle diese längst noch nicht genügend gekannten und gewürdigten Wandlungsvorgänge im Chemismus des Körpers, die feinen nicht minder als die gröberen, sind für die jeweilige Beschaffenheit des Nervensystems und damit für seinen Kräftezustand und seine Leistungsfähigkeit von Bedeutung. Nicht der gute und böse Wille als solcher, nicht der momentane willkürliche Entschluß macht die Menschen gut oder böse, sondern die Lebensweise, welche den Willen zu einem guten oder bösen machte. Diese Willensgestaltung liegt zum Teil, wenn auch nie völlig, in unserer Hand.

Ähnlich wie die Übermüdung und Überanstrengung wirkt die durch akute und chronische Krankheiten eintretende Erschöpfung nachteilig auf den Geschlechtswillen ein. Es kommt hier ein Zwiefaches in Betracht: einmal die fast mit jeder Krankheit verbundene Bildung von Toxinen und Antitoxinen (= Giften und Gegengiften) im „hormonalen" Säftestrom (über den Begriff und die Bedeutung der „Hormone" siehe später) und dann die gesteigerte angreifende Tätigkeit, mit welcher sich der Körper der Krankheit zu erwehren sucht. Es ist immer noch nicht genügend bekannt, daß das, was wir Krankheit nennen, im wesentlichen bereits ein Heil-, zum mindesten ein Abwehrprozeß ist.

Am deutlichsten tritt dies in allen akuten Krankheiten zutage. Der Körper arbeitet fieberhaft, der eingedrungenen Schädlichkeiten Herr zu werden; das Herz vermehrt, ja verdoppelt oft seine Leistung, um möglichst rasch mit allen im Blut enthaltenen Hilfskräften (zum Beispiel den weißen Blutkörperchen, die die Bakterien in Haft nehmen, und den Antitoxinen) den Kampf gegen die Krankheitsursachen aufzunehmen; die Temperatur (= Verbrennungswärme) des Körpers steigt, die Pulse jagen, die Ein- und Ausatmung und damit die Sauerstoffzufuhr und Kohlenstoffabfuhr nimmt zu, und schließlich öffnen sich „die Schleusen", vor allem die Haut mit ihren vielen Schweißdrüsen und die Nieren. Scheiden sie die Krankheitsursachen aus, ist die Krankheit behoben, der Kranke gerettet, und zwar am zuverlässigsten dann, wenn sich der Arzt nach dem Grundsatz richtet: „Medicus curat, natura sanat" (das heißt: der Arzt sorgt, die Natur heilt).

Von curare = sorgen leitet sich das im Deutschen viel gebrauchte Wort „kurieren" (= heilen) und das noch mehr verbreitete „Kur" ab mit seinen zahllosen Ableitungen, wie Badekur, Trinkkur, Entziehungskur, Entfettungskur, Mastkur, Kurort, Kurhaus, „Kursaal"; letzterer wurde von den romanischen Sprachen als Fremdwort übernommen — allerdings, was für das Schicksal der Worte bezeichnend ist, kaum noch für eine Stelle, die etwas mit der gesundheitlichen Sorge für den Körper zu tun hat, sondern häufiger mit der Sorge, nervösen Menschen durch organisiertes Glücksspiel („Roulette") das Geld aus

der Tasche zu ziehen. Vermutlich bekam das Wort „Kursaal" diesen Beiklang durch Übertragung von den sich in den eleganten Kursälen von Baden-Baden und Homburg abspielenden Vorgängen, die nach Verbot der deutschen Spielbanken (1868) in Monte Carlo und vielen anderen Spielhöllen des Auslands ihre Fortsetzung fanden, in denen namentlich auch viele Sexualneurotiker das Glück im Spiel suchen, das ihnen in der Liebe versagt ist. Die von ihnen viel gebrauchten abergläubischen Redewendungen: „Unglück in der Liebe, Glück im Spiel" und umgekehrt: „Wer ‚Pech' (= Unglück) hat im Spiel, hat Glück in der Liebe", finden ihre letzte Begründung in tatsächlichen Wechselbeziehungen, die zwischen erotischen Ekstasen und solchen bestehen, die durch die ungesunden Erregungen des Glücksspiels ausgelöst werden. Im Englischen unterscheidet man übrigens „care" und „cure", indem man mit care die Sorge *vor* und mit cure die Sorge *in* der Krankheit meint; so lautet ein in englischer Sprache verfaßtes Buch meines Bruders Dr. Immanuel Hirschfeld: „The heart and blood-vessels, their care and cure" (= Pflege und Behandlung des Herzens und der Blutgefäße; bei Funk und Wagnalls. New York und London 1913).

Es ließe sich noch sehr viel weiter ausführen, in wie hohem Grade jede Krankheit ein Kampf der Körperseele gegen die Krankheitsursache ist, so sind Durchfälle, Erbrechen, Husten, Niesen, Schnupfen, Katarrhe – von *καταῤῥεῖν* = abfließen –, Ausschläge, Ausflüsse, Entzündungen usw. alles Abwehrreaktionen, Naturheilmittel im besten Sinne des Wortes. Vor allem ist auch der Schmerz (wie jedes Leid) „ein Wächter der Gesundheit". Er läutet (durch Druck auf den Druckknopf der Nervenenden) nach den Zentralstellen im Gehirn: hier ist etwas in Unordnung, hier ist Gefahr im Verzuge, eine Störung, die beseitigt, eine Hochspannung, die durch Öffnung eines Ventils behoben werden muß. Wenn die Frucht im Mutterleibe nach 10×28 Tagen so groß geworden ist, daß die Gebärmutter, in der sie sich entwickelt hat, nicht weiter ausdehnungsfähig ist, wenn die elastischen Muskelfasern der Wandung des „Fruchthalters" so sehr in die Länge gezogen sind, als es ihr Ausdehnungskoeffizient zuläßt, dann tritt ein Dehnungsschmerz ein, zu dessen Beseitigung sich die Muskeln wieder zusammenziehen wollen; da dies wehe tut, spricht man dann von „Wehen". Durch diese reflektorisch eintretenden Wehen und die mit ihnen verbundene Kontraktion (= Zusammenziehung) erfolgt dann die Ausstoßung der ausgetragenen Frucht, die Geburt.

Dies ist gewiß ein gutes Beispiel dafür, daß Symptome Signale sind. Weil aber Erscheinungen immer nur Zeichen sind, kann Heilung nie durch Beseitigung von Erscheinungen, sondern nur von Ursachen erfolgen. Wenn man einen Schmerz durch ein Betäubungsmittel (wie Morphium oder Kokain) abstellt, ist es nicht anders, als ob man ein Läutewerk ausschaltet (oder als ob du, wenn es in deine Wohnung regnet, einen Regenschirm aufspannst, anstatt das Loch in der Decke zu schließen). Die meisten körperlichen, seelischen und sexuellen Leiden werden von Ärzten, Geistlichen und Juristen viel zuviel „symptomatisch" und viel zuwenig ätiologisch (= ursächlich) behandelt.

Dies aber gilt für Körper, Seele und Geschlecht. *Nicht nur, wer den Menschen dem Leben, auch wer das Leben dem Menschen anpaßt, vermag zu helfen und zu heilen.* Führt nicht der eine, bringt uns oft der andere Weg zum Ziel.

Daß jeder Kampf des Körpers gegen einen Krankheitsfeind mit den vielen physikalischen und chemischen Veränderungen, die er im Gefolge hat, auf das geschlechtliche Verlangen und Vermögen in hohem Grade einwirken, den feinen körperseelischen Sexualmechanismus stören, Trieb und Widerstand bald steigern, bald schwächen kann, sollte einleuchten, tut es aber in Wirklichkeit (wie auch hier wieder

besonders die Gerichtserfahrung zeigt) nur selten. Man müßte eigentlich eine Krankheit nach der andern durchgehen, um zu erörtern, welchen Einfluß sie auf das Geschlechtsleben haben kann. Es wäre ein gutes Thema für ein eigenes Buch. In diesem kann nur einiges kurz herausgegriffen werden. Die meisten akuten Krankheiten setzen den Geschlechtstrieb stark herunter. Es sind zwar verschiedentlich Fälle beobachtet worden, in denen von Männern in hohem Fieber oder mit heftigen Schmerzen der Koitus ausgeübt wurde, doch sind dies Ausnahmen. In der Rekonvaleszenz (=Wiederherstellung des früheren Gesundheitszustandes) nach fieberhaften Krankheiten kann man allerdings sehr oft von einer Steigerung der Libido (=Geschlechtslust) mit häufigen Pollutionen hören.

Von mehr chronischen Krankheiten, welche die Geschlechtlichkeit nachteilig beeinflussen, seien Malaria, Diabetes (=Zuckerkrankheit), Gallen- und Nierenleiden genannt. Es ist notwendig, daß in jedem Falle von Impotenz der Urin untersucht wird, da Zucker- und Gallenbestandteile im Blut oft die geschlechtlichen Bedürfnisse sehr herabsetzen und selbst aufheben. Es ist vorgekommen, daß diese Erkrankungen erst dadurch entdeckt wurden, indem die ausbleibende Geschlechtserregung sich dem Erkrankten als eine der ersten Erscheinungen bemerkbar machte.

Seit langem ist bekannt, daß auch Fettleibigkeit sexueller Erregung abträglich ist, und zwar nicht nur wegen äußerlicher mechanischer Erschwerung infolge Korpulenz. Es scheint vielmehr, daß in höheren Graden von Fettsucht die Verfettung des Herzens, der Leber und der Nieren schließlich auch den Hoden ergreift und daß vor allem bei fetten Leuten Störungen der inneren Sekretion eintreten, die ein Nachlassen der Geschlechtslust herbeiführen. Wie enge Beziehungen zwischen innerer Sekretion und Fettbildung bestehen, zeigt nicht nur der bei den meisten Frauen im Rückbildungsalter (den Wechseljahren) eintretende Fettansatz, sondern geht deutlich auch aus den Beobachtungen an Kastraten hervor; werden doch Tiere geradezu zwecks Fettgewinnung verschnitten. Das Sprichwort: „Ein guter Hahn wird selten fett" weist darauf hin, daß diese Wechselwirkung im wesentlichen eine antagonistische (= sich einander bekämpfende, aufhebende) ist.

Auf dem inneren Sexualchemismus beruht es auch, daß die verschiedenen Erkrankungen der innersekretorischen Drüsen, wie die Basedowsche (welche von der Schilddrüse) und die Addisonsche (welche von den Nebennieren ausgeht), sowie die Akromegalie (die von der Hypophyse, dem Hirnanhang abhängt) eine Verminderung des Geschlechtstriebes bis zum völligen Erlöschen zur Folge haben.

Noch drei chronische Leiden seien erwähnt, die mit dem Sexualleben, namentlich mit dem Geschlechtstrieb und Geschlechtswillen in enger Verbindung stehen:

Syphilis, Krebs und Tuberkulose,

wobei die Bedeutung, die ihnen auch in eugenischer Beziehung zukommt, zunächst außer Betracht bleiben soll. Nicht nur die akute, floride (= blühende) Lues (= Syphilis), sondern auch die metaluetischen (= spätsyphilitischen) Erscheinungen, wie Paralyse

(= Gehirnerweichung) und Tabes (= Rückenmarksschwindsucht), erschüttern das Zentralnervensystem derart, daß die beklagenswerten Menschen, die von diesen Leiden befallen sind, hinsichtlich ihrer Triebbeherrschbarkeit nicht als vollwertig erachtet werden können. Vor einigen Jahren hatte ich einen pommerschen Gutsbesitzer zu begutachten, der an einer vorgeschrittenen Rückenmarkserkrankung infolge früherer Syphilis litt. Aus einem von ihm höchst unvorsichtigerweise eingeleiteten Ehescheidungsverfahren (wegen Ehebruchs der Gattin) hatte sich ein Strafverfahren gegen ihn selbst entwickelt. Wie oft, war auch hier „die sittliche Entrüstung" nur Deckung für „ein böses Gewissen". Die Verteidigung zog die Zurechnungsfähigkeit des Ehemanns in Zweifel. Mein Mitgutachter, der ausgezeichnete Berliner Nervenarzt Dr. H. *Oppenheim,* und ich erklärten und begründeten, daß das schwer erkrankte Nervensystem das sexuelle Beherrschungsvermögen wesentlich beeinträchtigt habe. Der von der Staatsanwaltschaft geladene Gegengutachter war anderer Meinung; er führte aus, daß der Geschlechtstrieb eines Rückenmarkskranken vermindert zu sein pflege, daher müsse der Mensch ihn leichter unterdrücken können. Zum mindesten hätte der Angeklagte durch Onanie seine krankhafte „Leidenschaft löschen" können – eine Auffassung, der ich wiederholt bei gerichtlichen Sachverständigen begegnet bin. Das Gericht schloß sich dieser Ansicht an und schickte den Angeklagten ins Gefängnis, wo er einige Monate später seinem Leiden erlag.

Auch die tiefgreifende Blutzersetzung, welche der *Krebs,* an welcher Stelle er auch seinen Sitz hat, im Gesamtorganismus hervorruft, die sogenannte „Krebskachexie", vermindert das geschlechtliche Bedürfnis schon frühzeitig sehr stark und tötet es später völlig ab. Daß auch beim Karzinom (= Krebs) Verbindungen mit der Geschlechtsnatur des Menschen vorliegen, geht daraus hervor, daß es das Alter sexueller Rückbildung ist, in dem diese Krankheit vor allem auftritt, auch daraus, daß beim Weibe hauptsächlich an der Fortpflanzung beteiligte Organe: Gebärmutter und Brüste, betroffen werden. Von *Auler* (in: „Klinische Betrachtungen über die Frage der neoplastischen Diathese". Zeitschrift für Krebsforschung, Bd. 21, Heft 3) und *Werner Friedländer* (in seiner Doktordissertation „Hermaphroditismus und Tumoren", im 25. Bande der Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen) ist neuerdings mit guten Gründen ausgeführt worden – neben den Beobachtungen von Tumoren an Zwittern, auf die bereits mein alter Freund Franz von Neugebauer in Warschau hinwies, halte ich besonders die Tierversuche Aulers für beachtenswert –, daß die Mischung weiblicher und männlicher Substanz in einem Körper einen „spezifischen" (= besonders gearteten, nicht etwa nur nervösen) Reiz auf das Geschwulstwachstum ausübt. Damit würde ja die alte Erfahrung übereinstimmen, nach der Krebsgeschwülste vor allem in dem Lebensalter auftreten, in denen beim Weibe oft gewisse männliche Sexuszeichen, beim Manne weibliche Charakterzüge zum Durchbruch gelangen. Das sind eben die Wechseljahre. Nicht unwesentlich dabei ist der Einfluß der mit den Geschlechtsdrüsen entwicklungsgeschichtlich zusammengehörigen Nebennieren. Bereits in meiner Sexualpathologie machte ich darauf aufmerksam, wie verhältnismäßig oft man bei Zwittern

Veränderungen, namentlich auch Geschwulstbildungen an den Nebennieren beobachtet hat. Bestätigung findet dieser vermutete Zusammenhang in neueren Versuchen von Auler und Werner Friedländer, die bei fünf Geschwulsttieren (Ratten) eine Nebenniere entfernten. Nach anfänglich gesteigertem Wachstum (6–7 Tage) trat in allen Fällen (die Geschwulste waren zum Teil taubeneigroß) Rückbildung ein. Eine neue Geschwulst trat nur bei einem Tiere auf, und bei diesem ergab die Sektion, daß die zurückgebliebene Nebenniere sich stark vergrößert hatte.

Von der letzten der drei genannten Volksseuchen, der Tuberkulose (= Lungenschwindsucht), geht seit langem die Rede, daß sie auf den Geschlechtstrieb und die Potenz steigernd, auf die sexuelle Widerstandsfähigkeit mindernd einwirkt. Da man bei Tuberkulösen bereits früher eine Vermehrung der Leydigschen Zwischenzellen wahrgenommen hat, von denen man annimmt, daß sie hauptsächlich erotisierend wirken, hat man diese innersekretorische Ursache in erster Linie dafür verantwortlich zu machen gesucht. Es kommt aber sicherlich noch ein weiteres hinzu: der leicht manische, euphorische Erregungszustand (= gesteigerte Lebhaftigkeit) der meisten Tuberkulösen, und vor allem die Tatsache, daß sie sich meist in dem blühenden Alter von zwanzig bis dreißig befinden, das ja ohnehin für die Geschlechtlichkeit des Menschen einen Höhepunkt darstellt.

> Es erschütterte mich immer wieder tief, wenn ich in Davos, wo ich wiederholt weilte, beobachten konnte, mit welcher Leidenschaftlichkeit sich die jungen Menschen, den Schwindsuchtstod vor Augen, im Tanz, Spiel und Sport dem Flirt hingaben. Tiefrote „Kirchhofsrosen" auf den Wangen, bestürmten sie Tag für Tag die Musiker nach ihren Lieblingsmelodien, ließen keinen Tanz aus, klatschten, wenn es zu Ende war, lebhaft in die Hände, um noch eine Verlängerung zu erreichen, und verschwanden nur von Zeit zu Zeit, wenn sie auf den Toiletten den blutigen Auswurf in ihr Speifläschchen husteten. Noch letzten Winter, in dem sich gleichzeitig über 5000 Tuberkulöse in Davos aufhielten, sah ich dort eine zarte schlanke Französin mit kurzgeschnittenem Haar in duftigen Gewändern, die den Mittelpunkt einer ganzen Schar junger Leute „aus aller Herren Länder" bildete. Eines Abends fehlte Suzanne, nachdem ich noch am Nachmittag beim Tanztee bemerkt hatte, wie sie sich an die Töne und die Tänzer schmiegte, die ihren grazilen und graziösen Körper umfangen hielten. Wie sonst saßen ihre Verehrer auch an diesem Abend um den runden Tisch, an dem sie Platz zu nehmen pflegte; aber es war nicht wie sonst, denn statt ausgelassener Heiterkeit herrschte dumpfes Schweigen. Sie blieb aus für immer – ihr helles Lachen war verstummt für immer. Suzanne, das liebliche, glückliche, arme Geschöpf, war zwischen dem Nachmittag- und Abendtanz einer Lungenblutung erlegen.

Wie die manisch erhöhte Stimmungslage nicht nur bei den Tuberkulösen, sondern auch sonst die Geschlechtslust erhöht, so wird sie durch depressive (= gedrückte) Stimmungsschwankungen vermindert und zwar entsprechend dem Grade der Niedergeschlagenheit, so daß sie bei Melancholikern nahezu als aufgehoben gelten kann. Diese tief „Verstimmten" haben „keine Lust" mehr – wie bezeichnend ist dieser Ausdruck und wie lebenswahr die Stelle, an der Shakespeares Hamlet seinen Freunden Rosenkranz und Güldenstern zunächst seine „Gemütslage" schildert: „Ich habe seit kurzem, ich weiß nicht wodurch, alle meine Munterkeit eingebüßt . . ." um dann

zu schließen: „Ich habe keine Lust am Manne – und am Weibe auch nicht, wiewohl ihr das durch euer Lachen zu sagen scheint."

Wir können in bezug auf die antierotische Wirkung im Blute kreisender Toxine folgende Stufenleiter aufstellen. Am wenigsten stark, aber immerhin nicht unwesentlich beeinflussen die Ermüdungsgifte den Geschlechtstrieb und Geschlechtswillen, stärker die Krankheitsgifte, am stärksten die narkotischen Gifte, in deren verhängnisvolle Rauschwirkung der Mensch sich so häufig einschleicht, um das infolge sexueller Disharmonie (= geschlechtlicher Unausgeglichenheit) aus dem harmonischen Gleichgewicht gebrachte Nervensystem künstlich wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Allen diesen Störungen ist gemeinsam, daß toxische Veränderungen in der Zusammensetzung des Blutes die sexuelle Hormonbildung mehr oder weniger behindern, wie überhaupt fast alle chemischen Stoffe, die der Körper nicht aus sich selbst heraus entwickelt, den Sexualchemismus und damit auch den Sexualmechanismus störend beeinflussen, in bald mehr akuter (= vorübergehender), bald mehr chronischer (= bleibender) Wirksamkeit.

Von der sexuellen Rolle des Alkohols sprachen wir oben schon ausführlich,

die geschlechtliche Bedeutung des Morphiums

ist ähnlich. Auch hier kann nach kleinen Dosen eine vorübergehende Erhöhung der geschlechtlichen Erregbarkeit eintreten, aber eine ausgedehnte Erfahrung hat gezeigt, daß stärkere Morphinisten fast immer impotent werden, und zwar bezieht sich dies sowohl auf die Beischlafs- als auf die Fortpflanzungsfähigkeit, hauptsächlich beim männlichen Geschlecht. Wie Prof. Dr. L. Lewin (in seinem Buch: „Phantastica", die betäubenden und erregenden Genußmittel; für Ärzte und Nichtärzte, 1924, bei Stilke in Berlin) anführt, ergab die Samenuntersuchung bei einem Morphinisten, der sich seit mehreren Monaten 0,3 bis 0,5 g Morphin einspritzte, ganz dünne, unbewegliche (also wohl tote) Samenfäden, die auch durch chemische Reagentien nicht beweglich gemacht werden konnten. Bei morphiumsüchtigen Frauen stellen sich vielfach Menstruationsstörungen bis zum Verlust der Menstruation ein. Ich selbst sah allerdings mehrere morphinistische Frauen (ich sollte über sie ein Gutachten abgeben, ob man ihre Kinder in ihrer Obhut belassen könne), die in rascher Wiederholung schwanger wurden. Die Kinder morphiumsüchtiger Frauen kommen morphiumsüchtig zur Welt, sind erregt und schlaflos und oft nur zu beruhigen, wenn sie ein wenig Opium bekommen. Ebenso ist es mit Säuglingen, die von morphinistischen Frauen gestillt werden. Morphin geht in die Milch über. Die depotenzierende (= die Beischlafsfähigkeit herabsetzende) Wirkung des Morphiums beruht nicht auf seelischen Veränderungen, sondern vornehmlich auf einer Lähmung der nervi erigentes (= der Nerven, welche die Erektion bewirken) und darauf, daß die Absonderung der Geschlechtsdrüsen und jener kleinen Drüsenschläuche, welche die Zwischenflüssigkeit für die Samenzellen ergeben, stockt. Nach Erlenmeyer beginnt die Impotenz der Morphinisten erst bei einem Gramm täglich. Nach meiner Erfahrung ist dies indi-

viduell sehr verschieden, bei manchen genügen schon viel kleinere Mengen. Im allgemeinen kehrt mit der Heilung vom Morphinismus, die ja nur selten vorkommt (und zwar noch seltener, als es scheint, da die Morphinisten sehr geschickte Verberger und Taschenspieler sind, deren Angaben, sie seien geheilt, nicht zu trauen ist), das geschlechtliche Verlangen und Vermögen wieder. Sehr stark setzt Morphium ebenso wie Brom die orgastische Empfindung herab, entgegen vielfacher Annahme, nach der Sexualverzückungen eintreten sollen, wie sie beim Opium (das, wie Morphin, aus dem berauschenden Mohnsaft hergestellt wird) geschildert werden. Viele Morphinisten gaben mir an, sie hätten auf dem Höhepunkt der Erregung ein „pelziges Gefühl", „ein Kribbeln wie in eingeschlafenen Füßen", oder sie klagen darüber, daß sie überhaupt nichts spürten, nicht wüßten, ob bereits ein Erguß eingetreten sei.

Auch die Bleikrankheit, an der viele Maler schon lange leiden, bevor sie es wissen, lähmt die geschlechtliche Lust. Dupoy (Comptes rend. de la société de biologie 1868, Nr. 27) will auch häufiges Vorkommen von geschlechtlicher Apathie (= Gleichgültigkeit) und Impotenz bei Männern beobachtet haben, welche große Mengen von starkem Kaffee, täglich fünf bis sechs Tassen, trinken. Lust und Leistung kehrten wieder, wenn der Kaffeegenuß ausgesetzt wurde, während die Impotenz von neuem eintritt, wenn wieder größere Kaffeemengen genossen wurden. Andere französische Autoren sind der Meinung, daß das im Kaffee enthaltene Koffein bei Frauen leicht Reizzustände an den Genitalien bewirke und eine der häufigsten Ursachen des Weißflusses sei, der mit dem Aufhören des Kaffeegenusses meist völlig verschwände. Ich halte dies nur unter bestimmten Voraussetzungen für richtig, ebenso wie den Satz des neuerdings wieder zu Ehren gekommenen Dr. S. Hahnemann: „Hinter jeder Tasse Kaffee verbirgt sich die Onanie." Im übrigen kann das Verlangen nach den in Kaffee, Tee und Kakao enthaltenen Alkaloiden (Koffein, Tein, Xantin; 0,05 g reines Koffein töten einen Hund) einen ebenso süchtigen Charakter annehmen, wie nur irgend eine andere Sucht.

Ein Beispiel hierfür ist mir aus den Anfängen meiner Praxis im Gedächtnis geblieben. Bald nachdem ich von Magdeburg nach Charlottenburg übergesiedelt war (1896), wurde ich zu einer gichtkranken Dame gerufen, die von einer ihrer „Kaffeeschwestern" gehört hatte, daß ich mit natürlichen Heilmitteln (wie Diät und Wasseranwendungen) gute Erfolge erzielen solle. Die Patientin empfing mich mit den Worten: „Bevor Sie meine Behandlung übernehmen, stelle ich eine Bedingung: Alles dürfen Sie mir verbieten, nur nicht meinen Kaffee, auf den würde ich nie verzichten." Ich erwiderte, daß ich mich mit dieser Bedingung nur einverstanden erklären könne, wenn sie die Folgen des Kaffeegenusses von den bei ihr erreichbaren Genesungsmöglichkeiten in Abzug bringe. Dazu erklärte sie sich bereit. Was aber hätte sie wohl getan, wenn sie 100 Jahre früher und in Westfalen gelebt hätte? Denn dort erklärte noch 1777 der Fürstbischof von Paderborn das Kaffeetrinken für ein Privileg des Adels, der Geistlichen und der höheren Beamten, das Bürgern und Bauern streng verboten sei. Meist wurden dafür in Deutschland Stockprügel angedroht. Dennoch hat an der erstaunlichen Verbreitung des Kaffees, der seinen Siegeszug durch die ganze Welt, noch später als der Tabak, antrat – erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts soll er in Arabien (Mekka) als Arznei aufgetaucht sein –, kein Verbot etwas

ändern können. In den Vereinigten Staaten ist nach dem Alkoholverbot der Kaffeeverbrauch von 929,2 Millionen Pfund im Jahre 1919 auf die enorme Höhe von 1,36 Milliarden Pfund im Jahre 1920 gestiegen.

Die sexuelle Hauptgefahr des Kaffees erblicke ich in der schlechten Wirkung, die er bei den meisten Männern und Frauen auf den Schlaf hat. Schon aus diesem Grunde sollte man ihn Kindern gänzlich fernhalten, bei denen er, wenn auch nicht direkt (wie Hahnemann glaubte), so doch indirekt durch unruhigen Schlaf die Ipsation fördert.

Bedeutungsvoller aber noch wie beim Koffein sind

die Beziehungen zwischen Geschlechtsleben und Nikotin.

Goncourt schreibt (zitiert nach Bloch, Sexualleben, S. 470): „Zwischen dem Tabak und dem Weibe herrscht ein Antagonismus. Der Geschmack an dem einen verdirbt den an dem andern." Ich halte es für ganz sicher, daß starke Zigarettenraucher (seltener Zigarrenraucher) hinsichtlich ihrer Potenz Schaden erleiden. Es kommen Fälle vor, in denen eine Wiederherstellung der Potenz nur durch Aufgeben des Zigarettengenusses ermöglicht werden konnte. Seitdem ich dies in meiner Sexualpathologie schrieb, habe ich noch viele Fälle gesehen, in denen für die Sexualschwäche kein anderer Grund aufzufinden war, als unmäßiges Zigarettenrauchen. Unterblieb dieses, so kehrte auch der mangelnde Geschlechtstrieb wieder. Einige Male beobachtete ich ähnliche Ausfallserscheinungen auch bei Männern im vorgerückten Alter, die dauernd zehn bis zwölf schwere Zigarren am Tage rauchten, sie glaubten, ohne diese nicht auskommen zu können, und lediglich die Aussicht, ihre Potenz zurückzuerobern, ließ sie auf die zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit Verzicht leisten. Seitdem die Amerikaner der Welt die beiden geschätztesten Mitglieder aus der bei ihnen so weit verbreiteten Familie der Solanazeen beschert haben: *die Kartoffel und den Tabak* (den Nutzen der einen hat der Schaden der anderen Gabe fast aufgehoben), hat das Rauchbedürfnis von Jahrhundert zu Jahrhundert, im letzten Jahrhundert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen, bis es in der Gegenwart bei beiden Geschlechtern einen Umfang erreicht hat, daß es sehr notwendig erscheint, auch diese Sucht sehr ernst zu nehmen.

Welche ungeheure Rücksichtslosigkeit liegt schon darin, in Räumen, die zu allgemeinem Gebrauch bestimmt sind, die Luft durch Rauchen so zu verschlechtern, daß die Augenbindehaut und die zarten Schleimhäute der Luftwege nichtrauchender Personen auf das äußerste gereizt werden bis zur Entstehung von Kopfdruck, Übelkeit, Beklemmungen und andern Zeichen einer Rauchvergiftung. Väter, die die Luft verqualmen, in der ihre Kinder schlafen, handeln geradezu verwerflich. Ich stimme vollkommen meinem amerikanischen Freunde Dr. *William Robinson* bei, daß man das Rauchen den Menschen nur innerhalb ihrer Wohnung und im Freien gestatten sollte, keineswegs in Restaurants und in anderen Räumen, die der Allgemeinheit zugänglich sind. Denn hier stellt es eine Belästigung, eine schwere Schädigung dar, eine Vergiftung der Luft mit Kohlenoxyd, Nikotin und Blausäure, die als Eingriff in die Rechte anderer keinesfalls gestattet werden sollte. *Goethe* bemerkt einmal: „Die Raucher verpesten die Luft weit und breit und ersticken jeden anständigen Menschen, der nicht zu seiner Verteidigung zu rauchen ver-

steht," und sein Zeitgenosse, der berühmte Arzt *Hufeland* (Verfasser der Makrobiotik), schreibt: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten. Etwas Schmutziges, Übelriechendes, Beißendes kann ein solches Bedürfnis werden, daß es Menschen gibt, die nicht eher lebensfroh werden, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen. Welche Sklaverei!"

Die Untersuchungen der bedeutenden Physiologen Bunge in Basel, Bertholet in Paris und Weichselbaum in Wien haben mit Sicherheit ergeben, daß der Tabak auch den Keimzellen und damit dem zukünftigen Geschlecht Schaden zufügt. Nicht unerheblich schädigt aber der Raucher vor allem seine eigene Gesundheit, insbesondere seine Geschlechtlichkeit. Für einen in der Sexualpraxis erfahrenen Arzt ist es freilich keine Frage, daß auch der süchtige Drang nach dem im Tabak enthaltenen Nikotin (genannt zu Ehren des berühmten französischen Diplomaten und Gelehrten Jean Nicot, der 1560 die Tabakpflanze aus Lissabon nach Frankreich mitbrachte) eine Flucht der aus dem ruhigen Gleichgewicht gebrachten Nerven in ein Betäubungsmittel darstellt. So gewiß aber diese Toxine auf die vibrierenden (= zitternden) Nerven vielfach beruhigend wirken, ebenso sicher ist, daß sie auf die Dauer das feine Zelleiweiß nachteilig verändern, welches das eigentliche Lebensagens ist. Wer sich erinnert, mit welcher Gier im Weltkriege die Soldaten aller Länder vom höchsten Offizier bis zum „gemeinen Mann" nach dem Tabak als der geschätztesten aller „Liebesgaben" griffen, wer gesehen hat, wie Gefangene – gleichviel, ob Kriegs- oder Strafgefangene – oft nichts so sehr entbehren wie den Tabak, wer denkt, daß noch ein Massenmörder wie Haarmann als letzten Genuß vor seiner Hinrichtung eine Zigarre erbittet, kann ermessen, wie ungeheuer groß die Gier der Menschen nach der rauch-, kau- und schnupfbaren Tabakpflanze geworden ist.

In meiner Erinnerung taucht einer meiner getreuesten Mitarbeiter aus der ersten Zeit der Bewegung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage auf: Freiherr von T. Als Sohn eines österreichischen Ministers geboren, von einer Anmut, die alle entzückte, die ihn kennen lernten, schien ihm, dem Patenkinde und Liebling der Kaiserin Elisabeth von Österreich, eine glänzende Zukunft gewiß, bis ihn eines Abends sein Schicksal erreichte. Er wurde, wenig über 20 Jahre alt, im Wiener Prater ertappt, als er, auf einer Bank sitzend, einen Kaiserjäger küßte. Wäre es oder er selbst ein Dienstmädchen gewesen (was ihm, wie er versicherte, bei seiner weiblichen Wesensartung bedeutend lieber gewesen wäre als seine hohe Abstammung), hätte sich kein Mensch um den harmlosen Vorgang gekümmert. So wurde er ihm zum Verhängnis, er wurde aufgeschrieben und mit Schimpf und Schande aus der Heimat gejagt; möglichst heimlich und schnell, sagte man ihm, solle er, um den Skandal zu vermeiden, außer Landes gehen. Das erfordere die Rücksicht auf seinen Vater, den Minister, und seine Taufpatin, die Kaiserin. So saß er schon zwölf Stunden nach diesem Vorfall auf der Eisenbahn, um sich nach England zu begeben, wo er mit dem gleichgearteten Oskar Wilde Freundschaft schloß, dessen Werke er später ins Deutsche übertrug. Nach der unmenschlichen Verurteilung des großen englischen Dichters siedelte er nach Paris über und schließlich nach Deutschland, wo er sich ganz in den Dienst des Befreiungskampfes stellte, dessen Bedeutung ihn sein und Wildes Schicksal gelehrt hatte. Viele Jahre betrat er mit dem Glockenschlage zehn (aus der Messe der katholischen Kirche kommend) unser Büro, das er nach vierstündiger Arbeit ebenso pünktlich wieder verließ. Oft erzählte er mir, daß, nachdem er von seiner Mutter (es war seine Stiefmutter, die er ebenso zärtlich liebte, wie sie ihn) Abschied genommen hatte – für immer,

denn er sah weder sie noch seine Heimat jemals wieder –, er sich eine Zigarette anzündete, mit der er zum „Kettenraucher" wurde. Denn von da ab brannte er sich eine Zigarette an der andern an, viele Dutzende am Tage, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, viele Jahre lang. Seine Finger verfärbten sich gelb, allmählich vergilbte auch sein Gesicht, der Herzmuskel wurde schwächer, der Geschlechtstrieb schwand. Als das durch Nikotin entartete und ermattete Herz seiner Aufgabe als Druck- und Saugpumpe nicht mehr gerecht werden konnte, schwollen die Beine wassersüchtig an. Das war der Anfang vom Ende. Aber erst, nachdem die Wassersucht auch auf den Leib übergegangen war, brachte er es fertig, dem Rat vieler Ärzte folgend, der Zigarette zu entsagen, doch da war es schon zu spät. Er sah bereits wie eine lebende Mumie aus, als er mit letzter Kraft und Hoffnung die italienische Sonne aufsuchte, unter deren Glanz und Wärme er in einem Spital zu Neapel verstarb.

Thomas Mann gibt in seinem Roman: „Der Zauberberg" (Bd. I, S. 83) eine anschauliche Schilderung der Rauchsucht an dem Beispiel seines jungen Helden Hans Castorp: „Ich verstehe es nicht," sagt Hans zu seinem Vetter Joachim, „wie jemand nicht rauchen kann, er bringt sich doch sozusagen um des Lebens besten Teil und jedenfalls um ein ganz eminentes Vergnügen! Wenn ich aufwache, so freue ich mich, daß ich tagsüber werde rauchen dürfen, und wenn ich esse, so freue ich mich wieder darauf, ja, ich kann sagen, daß ich eigentlich bloß esse, um rauchen zu können, wenn ich damit natürlich auch etwas übertreibe. Aber ein Tag ohne Tabak, das wäre für mich der Gipfel der Schalheit, ein vollständig öder und reizloser Tag, und wenn ich mir morgens sagen müßte: heute gibt's nichts zu rauchen – ich glaube, ich fände den Mut gar nicht, aufzustehen, wahrhaftig, ich bliebe liegen."

Man geht übrigens nicht in der Annahme fehl, daß Jungen, die heimlich Zigaretten rauchen, fast alle ipsieren, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß alle, die ipsieren, auch starke Zigarettenraucher sind. Tolstoi dürfte in diesem Sinne wohl recht haben, wenn er sagt: „Wenn Knaben zu rauchen beginnen, verlieren sie ihre Unschuld." Vom sexualpädagogischen Standpunkt sollte man jedenfalls Koffein und Nikotin (Kaffee und Tabak) solange als möglich von der Jugend fernhalten. Aber auch die meisten Erwachsenen würden wohl die Erfahrung des berühmten Physiologen von Bunge bestätigen, der, bevor er seine gründlichen Untersuchungen über die Wirkungen des Nikotins anstellte, selbst ein starker Raucher war und dann schrieb: „Ich kann es bezeugen, man verliert nichts beim Aufgeben dieses Giftes, *im Gegenteil, man gewinnt an Freuden.*"

Immer wieder läßt sich feststellen, mit wie ganz andern Augen man Volksgebräuche in der Fremde und Nähe betrachtet, die letzten Endes in Ursprung, Wesen und Wirkung völlig einander gleichen. In Asien drückt man die Füße, in Europa und Amerika quetschte man lange den Rumpf der Frauen zusammen, weil die Männer es schön fanden. Wir erklärten ihre, sie unsere Sitte oder Mode für „abgeschmackt" und „grausam", und doch war es im Grunde dasselbe. In China raucht man die Opium-, bei uns die Tabakpfeife. Wir blicken deshalb auf die Chinesen, wie sie auf uns herab – und es ist doch im Grunde dasselbe. Wie man in asiatischen Freudenhäusern Haschisch zur Lusterzeugung reicht, so bietet man in europäischen oder amerikanischen Dielen „Koks" oder „Schnee" feil. Nein, wir haben einander nichts vorzuwerfen.

In Ostasien haben fast alle Bordelle Einrichtungen zum Opiumgenuß und viele Opiumhöhlen Einrichtungen zum Geschlechtsgenuß. Nach O. F. Scheuer (im Handwörterbuch der Sexualwissenschaft, S. 34) findet in jedem Zimmer eines chinesischen Bordells der Besucher eine Opiumpfeife, die ihm von der Dirne zubereitet wird Vor dem Koitus raucht er einige Züge, wodurch die Erektion gefördert werden soll. Vielfach haben Dichter und Schriftsteller, namentlich in Frankreich von *Thomas de Quinceys* (1785 – 1859) bis zu *Claude Farreres* „Opium" (zur deutschen Ausgabe schrieb *Hanns Heinz Ewers* eine bemerkenswerte Vorrede) die erotischen Träume und Phantasieerlebnisse der Opiumraucher und Opiophagen (= Opiumesser) geschildert.

Aber auch schon der alte Virgil (wie nachweislich sogar griechische Dichter aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert) erwähnt in seiner Äneide (IV. Buch v. 486) den betäubenden Mohn (dargereicht mit Honig), leider damals wie jetzt ohne genügende Hervorhebung der gefährlichen Nebenwirkungen dieser Rauschstoffe.

Charles Baudelaire unternahm mit gewohnter Meisterschaft ähnliches im „künstlichen Paradiese"; nur war der Stoff, den er wählte, nicht Opium, sondern Haschisch, der indische Hanf. Die erotische Erregung durch alle diese narkotischen Mittel ist meist nichts als sexuelles Strohfeuer. Der anfänglichen Steigerung geschlechtlicher Funktionen folgt früher oder später schwerer körperseelischer Verfall, und was das schlimmste ist – alle diese Mittel, in die man sich vor sich selbst flüchtet, hinterlassen nach ihrer Rauschwirkung ein so hochgradiges Gefühl von Leere, Schalheit und Haltlosigkeit, einen solchen Jammer, daß man sie alsbald wieder und dann immer wieder aufsucht, mehr noch zur Betäubung der Unlust als zur Förderung der Lust.

In Europa hat nach dem Kriege besonders das Kokain als „Stimulans" (= Steigerungsmittel) namentlich unter Sexualneurotikern eine ganz enorme Verbreitung gefunden. In Berlin herrschte in den Elendsjahren vom Wirkungsbeginn der Hungerblockade bis zum Ende der Inflationszeit (1916—1923) der Kokainismus geradezu epidemisch, überall konnte man jungen Menschen begegnen, die sich in schwerstem Kokainrausch befanden, mit stierem Blick halluzinierten, während sie einem ihre eiskalte, feuchte Hand entgegenstreckten. Es war ein furchtbares, sich unvergeßlich einprägendes Bild. Viele, die absichtlich oder versehentlich zuviel nahmen (was zu entscheiden meist unmöglich war), gingen daran zugrunde.

> Einmal hatte ich im Kriege einen Mann zu begutachten der wegen unerlaubten Kokainhandels angeklagt war. In der ziemlich langen Beratungspause über den Fall, der dem seinigen voraufging, zog er wiederholt eine elegante Dose mit einem zierlichen Schnupflöffel aus der Westentasche und bot, bevor er selbst eine Prise nahm, sämtlichen Anwesenden von dem starken Pulver an. Es war niemand in dem Saal, der nicht zugriff. Das Gericht sprach den völlig „verkoksten" Angeklagten frei, der versprach, sich sogleich einer Entziehungskur in einer Anstalt zu unterziehen. Es währte aber nur eine Woche, bis er seinen schwunghaften Handel wieder aufnahm, mit dem er unzählige Männer und Frauen in eine Scheinwelt des Friedens versetzte, aus der sie nur schwer den Weg zur Wirklichkeit zurückfanden.

Es ist recht bezeichnend, daß trotz aller asketischen Predigten die Menschen immer mehr nach Mitteln fahnden, die den Geschlechtstrieb künstlich steigern, als nach solchen, die ihn mindern. In früheren Jahrhunderten (vom 13. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts) waren es hauptsächlich die Kanthariden, die viel zur Triebsteigerung verwandt wurden. Aus den „spanischen Fliegen" gewonnen, bildeten sie den Hauptbestandteil der mittelalterlichen „Liebestränke" in Deutschland, der „Pastilles galantes" der Franzosen, der „Diavolini" der Italiener. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kantharidien die Geschlechtssphäre erregen und Erektionen im Gefolge haben, in den Mengen aber, in denen sie wirksam sind, rufen sie gleichzeitig auch erhebliche Reizerscheinungen im Urogenitalsystem (= den Harn- und Geschlechtswerkzeugen) hervor. Infolgedessen tritt nach Kantharidengebrauch im Urin nicht selten Eiweiß und Blut auf, so daß viele Ärzte, sobald sie diese gefährliche Nebenwirkung erkannten, mit Recht ihre warnende Stimme erhoben, und heute wohl nur noch wenige dieses zweischneidige „Aphrodisiakum", wie die Apotheker es nannten (hergeleitet von der Liebesgöttin Aphrodite = Venus) verordnen.

Unschuldiger sind eine Reihe anderer Stoffe, die gleichfalls in den Ruf gekommen sind, den Geschlechtstrieb zu steigern, während sie eigentlich nur blähende und harntreibende Folgen haben und höchstens auf Umwegen durch Ansammlung von Gasen im Darm oder Harn in der Blase die Geschlechtsnerven der Nachbarschaft irritieren (= reizen) und in Erregung versetzen. Eine ganze Anzahl Menschen verdanken nicht der Liebe oder dem Geschlechtstrieb ihr Leben, sondern der gefüllten Blase, durch deren Druck viele impotente Männer (namentlich Trinker) früh morgens mit Erektionen erwachen. Zu den blähenden Nahrungsmitteln, die irrtümlicherweise im Volke vielfach für geschlechtserregend gelten, gehören Erbsen, Bohnen, Linsen, Rettich; zu den harntreibenden Sellerie, allerlei Salat- und Pilzsorten (wie Morcheln), die roten Rüben und vor allem der bereits von Plinius in seiner „Historia naturalis" (Naturgeschichte) in diesem Sinne erwähnte Spargel (dessen Gehalt an Asparagin schon wenige Minuten nach der Mahlzeit an einem eigenartig scharfen Geruch des Urins, auf den er treibend wirkt, erkenntlich ist). Auch gewisse „feurige" Gewürze, von denen behauptet wird, daß sie das geschlechtliche Verlangen und Vermögen erhöhen, wie Pfeffer und Ingwer, Safran und Vanille, Zimt und Muskat, dürften, wenn überhaupt, nur auf diesem indirekten Wege wirksam sein.

Wir stehen damit schon mitten in der wichtigen, viel erörterten Frage, ob und welchen Einfluß überhaupt die menschliche Nahrung auf den Geschlechtstrieb hat. Erforscher der Folklore werden hier vielen Vorstellungen begegnen, die zunächst recht sonderbar erscheinen, aber doch einer Nachprüfung wert sind.

Der allmählich international gewordene Ausdruck Folklore – ursprünglich Folk-Lore – stammt von dem englischen Gelehrten William J. Thoms, der ihn zuerst im Jahre 1846 in der bekannten wissenschaftlichen Zeitschrift Londons: Athenaeum (in der Nummer vom 22. August 1846) gebrauchte. Er schlug vor, daß unter dieser Bezeichnung alles zusammengefaßt werden sollte, was der „Volksmund" an Sagen, Märchen, Meinungen, Sprüchen,

Glauben und Aberglauben überliefert („von Mund zu Munde geht"), alles, was man bei den verschiedenen Völkern an alten Bräuchen und Sitten findet.

Die sexuelle Folklore,

die naturgemäß innerhalb der allgemeinen Folklore einen sehr breiten Raum einnimmt, hat, soweit sie die Gegenwart umfaßt, in Professor Friedrich S. *Kraus* in Wien, dem Herausgeber der „Anthropophyteia" (= „Menschenentstehung"), einen gründlichen, ernsten Bearbeiter gefunden, während die Sagen und Gebräuche älterer Zeiten (wie das Storchenmärchen, der Fruchtbarkeitszauber, der Totenkonkubinenkult usw.) vor allem durch Ferdinand Freiherr *von Reitzenstein,* dem derzeitigen Leiter der ethnologischen Abteilung unseres Instituts für Sexualwissenschaft, erforscht und gesammelt wurden.

Man soll Behauptungen der Folklore gegenüber sich weder allzu leichtgläubig noch allzu schroff ablehnend verhalten, sondern möglichst unbefangen ihrer Entstehung nachgehen, was freilich oft recht schwierig ist. Es kann vorkommen, daß eine Anschauung, die bei Gelehrten lange Zeit als krasser Aberglauben galt, plötzlich eine wissenschaftliche Grundlage erhält, durch die mehr dem Volke als dem Gelehrten Recht gegeben wird. So ist es beispielsweise mit dem alten Volksglauben, daß Stoffe, die unmittelbar aus den Geschlechtsteilen der Menschen und Tiere stammen, den Geschlechtstrieb steigern sollen. Vor allen zählen hierzu die Eier der Vögel (der alte Plinius gibt in seiner vorerwähnten „Naturgeschichte" folgende „Vorschrift zur Erhöhung des Geschlechtstriebes vor dem Verkehr": „Man nehme ein Ei mit drei Bechern Rosinenwein und einer halben Unze Stärkemehl"), ebenso die Fischeier, den sogenannten Fischrogen (zu dem auch der in dieser Beziehung mancherorts besonders geschätzte Kaviar gehört). Die Hexen und Zauberer (an deren Stelle in unserer Zeit die Wahrsagerinnen, Hellseher usw. getreten sind) gingen aber noch einen beträchtlichen Schritt weiter. Sie mischten, um Männer und Frauen liebestoll zu machen, den Speisen und Getränken Menstrualblut, Scheidenschleim und vor allem menschlichen Samen bei.

So bekundete erst vor kurzem eine wegen Gattengiftmordes angeklagte Frau aus der Mark Brandenburg, die Witwe Minna Glaß in Landsberg (sie wurde gemeinsam mit ihrem Liebhaber, dem „Rechtskonsulenten" Hübner, der sie wohl zu der Tat angestiftet hatte, zum Tode verurteilt), sie habe, um sich die Liebe ihres Mannes zu erhalten und wiederzugewinnen, ihm seit Jahren „regelmäßig" etwas von ihrem Menstrualblut in den Kaffee geschüttet. Er habe nie etwas davon gemerkt, es habe aber auch nicht geholfen, denn er habe sie nach wie vor vernachlässigt. Der Rat sei ihr von einer alten Kartenschlägerin gegeben worden. Später hätte diese ihr auch noch zwei Liebespulver, ein gelbes und ein weißes, gegeben, die aber ebenfalls keinen Erfolg hatten. Das Blutmittel werde übrigens in ihrer Gegend auf dem Lande ziemlich viel angewandt. Ein verwandter Fall von sexuellem Aberglauben ereignete sich 1896 in Dresden. Hier wurde eines Tages ein neunzehnjähriger Bursche ermordet aufgefunden, dem die Geschlechtsteile fehlten. Der Täter wurde in einem neunundzwanzigjährigen Töpfergesellen ermittelt, der als unzurechnungsfähig begutachtet wurde. Der Mörder gab an, er sei impotent und hätte gehört, man könne geschlechtlich leistungsfähig werden, wenn man den Hoden eines Menschen verzehre.

Unter den Männern der Wissenschaft gab es wohl niemanden, der nicht diesen Zauber mit menschlichen und tierischen Sexualstoffen für einen „faulen Zauber"

hielt, bis eines Tages, vor wenig mehr als einem Menschenalter, einer der berühmtesten Mediziner jener Zeit, Professor Brown *Séquard* in Paris, in einer hochangesehenen Ärztegesellschaft auftrat und erklärte, er habe am eigenen Körper erprobt, wie die in den Geschlechtsdrüsen enthaltenen Stoffe die sexuelle Leistungsfähigkeit steigerten. Damit waren einer neuen Behandlungsmethode und Industrie, nämlich der Organotherapie, die Wege geebnet. Die geschmähten Zauberer und verbrannten Hexen aber, die schon seit Jahrhunderten zerkleinerte Hoden als Stärkungsmittel verabreichten, namentlich von Tieren, die sexuell für kräftig galten, wie Stier, Hengst und Hahn, oder die sehr fruchtbar waren, wie Hasen und Kaninchen, waren bis zu einem gewissen Grade, wie man sich auszudrücken pflegt, „rehabilitiert" (= gerechtfertigt), etwa so wie in unseren Tagen der berühmte Berliner Chirurg August *Bier* die offiziell lange verachtete Homöopathie *Hahnemanns* „rehabilitierte", oder die im Gegensatz zu den meisten ihrer Kollegen vorurteilsfreien Professoren *Möbius* in Leipzig und *Bunge* in Basel, die die nicht minder verpönte Phrenologie *Galls* rehabilitierten, oder wie der Heilbronner Arzt Robert *Mayer,* der Entdecker der Gesetze von der Erhaltung der Kraft, oder der Budapester Arzt *Semmelweis,* der erfolgreiche Bekämpfer des Kindbettfiebers, rehabilitiert wurden, lange Zeit, nachdem sie in Irrenanstalten ihr verkanntes Leben und Forschen beendet hatten. Es haben eben nicht nur Bücher und Worte ihre Schicksale – „habent sua fata libelli" (auch dieser Spruch hatte sein Schicksal, denn, trotzdem er sehr häufig angeführt wurde, wußte niemand seine Herkunft, bis ihn der Berliner Philologe Böckh eines Tages in einem Gedicht von Terentianus Maurus entdeckte) – sondern auch diejenigen, die im Schrifttum ihre Gedanken und Forschungen niederlegten – ein Trost, wenn auch nur ein schwacher, für alle, die ihrer Zeit als Lichtträger vorauseilten.

Als die alten Inder die Hoden des Ziegenbocks (in einem der ältesten erhaltenen Literaturdokumente, geschrieben um 1400 v. Chr., dem indischen Ayurveda wird ihre Verspeisung zur Heilung von Impotenz empfohlen) und die Gallier die Hoden von Hunden nahmen, um sie, roh zerhackt oder mit Zwiebeln, Essig und Öl vermengt, sexuellen Schwächlingen darzureichen, wußten sie gewiß noch nichts von der inneren Sekretion, von Sexualhormonen und der Erotisierung des Zentralnervensystems, und handelten doch in dunklem Drange nach denselben Grundsätzen, denen wir Jahrhunderte später in *Pöhls* Spermin, in *Blochs* Testogan und Telygan, in *Scheuers* Neosex und Evasex, *Kronfelds* Euandryl und Eufemyl, *Natterers* Horminum masculinum und femininum wieder begegnen, im Testiglandol und Ovoglandol der Grenzachwerke, *Parisers* Reiuven und wie die vielen ein- und mehrdrüsigen, reindrüsigen oder mit alten pharmazeutischen Präparaten (besonders der Yohimbinrinde) gemischten Organextrakte noch alle heißen mögen.

Ob noch ein anderer Glaube der Folklore rehabilitiert werden wird, der den verschiedenen Fleisch- und Fischsorten einen besonderen Einfluß auf das sexuologische und charakterologische Verhalten des Menschen zuschreibt? Es wird erzählt, daß der englische Schauspieler *Garrick* (1717–79; seine Gebeine ruhen in der Londoner

Westminster-Abtei zu Füßen Shakespeares), wenn er abends schüchterne Liebhaber zu spielen hatte, mittags Schaffleisch aß, daß er dagegen, wenn er einen Helden oder feurigen „Bonvivant" (= Lebemann) darstellen sollte, vorher einen Hahn verspeiste, und auch sonst nach dem Charakter seiner Rollen seine Nahrung wählte. Vorläufig besitzen wir nicht die mindesten Anhaltspunkte dafür, daß die Temperamente der Tiere noch in ihren gekochten Leichen, die wir genießen, vorhanden sind, und noch weniger wahrscheinlich scheint es, daß die Charaktere der verzehrten Tiere auf die der Menschen übergehen. Wissen wir doch nicht einmal, ob, wie vielfach angenommen wird – wir streiften diese Frage schon bei Besprechung des Enthaltsamkeitsproblems – Personen, die Fleischkost gewohnheitsmäßig zu sich nehmen, geschlechtlich erregter sind als Pflanzenverzehrer. Von Lebemännern wird einigen Fleisch-, Fisch- und Käsesorten (wie Krebsen und Austern) ein auf die Geschlechtskraft wirkender Einfluß zugeschrieben. Tatsächlich scheint dieser Einfluß aber nur dort vorhanden zu sein, wo fest an ihn geglaubt wird. Auch die vielen, welche, um sich von der Ipsation zu befreien oder ihr Geschlechtsbedürfnis abzuschwächen oder abzutöten, zur Pflanzenkost übergingen, hatten nur dann vorübergehende Erfolge zu verzeichnen, wenn sie fest von der Wirksamkeit ihrer Lebensweise durchdrungen waren.

Es ist ja bekannt, daß Menschen, die durch Enthaltsamkeit einen höheren Grad von Vollkommenheit erlangen wollen – ein Streben, das, soweit es nicht wie so oft in Unduldsamkeit ausartet, durchaus der Achtung wert ist – bei der freiwilligen Entbehrung „fleischlicher Genüsse" gewöhnlich beides im Sinn haben: das Nichtverzehren tierischen und das Nichtbegehren menschlichen Fleisches. In „Gesundheitsschriften" findet man oft Hinweise auf die Bedeutung der Fleischkost für das Sexualleben, viele würden ihr Ziel besser erreichen, wenn sie nicht in der Schilderung der verderblichen Folgen von *Fleischgenuß und Fleischeslust* weit über dies Ziel hinausschössen.

Ein Musterbeispiel dafür ist das Buch von *Ferdinand Schrey:* „Wie werde und bleibe ich gesund?" mit dem Untertitel: „Das wichtigste Buch für jedermann" und einem Vorwort von Dr. Wilhelm Winsch (im Selbstverlage von Schrey, Berlin). Es enthält viele vortreffliche Lebensregeln, die ausgezeichnet begründet sind, nur wo es sich um Sexualprobleme handelt, steht der Verfasser ganz im Banne alter Anschauungen; so verkündet er kühn (S. 126): „Die Befriedigung des Geschlechtstriebes dient der Erhaltung der Art, nicht der des einzelnen Menschen, deshalb ist die Nichtausübung auch nicht nachteilig. Von den Frauen wird die Enthaltsamkeit als selbstverständlich gefordert, und doch ist sie für diese eher schwerer als für den Mann, der viel mehr Ablenkungen in der Arbeit hat." Entsprechend seiner Auffassung, daß bei der Ausübung des geschlechtlichen Aktes „der wichtigste Lebensstoff, der die unentbehrlichste Speise für die wichtigsten Organe, die Nerven, bildet, durch die inneren Drüsen ausgeschieden und vergeudet wird" (wobei er hinzusetzt: „und dies geschieht nicht nur außerehelich"), behandelt er das ganze Gebiet der „Geschlechtlichen Gesundheitspflege (sexuelle Hygiene)" auf drei Seiten, während er allein dem Kapitel der Ernährung gegen fünfzig Seiten widmet. In diesem berührt er zwar auch den Einfluß der Nahrungs- und Genußmittel; so heißt es an einer Stelle (S. 57): „Diese fieberartige Wirkung des Fleischgenusses wirkt besonders erregend auf die Geschlechtsnerven. Dies läßt sich bei den Affen in den zoologischen Gärten beobachten, die dort zu geschlechtlichen Unarten neigen, die man bei den wild lebenden noch nie beobachtet hat. Viel

wirksamer als Moralpredigten bei Knaben (– warum nur bei Knaben? – d. V.) ist deshalb die rein pflanzliche Ernährung. Verbindet sich Alkoholgenuß mit Fleischgenuß, so ist diese erregende Wirkung eine nicht nur verdoppelte, sondern vervielfachte, und die Gefahr von Ausschweifungen und Verirrungen noch dadurch erhöht, daß die Willenskraft durch den Alkohol stark vermindert ist. Gleichzeitiger Tabakgenuß erhöht die Reizwirkung noch weiter." Und an anderer Stelle (S. 126/127): „Richtige Lebensweise trägt wesentlich dazu bei, die Aufgabe der geschlechtlichen Enthaltsamkeit zu erleichtern. Zunächst durch die Art der Nahrung. Alle reizenden Speisen, besonders das Fleisch, sind zu vermeiden, bei jungen Leuten auch Spargel, wegen des darin enthaltenen Asparagins, dann Trüffel, ferner Paprika und Sellerie. Auch zuviel pflanzliches Eiweiß, wie alter Käse, Hülsenfrüchte wirken reizend. Dagegen haben frisches Obst und Gemüse eine beruhigende, ableitende Wirkung. Von besonders erregender Wirkung sind alle Genußmittel, vor allem die alkoholischen Getränke, auch Tabak, Kaffee, Tee, Fleischbrühe, Zucker, besonders Schokolade (Pralinés) und scharfe fremde Gewürze, wie Pfeffer, Paprika und reichliches Salz. Alkohol ist in doppelter Beziehung schädlich, einmal wegen seiner erregenden, dann wegen seiner willensschwächenden Wirkung, die die Widerstandskraft, die moralischen Hemmungsvorstellungen gegen die Verführung lähmt." Ganz ähnlich schreiben auch Dr. Schönenberger und Siegert in „Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen" (S. 26): „Überfütterung der Kinder, zumal mit Fleisch und Eiern, bewirkt leicht geschlechtliche Frühreife. Stark erregend auf den Geschlechtstrieb wirken bei Kindern auch Fleischbrühen, Fleischextrakt und Fleischpepton. Und doch meinen die meisten Eltern, man müsse gerade schwächlichen Kindern Fleischbrühe und Wein ‚zur Stärkung' geben. O verderbliche Einfalt!!"

Die sexuelle Vergeudungstheorie

dieser Autoren teile ich nicht, halte sie sogar in ihrer Übertreibung für einen sehr verhängnisvollen Irrtum, und bin doch fest davon überzeugt, daß ich mit meiner dreieinheitlichen Auffassung von Körper – Seele – Geschlecht mehr dem folge, was *Friedrich von Stollberg* (in seinem Gedicht: Freude an der Natur) in dem Ausruf zusammenfaßt:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehen auf deiner Spur.

Trotz des verschiedenen Standpunktes in der Sexualfrage stimme ich aber doch damit überein, daß man in der geschlechtlichen Jugenderziehung einer frugalen (dieses im Sinne von einfach gebrauchte Wort hängt in bezeichnender Weise mit fructus [= Frucht] zusammen), fleischarmen und alkoholfreien Kost vor einer eiweiß- (= stickstoff-) reichen Nahrung den Vorzug geben sollte.

Allerdings soll man ihre schützende Kraft nicht überschätzen. Ich habe viele Ipsanten und sexuell abnormale Menschen gesprochen, die sich lange Zeit jeden Tropfen Alkohols und jeden Bissen Fleisches enthielten, „um den Stachel ihrer Leidenschaft los zu werden". Ihre Hoffnung und Erwartung trog sie. Gleichwohl haben wir allen Grund, anzunehmen, daß eine natürliche Nahrung für eine natürliche Geschlechtsentwicklung am besten ist, wir können sogar umkehrend und rückschließend sagen, daß nebst anderem für die Natürlichkeit der Geschlechtsentwicklung auch ihre Unbeeinflußbarkeit durch die Ernährung spricht.

Auch hier standen gewisse Volksinstinkte lange mit wissenschaftlichen Lehrmeinungen im Widerspruch, so waren viele innerlich davon durchdrungen, daß in den Nahrungsmitteln, die wir uns ohne schwierige Erwerbs- und Herstellungsmittel zugängig machen können, die wertvollsten Kraftquellen enthalten seien, bevor die nachhinkende Wissenschaft diese lebenspendenden Stoffe als „Vitamine" würdigte.

Vitamine und Inkrete,

die beiden wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Biologie und Menschenkunde in neuerer Zeit (praktisch sehr viel wichtiger als die so unendlich mehr gepriesene und theoretisch gewiß auch sehr preisenswerte Relativitätstheorie *Einsteins*), wie wenig sind sie doch in ihrer umstürzenden Bedeutung ins Bewußtsein der Menge gedrungen. Liegt es vielleicht daran, daß die beiden Stoffgruppen, an deren vitaler Bedeutung für Körper, Seele und Geschlecht nicht mehr gezweifelt werden kann, bisher von niemandem, nicht einmal von ihren Entdeckern gesehen wurden? Handelt es sich nicht aber bei der Relativitätstheorie auch zunächst nur um Berechnungen und Schlüsse, hat man nicht auch aus den Abständen der Planeten die Stellung und die Umlaufsbahnen des Neptun genau berechnet, lange bevor man ihn entdeckte, hat man nicht sogar später gefundene Elemente nach den im periodischen System fehlenden Stoffen vorausbeschreiben können? Sicherlich hätte ein findiger Kopf auch nach dem Gesetze doppelgeschlechtlicher Vererbung alle Formen zwischengeschlechtlicher Varianten beschreiben können, ehe er sie von Angesicht zu Angesicht sah. Nicht merkwürdiger ist es, daß man aus den Ausfallserscheinungen in den Lebensvorgängen das Vorhandensein bestimmter Vitamine und Inkrete (wie des Andrin und Gynäcin) schlußfolgern konnte. Man kann nicht bloß aus dem, was eintritt, wenn etwas da ist, sondern auch aus dem, was ausbleibt, wenn etwas nicht da ist, das Dasein von Dingen herleiten.

Daß es Vitamine und Inkrete tatsächlich gibt, beweisen die Mängel, die mit der Sicherheit eines Experimentes dort, wo sie fehlen, in der Körperseele vorhanden sind. Eine rührige Industrie hat sogar nach diesen Beobachtungen von Wirkung und Ursache Drüsen- und Vitaminpräparate in beträchtlichem Umfang hergestellt und auf den Markt geworfen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zwischen den inneren Sekreten und Vitaminen, trotzdem sie gänzlich unabhängig voneinander und unter sehr verschiedenen Umständen entdeckt wurden, ein inniger Zusammenhang besteht; beide fallen in das Gebiet des inneren Chemismus, und es hat viel für sich, daß sich die Vitamine nur dort bilden, wo eine innersekretorische Belebung sie wachruft, wenn man nicht geradezu annimmt, *daß die Vitamine die Inkretstoffe der Pflanzen sind.*

Auch darin zeigt sich eine Verwandtschaft zwischen Vitaminen und Inkreten, daß sie schon in kleinsten Mengen ihre hohe Wirksamkeit entfalten. Wer wissenschaftlich Menschen- und Geschlechtskunde treibt, muß sich immer darüber klar sein, daß die Wichtigkeit extremer und krasser Fälle vor allem darin besteht, daß sie uns das

Verständnis für Vorstufen und niedere Grade eröffnen, die weniger deutlich in die Augen fallen, für Grade, die oft kaum merklich, aber für das Wesen der Persönlichkeit oft um so bemerkenswerter sind. Nach der Wahrnehmungsfähigkeit solcher Grade ermißt sich der Grad der Menschenkenntnis, die jemand besitzt. Wenn bei völligem Fehlen der Geschlechtsdrüsen die Geschlechtspersönlichkeit und der Geschlechtstrieb erheblich verändert sind, beide weniger erheblich, wenn eine Unterentwicklung der Drüse vorliegt, so ist anzunehmen, daß dieser Parallelismus sich auch bis zu immer geringfügigeren Stadien (= Stufen) fortsetzt. Ebenso ist es mit dem Vitaminausfall. Nicht die auffällige Ausnahme beansprucht in erster Linie unsere Aufmerksamkeit, sondern der schwächere Fall, dessen Auswirkungen doch bereits ins Gewicht fallen.

In dieser Beziehung hat sich auf dem Gebiet der Vitamin- wie der Inkretforschung das Tierexperiment als höchst lehrreich erwiesen. Die mit und ohne Vitamin gefütterten Tauben *Funks* haben ihr Seitenstück in den Hühnern *Pézards* in Paris, die sich völlig verschieden entwickelten, je nach den Drüseninkreten, die man in ihren Körper brachte. Die Ratten, die Eugen *Fischer* und *Eckstein* in Freiburg bald mit, bald ohne Vitamin ernährten, gehören mit den Meerschweinchen *Steinachs* in eine Reihe, die ein ganz anderes Bild darboten, je nachdem männliche oder weibliche, gemischte oder gar keine Geschlechtsinkrete in ihren Körper eingepflanzt wurden.

Um die Lebenswichtigkeit der von ihm gefundenen Stoffe zu kennzeichnen, nannte Funk sie Vitamine, in Anlehnung an das lateinische Wort „vita", das Leben bedeutet, während die Endigung „amine" zum Ausdruck bringen sollte, daß es sich um stickstoffhaltige Substanzen (Ammoniake) handelt, wie sie namentlich in Samenschalen und allen grünen Pflanzenteilen vorkommen. Französische Autoren nannten sie aus gleichem Grunde „matière vivante" (= lebendiger Stoff). Der schwedische Nahrungsmittelchemiker *Ragnar Berg* (auf dem „Weißen Hirsch" bei Dresden, wo der von der „offiziellen" Medizin lange mißachtete Heinrich Lahmann schon vor Jahrzehnten seinem Gesundheitssystem im Kampf gegen die „diätetische Blutentmischung" ganz ähnliche Anschauungen zugrunde legte, wie die, welche später in der Vitaminforschung „offizielle" Anerkennung fanden) schlug vor, statt Vitamine „*Komplettine*" oder „Ergänzungsstoffe" zu sagen, weil sie zwar lebenswichtig seien, aber nicht lebenswichtiger als die andern Nahrungsgrundstoffe, und außerdem keineswegs immer stickstoffhaltig. Daß die Vitaminforschung in Deutschland verhältnismäßig spät Eingang und Beachtung gefunden hat, dürfte mit der überragenden Stellung zusammenhängen, die auf unsern Universitäten *Justus von Liebig* einnahm, dessen Lehren zu Dogmen erstarrt waren (die Glaubenslehren anderer Fakultäten geben denen der theologischen in dieser Beziehung wenig nach). Infolgedessen bedurfte es erst einer langen und starken Aufrüttlung durch außenstehende und ausländische Denker, bis die „offizielle" Schule umlernte.

Als ich in München die Vorlesungen des berühmten Ernährungsforschers Voit und seines noch berühmteren wissenschaftlichen Zwillingsbruders, des Hygienikers v. Pettenkofer, hörte (Pettenkofers kühner Versuch am eigenen Körper, der darin bestand, daß er

sich Reinkulturen von Cholerabazillen auf Semmeln strich und zum Frühstück verzehrte, um die Ungefährlichkeit der Bakterien bei nicht vorhandener Disposition [= Empfänglichkeit] zu erweisen, machte auf uns Studenten einen gewaltigen Eindruck; einen stärkeren auf mich sein späterer Freitod, als er seine Arbeitskraft erloschen fühlte), war man allgemein der Meinung, daß durch die Forschungen Liebigs in der Ernährungslehre ein Gipfelpunkt erreicht sei, über den es ein wesentliches Hinaus nicht mehr gäbe. Mich machte allerdings schon damals die hochmütige Art stutzig, mit der man auf die Anhänger der Pflanzenkost und vollends die der Rohkost herniedersah. Der Maler *Dieffenbach,* der in jener Zeit mit seinen Kindern Helios, Stella, Lucifer und seinem jungen Schüler, dem nachmals so berühmten Maler *Fidus,* in den Straßen Münchens lebendige Propaganda für den Vegetarismus machte, wurde weidlich verspottet. Ich konnte mich dieser Haltung und Auffassung meiner Kommilitonen nicht anschließen und machte ihr gegenüber geltend, daß, so sehr auch die Kunstfertigkeit zu bewundern sei, durch die es der Mensch so weit gebracht hätte, ein großes Rind in viele hundert kleine Portionen von gekochtem und gebratenem Rindfleisch umzuwandeln, man schließlich doch nicht übersehen dürfe, daß wir ohne Schlachtmesser und Kochtopf zur Welt kämen. Wie alle Naturwesen dürfte sich ursprünglich auch wohl der Mensch nur mit dem ernährt haben, was seinen natürlichen Waffen, Händen und Zähnen, ohne Feuer und Schwert zugänglich gewesen sei.

Wenn auch der Säugling kaum noch seinen Namen verdient, nachdem der Mensch auf bestem Wege sei, mit Hilfe von Nährpräparaten und Sterilisierapparaten aus der Reihe der Säugetiere auszuscheiden, so bliebe dennoch die Mutterbrust für das Menschenkind die natürlichste und gesundeste Nahrung. Dies zeige die vergleichende Sterblichkeitsstatistik von Brust- und Flaschenkindern mit erschreckender Deutlichkeit. Und wenn sich auch der Erwachsene in noch höherem Grade wie das Kind allmählich von dem emanzipiert (= freigemacht) hätte, was die Natur ihm freiwillig böte, so sei damit noch lange nicht der Beweis erbracht, daß Liebigs Fleischextrakt und ähnliche Erzeugnisse der Nahrungsmittelindustrie die Brust der Mutter Erde ersetzen könnten. Die Tatsache, daß 98 Prozent der Menschen nicht eines natürlichen Todes sterben, sondern an Krankheiten, meist nach qualvollem Siechtum zugrunde gehen, bewiese eher das Gegenteil. Leider konnte ich nicht in Abrede stellen, daß, wie bei so vielen andern auch bei mir selbst, die Sympathie mit dem Vegetarismus mehr theoretisch als praktisch betätigt wurde. Ich führe das darauf zurück, daß sich das Nervensystem an gewisse im Fleisch enthaltene Zersetzungsstoffe (Kreatin, Kreatinin, Xantin und Sarcin – es sind die Stoffe, welche der Fleischbrühe den beliebten Geschmack und Geruch geben) genau so gewöhnt wie an andere Reizstoffe, und sie, wie alle Substanzen, für die sich eine Süchtigkeit eingestellt hat, später schwer entbehren kann, besonders wenn die Gewöhnung, wie es mit den im Fleisch enthaltenen Substanzen der Fall ist, schon in so früher Kindheit einsetzt.

Voit hatte uns also gelehrt, daß wie die Maschine mit einer bestimmten Menge Kohle, so der Mensch mit einer gewissen Anzahl Kalorien geheizt werden müsse, um die Bewegungen, Tätigkeiten und Handlungen zu verrichten, die man zusammenfassend als seine Arbeit bezeichnet. Kalorien nannte man die Wärmeeinheiten, nach denen man den „Heizwert", den die einzelnen Nahrungsmittel für die menschliche Wärmkraftmaschine haben, genau so berechnen kann, wie die Technik den Heizwert ihrer verschiedenen Brennmaterialien für ihre Maschine ausrechnet. Neuerdings hat der nordamerikanische Nahrungsmittelhygieniker Sherman ausgeführt, daß dieses alte Bild von der Dampfmaschine unzureichend sei, richtiger wäre der Vergleich mit einem Explosionsmotor, in dem die organischen Nährstoffe das Heizmaterial und zusammen mit einem Teil der Mineralien das Baumaterial des Motors darstellten, während die übrigen Mineralstoffe dem Schmieröl, die Vitamine dem Zündfunken entsprächen.

Man hielt zur täglichen Heizung der Menschmaschine etwa 200 Gramm Kohlenhydrate (enthalten in Stärkemehl und Zucker), 70 Gramm Eiweißstoffe (Liebig hatte noch 180 Gramm angegeben) und 30 Gramm Fett erforderlich, außerdem benötige man gewisse Mengen Mineralien („Nährsalze") und Wasser. Es zeigte sich, daß diese verschiedenen Grundstoffe in weitgehendem Maße einander vertreten können, daß vor allem das Fett sich von den Kohlenhydraten nur durch einen etwas geringeren Sauerstoffgehalt unterscheidet, so daß Stärkemehl und Zucker die Heizung, aber auch die Mästung und Verfettung des Körpers ebenso gut bewirken können wie das Fett selbst. Genau so wie beim Heizen als Reste des Verbrannten giftige Gase und Asche übrig blieben, die weggeschafft werden müßten, damit die Maschine nicht in Unordnung käme, sei es auch mit dem Nahrungsstoffwechsel im menschlichen Mechanismus oder Organismus, aus dem die schlechten Gase durch den Schornstein der Lunge abzögen, während durch die Nieren- und Darmkanalisation die flüssigen und festen Überbleibsel ausgeschieden würden.

Das klang alles so einleuchtend, daß man förmlich schon die Zeit vor sich sah, in der die Menschen nicht mehr auf den Markt gehen brauchten, um auf Kosten andrer Lebewesen zu leben, sondern einfach ein Schächtelchen in der Tasche tragen würden, mit der erforderlichen Menge konzentrierter Kügelchen von Eiweiß, Fett, Stärke und Mineralsalzen. Phantasten zeichneten schon den Menschen der Zukunft mit einem ganz kleinen zahnlosen Mund, ausreichend für die hineinzubefördernden Kügelchen, mit ausgedehntem Schädel und verkümmerten Genitalien. Denn „natürlich" würde in gleicher Weise wie die Ernährung auch die Zeugung mit der Zeit überflüssig. Die physiologische Chemie kannte ja nicht nur die Stoffe, die der Mensch für seine Erhaltung benötigte, sondern auch die, aus denen er sich von vornherein zusammensetzt (also nicht nur das Brennmaterial, sondern auch das Baumaterial). Es gab physiologische Chemiker, die allen Ernstes die von einstigen Alchimisten angenommene Möglichkeit wieder aufleben ließen, nach denen man den Embryo – in der Küche der Alchimie hieß er Homunkulus – aus den bestimmten Mengen von Eiweiß, Fett, Mineralien, Stärke, Zucker und Wasser würde herstellen können, aus denen er besteht. Ein amerikanischer Gelehrter in Rochester berechnete sogar genau die Kosten der hierzu erforderlichen Rohstoffe; sie würden sich nur auf 99 Cents belaufen, also noch nicht einmal einen Dollar (etwas über vier Mark) betragen; mehr sei der Mensch nicht wert.

Aber die Natur läßt ihrer nicht spotten. Nach der Entdeckung der Vitamine und Inkrete ist es mehr als fraglich, ob es jemals gelingen wird, die Ernährung und Fortpflanzung in eine Zwangsjacke zu legen, und sollte wirklich einmal das Unwahrscheinliche Ereignis werden und das Getriebe der Welt nicht durch Hunger und Liebe, sondern nach Schillers berühmtem Ausspruch durch Philosophie sich erhalten können oder durch die Theologie, wie es in der logischen Wunschlinie jener Weltanschauung läge, deren Anhänger klagend sangen: „Inter faeces et urinam nascimur" (zwischen Kot und Harn werden wir geboren), oder sollte es, was immerhin noch das Wahr-

scheinlichere wäre, durch die Fortschritte der Chemie so weit kommen, daß Fabriken und Laboratorien die Natur ersetzten – der Mensch würde so arm an körperseelischer Freude werden, daß sich das Leben für ihn nicht mehr verlohnte.

Da ist es denn doch recht erfreulich, daß von Zeit zu Zeit einmal jemand aufsteht, der den neunmal Weisen ein „Bis hierher und nicht weiter!" zuruft und ihnen zeigt, daß etwas in ihrer Rechnung: Mensch gleich Maschine – *sei es Arbeits- oder Gebetsmaschine* – nicht stimmt. In der Ernährungsfrage hieß dieser Jemand Kasimir *Funk*, Leiter des physiologisch-chemischen Laboratoriums am Krebskrankenhospital in London. Als er nämlich die Probe auf das Exempel machte und Tiere mit Nahrungsgemischen fütterte, welche die Stoffe Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate, Wasser und Mineralien in chemisch reiner Form und genau den Mengenverhältnissen enthielten, wie sie auf den Rezepten der Nahrungsmittelphysiologen verzeichnet waren, traten bei den Versuchstieren schwere Ernährungsstörungen, Veränderungen ihrer Geschlechtspersönlichkeit und ihres Geschlechtstriebes, Wachstumshemmungen und baldiger Tod ein.

Diesen Experimenten gingen Beobachtungen rätselhafter Erkrankungen voraus, bei denen es immer offenkundiger wurde, daß sie mit der Nahrungsweise zusammenhängen. So ließ sich der Skorbut (oder Scharbock), eine allgemeine Erkrankung, die namentlich bei Seeleuten auftritt, die von Pökelfleisch und andern Konserven leben, verhüten, wenn man der Kost etwas Zitronen- oder andern Fruchtsaft beimischte. Beriberi, eine Krankheit der Empfindungs- und Bewegungsnerven bei ostasiatischen Völkern, die sich von geschältem (poliertem) Reis ernähren, konnte man vermeiden und beseitigen, wenn man dem Reis wieder die Schale („die Kleie") beimischte, die den lebendigen Keim enthält. Ähnliches fand man bei der Pellagra. Von dieser, in schweren nervösen Störungen und Hautreizungen beruhenden Krankheit wurden nur Menschen befallen, deren Hauptnahrung der Mais ist. Vor allem ließ sich nachweisen, daß die bei uns so außerordentlich weit verbreitete Englische Krankheit (die Rachitis) mit all ihren tiefgreifenden Entstellungen der menschlichen Gestalt – der Buckel ist ein Beispiel – ebenso wie die seltenere, skorbutähnliche Erkrankung der Kinder, die man die Möller-Barlowsche nennt, im wesentlichen (denn auch hier spielt die familiäre Anlage eine Rolle) auf Ernährungsfehlern beruht, denen durch Darreichung von antirachitischen Vitaminen, wie sie im Obst, in Salaten, vielen Gemüsen (Spinat, Tomaten), in Eiern, frischem Fleisch und tierischen Fetten (Lebertran) enthalten sind, gesteuert werden kann.

Frank benennt die durch Vitaminmangel entstandenen Krankheiten „*Avitaminosen*" und unterscheidet im wesentlichen drei Vitamine, das bereits erwähnte antirachitische Vitamin A, das antineuritische Vitamin B, das für den Stoffwechsel und die ungestörte Tätigkeit des Nervensystems unbedingt erforderlich ist, und das antiskorbutische Vitamin C. Vitaminreiche Nahrungsmittel sind vor allem frisches Obst (das man nicht schälen, sondern nur reinigen sollte) und frisches grünes Gemüse, Fruchtsäfte (Zitronensaft), keimende Pflanzen, frische Kartoffeln, Vollweizen, Voll-

roggen, Vollreis und -mais, Butter, frischer Käse, rohe Milch, Lebertran, Hefe. Gegen Kochen, Trocknen, Pökeln, Räuchern, Dörren, Behandlung mit alkalischen Lösungen wie Soda sind die Vitamine sehr empfindlich, ebenso schlecht vertragen sie starkes und wiederholtes Erhitzen (wie es beispielsweise bei der Bereitung von „sterilisierter" und Trockenmilch, bei langer Aufbewahrung der Speisen in der Kochkiste vorkommt). Bei den Getreide-, Reis- und Maiskörnern sind die Vitamine in der feinen Aleuronschicht unter der Schale gelagert, mit deren Entfernung sie mitbeseitigt werden. Gerade die durch die Art unserer Brotbereitung gewöhnlich beseitigte, als Viehfutter verwandte Kleie ist reich an Vitaminen, auch an Mineralsalzen, Fett und Eiweiß. Je feiner und weißer das Mehl und Brot ist, um so weniger enthält es von diesen lebenswichtigen Stoffen. Besonders wichtig ist vitaminreiche Kost für hoffende und stillende Mütter, die sich gesunde, nicht rachitische, Kinder wünschen.

Unerläßliche Voraussetzung für die Vitaminbildung und damit für eine kraftvolle, ungestörte Entwickelung von Körper, Seele und Geschlecht ist die Sonnenbestrahlung. Man hat gefunden, daß auf junge Tiere das Sonnenlicht eine ganz ähnliche Wirkung hat wie das Vitamin A. Junge Hunde, die nach der ihnen dargereichten Nahrung unbedingt hätten rachitisch werden müssen, wurden es nicht, wenn man sie ausgiebig dem Sonnenlicht aussetzte. Der Schweizer Arzt Dr. Bircher-Benner, Gründer und Leiter des Sanatoriums „Lebendige Kraft" am Zürichberg, nennt die ungekochten Nahrungsmittel „Sonnenlichtspeisen", und Wilhelm Ostwald, nicht nur einer der größten Chemiker, sondern einer der vielseitigsten Gelehrten, die Deutschland gegenwärtig besitzt, sagt einmal: „Wir essen in den Pflanzen Sonnenenergie." In der Tat sind sie in erster Linie die Akkumulatoren (= Sammler) jener strahlenden Sonnenkraft, die sich auf uns als Lebenskraft überträgt.

Von der fast unvorstellbaren großen Heilkraft der Sonne konnte ich mich überzeugen, als ich vor mehreren Jahren einmal einen der bedeutendsten Heliotherapeuten (= Sonnenbehandler) unserer Zeit, Dr. Rollier in Leysin, besuchte. (Der Ort liegt in der Nähe des Genfer Sees hoch in den Bergen, nicht weit von Yvorne, dem Wohnsitz Forels.) Ich fand hier vollauf bestätigt, was Rollier in einem seiner Berichte schreibt: „Kranke, die mit zahlreichen Tuberkuloseherden in den Knochen, mit eiternden Fisteln an vielen Stellen des Körpers, blaß, kraftlos, dem Tod geweiht eingeliefert wurden, sind von der Sonne in blühende Menschen verwandelt worden."

Die Kraft der Sonne heilt nicht nur, sondern verhütet auch Leiden. Lichtarme und lichtscheue Menschen bleichen aus wie Kellerpflanzen; lichtreiche und lichtfrohe blühen auf wie Blumen an der Sonne. Neuere wissenschaftliche Forschungen über die durch Kirchhoffs Spektralanalyse ermöglichte Auffindung von langwelligen ultraroten Wärmestrahlen und kurzwelligen ultravioletten, chemisch wirkenden Lichtstrahlen in der Sonne, über die bakterientötende Wirkung der Lichtstrahlen, über die Beeinflussung der Vitamine, über die Bedeutung der sich durch Sonnenbestrahlung bildenden dunklen Farbstoffe in der Haut, die so leicht durch Krankheit wieder aufgezehrt werden, haben nicht nur die Berechtigung des alten italienischen Sprichwortes: „Wo

die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin", verstehen gelehrt, sondern auch die tiefe Weisheit gezeigt, welche in dem früher fast über die ganze Erde verbreiteten Sonnenkultus lag. Sonnenanbeter und Feste zu Ehren der Sonne finden wir bei den alten Indern („Mitra"), Ägyptern (der Sonnengott „Râ"), Griechen („Helios") und Römern („Solarien") nicht minder wie bei den alten Germanen („Sonnenheilberge") und Skandinaviern, und ganz ähnlich auch bei den Ureinwohnern Amerikas und fast sämtlichen Völkern Asiens. Bei den Japanern steht heute noch die Sonne im Mittelpunkt der Nationalreligion. Auch die Jünger der mit dem persischen Worte „Mazdaznan" (= „Meisterlehre") bezeichneten Naturheilreligion, die von Kalifornien nach Europa verpflanzt, nach dem Kriege auch in Deutschland viele Anhänger gewonnen hat, bringt der Sonne eine hymnische Verehrung entgegen. Vielen Naturvölkern gilt die *Sonne und der Mond als Mann und Frau* (aus den Artikeln geht hervor, daß sich die alten Deutschen *die* Sonne weiblich und *den* Mond männlich dachten, wodurch sie sich von den meisten andern Völkern unterschieden). Es wäre gewiß gut, wenn wir wieder mehr Sonnenkult trieben, Kult freilich nicht im Sinne von Kultus = Anbetung, sondern von Kultur = Vervollkommnung (Kultus und Kultur stammen beide von colere = pflegen), nicht als Mystiker, sondern als Hygieniker. Im Lichte der Sonne enthüllt sich am reinsten die Geschlechtspersönlichkeit, entfaltet sich am natürlichsten der Geschlechtstrieb und entwickelt sich am besten der Geschlechtswille.

Und nicht minder braucht der Mensch für seine Geschlechtsentwickelung Luft, die das unentbehrlichste Nahrungsmittel des Menschen ist. Durch die Atmung der Lunge und teilweise auch der Haut gewinnen wir aus der Atmosphäre den Sauerstoff, der von den roten Blutkörperchen begierig aufgefangen und von ihnen durch den Umlauf des Blutes bis zu den entferntesten Zellen getragen wird, auch zu den Geschlechtszellen; zur Verbrennung der Nahrungsstoffe, ihrer Umwandlung in Wärme und Kraft, ist er unbedingt erforderlich. Mit jedem ruhigen Atemzuge nehmen wir $^1/_2$ Liter Luft auf, in 24 Stunden 12000 Liter, wovon 500 Liter Sauerstoff sind. Obwohl die Berührung des Blutes mit der Luft in der Lunge nur $^6/_7$ Sekunde dauert, verwandelt sich innerhalb dieser kurzen Spanne Zeit das dunkle Venenblut durch die Aufnahme des Sauerstoffs und gleichzeitige Abgabe der giftigen Kohlensäure immer wieder in helles Arterienblut. Die Fläche, auf der sich dieser Gaswechsel vollzieht, ist 200 Quadratkilometer groß; einen so ungeheuren Umfang besitzen zusammengenommen die 1800 Millionen Lungenbläschen, in denen die feinsten Verästelungen der Luftröhre ausmünden.

Lange bevor diese Tatsachen und Zahlen ermittelt wurden, galt der „Odem" des Menschen als das eigentliche Lebenselixier, in dem die meisten Völker der Erde geradezu die Seele erblickten. Auch hier gibt uns wieder die Sprache bemerkenswerte Aufschlüsse. Denn fast alle Ausdrücke für die Seele bedeuten Hauch = Luft. Nicht nur das hebräische „Odem" = Atem, den Gott dem Menschen einbläst, sondern ebenso das lateinische „anima" und „spiritus" und das griechische „psyche" heißen

zugleich Luft und Seele, und auch das deutsche Wort „Geist", den der Mensch „aushaucht", „aufgibt", wenn er stirbt, hat ursprünglich diesen Doppelsinn. In der indischen Yogalehre, in der die Gebetsatemübungen, „das Reinigungsatmen", eine so große religiöse Bedeutung gewonnen haben – auch hier stand erst die Religion im Dienste der Hygiene und dann die Hygiene im Dienste der Religion – wird sogar behauptet, daß die biblische Bezeichnung „heiliger Geist" nichts anderes als Atem bedeute. Welchen Einfluß freie gute Atmung auf die Körperseele hat, lehrt uns der Anblick jener halbverblödeten Kinder, deren Atmung behindert ist. Auf die engen Beziehungen, die zwischen den oberen Luftwegen – der Nasenschleimhaut – und den Geschlechtsorganen bestehen, werden wir noch zurückkommen; ebenso auf den Einfluß, den die Lufttemperatur, das Klima, auf die Stärke des Geschlechtstriebs und des Geschlechtswillens haben soll. Die Südländer gelten in erotischer Beziehung für temperamentvoller, die Nordländer für kälter. Doch täuschen Sitten und Gebräuche hier allerlei vor. Die größere Abschließung der Frauen in orientalischen und südlichen, ihr freieres Hervortreten in nordischen und westlichen Ländern führt die Orientalen zu der Annahme, daß das okzidentale (= abendländische), und die Abendländer zu der Vermutung, daß das orientalische (= morgenländische) Geschlechtsleben ausgeprägter und ungezügelter sei. Beides sind Vorurteile. Im allgemeinen sind Stärke und Schwäche des Geschlechtstriebes viel mehr individuelle als „klimatische", geschweige denn rassische Eigentümlichkeiten.

Stärker als der Unterschied in der Erdzone wirkt der von Stadt und Land auf Körper, Seele und Geschlecht. Das Leben in der Großstadt trägt sicherlich viel dazu bei, daß in der modernen Menschheit die Mehrzahl

körperliche, seelische und geschlechtliche Kümmerlinge

sind. Der Mensch ist nun einmal ein Lichtluftgeschöpf. Dieses Bewußtsein ist uns mehr und mehr abhanden gekommen. Viel zu gering ist die Zeit, die die meisten Menschen im Freien verleben, verglichen mit der langen Zeit, die sie in geschlossenen Räumen verbringen. Es wäre hier, wenn wir genügend Raum hätten, gewiß am Platze, einiges über die hohe Bedeutung der Bewegung für den Menschen zu sagen, über die Freude, die der Mensch an der Schönheit, an der Kraft und Frische seines Körpers empfinden soll, an jeder Art von Leibesübungen – *zur Licht- und Luftfreude gehört die Leibesfreude* –, gern würden wir auch noch allerlei über die gesundheitliche und sexualhygienische Bedeutung des Wassers hinzufügen, sowohl über die heißen Bäder und Wasseranwendungen, die in den letzten Jahren in Dr. Wilhelm Winsch einen so beredten Fürsprecher gefunden haben (vgl. seine Schrift: „Über Wärmekultur", Heft 1 der „Bücher für Lebens- und Heilreform", Berlin 1924), als über die „Kaltwasserkur" (auf die besonders der Spruch gemünzt ist: „Des Wassers Kraft Gesundheit schafft"), als über die von der asketischen Richtung (auch im schroffen Gegensatz zu der hellenischen Sitte) so lange beargwöhnten und daher so arg vernachlässigten lauwarmen Reinigungs- und Beruhigungsbäder.

Die „Bader" mußten ihre Badestuben schließen (die meisten wurden „Barbiere", die daher in vielen Gegenden noch jetzt „Bader" genannt werden, trotzdem sie längst keine Bäder mehr verabreichen), als die medizinischen Priester ihren theologischen Kollegen beisprangen und bei Einbruch der großen Seuchen in Europa (der Pest, des „Schwarzen Todes") verkündeten, daß Wein und vor allem der aus ihm destillierte Branntwein, der Weingeist oder Spiritus (das arabische Wort al-kohol bedeutet Destillat, Extrakt, Feingeist, gewissermaßen die Seele des Weins) viel besser vor Ansteckung schützten wie Waschen und Baden. Da wurde das „Badegeld", welches man bis dahin den Gesellen und Bediensteten am Ende der Woche zu ihrem Lohn fügte, durch „Trinkgeld" ersetzt.

Wir müssen es uns versagen, allen diesen Gesundheitsfragen ausführlicher nachzugehen, trotzdem ihre Bedeutung für das Geschlechtsleben sehr hoch anzuschlagen ist – und dürfen dies hier um so mehr, als endlich nach langer Finsternis die Körperkultur überall im Fortschreiten begriffen ist.

Wir freuen uns, diesen gewaltigen Aufstieg zur Höhe von seinen Anfängen an miterlebt und mit bescheidenen Kräften gefördert zu haben (vgl. u. a. meine Schrift: „Verstaatlichung des Gesundheitswesens" aus dem Jahre 1919 und die im Anfang des Jahrhunderts erschienenen Arbeiten: Für wen und wie ist Radfahren gesund? — Die Lungenschwindsucht. — Der kranke Magen usw.). Welcher Weg! von dem ersten Sonnenbad Arnold Ricklis in Veldes (Krain) bis zu den riesigen, von Zehntausenden bevölkerten Familienbädern, wie sie sich jetzt in der Nähe aller Großstädte befinden – eine höchst schätzenswerte Einrichtung auch für die Erziehung zu unbefangener reiner Sexualgesinnung. Welche Wandlung von der noch gar nicht so lange zurückliegenden Zeit, in welcher die Mehrzahl der Städte überhaupt keine Badeanstalt besaß, bis zu der, in welcher Hotels gebaut werden (wenn auch vorläufig nur in Amerika), in denen es ein Zimmer *ohne* Bad überhaupt nicht mehr gibt. Freilich haben auch heute noch die meisten Fortschritte auf dem Gebiet der Körperkultur mit Widerständen von derselben Seite zu kämpfen, die ihnen seit Jahrtausenden Schwierigkeiten bereitet hat; so wurden erst vor kurzem wieder von hoher geistlicher Stelle über das Turnen folgende Weisungen erlassen:

„Das Turnen muß nach Geschlechtern getrennt geschehen, und der Turnunterricht muß von Lehrkräften des gleichen Geschlechts wie die Turnenden erteilt werden. Die Turnbekleidung darf das Schamgefühl nicht verletzen. Badeanzug beim Turnunterricht ist für Knaben wie für Mädchen nicht zu dulden. Für die Mädchen ist jede Turnkleidung abzulehnen, die die Körperformen aufdringlich betont oder sonst für weibliche Eigenart unangemessen ist. Mädchenturnen soll nur in Hallen oder auf Plätzen veranstaltet werden, wo die Öffentlichkeit ausgeschlossen ist. Sofern dies nicht möglich ist, oder wenn eigene Turnkleidung nicht beschafft werden kann, muß man sich auf turnerische Übungen beschränken, die im gewöhnlichen Kleid ausführbar sind. Schauturnen und Wettkämpfe der Mädchen und Frauen sind abzulehnen; sie wecken zumeist ganz unweibliche Art. Diese Ablehnung gilt auch für Veranstaltungen innerhalb von Vereinen."

Hans W. Fischer versieht in einem sehr herzerfrischenden Aufsatze diesen Erlaß, dessen gute Absicht außer Zweifel steht, mit treffenden Randbemerkungen. „Die Herrschaften", schreibt er, „haben nicht begriffen, daß Menschen, die gelernt haben, ihrem Körper unbefangen gegenüberzutreten, ganz und gar nicht von den tausendfältigen Anfechtungen geplagt werden, die einen verhockten, undurchlüfteten, seinem eigenen Leib entfremdeten Mucker sofort überfallen, wenn er nur einen Quadratzentimeter nacktes Fleisch oder ein bestrumpftes Mädchenbein einmal höher als bis zum Knöchel erblickt. Die körperlichen Übungen wirken, wenn sie mit wirklicher Hingebung betrieben werden, nicht verführend,

sondern im Gegenteil ablenkend. Denn sie zeigen ja und bringen zum Bewußtsein, was der, der alles nur aus einem Punkte sieht, nicht weiß: wie vielfältig und reich die Gliederung des Körpers ist, ein wie freies, frohes, beschwingtes Spiel von Muskel zu Muskel, von Gelenk zu Gelenk ihn durchfedern kann, wie herrlich das Gefühl der Behendigkeit und Kraft ist, wenn es sich im freien Spiel und ohne alle Nebenabsichten entfaltet."

Wir wollen keine „Naturmenschen" haben, aber natürliche Menschen. Natürlich ist gleichbedeutend mit gesund und schön, mit wahr und frei, mit gut und gerecht. Der natürliche Mensch kommt dem hellenischen Erziehungsideal am nächsten, nach welchem der Mensch vor allem καλός καγαθός (= schön und gut sein sollte). Das Wahre ließen die Hellenen fort, wohl weil sie in ihrer Naturverehrung es für selbstverständlich hielten. Für die heutige Menschheit ist es nicht mehr selbstverständlich. Nicht nur im Kriege sahen wir die Lüge (und ihre Schwester, die List) triumphieren. Darum müssen wir mit dem deutschen Dichter dem Guten und Schönen das Wahre (in der Erziehung wohl das Schwerste) beigesellen — und es als höchste Kulturaufgabe betrachten, in den heranwachsenden Menschen den bewußten Willen zur Schönheit, Wahrheit und Güte einzupflanzen.

Vielfach sind die Eltern zu bequem, oft auch zu sehr in Anspruch genommen, um ein Kind, namentlich ein schwieriges, in nicht erlahmender Mühe und Milde in diese Anschauungen einer naturgemäßen Lebensweise einzuführen. Und die Schule vernachlässigt zumeist über dem Wissensschatz den Willensschatz und berücksichtigt immer noch nicht genügend, daß nicht für die Schule, sondern für das Leben erzogen werden soll. Noch immer hat die vorwurfsvolle Klage des alten Seneka (am Ende des 106. Briefes):

Non vitae, sed scolae discimus

(Wir lernen leider nicht für das Leben, sondern für die Schule)

nicht ihre Berechtigung verloren.

Die Überwindung der allgemeinen Willensschwäche,

die namentlich zwischen dem zehnten und zwanzigsten Lebensjahr bei beiden Geschlechtern nicht selten einen geradezu krankhaften Charakter annimmt, ist gewiß eine der schwierigsten, dafür aber auch eine der dankbarsten und wichtigsten Aufgaben der Jugenderziehung. Sie darf nicht blinden Kadavergehorsam im Auge haben, im Gegenteil muß dem aufwachsenden Menschen von allem, was er tun soll, Sinn und Zweck erklärt werden, der Mensch soll einsehen und würdigen, was und warum ihm etwas dient. In unermüdlicher Geduld sollen ihn die dazu Berufenen ermahnen und immer wieder mahnen, daß er das als gut und darum nützlich Befundene ausführt und das als schlecht und deshalb schädlich Begriffene unterläßt. Die Planmäßigkeit, die nicht früh genug einsetzen kann — bisher wird meist der richtige Moment verpaßt — ist die beste Unterstützung der Willenskraft, sie muß in der Einteilung jeden Tages, in Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit im kleinen wie im großen ihren Ausdruck finden. Man begegnet auch hier vielfach zwei Extremen, die beide in gleicher Weise nachteilig sind. Entweder werden die Kinder übermäßig

verhätschelt und in den Vordergrund gestellt – „Das Jahrhundert des Kindes" – oder sie werden geistig, womöglich gar körperlich vergewaltigt. *Beides muß dem System der Gleichberechtigung weichen.* Gewiß hat ein Kind weder die körperliche, noch die seelische, noch die geschlechtliche Reife, aber es hat sein eignes Gesetz und Recht, und nichts ist verfehlter, als seine Eigenart auf Bösartigkeit zurückzuführen, oder seine Besonderheiten für Ungezogenheiten, seine Ausgelassenheiten für Dummheiten zu nehmen und zu erklären.

In der vortrefflichen Zeitschrift „Junge Menschen", die seit einigen Jahren *Walter Hammer* in Hamburg „aus dem Geiste der jungen Generation" herausgibt, wandte sich vor einiger Zeit (Heft VII, 1925) ein Mitarbeiter, Nikolaus *Henningsen,* in einem Artikel: *Muß Strafe sein?* gegen einen Vater, der in einer vielgelesenen hamburgischen Zeitung geschrieben hatte: „Ist es nicht allbekannt und tief bedauerlich, daß ein großer Teil der Volksschüler arg verwahrlost ist? Und doch wollen die modernen Lehrer ohne straffe Zucht, ohne das Recht der körperlichen Züchtigung ihrer Aufgabe gerecht werden. Mehr denn je ist heute eine strenge Schule am Platze, die mit fester Hand der Trägheit, der Widerspenstigkeit, der Frechheit, der Lüge, dem Diebstahl zu wehren vermag. ‚Jugend hat keine Tugend', und Strafe muß sein."

Henningsen legte klar, daß und weshalb die Fehler der Kinder zumeist „Abwehreigenschaften" gegen eine als feindselig empfundene Umwelt sind und daß gewöhnlich nur die Vereinsamung, die Hilflosigkeit und Schwäche des Kindes bestraft würde, und faßt seine bemerkenswerten Ausführungen in die ausgezeichneten Worte zusammen: „Das Kind will ernst genommen werden, so wie es ist, nicht mit Spott oder Strenge, es will nicht herabgesetzt oder komisch gefunden verden. Sei ihm sein bester Freund und sein Vertrauter; dann öffnet es sich dir mit den geheimsten und zartesten Regungen seiner Seele. Laß ihm seine Welt des Spieles, in der sich seine Kräfte entwickeln, und hilf ihm dort, wo es deine Hilfe verlangt. Versuche seine besonderen Anlagen und Neigungen zu entdecken, indem du auf seine Äußerungen und Beschäftigungen acht gibst, und suche dann behutsam, ohne alle Aufdringlichkeit zu fördern. Dadurch nur, daß das Kind immer mehr Kraftgefühl bekommt, kannst du ihm beistehen, seine Ängste und daraus folgernde Minderwertigkeitsgefühle langsam zu überwinden."

Ich möchte in folgendem noch einmal in einigen kurzen Schlagworten zusammenfassen, auf welche Lebensregeln es nach meiner Meinung in der Erziehung vor allem ankommt, um Körper, Seele und Geschlecht so heranzubilden, daß man von jemandem sagen kann, er sei *ein natürlicher Mensch* und doch ein Lebenskünstler; diese Lebensregeln lauten:

1. *Sei du!*
2. *Stärke deinen Körper um deiner Seele und deine Seele um deines Körpers willen.*
3. *Erhalte deine Körperseele durch natürliche Stoffe und Kräfte im Gleichgewicht, meide Rausch- und Reizmittel.*
4. *Lasse dir nicht dein Anrecht auf lichte Sonne und reine Luft kürzen und kürze es keinem.*
5. *Bewege dich viel in Spiel, Sport, Tanz und Takt, vor allem wandere.*

6. *Schlafe nicht weniger als den vierten und nicht mehr als den dritten Teil des Tages.*
7. *Wirke die deiner Persönlichkeit eigene Körperseele in Arbeit und in Liebe aus.*
8. *Halte niemanden für schlecht, sondern jeden, wie dich, für das Ergebnis von Anlage und Lage.*
9. *Betrachte die Wissenschaft – das Wahre – als die Wurzel, das Gute als den Kern, das Schöne als den Gipfel der Lebensweise und Lebensweisheit.*

Man kann wohl sagen, daß, wer diese Regeln befolgt, nicht nur ein natürlicher Mensch ist, sondern auch alle Aussicht hat, ein glücklicher zu werden.

Glück – was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?

fragt der Dichter *Friedrich Halm* in einem schönen Gedicht und erteilt sich selbst die Antwort:

Glück ist, was jeder sich als Glück gedacht.

So zutreffend dies ist, so schließt es keineswegs aus, daß das Glück in viel höherem Maße ein Rechenexempel ist, als die meisten Dichter und anderen Menschen annehmen; die Frage ist nur, ob es mehr das Ergebnis einer Division, Multiplikation, Subtraktion oder Addition ist. Der Philosoph Friedrich Lange nahm offenbar das erstere an, denn er sagt einmal: „Glück sei das Ergebnis einer Division der Bedürfnisse in die Befriedigungsmittel der einzelnen Menschen"; andere halten es mehr für eine Multiplikation, für ein Produkt innerer Zu- und äußerer Umstände, wieder andere für eine Subtraktion, indem sie von dem, was ihnen das Leben gab, das in Abzug bringen was ihnen das Leben genommen hat. Ich selbst halte das Glück für eine Addition und habe auf Grund dessen vielen, die sich subjektiv unglücklich fühlten, nicht ohne Erfolg vorgerechnet, daß sie objektiv glücklich seien, ohne mir natürlich zu verhehlen, daß das Glück an sich auf Gefühlen, nicht auf Gedanken beruht. In meiner Schrift: „Was eint und trennt das Menschengeschlecht", die ich meinem Kameraden, dem Dichterphilosophen Julius Hart, zum sechzigsten Geburtstage widmete (erschienen in der Arbeitsgemeinschaft für staatsbürgerliche und wirtschaftliche Bildung 1919, Berlin), heißt es: Das Glück besteht im wesentlichen aus fünf Reihen, die man von 1 bis 100 beziffern kann, natürlich nur bildlich, schätzungsweise. Diese fünf Reihen sind das Grundtemperament, dann die Gesundheit; drittens die Liebe; viertens, was das Leben uns an Werten gibt, und fünftens, was wir dem Leben an Werten geben. Zum Vierten gehört vor allem die Befriedigung der primitiven Lebensbedürfnisse der Ernährung, Kleidung, Wohnung und Erholung, und zum Fünften die schöpferische Arbeit des Menschen, vor allem die Schaffung menschheitsfördernder Kulturwerte im kleinen und großen, auf welchem Gebiete auch immer. Wenn der Dichter sagt: „Nur wer beglückt, kann wahrhaft glücklich sein," so läßt sich leicht folgern, daß das Glück des Beglückens vornehmlich – vielleicht sogar nur – der Liebe innewohnt und daß daher nichts so geeignet ist, den Menschen in einen eudämonischen Zustand zu

versetzen (der in der griechischen Philosophie viel gebrauchte Ausdruck: „Eudämonismus" bedeutet „Glückseligkeit"), als *glückliche Liebe.*

Am meisten nähern sich gegenwärtig den hier geschilderten Erziehungsgrundsätzen

die Landerziehungsheime,

deren Anschauungen vom sexualpädagogischen Gesichtspunkt aus große Beachtung verdienen. Die Anerkennung, die ihnen bereits *Forel* vor zwei Jahrzehnten in seiner „Sexuellen Frage" zollt, der in ihnen die Ideen und Ideale eines J. J. *Rousseau,* eines *Pestalozzi, Owen* und *Fröbel* verwirklicht glaubte, die begeisterten Worte die er ihnen widmet, es sei eine wahre Erquickung, sich von der dort geübten Methode durch Augenschein zu überzeugen, sind heute noch berechtigt, wenngleich sich, wie in den meisten Bewegungen, auch hier viele überschwengliche Erwartungen der ersten Jahre (infolge der Stärke menschlicher Schwächen) nicht völlig erfüllt und manches sich im Laufe und unter dem Einfluß der Zeit mehr verflacht als vertieft, mehr verbreitert als verbessert hat.

Es lohnt sich, auf die Entwicklung dieses Kampfes um und für die Jugend schon deshalb einen Rückblick zu werfen, weil wir in ihnen, ebenso wie in der stetig zunehmenden modernen Jugendbewegung selbst, die wichtigsten Zukunftsträger einer natürlichen Sexualerziehung zu erblicken haben, ohne uns zu verhehlen, daß es vorläufig mehr die von vielen alten Vorurteilen befreite Gedankenwelt im ganzen ist, die uns zu solchen Hoffnungen berechtigt, als eine bereits kraft- und mutvoll im natürlichen wurzelnde Sexualanschauung.

Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß die Gründung der deutschen Wandervogelbewegung und der ersten Landerziehungsheime in die gleiche kurze Zeitspanne fällt (nämlich in das letzte Lustrum [= Jahrfünft] des neunzehnten Jahrhunderts), in dem völlig unabhängig voneinander eine ganze Anzahl sexualreformatorischer Bewegungen entstanden; wir nennen nur die Gesellschaft zu Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die es wagte, ein Übel beim richtigen Namen zu nennen, das zu erwähnen fast für schlimmer galt, als es zu haben (selbst auf den Krankenkassenscheinen der Arbeiter durften vorher Syphilis und Tripper nicht vermerkt werden, da sie als „selbstverschuldet" von jeder Hilfeleistung der Versicherungen ausgeschlossen waren) – die Mutterschutzbewegung, die sich der unehelichen Mutter und des unehelichen Kindes annahm, die nicht minder als die Geschlechtskranken als Parias der Gesellschaft angesehen wurden – das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, das den Rechtfertigungs- und Verteidigungskampf gegen die gesetzliche und gesellschaftliche Verfolgung gleichgeschlechtlich geborener Menschen aufnahm. Auch die „Internationale abolitionistische Föderation", welche unter Führung der edlen Josephine *Butler* sich zunächst in England gegen die Kasernierung und Reglementierung der Prostitution (= Einsperrung käuflicher Frauen in besonderen Häusern – sogenannten Bordellen – und ihre Stellung unter Polizeiaufsicht) wandte, griff in jener Zeit auf Deutschland über. Und vor allem traten die

damals „radikal" genannten Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation (= soziale Gleichstellung der Frau) auf den Plan. 1894 fand in Berlin zum nicht geringen Erstaunen und Entsetzen aller bürgerlichen Parteien die erste größere Kundgebung für das Frauenstimmrecht statt, der 1896 der große „Internationale Frauenkongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen" folgte.

> Wer jener Tagung vom 19. bis 26. September 1896 in der Berliner Philharmonie beiwohnte, fühlte das Rauschen einer neuen Zeit. Unter den vielen geistig hochbedeutenden Frauen machte auf mich den tiefsten Eindruck die seelenvoll-kühne Gestalt der zweiten Vorsitzenden, Frau Minna *Cauer*. Zwischen ihr und dem um die Frage der Landerziehungsheime und besonders der Koedukation (= Gemeinschaftserziehung) hochverdienten Paul *Geheeb*, dem späteren Gründer der Odenwaldschule, bestand eine „Freundschaft von seltener Vollkommenheit". Else *Lüders*, die Minna Cauers Leben und Werk an Hand ihrer Tagebücher und nachgelassenen Schriften geschildert hat (erschienen 1925 bei Perthes in Gotha), schreibt: „Man kann die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geradezu als Glanzpunkt in der deutschen Frauenbewegung bezeichnen." Doch hätte es wohl niemand für möglich gehalten, daß die so hart umstrittenen Ziele der radikalen Frauen so schnell erreicht sein würden; denn schon am 8. November 1908 wurden die Frauen an sämtlichen Universitäten zur Immatrikulation (= Eintragung in das Verzeichnis der Studenten) zugelassen, und genau zehn Jahre später, im November 1918, verkündete die Deutsche Republik das Frauenstimmrecht.
>
> Bezeichnend für den „Zug der Zeit" war es auch, daß alle Bestrebungen für naturgemäße Lebens- und Heilweise in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts sehr im Volke an Verbreitung gewannen; so wurde 1896 in Berlin die erste Loge gegen den Alkohol gegründet, der viele weitere folgten, und auch das erste deutsche Luftbad entstand in jener Zeit. Ich selbst nahm besonders nach meiner Niederlassung als Arzt in Berlin (am 1. Mai 1896) an allen diesen Bewegungen regen Anteil.

Damals (1897) kehrte auch Hermann *Lietz* aus England heim, der Begeisterung voll, um die in Abbotsholme erlebten Gedanken Cecil *Reddies* in Deutschland einzuführen. Die Bezeichnung *Landerziehungsheime*, die *Lietz* im Gegensatz zu den farblosen Bezeichnungen „neue Schule" – in England „new school" und „école nouvelle" in Frankreich, die kurz vor der seinigen ebenfalls nach Reddies Vorbild Edmond *Demolins* gründete – wählte, gibt klar und scharf das Gegensätzliche wieder, was er dem Althergebrachten entgegenstellen wollte. Auf dem *Lande* sollten die Erziehungsstätten, im Gegensatz zur städtischen Lernschule, liegen, und statt einer Schulkaserne sollten sie ein wirkliches Heim bilden. Ich lernte *Lietz* damals kennen (wir waren in demselben Jahre – 1868 – und in derselben Provinz – Pommern – geboren) und habe viel mit ihm über die neuen Grundsätze gesprochen, die er dann in seinem Buche „Emlohstobba" (der Name ist das Anagramm [= Umkehrung] von Abbotsholme) der Öffentlichkeit übergab. Sprach er sich in seinem Werk auch nur wenig über sexuelle Fragen aus, so war er doch keinen Augenblick im Zweifel, daß er auch in dieser Beziehung die Jugend auf einen Weg bringen wollte, der sie von überspannter Unnatur und Überkultur zu natürlicher Auffassung und Lebensführung leitete.

Neu im eigentlichen Sinne waren nun freilich die Ideen, die sich hier in das Leben umsetzten, nicht. Sie finden sich bereits klar und deutlich in der „Politica" des großen *Plato* (427–347 v. Chr.) ausgesprochen, wo er die harmonische Ausbildung von Körper, Geist und Seele fordert, und kehren lebhaft in der Renaissance wieder, vor allem bei *Vittorino da Feltre* (1378–1447), der die weitberühmte Casa Giviosa bei Mantua ins Leben rief; wörtlich übersetzt heißt „casa giviosa" „fröhliches Haus" – eine schöne Bezeichnung für ein Erziehungsheim, im Gegensatz zu dem 1833 von *Wichern* in Horn bei Hamburg gegründeten „Rauhen Haus", dessen bloßer Name (er soll ursprünglich Ruges Haus gelautet haben) jedem Zögling schon statt Vertrauen Furcht einflößt. Die Imponderabilien (= Unwägbarkeiten, gebraucht für unscheinbare, aber doch „ins Gewicht fallende" Begleiterscheinungen) der mit Worten verbundenen Vorstellungen spielen in der regen Phantasie junger Menschen noch eine größere Rolle als bei Erwachsenen; sie werden in ihrer Bedeutung meist sehr unterschätzt. Wie es bei allen Lebensgewohnheiten – Wohnung, Kleidung, Nahrung usw. – nicht nur auf den guten Stoff und Inhalt, sondern auch auf die schöne Form und Darreichung ankommt, so geht vom Klange eines Wortes oft eine starke Suggestivkraft aus. Einprägsame Schlagworte – gefällige Namen, ansprechende Titel – haben sich für die Jugend schon oft heilsam, oft leider auch unheilvoll erwiesen. Das frohe Haus verdiente seinen Namen insofern mit Recht, als es zum ersten Male auf den Gebrauch der Rute verzichtete, ohne die man sich in jener Zeit eine Schule überhaupt nicht vorstellen konnte.

Als trotzdem aus Vittorinos Schule eine ganze Reihe der prächtigsten Persönlichkeiten, vor allem der bekanntesten Humanisten hervorgingen, wurde er in ganz Europa bewundert, aber nicht nachgeahmt. Es fehlte wohl an kongenialen (= geistig gleichen) Kräften. Seine Grundsätze allerdings flammten von Zeit zu Zeit wieder auf, so bei Amos *Comenius* (1592–1677), dessen Wahlspruch lautete:

Alles verlaufe naturgemäß,
fern sei den Dingen der Zwang,

bei John *Locke* (1632–1704) und vor allem schließlich bei Jean Jacques *Rousseau* (geb. 1712 in Genf, gest. 1778 in Paris), dessen „Emile" *Goethe* „das Naturevangelium der Erziehung" nannte. *Rousseau* glaubte die Seele der Natur entdeckt zu haben: Erziehung in der Natur, Rückkehr zur Natur lautete seine Hauptforderung, im einzelnen körperliche Abhärtung, Stählung des Charakters, frühzeitige sexuelle Aufklärung: Erlernung von Landarbeit und Handwerk, Unterricht in den Fächern, die den Interessen und Neigungen des Kindes entsprechen, und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling, alles Forderungen, die wir einschließlich der letzten in den Landerziehungsheimen und freien Schulgemeinden, in denen nicht nur die Lehrer die Kinder, sondern auch diese die Lehrer mit Du und Vornamen anreden, verwirklicht finden.

Die ersten „geistigen Übersetzer" *Rousseaus*, wie Jean *Paul* sie nannte, waren allerdings wenig erfolgreich. Es waren die deutschen Philanthropisten (= von Liebe zur Menschheit geleiteten) Johann Bernhard *Basedow* und Christian Gotthilf *Salzmann*; *Basedow*

gründete 1774 das Philanthropinum in Dessau, das jedoch im Widerspruch zu den Anschauungen des Naturpropheten *Rousseau* in der Stadt lag und schon 1793 wieder einging, *Salzmann* schuf 1784 das Philanthropinum Schnepfenthal bei Gotha, das dort noch heute besteht und wenigstens insofern das erste Beispiel des Landerziehungsheims darstellt, als es Stadtkinder auf dem Lande in unmittelbarer Berührung mit der freien Natur erzieht. Wie es in jener Zeit mit dem Schulwesen bestellt war, zeigt uns eine Stelle in *Salzmanns* „Ameisenbüchlein" (bei Reclam, S. 4), die er *Raumers* „Geschichte der Pädagogik" entnimmt. Dieser gibt von der deutschen Schule in der Mitte des 18. Jahrhunderts folgende Schilderung: „Die Jugend war damals für die meisten eine sehr geplagte Zeit, der Unterricht hart und herzlos streng. Die Grammatik wurde dem Gedächtnis eingebleut, ebenso die Sprüche der Schrift und die Liederverse. Eine gewöhnliche Schulstrafe war das Auswendiglernen des 119. Psalmes. Die Schulstuben waren melancholisch dunkel. Daß die Jugend auch mit Liebe etwas arbeiten könne, das fiel niemandem ein, so wenig, als daß sie die Augen zu irgend etwas anderem als zum Lesen und Schreiben haben könne."

In der Schweiz verfolgte der Schulstaat von *Hofwyl* (1799–1848), an dem *Pestalozzi* und *Wehrli* tätig waren, dieselben Ziele wie die Philanthropinen: gleichmäßige Ausbildung von Körper und Geist; er ging aus einer Armenschule hervor, wie später *Pestalozzis* Neuhof, für dessen Erhaltung die Zöglinge in der Hauptsache selbst durch landwirtschaftliche und industrielle Arbeiten sorgten. *Wehrli* führte das schon vorher in England gebräuchliche „Präfektensystem" ein. Die Jüngeren standen unter der Aufsicht älterer Kameraden. Hiermit war der erste Schritt zur Selbstverwaltung, Selbstregierung der Schüler getan. Den großen Vorzügen dieser persönlichen Verhältnisse zwischen Älteren und Jüngeren, das uns in den studentischen Verbänden in dem Vertrauensverhältnis zwischen „Leibfuchs" und „Leibbursch" wiederkehrt, tat es wenig Abbruch, daß hierbei durchaus nicht selten ein erotischer Unterton bewußt oder unbewußt in Mitschwingungen versetzt wurde. Es lebte hier bis zu einem gewissen Grade in der Erziehung der antike Geist wieder auf, dem Plato in seinen Schriften so schöne Worte gewidmet hat. In seinen „Künstlerbildern" (II. Bd. „Winkelmann", Leipzig 1861) legt der Dichter Alexander Freiherr von *Ungern-Sternberg* (1806–1868) dem Altertumsforscher Johann Joachim *Winkelmann* hieruber folgende Worte in den Mund: „Staunen müssen wir, wenn wir erwägen, was alles die Griechen für geistige Kräfte aus dem Institute der Freundschaft hervorzauberten, was sie wirkten, indem sie das innige Zusammenleben der Männer begünstigten, ja sogar es staatlich beförderten. Gleich, wenn die Jahre der Entwickelung vorüber waren, wurde der Knabe den weiblichen Händen genommen und der männlichen Leitung übertragen. Männer von gereiftem Verstand, von Kenntnissen und von Verdiensten um den Staat nahmen sich des jungen Weltbürgers an, und unter der Form der zartesten Anhänglichkeit, der vorsorglichsten Zärtlichkeit wuchs er unter ihrer Leitung zum Manne heran. *Es war für den jungen Menschen eine Ehre, eine Auszeichnung, oft viele solcher Freunde um sich besorgt zu wissen, und das Streben dieser Männer ging wieder dahin, sich das Vertrauen und die Hingebung der am meisten befähigten Jünglinge zu erwerben.* Wählte der, der seine Studien beendet hatte, eine von den vielen Anstellungen im Staate, so sorgte der Freund dafür, daß ihm die Wege geebnet wurden, daß keine Schwierigkeiten ihn hemmten, er sah zu, daß die Leistungen des jungen Mannes glücklich ausfielen, denn er war für sein Wissen, seine Fortschritte verantwortlich, er litt mit ihm, wenn es ihm schlimm ging, auf ihn fiel ein großer Teil der Schmach, wenn man den Unbefähigten für unwürdig zur Führung eines öffentlichen Amtes erklärte, und er triumphierte mit ihm, wenn er den rüstig Ringenden das Ziel erreichen sah. Was ist gegen eine solche seelenvolle Leitung unser kümmerlicher Schuldienst, wo bezahlte Lehrer dem Jüngling ein paar Stunden opfern, sich später aber nicht im mindesten um ihn kümmern?

Was ist gegen dieser Vorsorge, die das verständige Auge des Vaters mit der sorgsam pflegenden Hand der Mutter gleichsam verbindet, die kalte, pflichtmäßige Aufmerksamkeit, die unsere Zeit dem werdenden Menschen und Staatsbürger widmet?"

Leben nun auch in den modernen Landerziehungsheimen die Gedanken *Platos*, *Vittorinos* und vor allem der Philosophen und Pädagogen vom Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich Rousseaus und Fichtes, fort, so bleibt ihre Mutterschule die von Cecil *Reddie* 1889 gegründete „New School Abbotsholme", gelegen in jener anmutigen Landschaft Mittelenglands, die die englische Schriftstellerin *Elliot* „the happy valley", das glückliche Tal, nannte. *Reddie* hatte außer in Edinburg in Göttingen Naturwissenschaften studiert, wo er 1884 den deutschen Doktortitel erwarb, und hatte außer an englischen auch an deutschen Schulen unterrichtet. 1893 lernten sich *Reddie* und *Lietz* im pädagogischen Universitätsseminar von Professor *Rein* in Jena kennen. In demselben Jahre trennte sich einer der Lehrer namens *Badley* von *Reddie* und gründete die New School Bedales bei Petersfield (Hampshire), wo er die Koedukation einführte, die *Reddie* grundsätzlich ablehnte. *Lietz* war auch Gegner der Koedukation und hielt es für richtiger, die verschiedenen Altersstufen getrennt zu erziehen, weil er meinte, daß die deutschen Jungen im Gegensatz zu den englischen sich nicht dazu eigneten, auf die Jüngeren einen erzieherischen Einfluß auszuüben, die kleineren im Gegenteil eher unter der Vorherrschaft der größeren litten. Nachdem er daher 1898 nach dem Muster von Abbotsholme das erste deutsche Landerziehungsheim bei Ilsenburg am Harz gegründet hatte, richtete er 1901 ein zweites für die mittleren Altersklassen in Haubinda (bei Streufdorf in Thüringen) und 1904 eins für die höheren Altersstufen (von 14–17) auf Schloß Bieberstein in der Rhön (bei Fulda) ein.

Es schien manchmal, als ob *Lietz*, dessen Grundanschauung oder richtiger Temperament mehr bedächtig-konservativ als folgerichtig freiheitlich war, und der sich mit zunehmendem Alter (er starb leider allzufrüh im Jahre 1919) immer mehr nationalpolitisch als kulturpolitisch einstellte, die geistige und künstlerische Erziehung zugunsten der körperlichen vernachlässigte. Es dauerte daher auch nicht lange, daß es bei ihm wie bei *Reddie* zu Abspaltungen kam, und zwar trennten sich von ihm seine beiden bedeutendsten Mitarbeiter, Gustav *Wyneken* und Paul *Geheeb*, mit mehreren Kollegen und Schülern, um „die freien Schulgemeinden" zu bilden, deren erste bereits 1906 in der freien Schulgemeinde Wickersdorf (bei Saalfeld in Thüringen) errichtet wurde. *Wyneken*, wohl der entschiedenste unter allen Schulreformern der Gegenwart, mußte 1910 wegen Streitigkeiten mit der Behörde die Leitung der Schule niederlegen, die er bald nach der Revolution im Jahre 1918 wieder übernahm, um sie vor einigen Jahren abermals zu verlieren, weil ihm körperliche Berührungen seiner Schüler zur Last gelegt wurden, deren „sexuellen" Charakter er in seiner Verteidigungsrede und Rechtfertigungsschrift „Eros" in Abrede stellte, während er ihren erotischen zugab. Er wurde in einen Prozeß verwickelt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er aber nur zum Teil verbüßte, dann wurde er begnadigt, um nach einiger Zeit wieder den Wünschen derer zu folgen, die ihn nach Wickersdorf zurückverlangten. Es war überhaupt für den Sexualpsychologen eine bemerkenswerte Beobachtung, wie weite Kreise der Jugend *Wyneken* trotz der gerichtlichen Verfolgung ihre Sympathien bewahrten; ich habe ihn nach seiner Haftentlassung wiederholt öffentlich sprechen gehört und bei diesen Gelegenheiten beobachtet, was er vielen Jugendlichen beiderlei Geschlechts bedeutet. Wenn auch *Wyneken* betont, daß Wickersdorf nicht das Werk eines einzelnen, sondern die „gemeinsame Schöpfung Gleichgesinnter" ist, eine, wie er sich ausdrückt, „sich selbst realisierende soziale Idee", so ist er doch, ob anwesend, ob abwesend, ob als pädagogischer Führer oder in seiner jetzigen Stellung als „wirtschaftlicher Leiter" im Kampf gegen die überlieferter

Mächte der Erziehung, die Seele der in der freien Schulgemeinde Wickersdorf verwirklichten Ideen. In diesem revolutionären Sturmgeist und Bekennermut, der ihn allerdings in einem Punkte im Stich ließ, nämlich in der Verteidigung seiner eigenen Persönlichkeit, in der er nach meiner und vieler Überzeugung nicht die Kraft zu sich selbst, zu einem freimütigen: „Hier stehe ich" fand, kommt ihm keiner seiner Vorgänger und Nachfolger gleich. Am meisten scheint mir in Übereinstimmung mit den natürlichen Grundsätzen und Grundlagen für den Aufbau einer neuen kommenden Gesellschaft (besser Gemeinschaft) der vortreffliche Paul *Geheeb*, der sich 1910 von Wyneken trennte, um die Odenwaldschule in Oberhambach bei Heppenheim an der Bergstraße zu begründen. Hier sind die Gedanken der Koedukation und Schulgemeinde noch fester durchgeführt als in Wickersdorf, ohne daß man sich in der Auffassung der Jugend als einer besonderen sozialen Schicht mit eigner Kultur (der *„Jugendkultur"*), die sich mit der Gesellschaft in Kriegszustand befindet, allem anschließt, wofür sich *Wyneken* einsetzt.

Auch *Rousseau* hatte schon erkannt, daß die Kindheit und Jugend nicht nur Vorbereitungszeit ist, sondern auch einen Selbstzweck hat, eine Eigenart besitzt. Aber das Wesentliche liegt doch in ihrer Begeisterungsfähigkeit, ihrem vorwärtsdrängenden, voranstürmenden Idealismus, der, wenn auch meist durch das Leben bald wieder gedämpft und gedämmt, stets die größte Hoffnung des Menschengeschlechts bleiben wird.

Was ist es nun, was uns vom Standpunkt der Sexualerziehung die Bewegung der Landerziehungsheime so bedeutsam erscheinen läßt und uns zu dem Wunsche veranlaßt, daß die in ihnen vertretenen Grundsätze, die bisher aus wirtschaftlichen Gründen, da es sich jetzt überall mehr oder weniger nur um Privatunternehmungen handelt, nur einer kleinen Schicht der Bevölkerung zugänglich sind, möglichst allen offen stehen sollten? Auf einiges wiesen wir schon hin, auf die Beseitigung der Körperstrafen, die sich natürlich auch in allen Stadtschulen durchführen ließe. *Reddie* und *Badley* waren noch für Prügelstrafen, und gelegentlich ist man auch in deutschen Länderziehungsheimen auf sie zurückgekommen und erklärte, ohne sie nicht erziehen zu können, aber in Wickersdorf, in der Odenwaldschule und den meisten neueren Heimen gibt es den früheren Begriff der Strafe überhaupt nicht mehr, geschweige denn Stock und Rute. Die Namen derjenigen, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen, werden am Sonnabend vom Leiter vor versammelter Schule verlesen, in der Voraussetzung, daß sie ihr Unrecht einsehen, es, wenn möglich, freiwillig gutmachen, jedenfalls sich bessern werden. Strenge, die Starrsinn erzeugt, gilt für noch schädlicher als ein Übermaß von Milde. Jedenfalls ist man der Meinung, daß Tadel entmutigt, während Lob die Lebensenergien erhöht. Die höchste Erziehungskunst besteht darin, so wenig wie möglich zu erziehen. Man muß immer wieder annehmen, daß Kinder eher aus Unwissenheit als aus Bosheit Unrecht tun. Daher soll man sich stets wieder an das Gute im Kinde wenden und nicht, um das Schlechte zu unterdrücken, Gewalt anwenden. Kinder sollen sich an Freiheit gewöhnen, aber immer wissen, daß Freiheit nicht Zügellosigkeit bedeutet, daß Freiheit verpflichtet. So erzieht man wahrhaft freie Menschen. Das Kind muß vor die Entscheidung gestellt werden, zwischen Gut und Böse selbst zu wählen. Das

bildet seinen Charakter und seinen Verstand und macht es ohne Strafen straff. Die beste Erziehungsform ist Selbsterziehung, die beste Suggestion Autosuggestion. Unverstandene, mißverstandene, ja selbst verstandene Verbote können niemals die Wirkung persönlicher Erfahrung haben. Insofern bedarf *Fröbels* schönes Wort

„Erziehung ist Beispiel und Liebe — sonst nichts"

der Ergänzung. Nur die natürlichen Folgen der Handlungen können als wirkungsvolle Strafen empfunden werden.

Nur Wirklichkeit ist wirkungsvoll.

„Die Dinge müssen selbst schreien", wie *Nietzsche* sagt.

Ein anderes Moment, das ebenfalls sexualpädagogische Bedeutung hat, ist der Geist unbedingter Kameradschaft, der unabhängig von Alter und Geschlecht in den Landerziehungsheimen gepflegt wird. In vielen Landerziehungsheimen bilden sechs bis zwölf Schüler, die im besonderen Schutz eines Lehrers oder einer Lehrerin stehen, eine sogenannte Familie. In Wickersdorf sagt man statt dessen Kameradschaft und betont damit bewußt den Gegensatz zur Familie, in der die Autorität herrscht. Daß das freundschaftliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler das Vertrauen der Jugend zum Erzieher festigt, liegt auf der Hand, ebenso, daß dieses Vertrauen in hohem Maße geeignet ist, alle Sexualfragen in ungezwungener natürlicher Weise zu erörtern.

Sehr erleichtert wird diese Aufgabe durch die vor allem von *Rousseau* so dringend befürwortete Verlegung der Erziehungsheime auf das Land. Wie gering auch heute noch, trotz des Wandels, der von den großen Vereinen der „Naturfreunde" und ähnlichen Verbänden angebahnt ist, der Zusammenhang der Kinder der Großstadt mit dem Lande ist, geht aus Erhebungen hervor, die vor einiger Zeit an Berliner Kindern angestellt wurden. Sie ergaben folgendes: Den Sonnenaufgang nie gesehen haben 70 Prozent der Kinder, den Sonnenuntergang nicht gesehen 54 Prozent, eine Lerche haben 82 Prozent noch nie trillern gehört, eine Birke noch nicht gesehen haben 87 Prozent, einen Frosch haben 53 Prozent der Kinder noch nie erblickt, eine Schnecke noch nicht gesehen 49 Prozent, ein Ährenfeld nicht 49 Prozent der Kinder, und 76 Prozent kannten keinen Tau. Das Land ist die natürliche Umgebung des Menschen. Hier kann das Kind in ungezwungener Weise Pflanzen und Tiere beobachten und selbst ziehen, an der Landarbeit teilnehmen und sowohl die Forderung *Rousseaus:*

„Macht eure Kinder in erster Linie zu wahren Menschen"

als das hellenische Menschheitsideal der *„Καλοκαγαθία"* (= des „schön und gut sein") erfüllen. Bei den Alten hieß „schön" in erster Linie gesund; die Gesundheit aber galt als das Ergebnis der Körperpflege, die Ertüchtigung als Zeichen von Tüchtigkeit, so daß Reddie nicht unzweckmäßig verfuhr, wenn er den Schülern für Gesundheit und Kraft auf den Zensuren Nummern erteilte wie für Fleiß, Betragen und Aufmerksamkeit. Dies steht durchaus im Gegensatz zu der mittelalterlich-kirchlichen Schulauffassung, nach der vor allem der Geist, die Seele des Menschen der Pflege

und Erziehung bedarf – der Leib, das Fleisch und vollends das Geschlecht der jungen Menschen waren für den Erzieher einfach nicht da, wofern sie nicht gar mit Verachtung behandelt, man könnte hier wohl auch sagen, mit Verachtung gestraft wurden.

Ein anschauliches Bild entwirft *Forel* in der „Sexuellen Frage" von den Eindrücken und Erfahrungen, die er in Landerziehungsheimen gewonnen hat, besonders in Haubinda bei *Lieh* und in Glarisegg am Bodensee. „Die Kinder begeistern sich für ihre Schule, sie werden die Kameraden und Freunde ihrer Lehrer. Körperliche Abhärtung, Bildung der Vernunft, des Urteils und des Wissens gehen mit der Erziehung des Gemütes und des Willens einher. Nicht trockene Lehrbücher werden den Kindern in die Hand gegeben, sondern mit den Werken unserer größten Schriftsteller werden sie vertraut gemacht, aus denen sie nicht nur Wissen, sondern gemütliche Anregung und Begeisterung schöpfen. Nicht durch drückende Schulaufgaben und die drohende Aussicht auf Examina wird ihnen die Freude am Leben verkümmert, sondern dadurch erhöht, daß man sie, was sie lernen sollen, soviel als möglich gleich erleben läßt. So wird das Gelernte wirklich ihr Eigenes und zu einem lebendigen Teil ihrer Persönlichkeit, anstatt als tote Gelehrsamkeit, als Fremdkörper, viel mehr denn als nützlicher assimilierter Besitz Gehirn und Gedächtnis zu belasten. Strafen kommen in den Landerziehungsheimen nur in der Art vor, wie sie sich als natürliche Folge der begangenen Fehler ergeben. Nackt baden Knaben und Lehrer zusammen. Die sexuelle Frage wird dort anständig, offen, als etwas Natürliches, Selbstverständliches behandelt. Vor allem bildet der vertrauensvolle, offene Verkehr zwischen Knaben und Lehrern in Verbindung mit ungezwungener körperlicher Arbeit bei vollständiger Verbannung der alkoholischen Getränke das beste und radikalste Heil- und Vorbeugungsmittel gegen Onanie, sexuelle Frühreife und sonstige sexuelle Perversität, sofern sie nicht etwa angeboren sind." Eine noch eingehendere Besprechung und Würdigung als in der „Sexuellen Frage" widmet *Forel* den Landerziehungsheimen in seinem ausgezeichneten Buch „Hygiene der Nerven und des Geistes" (5. Auflage bei Moritz in Stuttgart 1918) und zwar in dem Abschnitt „Nervenhygiene der Schule, die Schule der Zukunft" (S. 290 u. ff.).

Nach englischem Muster werden Sport und Spiel aller Art sehr in Landerziehungsheimen geschätzt, wie Fußball, Rudern, Tennis, Golf, Kricket, Radfahren und Wintersport in jeder Form. In neuerer Zeit tritt hierzu erfreulicherweise immer mehr der Tanz, vor allem Pflege der Volkstänze und der neuere, an die Namen von *Duncan* und *Dalcroze, Loheland* und *Laban, Wigmann* und andere geknüpfte Unterricht in schönen rhythmischen Bewegungen: die Eurhythmie. Rhythmus und Takt sind es ja, die der menschlichen Körperseele die Musik so überaus liebenswert machen. Der von den Tönen auf die Seele übertragene Ausdruck Harmonie zeigt, daß es keine Kunst gibt, die so sehr an das menschliche Empfindungsleben rührt, in ihr eine solche Resonanz (= Widerhall) findet, keine Kunst, die so sehr die ganze Gefühlsskala von höchster Freude bis tiefstem Schmerz in Mitschwingungen versetzt, wie die Musik.

Weniger beliebt als die moderne Eurhythmie ist das Turnen nach altem System, namentlich das Geräteturnen in Turnhallen, wegen eines gewissen Mangels an Lebendigkeit, Einseitigkeit der Muskelübungen und Staubentwicklung. Als schönste aller körperlichen Übungen preist *Reddie* das Schwimmen, das er als eine Art Naturverehrung betrachtet.

Die Bevorzugung des Wassersports mag für das Inselvolk der Engländer wohl das richtige sein, nicht aber für uns Festländer. Für diese halte ich

das Wandern

für den natürlichsten, gesündesten und schönsten Sport, der am förderlichsten ist für Körper, Seele und Geschlecht. Das Wandern auf den Landstraßen ist es allerdings nicht mehr, seitdem das Staub, Schreck, Lärm und üble Düfte verbreitende Automobil – solange es *Ford* und Genossen nicht gelingt, ihm diese üblen Eigenschaften zu nehmen, bereitet es mehr Menschen Qualen als Freude – den romantischen Wanderer aus seiner einst so freundlichen Postkutschenpoesie vertrieben hat. Aber immerhin gibt es noch Fußwege, unbefahrbare Pfade, auf denen man wandern kann durch Felder und Wälder, über Berge und Täler, an den Ufern der Flüsse und den Gestaden der Meere.

Nichts bereichert das Wissen junger Menschen mehr, macht ihren Blick weiter und ihre Seele freier, als die rechte Art des Wanderns und Reisens, die keine Anstrengungen und Entbehrungen scheut, um Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Sprachen und andere Ausdrucksformen in der Heimat und Fremde kennen zu lernen. Peter *Rosegger* bemerkt einmal: „Ich habe meine Lebtage viele Reisen gemacht, und die schönsten Erinnerungen habe ich von den *Fußwanderungen* her. Alle Landschaften und andere Dinge, an denen ich vorübergefahren bin, sind fast vergessen, nur die Gegenden und Menschen, zu denen mich die Füße geführt, habe ich noch als Eigentum in meinem Kopf." Und Theodor *Vischer* sagt (in seinem Roman „Auch einer"): „Eine Art zu reisen ist Genuß an sich, wohl der reinste Lebensgenuß: Wandern, wandern, seiner Rüstigkeit froh. Diogenes mit federleichtem Gepäck. Schauen, träumen, viel denken, nichts denken. Bei Sennen einkehren, im ländlichen Wirtshaus übernachten. Freundlich plaudern mit Landvolk, mit Haustieren, schlafen wie ein Sack, in Morgenfrühe weiter, von Lerche, Fink und Amsel begrüßt. Kurz, man lebt." Am poetischsten drückt den gleichen Gedanken aber wohl Hans Christian *Andersen* aus, wenn er (in dem schönen Roman: „Nur ein Spielmann") den Schneider zum Gezwitscher der Vögel singen läßt:

Reise zu Fuß, reise zu Fuß!
Da verstehst du Menschengruß!
Reise zu Fuß!

Daß die Deutschen mehr wandern als jedes andere Volk, habe ich stets als einen ihrer größten Vorzüge empfunden. Auf eigenen Reisen, die mich durch fast alle Länder Europas und auch durch Teile Amerikas, Afrikas und Asiens führten, bin ich überall den deutschen Wanderburschen begegnet. In einer meiner früheren Arbeiten findet sich eine kleine Geschichte, die eine solche Begegnung schildert. Ich gebe sie hier wieder, weil sie ein anschauliches Bild der seltsamen Erscheinungen gibt, auf die man da gelegentlich stößt. Wandertrieb und Geschlechtstrieb sind nahe verwandt. Sexualverdränger sind von Unruhe erfüllt und daher unter Heimflüchtigen stets in Mengen vorhanden. Der Vorfall, von dem

ich erzählen will, ereignete sich in Rom und knüpft an einen Besuch auf dem Kapitol an, den ich mit zwei römischen Freunden, dem Schweizer Theologen Dr. Kaspar *Wirz* und dem deutschen Archäologen *Hartwig*, ausführte: „Während wir dort an klassischer Stätte in lebhafter Rede und Gegenrede verweilten, sahen wir, wie uns vom Forum Romanum her drei Handwerksburschen näher kamen, aus deren blonden Locken und blauen Augen die deutsche Heimat strahlte. In ihrer Begleitung befand sich Theodor von *Wächter*, dem wir das schöne Buch: ‚Ein Problem der Ethik; die Liebe als körperseelische Kraftübertragung', verdanken. Wächter erklärte den jungen Landsleuten das alte Rom. Sie winkten uns, wir ihnen zu. Bald darauf setzten wir zu sieben unsere Wanderung fort, die weit draußen jenseits des Tiber in einer der engen Seitengassen des Borgo nuovo endete, in der sich eine kleine deutsche Kneipe unweit der eigentlichen ‚Herberge zur Heimat' befand. Die ‚Penne' war von ‚Kunden' überfüllt. Selten habe ich so viele fröhliche Menschen einträchtiglich beisammen gesehen. Ich sprach mit einem, der schon siebenundzwanzig Jahre, mit einem, der neunzehn Jahre, und einem dritten, der bereits zwölf Jahre fern von Deutschland ‚auf der Walze' war. Viele galten daheim als ‚verschollen'. Einem konnte ich von seiner in Spandau lebenden Mutter erzählen, die ich als Arzt behandelt hatte. Er hatte seit neun Jahren nichts mehr von Hause gehört. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildeten an dem Abend, den wir dort unter unseren Landsleuten verbrachten, ein lustiger siebzehnjähriger Tiroler mit einer Laute im Arm, den alle zu bemuttern schienen, und ein älterer seltsamer Mann, den sie ‚Heiland' nannten, nicht nur um seines Christuskopfes willen. Von seiner ärmlichen Erscheinung ging etwas aus, das an Schillers Worte (aus: ‚Das Mädchen aus der Fremde') erinnerte: ‚Doch eine Würde, eine Höhe, entfernte die Vertraulichkeit'. Er trug in der Herberge allabendlich selbstverfertigte Gedichte und Geschichten vor. Zum Dank durfte er nicht ‚fechten'. Die Kunden setzten ihren Stolz darein, ihm von dem, was sie bekommen hatten, das Beste mitzubringen. Die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als Heiland mit einem lachenden und einem tränenden Auge in Schweighoferscher Manier das Lied aus dem Nullerl: ‚Ist doch die Welt ein Narrenhaus' vortrug. Er mußte es mehrmals, vom kleinen Tiroler mit der Laute begleitet, wiederholen."

Wo allerdings der Horizont von Hause aus beengt und beschränkt ist, erweitert er sich auch auf Reisen kaum. Als ich noch ein Kind war, dachte ich, daß ein Mensch, der große Weltreisen gemacht hatte, alle anderen an Bildung, an Wissen und Können übertreffen müsse. Aber ich begann an meiner Vorstellung zu zweifeln, als ich in meiner heimatlichen Hafenstadt manchen von den alten Seebären kennen lernte, die mit ihren Briggs und Schonern die ganze Welt durchkreuzt hatten und doch mehr Schildbürgern als Weltbürgern glichen. Allmählich merkte ich, daß es doch nur sehr wenige Reisende gibt wie der Wanderer von Syrakus, von dem das Wort stammt, „es ginge vieles besser, wenn man mehr ginge" – Gottfried *von Seume*, dessen Reiseschilderungen (ebenso wie *Goethes* „Italienische Reise") viel zu wenig Beachtung und Nachahmung finden. Es gibt Reisende, die „Potemkinsche Dörfer" auch dort, wo man sie ihnen nicht zeigt, sehen, weil sie überall nur an der Oberfläche haften bleiben, und andere, die alles von oben herab mit den naiven Blicken jenes Engländers betrachten, von dem erzählt wird, es sei ihm allerorts immer wieder ein erstauntes: „How many foreigners!" (= „wie viele Fremde!") entflogen. Wem sich solche Beispiele häuften, der wird auch, wenn er nicht weiß, daß der große deutsche Weltweise Immanuel *Kant* nie in seinem Leben Königsberg verlassen hat, die tiefen

Worte nachempfinden, die Heinrich *Hart* in einem seiner schönsten Gedichte sagt:

In dir sind Weiten, die du nie gegangen.

Aufgabe der Erziehung ist es, dem Menschen beides, die Kenntnis des Makrokosmos – der großen Welt außer uns – und des Mikrokosmos – der kleinen Welt in uns – in gleicher Weise zu vermitteln, getragen von jener frischen, natürlichen Auffassung, in der sich Körper, Seele und Geschlecht am besten entwickeln. In diesem Sinne können wir uns, wenn auch dort noch längst (um mit *Goethes* Prometheus zu reden), „nicht alle Blütenträume reiften", doch den Worten anschließen, mit denen Meister *Forel* in der „Hygiene der Nerven und des Geistes" seine Betrachtungen über die Landerziehungsheime schließt: „Die bereits erzielten Erfolge berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Überall regt es sich, und man empfindet die reinigende Luft der Landerziehungsheime wie die Befreiung unserer Jugend aus einer seelischen Zwangsjacke. Möge jener Freiheitshauch bald den alten Schlendrian wegblasen, und möge man vor allem der Wahl und Bildung der Lehrer im neuen Geiste alle Aufmerksamkeit widmen!"

Gehört zu diesem alten Schlendrian auch die getrennte Erziehung der Geschlechter? Seit dem Bestehen der Landerziehungsheime ist

die Frage der Gemeinschaftserziehung,

deren hohe sexualwissenschaftliche Bedeutung auf der Hand liegt, immer wieder aufgeworfen und viel erörtert worden, ohne daß bisher eine Einigung erzielt werden konnte. Es ist dies um so bemerkenswerter, als das rechte Wort in dieser Sache doch schon vor mehr als hundert Jahren ein Mann gesprochen hat, über dessen hohen Ethos wir uns alle vom rechtesten bis zum linkesten Flügel einig sind: *Fichte*. In der zehnten seiner Reden an die deutsche Nation führte er aus, „daß die Trennung der Geschlechter in der Erziehung zweckwidrig sei und mehrere Hauptstücke der Erziehung zum vollkommenen Menschen aufhebe ..." „Die kleinere Gesellschaft, in der sie zu Menschen gebildet werden, muß, ebenso wie die größere, in die sie einst als vollendete Menschen eintreten sollen, aus einer Vereinigung beider Geschlechter bestehen; beide müssen erst gegenseitig ineinander die gemeinsame Menschheit anerkennen und lieben lernen und Freunde haben und Freundinnen, ehe sich ihre Aufmerksamkeit auf den Geschlechtsunterschied richtet und sie Gatten und Gattinnen werden." Als ich vor einigen Jahren in der Aula der Berliner Universität unter dem schönen Wandgemälde, das *Fichte* darstellt, wie er vor der ihm gespannt, ja gebannt lauschenden Menge seine flammenden Reden hält, den Vortrag hörte, in dem der Professor der Frauenheilkunde an derselben Universität, *Bumm*, sich gegen das Frauenstudium wandte, fielen mir diese Worte *Fichtes* wieder ein und gleichzeitig der hübsche Spruch *Lessings* auf *Klopstock*, der wie auf so viele andere, auch auf *Fichte* paßt:

Wer wird nicht einen *Klopstock* loben,
Doch wird ihn jeder lesen – nein,
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Auf der vom „Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" gemeinsam mit der „Vereinigung der freien Schulen" veranstalteten Tagung, die unter dem Titel: „Das Landerziehungsheim" vom 18. bis 20. Mai 1925 in Berlin stattfand, stand „Die Frage der Koedukation" im Mittelpunkt der Erörterung und führte zu einer lebhaften Aussprache, in der die Geister gelegentlich recht heftig aufeinanderplatzten. Man redete, beiderseits von bestem Wollen beseelt, wie so oft aneinander vorbei und ließ vielfach Instinkten und Kontrainstinkten dort unbewußt die Zügel schießen, wo nur die nüchternste Überlegung am Platze war. Das Merkwürdigste war, daß es schließlich nur noch einige wenige – nämlich ganze drei – Lebensjahre waren, um die man sich stritt, und zwar die Zeit vom vierzehnten bis siebzehnten Jahr, in der die Gegner der Koedukation unbedingt an einer scharfen Trennung in der Erziehung der Geschlechter festhalten wollen. Hauptredner für die Koedukation war ihr hervorragendster Vertreter in Deutschland, Paul *Geheeb,* der auffallend kurz sprach, womit er anzudeuten schien, daß eigentlich nicht die Fürsprecher, sondern die Gegner der Gemeinschaftserziehung den Beweis erbringen müßten, warum der künstliche Zustand der Geschlechtertrennung dem natürlichen der Zusammengehörigkeit beider Geschlechter vorzuziehen sei — was denn auch mit gründlicher, aber nicht überzeugender Gediegenheit durch einen Lehrer aus dem *Lietz*schen Landerziehungsheim Bieberstein geschah. Eine an dritter Stelle genannte, mit besonderer Spannung erwartete Rednerin vom Landerziehungsheim für Mädchen in Gaienhofen am Untersee war nicht erschienen. Auch ich selbst nahm an der Aussprache teil und betonte, daß, *wenn man sich ohne überlieferte Voreingenommenheit auf den naturgegebenen Standpunkt stellt, es in keinem Lebensalter richtig sein kann, die Geschlechter in der Erziehung voneinander abzusondern.*

Es gibt nichts in der Welt, dessen Wissensübermittlung dem einen Geschlecht von Vorteil, dem andern von Nachteil wäre. Alles, was aus der Geschichte und Entwicklung der Menschheit, ihren Kämpfen und Nöten, ihren Fort- und Rückschritten wert ist, aufbewahrt zu werden, alles Wissenswerte aus der Natur, aus Kunst und Technik können Knaben und Mädchen, Männer und Frauen in gleicher Weise aufnehmen. Wir Älteren erinnern uns noch lebhaft der Bedenken, mit denen man vor dreißig Jahren der Zulassung der Frauen zur Universität gegenüberstand. Und in der Tat ist ja in dem Studentenalter um die Zwanzig herum, unmittelbar nach beendeter Geschlechtsreife, die erotische Spannung viel mächtiger als in der voraufgehenden Pubertätszeit selbst. Welchen Befürchtungen gab man sich da hin? Selbst ein so kluger und wohlmeinender Mann wie der alte *Waldeyer* erhob warnend seine Stimme gegen die „Frauenrechtlerinnen". Als sie aber eines Tages schließlich doch da waren, als die „Studentinnen" von Semester zu Semester immer zahlreicher anrückten, als man sie sogar in den anatomischen Präpariersälen mit Ernst und Würde männliche Leichen sezieren sah, wie selbstverständlich erschien es ihren männlichen Kameraden und Lehrern bald, als wäre es niemals anders gewesen.

Eine ähnliche Empfindung hatte ich, als ich im letzten Jahre in der Odenwaldschule bei meinem alten Freunde *Geheeb* weilte. Als ich dort zugegen war, wie die Menge der Knaben und Mädchen gemeinsam mit Lehrern und Lehrerinnen ihr einfach-gesundes Frühmahl einnahmen, einander bedienten und halfen, wie sie sich dann zusammen zur Andacht begaben, um einer sinnvollen Erzählung (ich glaube, sie war von Rainer Maria Rilke) zu lauschen, die Paul (wie der Leiter und Führer von allen dort angeredet wird) ihnen vorlas, als ich beobachtete, wie sich beide Geschlechter dann vereint tummelten, als ich sie gemeinsam in den Schul- und Wohnstuben sah, kam es mir auch so natürlich, so selbstverständlich vor, als könnte es nicht anders sein.

Ich begriff vollkommen die schönen Worte, mit denen *Geheeb* den Aufsatz beginnt, den er vor mehr als einem Jahrzehnt über „Koedukation als Lebensanschauung" in der „Tat" schrieb (März 1914): „Über die Berge steigen Wanderer in unsere ‚pädagogische Provinz' herab, aus der Rheinebene und aus den Städten kommen sie durchs Tal heraufgezogen, alte und junge Schulmeister und andere Kinderfreunde, Männer und Frauen: sie stutzen und staunen und schütteln oft bedenklich die Köpfe. Kaum aber haben sie einige Tage hier gelebt, da sind sie besiegt und überzeugt und jubeln über dies sonnige Kinderland: wie harmlos und natürlich und selbstverständlich hier Buben und Mädel — von drei bis zu achtzehn und mehr Jahren — miteinander leben, in denselben Häusern wohnen, von früh bis spät, bei Arbeit und Spiel, in Bibliotheken und Werkstätten, in Garten und Wald zusammen sind — und alles wie eine große, harmonische, fröhliche Familie wirkt!

Wir aber wundern uns auch, und mancher von uns schüttelt den Kopf, wenn unsere Gäste erzählen, wie ganz anders es dort draußen, in der Welt, zugeht: daß man schon den kleinen Kindern, wenn sie kaum sprechen können, einschärft, was in Kleidung und Spiel sich für den Knaben und was sich für das Mädchen schicke; daß die Knabenschule am einen, die Mädchenschule am anderen Ende der Stadt erbaut wird, und die gesellschaftliche Sitte zwischen der Jugend beiderlei Geschlechts eine hohe Mauer aufrichtet, und Schulmeister und Eltern ängstlich darauf achten, daß ja nicht ein Bub und ein Mädchen zusammenkommen und vielleicht gar ein ernstes Wort miteinander reden. Erstaunt möchte einer von uns fragen: ob denn die Weisheit dieser Menschen, die nicht einmal Bruder und Schwester in dieselbe Schule gehen lassen wollen, etwa gar eine Einrichtung erfunden habe, die bewirkt, daß in dem einen Lande nur Knaben, in dem anderen nur Mädchen zur Welt kommen?"

Es muß hier zweierlei unterschieden werden, was vielfach selbst von Lehrern und Ärzten durcheinandergeworfen wird:

Koinstruktion und Koedukation.

Das über dem Englischen aus dem Lateinischen zu uns gekommene Wort Koedukation (hergeleitet von co = zusammen und ducere = führen) bedeutet die ge-

meinsame *Erziehung* von Knaben und Mädchen; Koinstruktion oder Koerudition ist dagegen nur der gemeinsame Unterricht, von dem *Geheeb* sagt, daß er eine ganz untergeordnete, rein technisch-pädagogische Frage sei, die an und für sich mit der Koedukation gar nichts zu tun hat. Das kann nicht scharf genug betont werden, zumal da die fast chronische Verwechslung der Begriffe Koedukation und Koinstruktion in der öffentlichen Diskussion über die gemeinsame Erziehung schon bedauerlich viel Unheil angerichtet hat. Nur zu häufig ist die Rede von „Koedukationsschulen", einfach weil Knaben und Mädchen in denselben Schulzimmern sitzen. Deshalb ist es auch unrichtig, von Koedukationsländern zu reden, die es bisher nirgends gibt, auch nicht in Amerika, wo allerdings der gemeinsame Unterricht in allen Lebensaltern seit langem, anfangs mehr aus räumlichen, dann aber auch aus sachlichen, grundsätzlichen Erwägungen durchgeführt ist. Koedukation ist etwas ganz anderes, es ist, wie *Geheeb* am Schlusse seines Aufsatzes in der „Tat" sagt: „die Lebensanschauung, welche die geschlechtliche Differenzierung alles organischen Lebens freudig bejaht, theoretisch und praktisch, durch Gesinnung, Erziehung und Lebensgestaltung."

Es hat mich einigermaßen verwundert, daß selbst ein so sachkundiger Pädagoge wie *Timerding* hier keine scharfe Grenzlinie zieht und den Abschnitt über Koedukation im Handwörterbuch der Sexualwissenschaft mit dem verwirrenden Satz einleitet: „Unter Koedukation versteht man nicht die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen im allgemeinen, sondern nur den gemeinsamen Schulunterricht." Dieser gemeinsame Schulunterricht – nach unserer und der meisten Definition (= Erklärung) also die Koinstruktion – kann kaum noch als Problem gelten, nachdem selbst in zwei Dritteln aller Schulen Preußens Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden. Zunächst gilt dies von den einklassigen Landschulen, in denen eben die Schulverhältnisse – Mangel an Lehrern und Räumen – es einfach bedingen, aber auch in mehrklassigen Volksschulen auf dem Lande und in den kleinen Städten unterrichtet man lieber beide Geschlechter in gut gegliederten Schulsystemen mit mehreren aufsteigenden Klassen zusammen, was bei der Zahl vorhandener Lehrkräfte die Anzahl der aufsteigenden Klassen verringert. Mit diesen schultechnischen Fragen können wir uns als Geschlechtsforscher nicht befassen, ganz anders aber liegt es, wenn von Gegnern der Koedukation, trotzdem diese ja doch tatsächlich schon jetzt überall in den Familien ausgeübt wird, wo weibliche und männliche Geschwister zusammen von ihren Eltern erzogen werden, die Meinung geäußert wird, daß der „ungestörte Verkehr von Knaben und Mädchen sittliche Gefahren für beide Teile mit sich bringe". Diesen Einwand, der immer wieder gemacht wird, hat Dr. med. et phil. Margarete *Kossak* in einer Abhandlung über „Schamhaftigkeit und geschlechtliche Unbefangenheit" („Sexualprobleme" 1914) schon vor längerer Zeit mit folgenden schlagenden Worten widerlegt: „Wodurch wird denn in so jungen Jahren, in denen die Stimme der Natur noch schweigt, der verbotene Reiz hervorgebracht, den die Geschlechter aufeinander ausüben? Doch einzig und

allein dadurch, daß man sie von einander fernhält und da, wo das nicht angängig ist, ihrem Meinungsaustausch und ihren Spielen zu enge Grenzen setzt. Die Kinder merken die Absichtlichkeit davon – man sucht sie ihnen ja auch nicht zu verbergen, nein, ganz im Gegenteil! – und fragen sich: „Warum geschieht das?" Weil es Knaben bzw. Mädchen sind, also Wesen anderer Art als sie selbst. Was kann selbstverständlicher sein, als daß sie auf diese Wesen neugierig werden! Sie wollen sich kennen lernen um jeden Preis – natürlich wirkt der Reiz des Verbotenen dabei auch noch mit – da sie aber Schleichwege zur Erreichung ihres Zieles benutzen müssen und gegeneinander nicht mehr unbefangen sind, so baut sich der Verkehr von vornherein auf falscher Basis auf. *Sie suchen ineinander immer nur das Fremde, das, um dessentwillen man sie einander fernzuhalten strebt. So ist das geschlechtliche Moment von Anbeginn in ihre Beziehungen hineingetragen,* und was sich daraus ergibt – das geflissentliche Sichsuchen und Abstoßen – das Kokettieren auf der einen und das Die-Kur-Machen auf der anderen Seite, kurz, das ganze, bald bedenkliche, bald harmlose Liebesspiel ist die notwendige Folge davon."

Nicht minder treffend, wie hier Frau Dr. *Kossak* hat sich eine andere bedeutende Frau zur Frage der Koedukation geäußert, die edle Frau Senator *Kirchhoff* aus Bremen, die ihren bereits bei der Frage „Sexuelle Aufklärung" erwähnten Vortrag über „Erziehung zur sexuellen Verantwortlichkeit" auf der „Ersten Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage" (im September 1921), dem sie Gottfried *Kellers* Worte aus einer seiner Züricher Novellen beigab:

„Man muß weniger mit der Zunge als mit der ganzen Person erziehen",

in die Sätze ausklingen ließ: „Die falsche Einstellung von Mann und Weib, der so viel Unkenntnis zugrunde liegt und die so viel Unheil im Gefolge hat, die sollten wir vor allem zu überwinden trachten durch eine gemeinsame Erziehung beider Geschlechter, wie die freien Schulgemeinden sie teilweise schon verwirklicht haben. Alle sogenannten ‚schlechten Erfahrungen' besagen da nichts gegenüber den guten, die man als selbstverständlich gar nicht erwähnt. Und außerdem: schwarze Schafe gibt es überall, und auch unsere nach Geschlechtern getrennten Erziehungsanstalten sind nicht immer Brutstätten einwandfreier Sittlichkeit. Die Erziehungsresultate unserer Landerziehungsheime jedenfalls, ebenso wie die der Schulen, die Knaben und Mädchen zugleich aufnehmen, rechtfertigen durchaus nicht die Angst des Philisters vor einer ‚Verrohung der Mädchen' und einer ‚Verweichlichung der Knaben'. Außerdem: die zufällige Tatsache des gemeinschaftlichen Unterrichts ist noch lange keine Gemeinschaftserziehung. Diese bedeutet ein Wirksammachen aller geistigen und seelischen Kräfte und Verschiedenheiten zu gegenseitiger Befruchtung, und davon ist der landläufige Unterricht heute noch recht weit entfernt. Natürlich wird durch die Koedukation die Erotik nicht ausgeschaltet werden, aber wir werden alle mit Gustav *Wyneken* aus vollem Herzen sagen: ‚Gott sei Dank, daß dem nicht so ist!' Dem Verhältnis heranreifender Menschen die Erotik nehmen, heißt die Blüte ihres Duftes berauben und das Leben seines Feinsten und Besten. Nur eine gesundere und

reinere Grundlage wollen wir ihr geben als den reinen naturhaften Trieb: echte Freundschaft und Kameradschaft, wie sie aus dem vereinten Streben nach hohen Zielen, aus dem Miteinanderringen um die geistige Welt erwächst. *Junge Menschen, die zusammen Arbeits- und Feierstunden erleben, die Seite an Seite die Wunderwelt der Natur durchstreifen und gemeinsam in den Born wahrer Kunst eintauchen, die werden aus gegenseitigem Verständnis und Vertrauen auch das eine schöpfen, was nottut: die Achtung und Ehrfurcht vor dem anderen Geschlecht. Wo dies aber der Grund ist, aus dem die Liebe zwischen Mann und Weib aufblüht, da ist heiliges Land.*"

Durchaus irrtümlich ist die Annahme, daß die Gemeinschaftserziehung eine Verweiblichung oder Verweichlichung der Knaben und eine Vermännlichung der Mädchen bewirken könne. Die Erfahrung beweist auch hier das Gegenteil der theoretischen Annahme. So berichtet *Geheeb* hierüber: „Darin besteht gerade das Wunderbare der gegenseitigen Beeinflussung der Geschlechter, daß der männliche Einfluß im Mädchen die gesunde Entfaltung der weiblichen Eigenart hervorlockt, und umgekehrt; die Wirkung der Koedukation auf die Eigenart der Geschlechter also keineswegs eine nivellierende (= gleichmachende), wohl aber – im Sinne körperlicher und geistiger Gesundheit – eine ausgleichende ist.

Ähnliche Ansichten vertritt Dr. *Grunder,* Leiter eines Schweizer Landerziehungsheimes (in seinem zusammenfassenden Buch: „Landerziehungsheime und freie Schulgemeinde", das 1916 bei Klinkhardt in Leipzig in der Methoden-Sammlung „Pädagogium" erschienen ist). Er wendet sich ebenfalls gegen die „Kinderklöster", die immer noch vorhandenen Anstalten, in denen sich ausschließlich Knaben oder Mädchen, unter völliger Ausschaltung des andern Geschlechtes selbst im Erzieherkollegium, befinden und bemerkt: „Zu was für ungesunden Zuständen die Abwesenheit des anderen Geschlechtes in einem Internat führt, zeigt die ungesunde Aufregung und allgemeine Neugierde, wenn einmal ausnahmsweise ein Mädchen, zum Beispiel eine Schwester, in ein Knabeninternat, ein Bruder in ein Mädcheninternat kommt, wie das Erzieher in solchen Anstalten nur zu oft beobachten können." Wenn *Grunder* allerdings bei der Gelegenheit für die Koedukation ins Feld führt, daß sie die beste Garantie einer normalen Entwicklung im Kampfe gegen die Homosexualität sei, „die in Knabeninternaten das ewige Problem sein wird", so heißt dies den Einfluß der Koedukation erheblich überschätzen. *Die Sexualkonstitution zu ändern vermag die gemeinschaftliche Erziehung ebensowenig wie die getrennte.* Sowenig gleichgeschlechtliche Anwandlungen heterosexueller (= zu dem anderen Geschlecht neigender) Männer und Frauen in eingeschlechtlicher Umgebung je von Bestand sind, werden wirkliche gleichgeschlechtliche Veranlagungen in zweigeschlechtlicher Umwelt gewandelt.

Wenn wir Anhänger der Koedukation sind, so sind wir es, weil wir Anhänger des Natürlichen sind. Im freien Spiel der Kräfte entfaltet sich alles am natürlichsten und besten. Wohl hat die Natur die Geschlechter getrennt. Sie hat sie aber unter die

gleichen Lebensbedingungen gestellt. Erst ganz allmählich hat der Mann dem Weibe die Lebensgüter – sowohl die natürlichen als die kulturellen – eingeschränkt, aber das Weib hat sie sich zurückerobert, eines nach dem andern, bis sie in unseren Tagen – und wir freuen uns, dies miterlebt zu haben – nach Eroberung des Frauenstudiums sogar das ihr so lange vorenthaltene Frauenstimmrecht errungen hat. Selbst im Orient beginnen die Frauen, nachdem die Schleier immer undichter und durchsichtiger wurden, das Gesicht wieder zu „entblößen", d. h. frei zu tragen.

Wer da wünscht, daß wenigstens noch für einige Jahre (und seien es auch nur drei) die Geschlechter getrennt erzogen werden sollen, zeigt, daß seine eigene Entwicklung mit der Zeit nicht mitgegangen ist. Sicherlich nicht ohne Grund warnt *Geheeb* gerade dringend „vor einer Unterbrechung der gemeinsamen Erziehung, etwa für die Zeit der Pubertätsentwicklung. Die Befürchtung, daß bei der Koedukation die Gewalt des erwachenden Trieblebens mächtiger wirken könnte als die noch schwache Selbstbeherrschung und das noch unentwickelte Verantwortlichkeitsgefühl, erweist sich als unbegründet, wenn sorgfältige Erziehung – auf der Grundlage gegenseitigen tiefen Vertrauens – *und ich möchte hinzufügen klarer Erkenntnis,* stattfindet. Auch wirkt die gemeinsame Erziehung weder beschleunigend auf die sexuelle Entwicklung, noch steigernd auf das erotische Empfinden. Daß dem, zumal in den Entwicklungsjahren, sehr erheblich verschiedenen Tempo der Entwicklung des Knaben und des Mädchens – bezüglich seiner körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit – sorgfältig Rechnung getragen wird, wie dies die freie, leichtbewegliche Arbeitsorganisation eines wirklichen Erziehungsheimes gestattet, bedarf wohl kaum der Erwähnung."

Welcher Widerspruch liegt doch darin, daß viele Eltern gerade in der Zeit, in welcher sie auf die erzieherische Trennung der Geschlechter besonderen Wert legen, ihre Töchter und Söhne in die gemeinsame Tanzstunde schicken. Sie tun es meist sogar gerne (und tun recht daran), ohne Furcht vor erotischen Spannungen, die in diesem Falle doch sicherlich berechtigter wäre als bei der Gemeinschaftserziehung. Oder halten sie etwa die Berührung der Körper für „unbedenklicher" als die der Geister?

Wenn auf dem Kongreß der Landerziehungsheime die Gegner der Koedukation viel von der „gestauten Kraft" sprachen, die sich in der dreijährigen Pause der Trennung bei den Jünglingen ansammelt, so handelt es sich hier doch um eine reichlich theoretische Vorstellung. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß die „gestaute Sexualität", die in diesen Jahren bei beiden Geschlechtern bewußt oder unbewußt schon die Körperseele erfüllt und die man in Wirklichkeit meint, sich einfach in gestaute Kraft umsetzt. Wahrscheinlicher und häufiger treten unliebsame Formen der Sexualverdrängung ein, von denen aber die Erfahrung zeigt, daß sie bei dem Zusammenleben der Geschlechter (ähnlich wie unter Geschwistern) eher abklingen („abreagieren"), als verstärkt werden, mehr ab- als zunehmen.

Vom biologischen (sexologischen) Standpunkt erscheint jedenfalls eine Trennung der Geschlechter in keinem Alter gerechtfertigt, zum mindesten sollten allen alle

Möglichkeiten offen stehen, kein Zwang weder nach der einen noch nach der anderen Seite sollte auf Kinder und Eltern ausgeübt werden, dann wird sich mit der Zeit immer deutlicher ergeben, ob mehr das Bedürfnis für ein- oder beidgeschlechtliche Erziehung vorhanden und was für die Gesamtentwicklung der Menschheit das Bessere ist: Abschluß oder Zusammenschluß der Geschlechter.

Wir gelangen zu dem Ende dieses umfangreichen Kapitels und damit zu dem zusammenfassenden Ergebnis, daß die höchste Lebensweisheit in einer *naturgemäßen* Lebensweise liegt. Naturgemäß bedeutet gemäß der eigenen Natur, nicht gemäß der Natur anderer. Wer es vermag, zwischen der Natur in und außer sich ein Gleichgewichtsverhältnis herzustellen, ist der wahre Lebenskünstler. Lebenskunst heißt Lebensfreude. *Zur Lebensfreude gehört Leibesfreude und Liebesfreude.* Erst aus diesem harmonischen Verhältnis von Körper, Seele und Geschlecht entsteht dann jene Schaffensfreude, von der der Psalmist die schönen (von *Brahms* vertonten) Worte sprach: „*Nichts Besseres, denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit.*"

Mit der Lebenskunst verhält es sich wie mit allen anderen Künsten. Auch in ihr gibt es Genies und Talente, Dilettanten, Pfuscher und Stümper – Lebensstümper leider in besonders großer Zahl.

Kann die Lebenskunst erlernt werden? Ich denke, auch wie die anderen Künste – sei es mühevoll durch Fleiß oder mühelos „intuitiv-eidetisch", d. h. durch unmittelbare Einfühlung in das Leben, durch bildhaftes Erfassen von allem, was lebt, also von allem, da alles lebt. Aber beide Arten des Erlernens setzen Begabung voraus. Ist diese nicht vorhanden, dann steht der Mensch dem Leben gegenüber wie der Unmusikalische der Musik.

Daher gebt vor allem euren Kindern eine gute Abstammung (zeugt sie beispielsweise nicht im künstlichen Rausch- oder Erschöpfungszustand) und fügt eine „gute Kinderstube" hinzu und ein „gutes Beispiel" und „guten Rat". Im übrigen richtet euch nach den Eigenschaften, *die in ihnen, nicht die in euch schlummern oder wachen.*

Kunststücke sind keine Kunstwerke. Sorgt, daß eure Kinder in freier Entfaltung *ihres* Körpers, *ihrer* Seele, *ihres* Geschlechts glücklich sind. Aus unglücklichen Kindern werden unglückliche Menschen. Zur freien Entwicklung aber gehört Kenntnis und Erkenntnis. Wer im Dunklen tappt, kann meist den Weg nicht finden. Vor allem aber bedenkt, daß für die Lebenskunst mehr als für jede andere in jedem Alter und für jedes Geschlecht das ewig wahre Wort *Lessings* gilt:

Kunst und Natur
Sei eines nur.

IX. KAPITEL

Das Wunder der Geschlechtsdrüse

Die körperseelische Geschlechtsreife

Motto:

Es ist mehr Vernunft in deinem
Leibe als in deiner besten Weisheit.
Nietzsche-Zarathustra.

Für den Menschen als Geschlechtswesen ist zwischen Geburt und Tod der bedeutsamste *Abschnitt* die körperseelische Reife, der wichtigste *Einschnitt* die erste Abstoßung der Geschlechtszellen: beim Manne die *erste Pollution* (= Samenerguß), beim Weibe die *erste Ovulation* (= Eiabstoßung). Mit dieser eng verbunden ist die erste Bildung eines Nestes in der Gebärmutter, das sich wieder loslöst, wenn die weibliche Keimzelle von der männlichen unbefruchtet bleibt: die *erste Menstruation.*

Tritt die Pubertät (= Geschlechtsreife) nicht ein, so kann der Mensch zwar auch noch ein sehr nützliches und brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden, er kann der Welt viel geben, auch wenn er keine Familie gründen, sich nicht an eigenen Kindern erfreuen, nie der Liebe pflegen und sich nie geschlechtlich betätigen kann, aber im Grunde fehlt ihm doch das Eigentliche, das Wesentliche, des Lebens Kern — vorhanden ist hauptsächlich nur *die Schale — das Schale.*

Der Zeitpunkt, in dem sich die innere und äußere Reife des Knaben zum Jüngling, des Mädchens zur Jungfrau vollzieht, ist nicht so terminmäßig festgelegt wie die in bestimmten Abständen von der Befruchtung „pünktlich" eintretende Geburt der reifen Frucht; er schwankt vielmehr ganz erheblich, je nachdem ein Mensch im Norden, Süden oder in der mittleren Erdzone zur Welt kam. Es zeigt sich auch hier wieder so recht der Einfluß der Sonne auf die Geschlechtsvorgänge, während der dem Monde hinsichtlich der monatlichen Regel zugeschriebene Einfluß mehr als zweifelhaft ist. In Polargegenden tritt die Geschlechtsreife erst nach dem 18. Jahre ein, während der halbjährigen Polarnacht haben die Lappländerinnen und Grönländerinnen überhaupt keine Menstruation. Umgekehrt tritt in den heißen Gegenden Afrikas die Reife bei Knaben und Mädchen oft schon zwischen 8 und 10 Jahren ein. Nach verbürgten Nachrichten (wie sie in dem Werke von *Ploß-Bartels:* „Das Weib" zusammengestellt sind, dessen elfte Auflage 1923 Ferd. Frh. *v. Reitzenstein* herausgegeben hat) kommen dort Frauen, die mit 9 Jahren schwanger sind, ziemlich häufig vor. Neben klimatischen Ursachen spielen aber auch familiäre und persönliche Ursachen, Stadt- und Landleben und die Art der Ernährung für den früheren oder späteren Eintritt der Reife eine große Rolle. Während der Hungerblockade Deutschlands im Weltkrieg verzögerte sich bei vielen Mädchen der Eintritt der Menstruation, und bei vielen, die bereits lange ihre Periode hatten, setzte sie wieder aus. Auch Knaben wurden später reif.

Nach unseren Erfahrungen tritt im mittleren Europa (und auch in Nordamerika) die erste Pollution und Menstruation am häufigsten zwischen 13 und 14 Jahren ein, doch ist der darunter und darüber liegende Spielraum verhältnismäßig breit (daher schwanken auch die Angaben über den Beginn der Reife beträchtlich in der Literatur),

so daß eine frühere Abstoßung reifer Keimzellen bis zum 11. oder eine spätere bis zum 17. Jahr bei beiden Geschlechtern nicht zu den Seltenheiten gehört und keineswegs als pathologisch (= krankhaft) gelten kann. Pubertätserscheinungen vor dem 10. Lebensjahr können wir als Frühreife, solche nach dem 18. Jahr als Spätreife bezeichnen; sie hängen (wie wir noch sehen werden) mit endokrinen (= innersekretorischen) Störungen zusammen, beispielsweise findet man bei dem auf Entwicklungshemmung beruhenden Infantilismus oft Spätreife sowohl bei männlichen als weiblichen Personen.

Unter den Erscheinungen von Frühreife machen den seltsamsten Eindruck die in der Literatur ziemlich zahlreich verzeichneten Fälle von Menstruatio praecox (= vorzeitiger Menstruation) bei Mädchen von 5, 4 und noch weniger Jahren. *Kisch* erwähnt zahlreiche wohl beglaubigte Fälle, in denen Menstrualblutungen bereits vor Ablauf des ersten Lebensjahres festgestellt wurden, unter diesen befindet sich der Fall von *Bernhard*, in welchem bei einem Mädchen von der Geburt bis zum 12. Lebensjahre regelmäßig alle Monate eine zweitägige Menstruation mit Molimina (= Beschwerden) auftrat, vom 12. bis 14. Jahre die Menses (= monatliche Regel) aufhörten, um dann, wenn auch unregelmäßig, wiederzukommen. Von der Frühreife unterscheiden wir die *Vorreife*, von der Spätreife die *Nachreife*. Unter Vorreife verstehen wir körperseelische Veränderungen, die der eigentlichen Reife vorausgehen, unter Nachreife solche, die ihr folgen. Die Nachreife ist besonders wichtig, sie tritt vielfach bei Knaben und Mädchen ein, die zwischen 15 und 20 Jahren (in den sogenannten „Flegeljahren") ihrer Umgebung viel zu schaffen machen. Die Eltern sollen da nie zu früh (wie sie es leider oft tun) die Geduld und Hoffnung fahren lassen, sondern sich der Worte aus *Goethes* Faust erinnern:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Die Geschlechtsreife verändert den Menschen in bezug auf seinen Körper, seine Seele, seinen Geschlechtstrieb und seine Geschlechtsorgane, vor allem aber in bezug auf seine Geschlechtsdrüsen. Daß es auf die letzteren in erster Linie ankommt, lehrt nicht nur die Beobachtung, daß alle Reifeerscheinungen fehlen, wenn keine Geschlechtsdrüsen vorhanden sind, sondern beweisen noch viele andere Erfahrungstatsachen, von denen ich im folgenden Bericht geben werde. Ich habe mich als Sexualforscher mit den hier in Frage kommenden Zusammenhängen ganz besonders viel beschäftigt. Danach steht für mich (wie wohl für jeden, der sich unvoreingenommen in diese Fragen vertieft hat) außer jedem Zweifel, daß die Bedeutung der Geschlechtsdrüsen für die Bildung der männlichen und weiblichen Geschlechtspersönlichkeit in ihren unzähligen Abstufungen eine ganz überragende ist, sie ist ausschlaggebend.

Es sind namentlich drei Gruppen, an denen ich selbst umfangreiche Untersuchungen anstellen konnte. Die erste besteht aus den auch von zahlreichen andern Forschern in den letzten drei Jahrzehnten viel studierten Personen, die dauernd keine oder nur ganz kleine, zur Erfüllung ihrer Funktionen (= Aufgaben) unfähige Eierstöcke oder Hoden besitzen. Unter den Frauen scheint diese Gruppe wesentlich seltener vorzukommen als unter Männern, wenigstens sind nur ganz wenige weibliche Fälle beschrieben; auch ich habe höchstens ein Zehntel soviel Frauen als Männer

mit Geschlechtsdrüsenausfall gesehen; doch genügen die Beobachtungen, um deutlich zu zeigen, wie sehr sich ihr Typus im Körperbau und Seelenzustand gleicht. Sehr auffällig tritt dieser Parallelismus auf einem Bilde hervor, das einmal in unserem Institut von einem Manne und einem Weibe nebeneinander aufgenommen wurde, die beide an Ausfall der Geschlechtsdrüsen litten.

Der Mann war 34, die Frau 23 Jahre alt; bei ihm war nie eine Pollution, bei ihr nie eine Menstruation aufgetreten; die Geschlechtsdrüsen des Mannes waren kaum bohnengroß; Eierstöcke und auch Gebärmutter waren bei der Frau nicht fühlbar. Die äußeren Geschlechtsteile waren bei beiden verkümmert: die Scheide endete blind. Der Mann war 176 cm, die Frau 173 cm groß. Oberlänge bei ihm 83 cm, bei ihr 79 cm, Unterlänge bei ihm 93 cm, bei ihr 96 cm, Schulterbreite bei ihm 41,5 cm, bei ihr 41,5 cm, Hüftbreite bei ihm 36 cm, bei ihr 34 cm.

Der englische Naturforscher *Griffiths* hat 1894 vorgeschlagen, solche Typen „Eunuchoide" zu nennen, weil diese „von Natur verschnittenen Menschen" (um mich eines im Neuen Testament gebrauchten Ausdrucks zu bedienen) eine große Ähnlichkeit mit denen erkennen lassen, die „von Menschen verschnitten wurden". Der Ausdruck ist namentlich durch *Tandler* und *Groß* (statt früher üblicher, wie „infantilisme avec gigantisme" = Unterentwicklung mit Überentwicklung), in die internationale Fachsprache eingeführt, scheint mir aber nicht gut gewählt. Eine, wenn auch abnormale, doch immerhin in der Natur selbst vorkommende Erscheinung nach einer künstlich verfertigten zu benennen, wie es der orientalische Verschnittene, der Eunuch, doch ist, dessen Name von εὐνή = Bett und ἔχω = bewachen herrührt, scheint mir nicht so angemessen zu sein wie das Gegenteil, nämlich den künstlichen nach dem von Natur selbst gebildeten zu benennen, wenn auch die Bibel hier ähnlich wie die moderne Wissenschaft verfahren ist, wenn sie von Menschen spricht, die von der Natur „verschnitten" seien. Es gibt übrigens auch unter diesen, an angeborenem Hodenmangel leidenden Personen solche, die durchaus keine Verwandtschaft mit dem massigen Eunuchentypus zeigen; es sind die unterentwickelten, oft sehr zierlichen infantilen Typen.

Vor allem aber hat die Bezeichnung Eunuchoidismus – und darauf lege ich den Hauptwert – einen Beiklang, welcher diesen ganz besonders sensitiven (= empfindsamen) Menschen sehr peinlich ins Ohr klingt. Die meisten von ihnen wissen sehr wohl oder erfahren, sobald sie das Wort gehört haben, sehr leicht, daß der Eunuch (nach dem sie genannt werden) in christlichen Ländern als eine mehr oder weniger komische Figur gilt (viele kennen den Haremswächter aus der Operette „Fatinitza", dessen hohe Stimme das Publikum zu Lachsalven hinzureißen pflegt), und das ohnehin bei den meisten vorhandene Gefühl, „lächerlich" zu sein, unter dem sie in hohem Maße leiden, wird durch diese Namengebung sehr gesteigert.

In geradezu klassischer Weise hat, wie bereits kurz erwähnt, Ernst *Toller* in der Tragödie „Hinkemann" das Schicksal und Seelenleben eines Eunuchen (dem das Geschlecht im Kriege abgeschossen worden ist) geschildert. Es kann wohl niemand unerschüttert die wuchtigen Worte vernehmen, mit denen Hinkemann das Gelächter seiner Kameraden, vor allem

das des seiner Frau nahegetretenen Paul Großhahn bannt: „Lacht nur weiter!“ ruft er ihnen zu, „so ein Schauspiel habt ihr noch nicht erlebt! Seht her, hier steht ein leibhaftiger Eunuch! Wollt ihr mich singen hören? . . . Ihr Toren! Was wißt denn ihr von der Qual einer armseligen Kreatur? Wie müßt ihr anders werden, um eine neue Gesellschaft zu bauen! Bekämpft den Bourgeois und seid aufgebläht von seinem Dünkel, seiner Selbstgerechtigkeit, seiner Herzensträgheit! Einer haßt den andern, weil er in einer anderen Parteisekte ist, weil er auf ein anderes Programm schwört! Keiner hat Vertrauen zum anderen. Keiner hat Vertrauen zu sich; keine Tat, die nicht erstickt in Hader und Verrat.

Worte habt ihr, schöne heilige Worte, vom ewigen Glück. Die Worte sind gut für *gesunde* Menschen! Ihr seht eure Grenzen nicht . . . es gibt Menschen, denen kein Staat und keine Gesellschaft, keine Familie und keine Gemeinschaft Glück bringen kann. Da, wo eure Heilmittel aufhören, da fängt unsere Not erst an.

Da steht der Mensch allein,
Da tut sich ein Abgrund auf, der heißt: Ohne Trost;
Da wölbt sich ein Himmel, der heißt: Ohne Glück;
Da wächst ein Wald, der heißt: Hohn und Spott;
Da brandet ein Meer, das heißt: Lächerlich;
Da würgt eine Finsternis, die heißt: Ohne Liebe.“

Da wir in erster Linie das Wohl der Patienten im Auge haben müssen (die Wissenschaft ist um der Menschen, aber nicht der Mensch um der Wissenschaft willen da), möchte ich dringend empfehlen, die auch vom wissenschaftlichen Standpunkt nicht fehlerfreie Bezeichnung „Eunuchoidismus“ durch eine sachlichere zu ersetzen; daher habe ich bereits in meinen früheren Schriften vorgeschlagen, Anorchisten (von ὄρχις = Hoden, und ἀ = ohne) für Menschen *ohne*, und für Menschen mit unterentwickelten Hoden Mikrorchisten (von μικρος = klein) zu sagen. (Ableitungen wären Anorchie, Mikrorchie, anorchisch und mikrorchisch.) Sprachlich lehnt sich das Wort an das in der Sexualwissenschaft seit langem gebräuchliche „Kryptorchismus“ (von κρύπτος = verborgen – auch im deutschen Gruft enthalten – und ὄρχις = Hoden) an.

Man kann unter den keineswegs seltenen Fällen von

Mikrorchie (= Hodenkleinheit)

(Anorchie ist seltener) drei Gruppen scharf voneinander unterscheiden: die langen, die fetten und die kleinen Grundformen, zwischen denen allerlei Mischformen vorkommen.

Am zahlreichsten sind die Fettwuchsformen (die dem bereits seit längerem bekannten Krankheitsbegriff der Dystrophia adiposo-genitalis (= mit Überentwicklung des Fetts verbundene Unterentwicklung der Geschlechtsorgane) entsprechen. Seltener, verhältnismäßig aber auch noch häufiger, als man gewöhnlich annimmt, sind die *Hochwüchsigen* (die „Hochwuchskümmerer“ von Fr. *Kraus*). Am auffälligsten ist bei ihnen das durchschnittliche Verhältnis von der Ober- zur Unterlänge des Körpers. Die Oberlänge reicht vom Scheitel bis zum Steißbein (hinten gemessen) oder bis zur Schoßfuge (vorne gemessen), die Unterlänge von dort bis zur Sohle. Wenn wir die Messungen zugrunde legen, welche *Weil* in unserem Institut für Sexualwissenschaft anstellte (vgl. u. a.: „Die Körpermaße der Homo-

sexuellen als Ausdrucksform ihrer spezifischen Konstitution" in Roux' „Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen" 59. Band, 3/4. Heft), so ist:

A. Das Verhältnis der Ober- zur Unterlänge

1. beim zum Weibe neigenden Manne . . . . . wie 100 : 95
2. beim zum Manne neigenden Weibe . . . . . wie 100 : 91
3. beim Manne mit Geschlechtsdrüsenausfall . . . . . wie 100 : 125
4. beim Weibe mit Geschlechtsdrüsenausfall . . . . . wie 100 : 127
5. beim zum Manne neigenden Manne . . . . . wie 100 : 107
6. beim zum Weibe neigenden Weibe . . . . . wie 100 : 106

B. Das Verhältnis der Schulter- zur Hüftbreite

1. beim zum Weibe neigenden Manne . . . . . wie 100 : 81
2. beim zum Manne neigenden Weibe . . . . . wie 100 : 97
3. beim Manne mit Geschlechtsdrüsenausfall . . . . . wie 100 : 86
4. beim Weibe mit Geschlechtsdrüsenausfall . . . . . wie 100 : 92
5. beim zum Manne neigenden Manne . . . . . wie 100 : 85
6. beim zum Weibe neigenden Weibe . . . . . wie 100 : 94

Am seltensten ist der infantile Typus, der dem Zwergwuchs ähnelt, aber keineswegs gleicht. Von ihm gebe ich in meiner „Sexualpathologie" folgende Schilderung: „Auch hier kommen bei gleichem äußeren Genitalbefund die sekundären Geschlechtsmerkmale nicht zur Entwicklung, es tritt aber an deren Stelle kein exzessiver Höhen- und Fettwuchs auf, sondern der ganze Körper bleibt auf der Stufe stehen, die der normalsexuelle Mensch kurz vor der Pubertät erreicht hat. Ich hatte vor einiger Zeit einen solchen Menschen in Beobachtung, der mit 27 Jahren vollkommen den Eindruck eines zwölfjährigen Knaben machte. Mit der hohen kindlichen Stimme, dem zierlichen Körperbau — Patient wog 80 Pfund —, den kindlichen Bewegungen kontrastierte eigenartig die Intelligenz und das bedeutende positive Wissen dieser Person. Er hatte wegen seines jugendlichen Aussehens Schwierigkeiten. Ein Geschlechtstrieb war in diesem Fall und Fällen ähnlicher Art nicht vorhanden, doch bestand bis zu einem gewissen Grade die verstandesgemäße kummervolle Empfindung, durch den Ausfall eines von den Normalen hochgeschätzten Lebensgutes benachteiligt zu sein.

Woher diese Verschiedenheit? Es ist nicht anzunehmen, daß die fehlende Geschlechtsdrüse das eine Mal diese und ein anderes Mal ganz andere Erscheinungen hervorruft. Da muß also noch etwas anderes mitwirksam sein. Mit dem Worte „Anlage", das so häufig zu denen gehört, die „sich einstellen, wo Begriffe fehlen", ist da wenig erklärt. Wir müssen annehmen, daß die Mitbeteiligung anderer Drüsen der Grund ist, daß bald diese, bald jene Erscheinungen vorherrschen, doch sehen wir hier im einzelnen noch nicht völlig klar. Möglich wäre es ja auch, daß die Geschlechtsdrüsenveränderungen in solchen Fällen nicht die Ursache der Körperveränderungen wären, sondern daß eine dritte Ursache beides hervorruft. Dafür aber, daß der Hauptgrund doch in den Geschlechtsdrüsen zu suchen ist, sprechen die beiden anderen Gruppen, bei denen die Entfernung der Hoden nachträglich stattfindet.

Die eine bildet die ziemlich beträchtliche Anzahl von Personen, die sich die Hoden entfernen ließen, um einen in der Stärke oder Richtung unerwünschten Geschlechtstrieb abzustellen. Es gelingt ihnen dieses zwar nur selten völlig nach Wunsch (am ehesten nach meiner Erfahrung noch den unglücklichen psychosexuell Infantilen,

deren Geschlechtstrieb sich auf Kinder richtet), dagegen treten früher oder später, je nach dem Alter, in dem die Kastration vorgenommen wurde, mehr oder weniger deutliche Veränderungen im körperlichen und seelischen Verhalten zutage, die ungefähr dem entsprechen, was wir auch bei der folgenden Gruppe beobachteten. Diese ist deshalb besonders wichtig, weil es sich nicht um Menschen handelt, die, wie die Intersexuellen und Infantilen, schon vor der Vornahme der Verschneidung irgendwelche körperseelischen Abweichungen zeigten (wie wir solche dementsprechend dann auch in den Geschlechtsdrüsen annehmen können), sondern um völlig gesunde kräftige Menschen, an denen entweder aus religiösen oder beruflich-praktischen Gründen die Kastration vorgenommen wurde. Zu letzteren gehörten beispielsweise vordem die Kirchensänger in den katholischen Kirchen Südeuropas und gehören auch jetzt noch die eigentlichen Eunuchen, deren Eltern schon in früher Kindheit über das Lebensschicksal ihrer Kinder verfügen, indem sie ihnen die Hoden fortnehmen lassen, damit sie als Haremswächter (dem Ursprung des Namens nach eigentlich Bettwächter) Verwendung finden oder andere (zum Teil sehr hohe) Stellungen bekleiden. Im Altertum war die Kastration auch vielfach als Strafe für scheinbare und wirkliche Sexualverbrecher im Gebrauch, so bei gleichgeschlechtlichem Verkehr, bei Notzucht und Sodomie (= Beischlaf mit Tieren, der im Entwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch neuerdings außer Strafe gestellt wurde) nach dem alten Rechtsgrundsatz: „Womit du gesündigt hast, damit sollst du gestraft werden." In neuerer Zeit ist die Kastration auch sowohl beim männlichen als weiblichen Geschlecht vielfach zur Verhütung der Empfängnis und Fortpflanzung (beispielsweise zur Sterilisierung [=Unfruchtbarmachung] von Verbrechern) vorgeschlagen und angewandt worden, worüber im eugenischen Abschnitt der Geschlechtskunde noch manches zu sagen sein wird.

Ich habe im Anfang des Jahrhunderts größere Forschungsreisen unternommen, um „normale" Menschen, die erst nach der Geburt verschnitten wurden, an der Quelle zu studieren. Berichte über diese Kastratenstudien erschienen in verschiedenen medizinischen Zeitschriften und in mehreren meiner Werke, vor allem im ersten Bande der „Sexualpathologie". Von dort sei einiges hier übernommen. Um über die Wirksamkeit des nach innen sezernierten (= abgesonderten) Keimdrüsensaftes Klarheit zu gewinnen, ist es vor allem nötig, sorgsam die Ausfallserscheinungen an Tieren und besonders an Menschen zu studieren, bei denen diese Absonderung künstlich ausgeschaltet ist. Es ist recht bezeichnend für die Aufmerksamkeit, die der primitive (= von der sogenannten Kultur noch unberührte) Mensch den Sexualvorgängen zuwandte, daß die Entfernung der Keimstöcke: die Kastration, einer der ältesten, vielleicht sogar der älteste Eingriff war, den die Menschen an Tieren und Menschen vornahmen. In alten Schriften wird die Bezeichnung Kastration mit Castor, dem Namen des Bibers, zusammengebracht, der sich nach Juvenal die Hoden selbst abbeißen soll. Der Biber spielt auch sonst in der Sexualgeschichte eine Rolle, da das in der Aussackung seiner Vorhaut reichlich vorhandene Sekret früher vielfach unter der Be-

zeichnung „Castoreum" oder „Bibergeil" in den Apotheken als Mittel zur Erhöhung geschlechtlicher Erregbarkeit verkauft wurde. Wahrscheinlicher scheint mir aber der Zusammenhang des Wortes Kastration mit dem indogermanischen Stamm kast zu sein, der sich auch im lateinischen castus = keusch und in kasteien (= keusch leben) findet. Was nun die Folgen der Fortnahme eines solchen Gebildes für das beraubte Individuum selbst betrifft, so zeigen diese unter den verschiedenen Tieren und Menschen eine große Übereinstimmung. Wallach und Ochs als Kastraten verhalten sich zu Hengst und Stier auf der einen, Stute und Kuh auf der andern Seite ganz ähnlich wie der menschliche Kastrat zum Manne und Weibe, und selbst der Kapaun, die Poularde nehmen hinsichtlich ihrer Eigenschaften gegenüber Henne und Pute einerseits und Hahn und Puter anderseits eine ganz ähnliche Mittelstellung ein.

Von menschlichen Kastraten, die erfreulicherweise in unserem Jahrhundert viel seltener geworden sind als früher und immer mehr abzunehmen scheinen, nahm ich Gelegenheit, die Lipowaner in Rumänien und die auch unter dem jungtürkischen und neutürkischen Regime (= Leitung) noch immer recht zahlreichen und einflußreichen Eunuchen in Konstantinopel kennen zu lernen.

Die Lipowaner, welche der Skopzensekte angehören – man findet sie besonders häufig unter den Kutschern – unterziehen sich der Verschneidung freiwillig mit Bezug auf folgende Bibelstellen (Texte nach *de Wette*):

Matth. 19, 12: „Es gibt nämlich Verschnittene, welche vom Mutterleibe also geboren sind; und es gibt Verschnittene, welche verschnitten sind von den Menschen; und es gibt Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen kann, der fasse es!"

Kol. 3, 5: „So tötet nun eure Glieder, die irdischen, Hurerei, Unzucht, Leidenschaft, böse Begierde und die Habsucht, welche Götzendienst ist . . ."

Jes. 56, 3: „Und nicht spreche der Fremdling, der sich an Jehova anschließt: Ausscheiden wird mich Jehova von seinem Volke; und nicht spreche der Hämling: Siehe, ich bin ein dürrer Baum!"

Die Entfernung des Hodensackes *mit* Glied heißt bei den Skopzen „das große Siegel", die Entfernung ohne Glied „das kleine Siegel".

Die Eunuchen werden meist zwischen dem dritten und zehnten Jahr von Händlern ihren Eltern abgekauft und von jenen meist gänzlich ihrer äußeren Genitalien beraubt, so daß sich vom Damm nach dem Nabel zu eine große platte Schnittnarbe erstreckt, in der sich nur die kleine Ausgangsöffnung für den Harn befindet. Bei dieser Operation – Wunde und Körper des Kindes werden, nachdem die Teile mit einem Rasiermesser abgeschnitten sind, einige Tage mit heißem Sand bedeckt – sollen von hundert Knaben neunzig zugrunde gehen.

Was mir sowohl bei den Lipowanern als bei den Eunuchen am meisten auffiel, war der große Mangel an Individualität. Sie zeigen untereinander im Aussehen und Wesen eine viel größere Ähnlichkeit, als sie sonst Männer und Frauen unter sich erkennen lassen. Ihrem Charakter nach sind die Eunuchen und Skopzen meist liebenswürdige, zuvorkommende, anhängliche und dankbare Menschen. Fast alle geben viel auf ihr Äußeres, kleiden sich ungemein sorgsam und sauber, tragen gern Schmuck, sind fromm, gehen viel in Kirchen und Moscheen, lieben Tiere, vornehmlich Pferde.

Die Lipowaner sind bei weitem die besten Kutscher auf dem Balkan, die Eunuchen die besten Reiter Konstantinopels. Die Eunuchen in Konstantinopel haben eine besondere Vorliebe für Hammel, die sie großziehen, um sie am Beiramfest an gute Freunde zu verschenken. Vor allem aber lieben sie Kinder; die Eunuchen adoptieren solche nicht selten, um sie aufzuziehen, von ihrem Gelde auszustatten und als Erben einzusetzen.

Wie alle von der Norm in sexueller Hinsicht abweichenden Menschen sind auch die Kastraten sehr verschämt, sprechen sich nicht leicht aus, und es kostet Mühe, ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Bekanntschaft der türkischen Eunuchen verdankte ich der durch einen armenischen Freund mir vermittelten Beziehung zu einem Leibarzt des früheren Sultans *Abd ul Hamid*. Dieser Arzt, der mich meist begleitete, erfreute sich des größten persönlichen Vertrauens vieler Eunuchen. In keiner oder nur sehr geringfügiger Weise werden die rein intellektuellen Fähigkeiten von der Kastration beeinflußt. Es gibt sowohl unter den Lipowanern als namentlich unter den Eunuchen sehr geistige, feingebildete Leute. Als Beispiele hervorragender Kastraten unter geschichtlichen Persönlichkeiten führen *Möbius* und *Rieger* den Kirchenvater *Origenes*, den Feldherrn *Narses* und den Philosophen *Abälard* an. Auch der berühmte portugiesische Staatsmann Carlo *Brochi* war Kastrat. Von anderen (selbst von Friedrich dem Großen) ist es zu und nach ihrer Zeit grundlos behauptet worden.

Für den Zusammenhang zwischen Aktivität und Hodenbefund ist auch eine Stelle bemerkenswert, die sich in dem Sektionsbefund des englischen Militärarztes *Henry* (British Museum, Additional Mss. Bd. 202–14 fol. 200–20) über den Körper *Napoleons I.* findet. In diesem Protokoll heißt es am Schluß: „Der Geschlechtsteil und die Hoden waren sehr klein, und der ganze Geschlechtsapparat schien die Abwesenheit sexueller Wünsche und die Keuschheit zu erklären, die dem Verstorbenen eigen gewesen sein soll."

Trotzdem die Eunuchen im Orient meist ein Besitztum ihrer Herrschaft sind, beherrschen sie diese oft vollkommen. Die Obereunuchen waren die mächtigsten Hofbeamten der Sultane. Der Eunuch, der in feinen Häusern meist den Frauen als ein Teil ihrer Brautausstattung mitgegeben wird, gilt als „Haussohn" und wird als solcher sehr gut gehalten, oft verhätschelt und verwöhnt, zumal da nicht wenige von schwächlicher Gesundheit sind. Viele sterben schon um das zwanzigste Jahr herum an Tuberkulose, noch mehr gehen an Cystitis (= Blasenentzündung) oder Nephritis (= Nierenentzündung) zugrunde, da trotz peinlichster Sauberkeit nicht selten durch die unverschlossene Harnröhrenmündung Infektionskeime (= Ansteckungskeime) eindringen. Die silbernen oder goldenen Kanülen, welche viele tragen (unter Kanülen, hergeleitet von cannula = kleines Rohr, versteht man Röhrchen meist aus Metall, Glas oder Gummi zum Hindurchlassen von Flüssigkeit oder Luft), scheinen die Ansteckungsgefahr eher zu fördern als zu vermindern. Diejenigen, welche das dreißigste Jahr glücklich überstanden haben, erliegen später meist der Herzverfettung, die als Teilerscheinung der allgemeinen Fettsucht auftritt, an der in vorgerückten Jahren fast alle leiden.

In jüngeren Jahren zeigt sich bei den Kastraten in auffallender Weise das Längenwachstum bedeutend stärker als das Wachstum in die Breite. Vom sechzehnten Jahre ab bis Ende der Zwanzig sind die meisten sehr hochaufgeschossen und schmal. Die Beine und besonders die Arme sind viel länger, als es den normalen Körperproportionen entspricht. Dieses exzessive (= übermäßige) Längenwachstum rührt offenbar davon her, daß durch den Ausfall der Geschlechtsdrüsenhormone die Verknöcherung der knorpeligen Skeletteile ausbleibt. Ich sah Eunuchen, deren Arme, ausgestreckt, bis in die Gegend der Kniee reichten. Ihr Gang ist infolge dieser Bauart und der meist flachen Muskulatur eigentümlich schlenkernd, ungraziös, durchaus nicht etwa weiblich. Die Haut der Kastraten ist glanzlos, eigentümlich fahl und hell und schon ziemlich früh welk; bei den weißrassigen Kastraten Bukarests erscheint sie pergamentartig gelblich. Die Eunuchen Stambuls, die zu etwa 70 % aus Nubien, zum kleineren Teil aus Arabien und Persien stammen, sind meist dunkel gefärbt, vom lichten Braun bis zum tiefen Schwarz, so daß hier der Hautkontrast zwischen ihnen und ihren nichtverschnittenen Landsleuten schwer feststellbar ist. Die Haut ist, abgesehen von dem ziemlich reichlichen, strähnigen, fettlosen, bei den Skopzen oft strohfarbigen und strohartigen Haupthaar vollkommen haarlos, auch die Achselhaare und Schamhaare fehlen den Frühkastrierten gänzlich. *Möbius* betont, daß Eunuchen nicht kahlköpfig werden, er zitiert auch *Gruber* und *Bilharz*, die angaben, daß, wenn bei Kastrierten Schamhaare vorhanden sind, diese nicht die bei Männern gewöhnliche Rhombusform, sondern die weibliche Dreieckform zeigten. Ich konnte dies bestätigen.

Man hört manchmal, daß sich bei den Kastraten weibliche Brüste entwickeln. Dies ist eine unrichtige Meinung, offenbar entstanden durch die bei ihnen stattfindende Ansammlung von Unterhautfettgewebe, die vom dreißigsten Jahre ab sehr reichlich ist und in der Brustgegend weibliche Formen vortäuscht. Es finden sich jedoch auch in der zuverlässigen Literatur über diesen Gegenstand Beobachtungen angeführt von echter Weibbrüstigkeit bei Kastraten, sogenannter Gynäkomastie, mit geringer Absonderung von Milch oder Kollostrum (= Vormilch).

Sehr bekannt und in der Tat recht auffallend ist die hohe Kastratenstimme, deren Erzeugung vor noch gar nicht allzulanger Zeit ein nicht seltener Grund war, die Keimstöcke vor der Reife auszulösen. Die Sangeskunst der italienischen Verschnittenen war im ganzen Mittelalter weltberühmt. Noch während des ganzen 18. Jahrhunderts wurden zu diesem Zweck in den Kirchenstaaten jährlich mehr als 2000 Kinder kastriert. «La voix des castrates imite celle des cherubims au ciel» lautete ein verbreiteter Spruch, und an den Schaufenstern fast jedes Heilgehilfen und Barbiers konnte man lesen: «Ici on châtre à bon marché» oder «Qui si castrano ragazzi à buon mercato» („hier wird billig verschnitten"). Rossini schrieb 1827 die Oper «Aureliano in Palmyra» für den Kastraten *Velutti*, und *Napoleon* soll zu Tränen gerührt gewesen sein (ému jusqu'aux larmes), als der Kastrat *Crescentini* vor ihm in „Romeo und Julia" sang. Ich hatte selbst noch Gelegenheit, mir in Rom einige Kastratensänger aus dem berühmten Chor der Peterskirche vorstellen zu lassen, die allerdings schon alte Leute

waren. *Dupuytren* will konstatiert haben, daß der Kastratenkehlkopf um ein Drittel kleiner sei als der des normalen Mannes. Die Stimme der meisten Kastraten gleicht auch noch im Alter einer hellen Kinderstimme, wie man sie übrigens auch bei femininen, ja selbst bei sonst völlig normalen Männern, namentlich im Alter, wo bei manchen ein umgekehrter, bisher wenig beachteter Stimmwechsel – offenbar infolge der Rückbildung der Geschlechtsdrüsen – stattfindet, nicht so selten findet.

Außer der hohen Stimmlage ist es gewöhnlich der kindliche Gesichtsausdruck, der am meisten mit den großen Figuren kontrastiert (= im Widerspruch steht). Ein guter Kenner der Bukarester Lipowaner sagte mir, daß das Alter dieser Leute oft ungemein schwer zu bestimmen sei; Fünfzigjährige sehen wie Zwanzigjährige aus, aber auch das Entgegengesetzte komme vor. Die meisten jungen Kastraten haben übrigens hübsche, durch die Freundlichkeit ihres Wesens noch verschönte Gesichter, so daß man den Berichten alter Schriftsteller wohl Glauben schenken kann, daß die römischen Verschnittenen, die man Spadones (σπαδών = Spalt, wie in „Hypospadie") nannte, in gewissen Kreisen der römischen Frauenwelt sehr bevorzugt wurden.

Das gutmütige und geduldige Wesen der Kastraten ist um so mehr zu bewundern, als sie fast ausnahmslos seelisch sehr leiden und vielfach einen starken Hang zur Melancholie haben. Man könnte einwenden, daß sie die Liebe, nach der sie kein oder doch nur ein sehr geringes Verlangen hätten, doch auch nicht sonderlich vermissen dürften. Dem ist jedoch in Wirklichkeit nicht so. Selbst wenn der Geschlechtstrieb nur sehr gering wäre – was aber bei ihnen, wie wir gleich noch auseinandersetzen werden, durchaus nicht immer der Fall ist –, so belehrt sie das, was sie von anderen sehen, hören und lesen, genug über das, was sie entbehren.

Mein türkischer Kollege stellte mir einmal einen Eunuchen aus sehr vornehmem Hause vor. Wir trafen ihn an einem Freitag – dem Sonntag der Mohammedaner – an dem „süßen Wasser Europas", jenem kleinen, vom „Goldenen Horn" abgehenden Flüßchen, auf und an dem man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts an Feiertagen viele Tausende tiefverschleierter Haremsdamen ebenso wie Männer aller Gesellschaftsschichten in Kajaks (kleinen Kähnen), zu Wagen, Pferde und Fuß beobachten konnte, wie sie der monotonen (eintönigen) Musik lauschten, plauderten, Mokka schlürften oder stundenlang still auf den zum Fluß abfallenden Bergwiesen hockten oder saßen. Hier konnte man auch sehr viele Eunuchen sehen, die meisten zu Pferde, fast alle sehr elegant. Als mein Begleiter seinen Bekannten traf, stieg dieser vom Sattel. Er trug die graue „Stambuline", den langen Gehrock, der eine Art Uniform der Eunuchen ist, hatte viele Brillanten an den Händen und in der Krawatte und unterhielt sich in sehr verbindlicher Form und elegantem Französisch eine ganze Weile mit uns, indem er uns auf eine Anzahl älterer und jüngerer Prinzen, auch bekannte Paschas und andere merkwürdige Menschen und Dinge aufmerksam machte. Als er dann auch allerlei von dem überaus prunkvollen Leben seines Hauses erzählt hatte, machte ich die Bemerkung, daß es doch schön sein müsse, in so luxuriösen Villen und Gärten, umgeben von so viel Glanz und Reichtum, zu leben. Da sagte er: „Glauben Sie mir, Doktor, arm wollte ich sein, ganz arm, wenn ich nur das eine hätte, was mir fehlt." *Maxim Gorki* beschreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Unter fremden Menschen" (zitiert nach *Lipschütz:* Pubertätsdrüse) den Skopzen mit folgenden Worten: „Da kam in Ssavapul (an der Wolga) ein merkwürdiger Fahrgast an Bord: ein dicker

Mensch mit welkem, weibischem, bartlosem Gesicht, den der lange, warme, schlafrockähnliche Kaftan und die Fuchspelzmütze mit Ohrlappen einem Weibe noch ähnlicher machten ... Bevor Jakow (der Heizer auf dem Schiffe) wieder zur Schicht antrat, fragte ich, was für ein Mensch das wäre. ‚Das sieht man doch gleich, mein Lieber,' antwortete er lächelnd — ‚ein Skopze ist es. Von weither, aus Sibirien! Ein fleißiger Mensch, lebt nach 'nem Plane ... Ich hab' mich als Knecht bei ihm vermietet ... Komm doch mit mir, hm? Er nimmt dich gleichfalls, wenn ich ihm nur ein Wort sage ... Sie werden dir abschneiden, was du nicht brauchst, und dir Geld geben. Für sie ist's ein frohes Fest, wenn sie einen Menschen verstümmeln können, sie belohnen ihn reichlich ...' Der Skopze stand mit einem weißen Bündel unter der Achsel am Schiffsbord und hielt plump und aufgeschwemmt, wie ein Ertrunkener, den starren Blick auf Jakow gerichtet ..."

Alle die erwähnten Folgeerscheinungen der Kastration sind um so deutlicher ausgeprägt, je früher diese erfolgte. Bei Tieren verschwinden sie zum großen Teil wieder, wenn die aus ihrer ursprünglichen Lage und Verbindung herausgehobenen Hoden und Eierstöcke in eine beliebige andere Stelle des Körpers versenkt werden. Es ist nicht einmal nötig, daß zu diesen Verpflanzungen der ganze Keimstock genommen wird. Größere, nach neueren Erfahrungen sogar recht kleine Stücke genügen. Solche Transplantations- (= Überpflanzungs-) Versuche, welche auf die dunklen innersekretorischen Vorgänge helles Licht zu werfen geeignet sind, wurden schon im Jahre 1849 von *Berthold* an Hähnen im Alter von zwei bis drei Monaten vorgenommen und unter dem Titel „Transplantation der Hoden" (im Archiv für Anatomie und Physiologie 1849, S. 42) veröffentlicht.

Alexander *Lipschütz* entwirft in seinem ausgezeichneten Werk „Die Pubertätsdrüse und ihre Wirkungen" (für Biologen und Ärzte, 1919 bei Bircher, Bern, erschienen) folgende lehrreiche Schilderung dieser grundlegenden Versuche, wobei wir vorausschicken, daß Lipschütz in klärender Weise drei Arten von Überpflanzungen unterscheidet, deren Namen er von dem lateinischen, in der Chirurgie seit langem üblichen Ausdruck für Überpflanzung „Transplantatio" (die Franzosen sagen statt dessen „Greffe", was dem botanischen Begriff der Aufpfropfung entspricht) und den griechischen Vorsilben *αὐτός* = selbst, *ὅμοιος* = ähnlich und *ἕτερος* = anders gebildet hat. Danach ist „Autotransplantation" die Verpflanzung eines Gewebes an eine *andere* Stelle *desselben* Körpers, „Homoiotransplantation" die Verpflanzung in den Körper eines Tieres *derselben Art* und „Heterotransplantation" die Verpflanzung in den Körper eines Tieres einer anderen Art. „Berthold schnitt bei zwei Hähnen die Hoden heraus und ließ die Hoden des einen Tieres in der Bauchhöhle desselben liegen (‚Autotransplantation'), während er die Hoden des zweiten in die Bauchhöhle eines anderen kastrierten Hahnes versenkte (Homoiotransplantation). Die in die Bauchhöhle versenkten Hoden heilten an, namentlich am Darme. Die so behandelten Tiere verhielten sich wie normale Hähne. Zwei Monate später wurde bei einem der Tiere der angeheilte Hoden wieder entfernt; gleichzeitig wurde ihm Kamm und Bartlappen abgeschnitten. Dieses Tier verhält sich von nun an wie ein Kapaun: Kamm und Bartlappen regenerierten nicht (= bildeten sich nicht wieder), das Tier krähte nicht, sondern ließ nur den Kapaunenton erschallen, zeigte kein sexuelles Interesse und kämpfte nicht mehr. Zwei anderen Hähnen, die ebenfalls vor zwei Monaten kastriert wurden, und denen Hoden von ihren Artgenossen in die Bauchhöhle versenkt wurden, entfernte *Berthold* an demselben Tage wie dem zuerst erwähnten Tier Kamm und Bartlappen, ließ aber die Hoden in der Bauchhöhle. Im Laufe der nächsten drei Monate regenerierten bei diesen Tieren Kamm und Bartlappen, und die Tiere verhielten sich auch fernerhin wie normale Hähne. Bei

der Sektion dieser Tiere, die fünf Monate nach der Transplantation ausgeführt wurde, fand Berthold den Hoden am Dickdarm angeheilt. In den transplantierten Hoden waren auch Samenzellen vorhanden.

Berthold, der seine Versuche vor bald siebzig Jahren ausgeführt hat, zog aus ihnen schon damals dieselben Schlüsse, die spätere Untersucher aus Transplantationsversuchen gezogen haben: ‚daß die die sexuelle Reife charakterisierenden Merkmale bedingt werden durch das produktive Verhältnis der Hoden, d. h. durch die Einwirkung auf das Blut und dann durch die entsprechende Einwirkung des Blutes auf den allgemeinen Organismus überhaupt, wovon allerdings das Nervensystem einen sehr wesentlichen Teil ausmacht.“ Die ganze Lehre von der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüsen ist in diesem Satze im Keime enthalten. Lipschütz fügt hinzu: „Die Lektüre der Arbeit von Berthold wird jedem, der sich für das Thema der inneren Sekretion interessiert, einen wahren Genuß bereiten. Es ist von großem Interesse, daß die Versuche von Berthold ganz vergessen wurden: sie standen in der Physiologie zu lange isoliert da, man fand nicht den Zusammenhang mit anderen ähnlichen Erscheinungen, sie konnten darum nicht wirken und mußten vergessen werden.“

Je später die Verschneidung vorgenommen wird, um so weniger markant sind die Ausfallserscheinungen. Ganz besonders gilt dies von dem Geschlechtstrieb; die Richtung des Triebes bleibt ohnehin die gleiche. Aber auch die Stärke des Triebes wird nur vermindert, keineswegs wird er aufgehoben. Wiederholt haben Personen, die unter einer abnormen Stärke oder einer nicht genehmen Richtung des Geschlechtstriebes litten, Ärzte veranlaßt, die Kastration an ihnen vorzunehmen, und viele Fälle sind mir bekannt, in denen diese Operation auch tatsächlich ausgeführt wurde; beseitigt wurde aber dadurch – wie auch durch die in den letzten Jahren mehr als die Kastration zur Sterilisierung (= Entkeimung) angewandte Durchschneidung und Unterbindung der Samenleiter nur die Fruchtbarkeit, die Triebstärke wurde herabgesetzt, die Triebrichtung nicht geändert. Diese Erfahrungen an Menschen stimmen völlig überein mit zahlreichen Beobachtungen von Tierärzten und Vivisektoren, die angeben, daß die Kastration bei reifen Tieren die sexuelle Erregbarkeit nicht zum Schwinden bringt und auch bei noch nicht reifen die Entwicklung einer oft nicht unbeträchtlichen sexuellen Reizbarkeit nicht ausschließt. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß die türkischen Sultane und persischen Schahs Eunuchen von ihrem Hofe verbannten, die sich in Liebeshändel eingelassen hatten, und sowohl über die Eunuchen in der Türkei, in Ägypten, Persien und China, als über die russischen Skopzen liegen verbürgte Mitteilungen vor, daß sie sich geschlechtliche Ausschweifungen und Sexualverbrechen zuschulden kommen ließen.

Hierher gehört auch der Fall eines 1564 wegen Notzucht aufgehängten Soldaten. Dieser Sittlichkeitsverbrecher wurde von dem berühmten Anatomen *Bartholomäus Cabrol* unter Assistenz mehrerer Gelehrten seziert, die feststellten, daß weder im Hodensack noch in der Leibeshöhle ein Testikel vorhanden war (eine nähere Beschreibung des Falles findet sich bei W. Gruber, welcher 1868 im 15. Bande des Medizinischen Jahrbuchs „30 Fälle von kongenitaler Anorchie“ [angeborener Hodenlosigkeit] aus der Literatur bearbeitet hat). Gut beobachtet ist die Szene zwischen dem Eunuchen Mardian und seiner Herrin, die *Shakespeare* in „Antonius und Cleopatra“ schildert. „Du, Hämling Mardian!“ ruft Cleopatra. „Was gefällt Euerer Hoheit?“ „Nicht jetzt dich singen hören,“ erwidert Cleopatra

und fragt dann: „Kannst du lieben?" „Ja, gnädige Fürstin." „In der Tat?" fragt die Königin, darauf Mardian:

„Nicht in der Tat! Ihr wißt, ich kann nichts tun,
Was in der Tat nicht ehrsam wird getan.
Doch fühl' ich heft'ge Trieb' und denke mir,
Was Venus tat mit Mars."

In Rom soll es Bordelle gegeben haben, in denen sich Weiber von Kastraten befriedigen ließen; trifft dies zu, so würde es ebenfalls bestätigen, daß durch die Verschneidung zwar die Fruchtbarkeit, aber nicht das Geschlechtsvermögen aufhört. Nach Berichten aus dem Altertum soll sogar nach Kastration noch ein fruchtbarer Beischlaf beobachtet worden sein; so wurde behauptet, daß die Mutter des *Aristoteles* die Tochter eines Eunuchen gewesen sei. Man müßte in solchen Fällen wohl annehmen, daß ein kryptorcher (= ein in der Bauchhöhle versteckter) Hoden der Natur diesen Schabernack spielte, es sei denn, daß, was unwahrscheinlich ist, die Kastration kurz vor dem Geschlechtsverkehr stattfand. Denn wenn der Kastrierte bereits Samenzellen bildete, so können sich diese noch lange nach der Kastration lebendig in den Samenbläschen und deren Umgebung halten. Die meisten nach der Reife Kastrierten haben bald nach der Operation ergiebige Ergüsse, die sehr spermienhaltig sind (Spermie = Samenzelle). Ich habe noch mehrere Monate, in einem Falle sogar noch ein halbes Jahr nach Entfernung der Geschlechtsdrüse im Ejakulat (= Erguß) lebendige Samenzellen mikroskopisch feststellen können, die sich offenbar in den Samenkanälchen des Mannes lebensfähig erhalten haben.

Wie vertragen sich nun aber die Tatsachen des, wenn auch herabgesetzten, so doch immerhin vorhandenen Geschlechtstriebes mit der Auffassung, daß die Tätigkeit des Geschlechtszentrums von erogenen Stoffen abhängig ist, die von den Keimdrüsen ausgehend im Blute kreisen? Die mohammedanischen Ärzte sind der Meinung, daß die geschlechtlich erregten Kastraten Kryptorchisten oder aber „Hämlinge" seien. Es gibt nämlich außer den ganz Verschnittenen, bei denen mit den Hoden auch das membrum virile (= männliches Glied) entfernt ist, die sogenannten Burmisch-Eunuchen, bei denen die Hoden in frühester Kindheit nur innerhalb des Hodensacks mit einem Hammer zertrümmert werden. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen die Halbverschnittenen, die den antiken „Spadones" entsprechen. Sie besitzen den Phallus, sind jedoch der Testikel (= Hoden) vollkommen beraubt, die entweder aus dem geöffneten Skrotum (= Hodensack) herausgelöst oder mit diesem zusammen abgeschnitten sind. Die Halbverschnittenen und die Burmisch-Eunuchen stehen, weil unzuverlässiger, niedriger im Preise als die Ganzverschnittenen. Aber auch unter den Ganzverschnittenen gibt es sexuell reizbare, und da meinte unser türkischer Kollege, daß es sich um solche handeln dürfte, bei denen die Hoden, als sie verschnitten wurden, entweder noch in der Bauchhöhle (über dem Leistenring) saßen oder daß sie beim Schnitt nach oben durch den offen gebliebenen Leistenkanal ausgewichen seien. Diese Erklärung hat manches für sich, doch scheint mir die Auffassung berechtigter zu sein, daß die erotisierende Substanz wohl hauptsächlich, aber nicht ausschließlich den Hoden und Eierstöcken entstammt. Auch das äußere Sekret besteht ja nicht nur aus den Spermatozoen, den Keimzellen, welche die rein korpuskuläre (= körperliche) Ausscheidung der männlichen Geschlechtsdrüsen sind, sondern auch

aus einer Zwischenflüssigkeit, einem Drüsensaft, der vor allem aus der Prostata sowie aus den Drüsen der Samenbläschen und den Cowperschen Drüsen herrührend, den Spermatozoen (= Samenzellen) beigemischt wird. Diese Sekrete sondern sich auch bereits vor der Reife, wenn schon in sehr geringen Mengen, ab; sehr viel stärker, wenn Keimzellen produziert werden, am stärksten bei sexueller Erregung, wo sie sich oft ohne Beimengung von Keimzellen nach außen ergießen. Nach Entfernung der äußeren Genitalien atrophieren (= verkümmern) alle diese Drüsen in hohem Grade. Eine Zeitlang versuchte man ja sogar auf Grund dieser Erfahrung die Prostatahypertrophie (= Prostatavergrößerung) der Greise, eine physiologische Veränderung im männlichen Klimakterium (= männlichen Wechseljahren), durch Kastration zu beheben. Es läßt sich nachweisen, daß diese inneren Drüsen, wenn sie bereits einmal in Tätigkeit getreten waren, ihre Saftbildung nicht mehr gänzlich einstellen.

Den chemischen Stoff, welcher das Geschlechtszentrum erregungsfähig macht (es „erotisiert") und die männlichen Geschlechtszeichen aus einer bei beiden Geschlechtern ursprünglich einheitlichen Anlage hervorruft, habe ich (zuerst in meinen „Naturgesetzen der Liebe")

Andrin

genannt. Der Ausdruck wurde von Ernst *Häckel,* dem ich „die Naturgesetze" widmete, mit zustimmender Anerkennung aufgenommen, und auch *Roux* fand ihn, wie er mir mündlich mitteilte, gut gewählt. In die Sexualwissenschaft hat er sich allerdings bisher nur teilweise eingebürgert (ein Kollege schlug aus mir und vielleicht auch ihm nicht bekannten Gründen vor, statt Andrin: Masculisin zu gebrauchen). Das Andrin wird bereits vor der Geschlechtsreife, wenn auch nur in geringen, so doch nicht völlig unwirksamen Mengen, abgesondert. Mit der Reife nimmt es mächtig im Körper zu und kreist besonders reichlich bei stärkerer Keimzellenbildung im Säftestrom, im Alter findet es sich spärlicher vor. Die Zellen, welche das Andrin bilden, befinden sich vor allem in den männlichen Geschlechtsdrüsen – man kann sie als Andrinzellen bezeichnen – doch ist die Andrinbildung nicht allein an die männlichen Geschlechtsdrüsen gebunden und kommt auch bei angeborenem oder erworbenem Hodenmangel vor.

Den entsprechenden Stoff beim Weibe habe ich

Gynäcin

genannt. Auch bei der Frau hat die Entfernung der Keimstöcke auf die Richtung des Geschlechtstriebes keinen, auf die Stärke oft nur geringen Einfluß. Nicht ganz selten finden sich in der Fachliteratur Fälle von Frauen beschrieben, denen von Geburt an die Eierstöcke fehlten, häufiger sind Fälle berichtet, in denen keine nachweisliche Eiabstoßung, vor allem keine Menstruation stattfand. Ich selbst kannte mehrere weibliche Personen, die zwischen dem 15. und 20. Jahre einige wenige Male ihre Periode hatten und seitdem völlig amenorrhoisch (= ohne monatliche Regel)

sind. Es steht außer Frage, daß in allen diesen Fällen das weibliche Aussehen und Verhalten sowohl in körperlicher als in seelischer Hinsicht nicht so vollkommen ist wie bei regelrecht ovulierenden (= eiabstoßenden) Frauen. In Übereinstimmung hiermit zeigen oft stark männliche Frauen, namentlich solche mit Bartansatz und Körperbehaarung, Menstruationsanomalien. Auch hier lehrt aber die Erfahrung, daß die sexuelle Bedürftigkeit fast in allen solchen Fällen vorhanden ist. Hofrat *Löwenfeld* in München führt einen Bericht von *Barrus* an, der bei der Sektion einer an periodischer Manie leidenden Frau, die heftig Ipsation trieb und sich auch auf außerehelichen Verkehr einließ, angeborenen Mangel von Eierstöcken und Gebärmutter fand, ein Seitenstück also zu dem gehängten testikellosen (= hodenlosen) Soldaten. Auch bei den zahlreichen Frauen, denen nach der Reife der erkrankte Geschlechtsapparat, einschließlich der Eierstöcke, entfernt wurde, zeigt sich durchaus nicht immer ein Nachlassen der Libido (= Geschlechtslust), eher war sogar in einigen Fällen eine Steigerung nachzuweisen (*Lawson, Tait* und *Bantock* beschrieben solche Fälle im „British Medical Journal" 1899, S. 975). Nicht selten aber erhält sich sowohl die Lust zum Verkehr (= Libido), als die Lust im Verkehr (= Orgasmus) auf früherer Höhe, so bei zwei von mir beobachteten Mädchen, von denen mich die eine sechs, die andere neun Jahre nach stattgefundener Ovarienexstirpation (= Eierstockentfernung) konsultierte.

Im übrigen geben auch die Ausfallserscheinungen, welche man nach Entfernung der Ovarien gefunden hat, eine, nachdem *Hegar* in Freiburg sie im Jahre 1872 zum ersten Male vornahm, sehr häufig ausgeführte Operation, ein Bild von der vielseitigen nach innen gerichteten Wirksamkeit der Geschlechtsdrüsen. Vielfach hat man bei den kastrierten Frauen nur den Eindruck eines vorzeitigen Klimakteriums, entsprechend der dem Klimakterium und der Kastration gemeinsamen Einstellung der Eierstockstätigkeit. Im einzelnen hat man folgende Ausfälle, Rückbildungen und Veränderungen beobachtet, bei deren Schilderung wir uns an die mit unseren Beobachtungen übereinstimmende Zusammenstellung aus „*Tandler* und *Groß*" halten:

a) Mit der ausbleibenden Eiabstoßung erlischt auch die monatliche Regel und alle mit ihr zusammenhängenden periodischen Schwankungen im Befinden und Zustand des Weibes.

b) Die geschlechtlichen Anhangsorgane schrumpfen; *Martin* führt in dem Aufsatz „Kastration der Frauen" im einzelnen folgendes an: „Die Gebärmutter wird kleiner, hart; der Scheidenteil der Gebärmutter verwandelt sich in ein kleines Wülstchen; der Muttermund wird eng; das Flimmerepithel des Uterus (= Gebärmutter) und der Tuben (= Eileiter) schwindet; das breite Mutterband verkümmert unter Rückbildung seiner Gefäße wie in den Wechseljahren; die Scheide schrumpft, ihre Lichtung verklebt, oder die trocken werdenden Scheidenwandungen fallen bei klaffendem Scheideneingang vor."

c) Die Beckenmaße verkürzen sich. *Keppler* fand bei den von ihm operierten Frauen eine Verkürzung des Beckendurchmessers bis zu 2—3 cm.

d) Die Stimme kastrierter Frauen wird meist rauher, tiefer, stärker, „männlicher". *Bottermund* schreibt in seinem Aufsatz „Über die Beziehungen der weiblichen Sexualorgane zu den oberen Luftwegen": „Während beim männlichen Geschlecht eine knabenhafte hohe Stimme der Entfernung der Hoden folgt, ist beim Weibe ein Tieferwerden der Stimmlage und Annäherung an den männlichen Stimmcharakter beobachtet."

e) Die Haut kastrierter Frauen wird im allgemeinen weißer, die bräunliche Verfärbung des Warzenhofes, der Perineal- und Analregion (= Damm- und Aftergegend) und anderer Stellen hellt sich auf.

f) Dagegen kommt es zu unweiblicher Haarbildung; besonders häufig ist das Auftreten von Barthaar und Brusthaar (in der Umgebung der Brustwarzen) beobachtet worden.

g) Der Fettansatz vermehrt sich nach der Kastration vielfach ganz erheblich. *Glaevecke* stellte bei den von ihm operierten Personen beträchtliche Zunahme des Körpergewichtes in 57,5%, bedeutende Fettaufspeicherung in 42,5% der Fälle fest. Teilweise hängt die Fettersparnis mit dem Sinken des Sauerstoffverbrauchs zusammen, der sich nach der Entfernung der Eierstöcke bis auf 20% gegen früher verringern soll.

h) Fast stets verändern sich nach der Kastration die Brüste und zwar dergestalt, daß sie sich verkleinern, flacher werden, wobei der eigentliche Drüsenkörper merklich verkümmert, oder aber es findet ein Anschwellen der Brüste mit Milchsekretion statt. Solche Fälle sind von Theodor *Landau, Grünbaum* und anderen Gynäkologen häufig beobachtet und beschrieben worden. *Grünbaum* konnte unter 21 Fällen 14mal nach Entfernung der Eierstöcke eine milchähnliche Absonderung der Mammae (= Brustdrüsen) nachweisen.

i) Endlich sind auch vielfach nervöse und psychische Beschwerden angeführt worden, die bei Frauen post castrationem (= nach der Kastration) auftreten. Im wesentlichen entsprechen diese Erscheinungen denen, die wir bei den klimakterischen Störungen finden. *Liesau* hebt auf Grund von 50 exakt beobachteten Fällen namentlich hervor „Wallungen, die sich in einem blitzschnell von unten zum Kopf aufsteigenden Hitzgefühl kundgeben, wobei es gleichzeitig zum Erröten der Haut an den betreffenden Körperteilen, besonders im Gesicht kommt."

Über den Einfluß der Kastration auf den Geschlechtstrieb der Frauen war bereits oben die Rede.

Sowohl beim weiblichen wie beim männlichen Geschlecht hängt die Ausdehnung und Stärke der Ausfallserscheinungen in hohem Grade von dem Zeitpunkt ab, in dem die Tätigkeit der Geschlechtsdrüsen aussetzte. Je früher es geschah, um so mehr nähern sich die Wirkungen den Erscheinungen der angeborenen Unterentwicklung, in je späterem Lebensalter der Ausfall eintritt, um so undeutlicher und unbestimmter werden die körperlichen und seelischen Folgen, ohne jemals allerdings völlig auszubleiben. Immerhin können wir von diesen Gesichtspunkten aus bei dem Ge-

schlechtsdrüsenausfall einen präpubischen (= vor der Geschlechtsreife) und einen postpubischen (= nach der Geschlechtsreife) unterscheiden.

Einige Autoren haben angenommen, daß Teile der Samenflüssigkeit des Mannes nach dem Verkehr durch die Gewebe des Weibes hindurchdringen und auf den ganzen weiblichen Körper einwirken können. Sie gaben der Meinung Ausdruck, daß das Blut des Weibes dadurch in seiner Zusammensetzung eine Veränderung erfahre und daß darauf die oft behauptete, wenn auch keineswegs sichergestellte Erscheinung zurückzuführen sei, daß der Geschlechtstrieb des Weibes, das Verlangen nach körperlicher Vereinigung in stärkerem Maße erst durch den stattgehabten Verkehr mit dem Manne erweckt werde. Man hat sogar daran gedacht, durch eine Blutuntersuchung bei einer Frau nachzuweisen, ob bereits in ihrem Körper ein Samenerguß stattgefunden habe. Es würde dies ein zuverlässigerer Beweis verlorener Jungfernschaft sein als der Mangel des Hymens (siehe später). Man schlug vor, in den Gesundheitszeugnissen vor der Ehe auch das Ergebnis solcher Blutuntersuchungen einzutragen, und es gab Frauen, die, als sie von dieser Spermareaktion hörten, bereits unruhig wurden. Es scheint aber, daß Versuche, die man nach dieser Richtung hin angestellt hat, keine sicheren Befunde erzielt haben. *Gustave Loisel* (Comptes rendus hebdomadaires des séances de la Société de biologie. Tome LV. III. 1905. Nr. 9) suchte mit Hilfe dieser angeblichen Übernahme männlicher Samenbestandteile in das weibliche Blut auch die eigentümliche Erscheinung der

Telegonie (= Fernzeugung)

der Ähnlichkeit eines Kindes nicht mit seinem Erzeuger, sondern mit einem früheren Partner der Mutter zu erklären. Auch *Orth* (Angeborene und vererbte Krankheiten in „Krankheiten und Ehe" erster Teil, S. 42) meint, daß durch die nicht zur Kopulation (= Verbindung) gelangten Spermatozoen des ersten Mannes, die sich im mütterlichen Organismus aufgelöst haben, eine Veränderung hervorgebracht werden könne, derart, daß den noch im Eierstock vorhandenen Keimzellen schon der Stempel der Eigentümlichkeit des Mannes aufgedrückt würde. Rohleder bezweifelt diese Auffassung Orths und hält eine rein psychische Beeinflussung in Fällen wirklicher Fernzeugung für wahrscheinlicher. Aber auch diese Lösung des Rätsels scheint mir nicht einleuchtend; die nächstliegende dürfte wohl in den Gesetzen geschlechtlicher Anziehung zu suchen sein, nach denen der Erzeuger des Kindes selbst gewisse verwandte Züge mit einem früher von der Frau geliebten Mann aufweist, wodurch dann leicht eine größere Ähnlichkeit mit dem ersten als mit dem zweiten Partner, dem Vater des Kindes, vorgetäuscht werden kann.

Übrigens ist die Telegonie, die man auch als Imprägnation (= Durchsetzung) bezeichnet hat, mit Sicherheit beim Menschen ebensowenig einwandfrei beobachtet wie das „Versehen" der Schwangeren. Dagegen scheint sie bei Tieren eine festgestellte Erfahrungstatsache zu sein. Namentlich behaupten zuverlässige Pferdezüchter mit Bestimmtheit, daß, wenn eine reinrassige Stute einmal von einem nicht reinrassigen Hengst gedeckt wurde, spätere Belegungen mit reinrassigen Tieren keine reinrassigen Nachkommen mehr zur Folge haben, weil der Einfluß früherer unedler Deckungen die Reinheit der Rasse für immer vernichtet habe. Die Stute sei „verdorben".

Die belebende Wirkung der in das Blut des Weibes aufgesogenen Stoffe des Mannes findet darin ihre Bestätigung, daß die Formen der Frau, ihr Gesichtsausdruck, ihr seelischer und nervöser Zustand ganz augenscheinlich auf das günstigste durch den Sexualverkehr beeinflußt werden. Man muß dabei berücksichtigen, daß der

männliche Reizstoff, das Andrin, ebenso wie das vom Weibe selbst abgesonderte Gynäcin nicht etwa an und für sich die Träger männlicher oder weiblicher Eigenschaften sind, sondern daß diesen Substanzen sowohl beim Manne wie bei der Frau nur die Bedeutung zukommt, schlummernde Anlagen des Leibes und der Seele zu wecken. Sie wirken anregend, auslösend, oder, wie *Halban* sich einmal ausdrückte, „protektiv" (= förderlich), nicht etwa neuschaffend. Die Belebung ist allerdings eine recht beträchtliche. Die alten Ärzte, welche blutarmen, nervösen, seelisch deprimierten (= niedergedrückten) Mädchen „das Heiraten" verordneten, stützten sich jedenfalls auf gute Beobachtungen. Sie hatten sich ohne moralische Scheuklappen oft genug überzeugt, wie die eckigen, scharfen Gesichtszüge und Formen, das verbitterte und vergrämte Gemütsleben durch den Sexualverkehr schwand, wie die zur Erschlaffung und Verkümmerung neigenden Organismen älterer Mädchen nach Eingehung der Ehe nicht selten erstaunlich aufblühten. Sie behandelten und handelten deshalb naturgemäßer und erfolgreicher als viele der modernen Ärzte, die gegen dieselben Zustände mit Eisenpillen und Arsenwässern, künstlichen Eierstockspräparaten und Sublimierungsvorschlägen vorgehen:

Andrin wirkt besser als Arsen.

Stellten die Beobachtungen und Untersuchungen an Kastraten bereits den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Geschlechtsdrüsen und körperseelischer Geschlechtlichkeit bei Mann und Weib außer jeden Zweifel, so sind es noch zwei weitere Forschungsergebnisse gewesen, welche die hier bestehende Verbindung in überzeugendster Weise bestätigten. Das eine waren die Beobachtungen, die man an Tieren und Menschen machte, die in ihrem Körperbau und seelisch geschlechtlichem Verhalten von zwitterhafter Beschaffenheit sind. Bei diesen hat man wiederholt nach dem Tode eine gemischte Geschlechtsdrüse, einen

Hodeneierstock

gefunden (der, da Hoden testis und Eierstock ovarium heißt, uns in der Literatur bald als „testovar", bald als „ovariotestis" begegnet).

Der Hodeneierstock ist ein Kernstück der ganzen Geschlechtskunde. Das zeigt besonders eindringlich der klassische von *Salen* beschriebene Fall der *Augusta Persdotter:* einer als Frau lebenden Person von stark männlichem Aussehen und Gebaren, von weibliebendem Empfinden, bei der die Sektion eine teils männlich, teils weiblich gebaute Geschlechtsdrüse ergab. Ein Seitenstück zu ihr ist der von *Burchard* und mir in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" beschriebene Fall: Hier konnte bei einer uns als homosexuell zugeführten Dame mit virilem Benehmen, aber fast ganz weiblichem Körperbau einwandfrei Spermasekretion aus der Harnröhre nachgewiesen werden.

1909 beschrieben Heinroth und Poll den Fall eines Dompfaffen, dessen Gefieder auf der einen Körperhälfte männlich, auf der andern weiblich gefärbt war. (Die männlichen Vögel haben rote, die weiblichen graue Federn.) Bei der Sektion fand Poll rechts, dem männlichen Gefieder entsprechend, einen Hoden, links einen Eierstock. Es handelte sich um einen Halbseitenzwitter, wie sie auch bei den Insekten häufig vorkommen.

Vor allem aber sind hier die von Professor Eugen *Steinach* in Wien seit dem Jahre 1904 in sehr methodischer und exakter Weise angestellten Versuche zu nennen, welche dahin gingen, die durch Verpflanzungen der Geschlechtsdrüsen bei Tieren erzielten Wirkungen zu erkennen. Sie haben für das Gebiet der sexuellen Physiologie eine hohe Bedeutung gewonnen.

Die Steinachschen Forschungen sind hauptsächlich in folgenden Arbeiten niedergelegt: „Geschlechtstrieb und echt sekundäre Geschlechtsmerkmale als Folge der innersekretorischen Funktion der Keimdrüsen. I. Präexistente und echt sekundäre Geschlechtsmerkmale. II. Über die Entstehung des Umklammerungsreflexes bei Fröschen. III. Entwicklung der vollen Männlichkeit in funktioneller und somatischer Beziehung bei Säugern als Sonderwirkung des inneren Hodensekretes." Separatabdruck aus dem „Zentralblatt für Physiologie", Band 24, Nr. 13, Leipzig und Wien 1910. Franz Deuticke. Ferner E. Steinach: „Willkürliche Umwandlung von Säugetiermännchen in Tiere mit ausgeprägt weiblichen Geschlechtscharakteren und weiblicher Psyche." Arch. f. d. ges. Phys. Bd. 144. 1912. Dann: „Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen". Zentralbl. f. Phys. Bd. 27. 1913. Endlich: „Entwicklung der vollen Männlichkeit in funktioneller und somatischer Beziehung als Sonderwirkung des inneren Hodensekretes." Zentralbl. f. Phys. Bd. 24. Außer diesen mehr für einen engeren Gelehrtenkreis bestimmten kurzen, aber um so inhaltsreicheren Arbeiten veröffentlichte Steinach eine für ein größeres Publikum berechnete, Aufsehen erregende Schrift über Verjüngung, welche den Titel führt: „Verjüngung durch experimentelle Neubelebung der alternden Pubertätsdrüse" (mit sieben Textabbildungen und neun Tafeln. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1920).

Angesichts der Wichtigkeit, welche diese Untersuchungen für die Geschlechtskunde vor allem für Bewertung der Geschlechtsdrüse im Körper haben, will ich sie in folgendem (nach einem im Jahre 1914 von mir gehaltenen Vortrage) in chronologischer (= zeitlicher) Reihenfolge schildern. *Steinach* knüpfte an die älteren Untersuchungen von *Nußbaum* an. Dieser schnitt Froschmännchen die Hoden aus und beobachtete, daß bei den so vorbereiteten Tieren die Entwicklung der für die Brunstzeit bezeichnenden Daumenschwielen ausblieb, mit denen die Männchen bei der geschlechtlichen Umklammerung die Weibchen festhalten. Brachte *Nußbaum* nun aber den kastrierten Froschmännchen Hoden, die er anderen Froschmännchen ausgeschnitten hatte, oder einen Brei von zerriebenen Hoden unter die Haut, so entwickelten sich alsbald Daumenschwielen bei den kastrierten Männchen. *Nußbaums* Versuche lehren, daß die Keimdrüsen ihre Wirkung auf den Organismus durch Stoffe ausüben, die aus ihnen auf dem Wege des Blutes nach verschiedenen Organen gelangen. Diese werden dadurch in ihrer Gestaltung und in ihrer Tätigkeit in ganz bestimmter Richtung beeinflußt. *Steinach* schloß sich nun an die *Nußbaumschen* Versuche zunächst insofern an, als er kastrierten Froschmännchen Hodensubstanz, die brünstigen Fröschen entnommen war, unter die Haut spritzte. Die kastrierten Frosch-

männchen, die keine Spur von Umklammerungs- oder Begattungstrieb zeigten, ließen diesen 12 bis 24 Stunden nach der Einspritzung von Hodensubstanz in deutlicher Weise erkennen, und zwar in 88% der Fälle.

Dann und wann trifft man auch unter den Fröschen in der freien Natur Männchen, denen der Umklammerungstrieb in der Brunstzeit gänzlich fehlt. Steinach fand unter frisch gefangenen Fröschen 4—8% solcher Individuen. Spritzte er diesen Tieren Hodensubstanz unter die Haut, so stellte sich auch bei ihnen der Umklammerungstrieb ein. Steinach legte sich darauf die Frage vor: Wo greift das innere Sekret des Hodens an, wenn es die Froschmännchen brünstig macht, d. h. den Umklammerungstrieb in ihnen wachruft? Mein alter Lehrer *Goltz* in Straßburg u. a. haben schon früher gezeigt, daß der Umklammerungstrieb des Froschmännchens einen nervösen Reflex darstellt, der ausgelöst wird, wenn die Brusthaut des Männchens mechanisch gereizt wird; sie umklammern dann auch Holzstücke und tote Gegenstände, die man ihnen vorhält. Steinach sagte sich nun, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die von den Keimdrüsen gebildeten Stoffe, die den Umklammerungsreflex herbeiführen, am Zentralnervensystem angreifen werden. Um diese Voraussetzung zu prüfen, spritzte er kastrierten Fröschen einen Brei aus Gehirn und Rückenmark ein, die er brünstigen Froschmännchen entnommen hatte. Die kastrierten Froschmännchen umklammerten jetzt genau so den vor ihnen befindlichen Gegenstand, als ob ihnen Hodensubstanz eingespritzt worden wäre.

Spritzte aber Steinach den kastrierten Froschmännchen zerriebene Leber- oder Muskelsubstanz von brünstigen Froschmännchen ein, so gewannen die Kastraten den Umklammerungstrieb nicht wieder. Ebensowenig trat er ein, wenn man ihnen einen Brei aus Gehirn und Rückenmark von nichtbrünstigen Fröschen einspritzte. Namentlich erwies sich auch Hodensubstanz von Männchen, die schon abgelaicht, deren Brunst also schon zu Ende war, als wirkungslos.

Aus diesen Versuchen konnte mit Sicherheit der Schluß gezogen werden, daß in der Brunst in den Keimdrüsen besondere Stoffe erzeugt und an das Blut abgegeben werden, die am Zentralnervensystem angreifen und es, wie Steinach sagt, „erotisieren". Noch wichtigere Resultate ergaben nun weitere Experimente, die der Wiener Physiologe an Ratten vornahm. Er kastrierte jugendliche Rattenmännchen im Alter von 3—6 Wochen. Bei diesen verschnittenen Tieren bleiben alle körperlichen und psychischen Geschlechtsmerkmale auf kindlicher Stufe stehen. Wenn Steinach nun aber einem kastrierten jugendlichen Männchen die herausgeschnittenen Hoden an irgendeiner andern, gleichgültig welcher Stelle im Körper, z. B. auf den Bauchmuskeln, wieder einnähte, so entwickelten sich die Tiere zur vollen Männlichkeit. Heilten die Hoden auf ihrer neuen Unterlage nicht ein, wie das bei den Organverpflanzungen ziemlich häufig vorkommt, dann verhielten sich die Tiere wie Kastraten.

Die Ergebnisse dieser Überpflanzungsversuche bestätigen demnach, was auf Grund der Versuche an kastrierten Fröschen zu erwarten war, und zwar sowohl was die Ausgestaltung der Geschlechtsmerkmale, als was die Erotisierung des Zentralnervensystems durch das „Andrin" betrifft; sie zeitigten aber noch einen anderen bedeutsameren Befund. Als man nämlich die Hoden, die auf der neuen Unterlage angewachsen waren, mikroskopisch untersuchte, stellte es sich heraus, daß in ihnen die samenbildenden Kanälchen völlig verkümmert waren, während die Zwischen-

substanz in den verpflanzten Hoden stark zur Ausbildung gelangt war. Es hatten sich also bei den operierten Tieren die männlichen Eigenschaften voll entfaltet, ohne daß sich in den Hoden auch nur eine einzige Samenzelle entwickelt hatte. Aus dieser Tatsache folgerte Steinach, daß die Erzeugung der chemischen Stoffe für die innere Absonderung und die Erzeugung von Samenzellen zwei voneinander unabhängige Aufgaben der Geschlechtsdrüse sind, daß sozusagen der Hoden

Doppeldrüsen,

in denen die Samen liefernden und die innersekretorischen Zellen sich nur topographisch (= örtlich) eng berühren. Der eine Anteil der Geschlechtsdrüse liefert die Samenzellen für die äußere Sekretion, der andere die chemischen Stoffe, die auf dem Wege der inneren Sekretion zur Entwicklung der körperlichen und psychischen Geschlechtsmerkmale bestimmt sind, welche wir zur Zeit der Pubertät (= Geschlechtsreife) auftreten sehen. Steinach bezeichnete demzufolge den innersekretorischen Anteil der Geschlechtsdrüse als

die Pubertätsdrüse.

Dieser von *Lipschütz* und anderen hervorragenden Sexuologen übernommene Ausdruck erscheint mir nicht ganz glücklich gewählt, er könnte nämlich den Eindruck erwecken, als ob es ausschließlich oder ganz besonders die Pubertät sei, welche von diesen Drüsen abhängt. Diese Annahme wäre aber völlig unrichtig. Die Bedeutung dieser Drüse beginnt zwar im wesentlichen in der Reifezeit, dauert aber während des ganzen Lebens fort. Vollends unrichtig ist es, wenn, wie man es gelegentlich auch, namentlich in volkstümlichen Schriften findet, die ganze Geschlechtsdrüse als Pubertätsdrüse bezeichnet. Das ist ebenso irrtümlich, als wenn man die ganze Geschlechtsdrüse, wie es noch häufiger geschieht, kurzweg Keimdrüse nennt. Diese Benennung war berechtigt, solange man glaubte, daß Hoden und Eierstock lediglich die Aufgabe hätten, Keimzellen zu erzeugen und abzusondern und das zwischen den Samenkanälchen im Hoden und zwischen den Eibläschen im Eierstock gelegene Gewebe einfach Binde-, Stütz- und Nährgewebe sei. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft erscheint es am richtigsten, die gesamte Drüse *entsprechend ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für das gesamte Geschlechtsleben als Geschlechtsdrüse* zu bezeichnen und an ihr einen *exkretorischen* und *inkretorischen Anteil* zu unterscheiden, exkretorisch den, welcher für die äußere Sekretion der männlichen und weiblichen Keimzellen, und inkretorisch den, welcher für die innere Sekretion der männlichen und weiblichen Hormone bestimmt ist. Solange der Streit noch nicht völlig entschieden ist, welche Zellen die inneren Sekrete liefern, wäre es angebrachter, die Zwischendrüse nicht ohne weiteres als inkretorischen Anteil zu bezeichnen, sondern einen Namen zu wählen, der nur etwas über ihren Ort, nicht aber ihre Aufgabe aussagt. Nach dem Vorgang der französischen Forscher *Bouin* und *Ancel* findet sich auch in der deutschen Fachliteratur jetzt vielfach der Ausdruck *interstitielle* Drüse

(Interstitium heißt Zwischenraum). Diese beiden Gelehrten haben in einer ausgezeichneten Arbeit (Sur les Celles interstitielles du Testicle. C. R. Soc. de biol., Paris, 1903, Jv. 1397), in der sie in vielem, auch hinsichtlich der Bedeutung der Zwischenzellen, den späteren Standpunkt Steinachs einnahmen, die Geschlechtsdrüse in drei Teile geteilt: 1. die seminale (= Samen bildende) Drüse, 2. die interstitielle Drüse, 3. das nutritive (= der Ernährung dienende) oder Sertolische Syncytium (= Zellverband, von σύν = zusammen und κύτος = Zelle.)

Die Bezeichnung

Hormone,

hergeleitet von ὁρμάω = antreiben, wandte zuerst *Starling* für Stoffe an, die auf dem Blutwege einen Zellreiz ausüben.

> Steinach sah, daß sich bei einigen der überpflanzten Tiere der Geschlechtstrieb in übernormaler Weise geltend machte; sie erzwangen die Begattung bei nichtbrünstigen Weibchen, was normale Männchen nicht tun. Bei diesen Tieren konnte man wahrnehmen, daß der innersekretorische Anteil, die Zwischensubstanz, sich auf der neuen Unterlage ganz besonders stark entwickelt hatte.

Die nächste Frage, die nun auftauchte, war die nach der Geschlechtsspezifität (spezifisch, von species = Art, heißt von ganz besonderer Art) der Keimdrüsen. Liefert die männliche und weibliche Pubertätsdrüse – auf die wir noch gleich zurückkommen werden – ein inneres Sekret, dessen Wirkung hinsichtlich der Entwicklung der Geschlechtsmerkmale gleich ist, oder liefert sie ein geschlechtsspezifisches Sekret, das im Falle einer männlichen Pubertätsdrüse eine Entwicklung männlicher Geschlechtsmerkmale und im Falle einer weiblichen Pubertätsdrüse die Bildung weiblicher Merkmale aus der einheitlichen Anlage des Körpers heraus anbahnt? Die Lösung dieses Problems gehört zu dem Besten, was die experimentelle Forschung uns seit langen Jahren beschert hat. Steinach stellte folgende Erwägungen an: Ist die Wirkung der männlichen und weiblichen Pubertätsdrüse gleich, dann muß es auch gleichgültig sein, ob man einem kastrierten Männchen Hoden oder Eierstöcke unter die Haut einsetzt. In beiden Fällen müßte sich der Körper des männlichen Kastraten zur Männlichkeit entwickeln. Sind aber die Wirkungen verschieden, also geschlechtsspezifisch, dann müßten bei der Verpflanzung eines Eierstocks in ein kastriertes Männchen nicht die männlichen, sondern die weiblichen, und bei der Verpflanzung eines Hodens in ein kastriertes Weibchen nicht die weiblichen, sondern die männlichen Geschlechtsmerkmale zur Entwicklung kommen. Es müßte also, falls die Wirkung der Pubertätsdrüse geschlechtsspezifisch ist, gelingen, die Geschlechtsmerkmale eines kastrierten Tieres durch die Keimdrüse willkürlich zu bestimmen, welche man in seinen Körper verpflanzt. *Es müßte möglich sein, ein Männchen durch Kastration und Überpflanzung von Eierstöcken zu vermeiblichen und ebenso ein kastriertes Weibchen durch Einsetzung von Hoden zu vermännlichen.* Diese Experimente sind, wie ich mich selbst in Wien durch Augenschein an zahlreichen Tieren überzeugte, glänzend gelungen.

Es wurden jungen Ratten und Meerschweinchen die Hoden oder Eierstöcke herausgeschnitten und dann den kastrierten Männchen Eierstöcke, den kastrierten Weibchen Hoden unter die Haut des Bauches genäht, und zwar wurden zu diesem Austausch gleichaltrige, meist Geschwistertiere aus einem Wurf genommen. Bei den kastrierten Männchen, denen Eierstöcke eingesetzt waren, war in 14 Tagen alles verheilt. In 50 % der Fälle heilten die ausgewechselten Keimstöcke gut an. Es ergab sich folgendes. Der Geschlechtsapparat der Eierstockmännchen kam nicht zur Entwicklung, sondern blieb auf kindlicher Stufe stehen. Das besagt, daß das innere Sekret, welches den Geschlechtsapparat zum männlichen Wachstum anregt, im Sekret der weiblichen Pubertätsdrüse nicht enthalten ist. Die hier wirksame Drüse (vielleicht die Thymus) konnte bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Es zeigt sich sogar, daß der Geschlechtsapparat der Eierstockmännchen in seiner Entwicklung hinter der beim einfachen Kastraten zurückbleibt. Demnach dürften im Sekret der weiblichen Pubertätsdrüse Stoffe vorhanden sein, welche die Entwicklung der männlichen Geschlechtsmerkmale unterdrücken, hemmen. Die hemmende Wirkung der weiblichen Pubertätsdrüse auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsmerkmale zeigt sich auch deutlich in dem Einfluß, den die weibliche Pubertätsdrüse auf das Wachstum der Eierstockmännchen ausübt. Das stärkere Wachstum, die robuste Figur, die kräftigere Entwicklung des Skeletts sind bei diesen Tieren, ähnlich wie beim Menschen, typisch männliche Merkmale. So wiegt durchschnittlich im Alter von zwölf Monaten ein normales Rattenmännchen 53 Gramm mehr als ein gleichaltriges Weibchen. Es zeigt sich nun, daß das männliche Wachstum bei den Eierstockmännchen unterdrückt und in weibliche Bahnen gelenkt wird. Wenn Steinach beispielsweise von vier männlichen Ratten aus einem Wurf drei mit Eierstöcken versah, so wog schon nach acht Monaten der normale Bruder 70 bis 100 Gramm mehr als die Eierstockmännchen. Die Differenz war also noch größer als zwischen Männchen und Weibchen. Daß nicht etwa die Kastration oder die Operation als solche daran schuld war, geht daraus hervor, daß der Kastrat aus demselben Wurf bedeutend schneller wächst als das Eierstockmännchen.

Die Eierstockmännchen nehmen auch die Kopfform von Weibchen an. Sie bekommen einen kleineren und schlankeren Kopf, ähnlich wie die Weibchen, ihr Brustumfang ist geringer als beim Männchen oder Kastraten; ihre Körperlänge entspricht der eines normalen Weibchens. Das ganze Skelett und jeder einzelne Knochen weist beim Eierstockmännchen weibliche Maße auf, wie die Röntgenuntersuchung lehrt. Die Eierstockmännchen bekommen einen Fettansatz; das lange, derbe, struppige Haar der Männchen macht dem kurzen, feinen weichen, geschmeidigen Haar der Weibchen Platz, so daß man das Eierstockmännchen schon allein durch Streicheln mit der Hand von seinem normalen Bruder unterscheiden kann. Besonders auffallend ist das Verhalten der Brustdrüse beim femininen Männchen. Sie entwickelt sich nach Einpflanzung des Eierstocks in Form und Größe wie beim normalen Weibchen. Die mikroskopische Untersuchung ergibt, daß es sich um die wohl ausgebildete Brustdrüse eines reifen Weibchens handelt. Zuweilen entwickelt sich die Brustdrüse beim Eierstockmännchen noch weiter als beim jungfräulichen Weibchen. Sie fangen an, normale, fettreiche Milch abzusondern. *„Wenn man zu so feminierten Meerschweinchenmännchen"*, schreibt Steinach, *„Junge setzt, so werden sie von diesen sofort als Milchtiere erkannt und verfolgt. Sie nehmen die Jungen an, sie säugen*

und zeigen bei diesem komplizierten Akt ein Wohlgefallen, eine Geduld, Haltung und Aufmerksamkeit, wie solches sonst nur bei normalen säugenden Weibchen zu beobachten ist. Die umstimmende Kraft der weiblichen Pubertätsdrüsen hat aus dem ursprünglichen Männchen im Äußern und im Wesen ein Weibchen, eine säugende, liebreiche, sorgende Mutter gemacht."

Auch der Geschlechtstrieb der Eierstockmännchen ist feminiert (d. h. weiblich) geworden. Sie haben keine Spur von männlichem Appressionsdrang (= Anpressungsdrang) und verfolgen das brünstige Weibchen in keiner Weise. Dagegen üben sie ihrerseits auf die normalen Männchen eine Anziehung aus, werden von diesen verfolgt, besprungen und wehren sich gegen den Aufsprung ganz nach Art der Weibchen; sie sind, um es kurz mit Steinach auszudrücken — „weiblich erotisiert".

Untersucht man die angeheilten Eierstöcke mikroskopisch, so überzeugt man sich, daß gewöhnliche Eizellen in ihnen kaum vorhanden sind. Dagegen ist wiederum (wie bei den überpflanzten Hoden) die Zwischensubstanz stark entwickelt. Es kommt demnach bei der Entstehung der körperlichen und psychischen Geschlechtszeichen nicht auf das Keimgewebe, sondern entsprechend den männlichen Geschlechtsdrüsen auf spezielle Zellgruppen an. Demnach sind auch im Eierstock zwei Drüsen örtlich verbunden: diejenige, welche die Eizellen liefert, und die weibliche „Pubertätsdrüse", welche einen spezifischen Stoff, das Gynäcin, nach innen absondert.

In Parallele zu den Verweiblichungsversuchen an Männchen hat Steinach Versuchsreihen ausgeführt zur Vermännlichung von Weibchen, und zwar mit gleich günstigem Erfolg. Die überpflanzten Hoden wachsen meist nur bei blutsverwandten Tieren, d. h. Weibchen desselben Wurfs, an. Auch hier kommt fast nur der als Pubertätsdrüse bezeichnete Anteil zur Entwicklung; lebendige Samenzellen sind in dem verpflanzten Hoden nicht vorhanden. *Die männliche Pubertätsdrüse modelt nun den Organismus des kastrierten Weibchens in männlicher Richtung um.* Die weiblichen Geschlechtsmerkmale, wie Brustdrüsen, Gebärmutter und Begattungsapparat, stehen bei vermännlichten Weibchen in ihrer Entwicklung still oder erfahren sogar eine Rückbildung.

Die Körperformen werden ausgesprochen männlich; das weiche, geschmeidige Haarkleid des Weibchens schwindet und macht dem groben, struppigen Haar des Männchens Platz. Das ganze Aussehen gleicht dem des ausgewachsenen normalen Männchens; in bezug auf Robustheit und die Größe des Kopfes wird dieses sogar übertroffen. Ähnlich ist es mit der Wandlung der Psyche: „Die maskulierten Weibchen erhalten ausgeprägt männlichen Sexualtrieb; sie unterscheiden sofort ein nichtbrünstiges von einem brünstigen Weibchen. Sobald sie ein solches aufspüren, verfolgen sie es unaufhörlich, umwerben es leidenschaftlich und springen auf. Normalen Männchen gegenüber benehmen sie sich mit männlicher Eigenart." Das Zentralnervensystem ist also bei den vermännlichten Weibchen „männlich erotisiert".

Professor *Brandes*, Direktor des Zoologischen Gartens in Dresden und Dozent an der Tierärztlichen Hochschule daselbst, hat entsprechende Geschlechtsumwand-

lungen bei höheren Säugern, und zwar bei Damhirschen, vorgenommen. Er schrieb darüber: „Wir haben vor etwa einem Vierteljahr den Hoden eines Damhirsches in die Weiche eines weiblichen Damtieres eingepflanzt und dessen Ovarien herausgenommen und diese dann dem Hirsch eingepflanzt. Jetzt zeigt sich bereits bei beiden die Umwandlung. Das frühere Weibchen zeigt deutliche Ansätze zu einem Geweih, es zeigt den sonst nur dem männlichen Tier eigenen Adamsapfel, und vor allem fängt es auch an zu springen, wie sonst nur die Hirsche tun. Umgekehrt läßt der frühere Hirsch jeden Geweihansatz vermissen, ebenso ist von dem Adamsapfel keine Spur zu sehen. Dafür sind aber sonderbarerweise die Milchdrüsen vorhanden, die bei den Weibchen erst entstehen, wenn Junge da sind."

Als *Brandes* seine Versuche fortsetzen wollte, wurden sie ihm von der sächsischen Regierung (anscheinend aus Gründen der Moral) verboten. Inzwischen hatten aber bereits ähnliche Experimente, die in großem Umfange in Frankreich vorgenommen wurden, das gewonnene Bild der Zusammenhänge in wertvollster Weise vervollständigt. Dieselben Empfindungen, welche mich zwölf Jahre zuvor im Wiener Prater im Vivarium Steinachs bewegten, ergriffen mich, als ich im Frühjahr 1925 im Pariser Bois de Boulogne (mit *William Robinson* und meinem Mitarbeiter *Karl Giese*) die Forschungsstätte besichtigte, an der drei ausgezeichnete französische Gelehrte tätig sind: *Gley* (Verfasser von „Les sécrétions internes", Paris 1914), A. *Pézard* (dessen letzte Arbeit mit dem Titel: „Le déterminisme des charactères sexuels secondaires chez les Gallinacés", 1925 bei Doin in Paris erschien) und Professor Serge *Voronoff*, der seit seinem Bericht auf dem 25. französischen Chirurgenkongreß über „Greffes ovariennes" (= Eierstocküberpflanzungen) bis zu seinen umfangreichen Schriften über „Greffes testiculaires" (= Hodenüberpflanzungen) und „Quarante-trois Greffes du singe à l'homme" (43 Überpflanzungen von Affen auf den Menschen) eine große Reihe innersekretorisch sehr wertvoller Arbeiten (die wichtigsten auch bei Gaston Doin in Paris) erscheinen ließ. Die Feinheit und Vielseitigkeit, mit der in der Pariser Versuchsanstalt bei Hühnervögeln, Hunden, Ziegen, Schafen, Affen und anderen Tieren durch Überpflanzungen männlicher und weiblicher Drüsen die Geschlechts- und Alterszeichen nach Belieben verändert werden, ist höchster Bewunderung wert. Bedauerlich ist nur, daß auch dort, wie bei uns, das, was die Kunst bei Tieren hervorbringt, nicht in genügender Weise mit dem in Parallele gesetzt wird, was die Natur an Menschen vollbringt. Die „conclusio ad hominem" (= der Schluß auf den Menschen) wird, so nahe sie liegt, selten gezogen. In diesem Falle würde dieser Schluß lauten: Wenn gemischtgeschlechtliche Drüsen gemischtgeschlechtliche Wesen erzeugen, dürften gemischtgeschlechtliche Wesen auf gemischtgeschlechtlichen Drüsen beruhen. Als ich einmal einen Naturforscher, der über Intersexe bei den Schmetterlingen einen sehr schönen Lichtbildervortrag hielt, aufforderte, er möchte sich doch die große Photographiensammlung menschlicher Intersexe in unserem Institut für Sexualwissenschaft ansehen, entflog ihm die für viele dieser Gelehrten recht bezeichnende Antwort: *„Der Mensch interessiert uns nicht."*

Steinach nimmt auf Grund seiner Befunde an, daß die gesamte Anlage des Organismus asexuell (= ungeschlechtlich) ist. Erst wenn sich die zunächst indifferente (= nicht verschiedene) Geschlechtsdrüse zu differenzieren (= verschieden zu gestalten) beginnt, entscheidet sich das Geschlecht des Embryo. Entwickelt sich im indifferenten Embryo eine männliche Pubertätsdrüse, so entsteht ein männliches Individuum. Entwickelt sich eine weibliche Pubertätsdrüse, so entsteht ein weibliches Individuum. Ist die Differenzierung nicht so scharf durchgeführt, indem nebeneinander männliche und weibliche Pubertätszellen vorhanden und wirksam sind, so entstehen intersexuelle Varianten.

Als ich Steinach im Winter vor dem Kriege in seinem Wiener Forschungsinstitut im Prater aufsuchte und mir von ihm seine Versuchstiere und Präparate zeigen ließ, bemerkte ich, daß es von hohem Wert sein würde, wenn er kastrierten Tieren einmal gleichzeitig Hoden und Eierstockgewebe einpflanzen und dann das Verhalten der in solcher Weise hermaphrodisierten (= zu Zwittern gemachten) Lebewesen beobachten würde. Damals teilte mir Steinach mit, daß er sich selbst bereits mit diesem Gedanken beschäftigt hätte und ihn bald zu verwirklichen gedenke. Das Ergebnis dieser neuen Versuchsreihen (die später vor allen *Knud Sand* in Kopenhagen bestätigte) legte der so verdienstvolle Wiener Gelehrte am 11. Mai 1916 in der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vor. Der Titel seiner Mitteilungen lautete: *„Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier."*

Steinach führt aus, daß seine früheren Arbeiten gezeigt hätten, daß der Austausch der Gonaden (= Geschlechtsdrüsen) nur dann eine Verweiblichung oder Vermännlichung des infantilen Tieres herbeiführen könne, wenn es vorher kastriert sei. Beließe man die ursprüngliche Geschlechtsdrüse im Tier, so verfalle die eingepflanzte heterologe (= andersgeartete) Drüse der Entartung und gehe in kurzer Zeit zugrunde. Diese Erscheinung beruhe auf einem scharfen Antagonismus (Gegensatz) zwischen den spezifisch männlichen und weiblichen Sexualhormonen. Er wollte nun ermitteln, in welchem Grade dieser Antagonismus beeinflußt, abgeschwächt oder gar aufgehoben werden könne. Zu diesem Behuf setzte er infantilen männlichen Meerschweinchen, die vorher neutralisiert waren, gleichzeitig einen Eierstock und einen Hoden ein. Er ließ so „die homologe mit der heterologen Gonade" (das heißt in ein allgemeiner verständliches Deutsch übertragen: die gleichgeartete mit der andersgearteten Geschlechtsdrüse) unter gleichen Bedingungen um ihr Dasein kämpfen. Es faßten beide Geschlechtsdrüsen Wurzel, heilten an, wandelten sich zu mächtig wuchernden „Pubertätsdrüsen" um und entfalteten nun nach beiden Geschlechtsrichtungen ihren Einfluß.

Hatten die früheren Versuchsreihen gelehrt, daß bei eingeschlechtlicher Einpflanzung auf der einen Seite die homologen Geschlechtsmerkmale eine Förderung erfuhren, während auf der andern Seite die nicht entsprechenden Geschlechtsmerkmale zweiter Ordnung eine Einbuße erlitten, so stellte sich nun heraus, daß bei zweigeschlechtlicher Einpflanzung diese doppelte Tätigkeit leidet. Es gelangen zwar die entsprechenden Merkmale zur Entwicklung, aber die nicht entsprechenden werden nicht unterdrückt. Indem keine antagonistische Aufhebung der Sexualhormone stattfindet, entfalten beide ihre Wirkung nebeneinander und lassen Zwitterbildungen entstehen.

Wir sehen dementsprechend bei den zweigeschlechtlich beeinflußten Tieren die männlichen Sexuszeichen gut ausgebildet, aber auch die weiblichen Geschlechtsmerkmale haben sich aus der sonst verkümmerten Anlage zu „strotzenden weiblichen Organen" umgeformt. In erster Linie gilt dies von den Milchdrüsen, deren Warzenhöfe sich groß vorwölben, während die Warzen zu langen, säugebereiten Zitzen auswachsen. Manchmal kommt es auch zu periodisch wiederkehrender Milchabsonderung. Steinach fährt dann wörtlich fort: „Aber nicht allein die somatischen Merkmale, sondern auch die psychischen Geschlechtsmerkmale stehen unter dem Zeichen der Zwittrigkeit. Je nach der stärkeren mikroskopisch nachweisbaren Wucherung der einen oder anderen Pubertätsdrüse folgen einander Perioden von ausgeprägt männlichem und ausgeprägt weiblichem Sexualtrieb. Durch diese Experimente ist für die Physiologie die neue Tatsache erhoben, daß das zentrale Nervensystem auf Schwankungen im Zufluß der Sexualhormone so scharf reagiert, daß es wiederholt im individuellen Leben je nach der Speicherung des spezifischen Hormons bald in männlicher, bald in weiblicher Richtung erotisiert werden kann. Damit ist auch die den ärztlichen Sexualforschern geläufige Erscheinung des ‚psychischen Hermaphroditismus in ihrem Ursprung und Wesen aufgeklärt."

Zweifellos bedeuten diese Steinachschen Befunde eine Bestätigung der von mir vertretenen Auffassung der Homosexualität und verwandter Erscheinungen, als einer innersekretorisch bedingten Form der Doppelgeschlechtlichkeit. In diesem Sinne spricht daher auch Dr. H. *Bab* in einer zusammenfassenden Arbeit („Neueres und Kritisches über die Beziehungen der inneren Sekretion zur Sexualität und Psyche" in den „Jahreskursen für ärztliche Fortbildung", bei J. F. Lehmann in München, 1920) von der *Steinach-Hirschfeldschen* Lehre. Es heißt dort: „Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zweck die

Grundzüge der Steinach-Hirschfeldschen Lehre,

die, wie von vornherein betont werden muß, einen gewaltigen und bewunderungswürdigen Fortschritt naturwissenschaftlicher Erkenntnis darstellt, trotzdem aber oder vielleicht gerade deswegen zu immer erneuter kritischer Arbeit auffordert."

Auch Steinach selbst hat dieses Treffen zweier Forscher, die auf verschiedenen Wegen zu dem gleichen Ziel kamen, deutlich herausgefühlt; in der erwähnten Arbeit (vom 24. 10. 1916) schreibt er: „Auch die dauernde oder im individuellen Leben auftretende Homosexualität läßt sich auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführen, also wie es Hirschfeld richtig vermutet hat, wenn er von der angeborenen Disposition der Homosexualität spricht. Innerhalb einer solchen zwittrigen Pubertätsdrüse – nehmen wir den Fall eines männlichen Individuums mit scheinbar normalen Testikeln – hemmen die an Masse überwiegenden männlichen Pubertätsdrüsenzellen die Wirksamkeit der weiblichen Pubertätsdrüsenzellen, und es entwickelt sich zunächst der durchaus männliche Geschlechtscharakter mit all seinen körperlichen Merkmalen. Wenn nun früher oder später aus irgendeiner Ursache

die männlichen Zellen in ihrer Vitalität (= Lebenskraft) zurückgehen und ihre innersekretorische Funktion einstellen, so werden die vorhandenen weiblichen Zellen durch das Nachlassen der Hemmung ‚aktiviert'. Ebenso wie dadurch der eine oder andere somatische weibliche Geschlechtscharakter hervorgerufen werden kann, und etwa eine Mamma (= weibliche Brust) entsteht, kann sich der Einfluß auch auf das zentrale Nervensystem allein erstrecken, und nun tritt die urnische (= gleichgeschlechtliche) Neigung in die Erscheinung."

Aus der von Steinach während des Krieges vollendeten, in Wilhelm *Roux'* „Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen" abgedruckten Arbeit, in der er eine sehr gute Übersicht seiner bisherigen Versuche und ihrer Ergebnisse gibt, welche er durch sehr lehrreiche Bildtafeln mikroskopischer Präparate erläutert, möchte ich nur noch zwei Punkte herausheben: einmal daß die durch Überpflanzung der Geschlechtsdrüsen erzielten Veränderungen nicht etwa nur vorübergehende Erscheinungen sind, sondern daß verschiedentlich die eingepflanzte Pubertätsdrüse bereits über eine Reihe von Jahren dort gewirkt hat, die für die betreffenden Tiere sozusagen das ganze Leben bedeutet.

Der zweite Punkt ist mehr theoretischer Natur, aber auch sehr beachtenswert. Steinach wendet sich auf Grund seiner Untersuchungen gegen die bisherige Einteilung des Hermaphroditismus in den echten und falschen, den sogenannten und Pseudohermaphroditismus. Er sagt: „Es gibt für alle Zwittererscheinungen *nur eine* Ursache, und diese beruht auf dem Entstehen einer zwittrigen Pubertätsdrüsse als Folge einer unvollständigen Differenzierung der Keimstockanlage, während die normale, eingeschlechtige Entwicklung durch die vollständig durchgreifende Differenzierung derselben zu einer männlichen oder weiblichen Pubertätsdrüse bedingt ist." Mit Recht schlägt er vor, dementsprechend die Einteilung der mannigfachen Formen und Übergänge nach stichhaltigeren Grundsätzen (als es echt und unecht sind) vorzunehmen. Die Zwitterbildung kann vollkommener oder unvollkommener sein, kann mehr dem einen oder anderen Geschlechte zuneigen, kann mehr die körperlichen oder mehr die seelischen Charaktere betreffen und kann auch in ihrem zeitlichen Auftreten verschieden sein.

Wir können dieser Auseinandersetzung um so mehr beipflichten, als es der hier zum Ausdruck gebrachte Gesichtspunkt war, der uns vorschwebte, als wir 1898 die „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen" ins Leben riefen. Hier faßten wir die mannigfachen Formen des männlichen Feminismus und der weiblichen Virilität einheitlich als entwicklungsgeschichtlich bedingte zwischengeschlechtliche (intersexuelle) Varianten zusammen und unterschieden Haupttypen, um die sich viele Abstufungen gruppieren, je nachdem sich die Mischung der Geschlechtsmerkmale auf die Geschlechtsorgane, die übrigen körperlichen Geschlechtsunterschiede, den Geschlechtstrieb und die sonstigen seelischen Geschlechtszeichen erstreckt.

Wir haben die auf dem Gebiete der Erforschung der Geschlechtsdrüse geleistete Kleinarbeit – auch Kleinarbeiten können Großtaten sein – so eingehend geschildert (auf Steinachs Verjüngungsversuche werden wir bei der Alterssexualität zurückkommen), weil sie die zentrale Bedeutung der nicht nur örtlich im Mittelpunkt des Menschen liegenden Drüsen am besten veranschaulichen. Darum wählten wir auch einen Weg, der dem sonst üblichen, erst den Bau und dann die Bedeutung (erst die Anatomie und dann Physiologie) zu besprechen – entgegengesetzt ist. Wer sich in

das Wunder der Geschlechtsdrüse vertieft, wird die Worte unseres Natur- und Dichterphilosophen Goethe begreifen:

Wenn ihr nicht mit der Bewunderung anfängt,
Werdet ihr nie in das innere Heiligtum dringen.

Wie aber ist nun

der Bau der Geschlechtsdrüsen

im einzelnen beschaffen? Erst ganz allmählich konnte der Natur das tiefe Geheimnis dieser wunderbaren Gebilde entrissen werden, aus deren unsichtbaren Quellen die Ströme des Lebens fließen. Zunächst bedurfte es hierzu der Entdeckung des Mikroskops, das sich erst am Ende des 16. Jahrhunderts aus der gewöhnlichen Lupe zu seiner höheren, seitdem immer mehr gesteigerten Vervollkommnung entwickelt hat. Dadurch erst wurde es dem Menschen ermöglicht, den Blick und Geist in eine Welt zu versenken, die ihm bis dahin gänzlich verschlossen war.

Im Sommer 1667 hatte sich der englische Gelehrte Robert *Hooke* spielerisch forschend das erste Mikroskop gebaut, um allerlei kleine Gegenstände, wie Spinnen und Käfer, Moose und Flechten, Sandkörnchen und Kieselsteinchen genau nach der Natur in der Vergrößerung, wie er sie sah, für ein Bilderbuch abzuzeichnen, das er später unter dem Titel „Micrographia" in London erscheinen ließ, und zehn Jahre später, im August des Jahres 1677, kam ein junger Student der damals hochberühmten holländischen Universität Leyden, namens *Ham* (nach anderen Ludwig von Hamen; er soll ein Danziger gewesen sein), auf den Gedanken, auch die Samenflüssigkeit mit dem Vergrößerungsglas des Mikroskops einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Man kann sich seine Verblüffung vorstellen, als er nun zum ersten Male die einzigartige Lebendigkeit der sich wie in einem Ameisenhaufen zahllos durcheinander bewegenden winzigen Samenzellen – Samentierchen nannte man sie zunächst – erschaute.

Noch heute gibt es in der mikroskopischen Welt kaum einen Anblick, der auf das Gemüt des Menschen einen tieferen Eindruck macht. Wie oft habe ich Männern, die unter schweren sexuellen Selbstvorwürfen und Insuffizienz- (=Minderwertigkeits-) Gefühlen litten und an ihrer Geschlechtszukunft verzweifelten, den Lebensmut wieder geben können, indem ich sie ins Mikroskop sehen ließ, wo sie sich mit eigenen Augen überzeugen konnten, welches rege Leben und Treiben in ihren Geschlechtsdrüsen herrschte, die sie bereits für einen „ausgebrannten Krater" hielten. Ich beobachtete Menschen, die bei diesem Anblick so tief ergriffen, so bis ins Mark erschüttert waren, daß sie in Tränen ausbrachen.

Die Gewinnung des Hodeninhalts zwecks Untersuchung ist auf dreifache Art möglich: entweder zieht man mit einer Spritze etwas von dem Inhalt des leicht zugänglichen Hodens heraus – dieses von *Posner* angegebene Verfahren heißt „Hodenpunktion" – oder man ersucht den Betreffenden, sich beim Geschlechtsverkehr einer Umhüllung, eines Präser-

vativs oder Condoms (nicht Cordons, wie viele sagen, die nicht wissen, daß dieser Überzug aus Gummi oder Fischblase den verstümmelten Namen seines Erfinders, eines im 18. Jahrhundert in London lebenden Arztes *Conton*, trägt) zu bedienen, indem er sein Ejakulat (= Samenerguß) auffängt (am besten hebt man es dann um die Körperwärme und damit die Beweglichkeit der Zellen zu erhalten, in der inneren Westentasche auf), das er dann so rasch wie möglich dem untersuchenden Arzte bringt; die dritte Möglichkeit besteht darin, daß der Patient in einem einsamen Raum seinen frischen Samen in ein Glasschälchen entleert. Ich erkläre dem Betreffenden die drei Wege und überlasse ihm die Wahl, welchem er den Vorzug gibt.

Das Verdienst des Leydener Studenten bestand weniger darin, daß er den Samen untersuchte – vielleicht war er nicht der erste in jener Zeit, in der das Mikroskopieren aufkam und alle Welt sich auf diese neue Errungenschaft genau so stürzte, wie es auch heute noch bei allen technischen Vervollkommnungen unserer Sinneswahrnehmungen (zuletzt beim „Radio") geschieht, solange sie neu sind – sein Verdienst bestand vielmehr darin, daß er das, was er wahrnahm, sogleich in seiner Bedeutung würdigte. Es gehörte neben wissenschaftlichem Sinn immerhin auch eine ziemliche Portion Mut dazu, daß Ham sich sogleich auf den Weg machte, um den berühmtesten Mikroskopiker jener Tage, Antonius A. *Leeuwenhoek* (geb. 1632, gest. 1723) im benachbarten Delft, der es vom einfachen Buchhalter in einem Amsterdamer Tuchgeschäft bis zum berühmtesten Naturforscher seiner Zeit brachte, seinen Fund zu zeigen. Dieser (er hatte schon vorher 1673 die roten Blutkörperchen und 1675 die Infusorien [= Aufgußtierchen] entdeckt) geriet vor Freude und Entzücken ganz außer sich. Glaubte er doch nichts Geringeres, als daß nun der kleine Menschenkeim entdeckt sei, der wie ein Saatkorn in den weiblichen Nährboden ausgestreut (sperma kommt von σπείρω = säen, streuen her) und eingepflanzt würde, um dort allmählich aus seiner winzigen Kleinheit zur reifen Frucht heranzuwachsen. In ihrer Begeisterung glaubten die beiden kühnen Forscher ganz deutlich den Kopf des Menschen im Kopf der Samenzellen zu erkennen, den Hals und den schmalen Rumpf mit den unteren eng beieinanderliegenden Gliedmaßen. Wir besitzen noch Bilder aus jener Zeit, die uns dies deutlich veranschaulichen, und aus erhaltenen Briefen, die die großen Gelehrten jener Zeit miteinander wechselten, geht das ungemein große Aufsehen hervor, mit der diese Entdeckung in der ganzen wissenschaftlichen Welt aufgenommen wurde. Da schrieb der berühmte holländische Arzt Hermann *Boerhaave* (1668–1738) in Leyden an den Philosophen *Leibniz* (1646–1716) in Hannover, daß es dem menschlichen Geist gelungen sei, den Menschenkeim aufzufinden, man könne sogar männliche und weibliche Samentierchen voneinander deutlich unterscheiden, sie seien so klein, daß hundert aneinander gelegt noch nicht die Dicke eines Haares hätten und eine Million von ihnen in einem Sandkorn bequem Platz haben würde. Man müßte auch annehmen, daß sie eine Seele haben, denn wie sollten sich sonst die seelischen Eigenschaften, wie es doch so häufig der Fall ist, von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen.

Was man damals über die unendliche Kleinheit der Samenfäden dachte und schrieb, war in der Tat richtig. Auch heute noch gelten die Samenzellen als die

kleinsten, die wir im Körper kennen (ihre Größe beträgt durchschnittlich 55 Mikra; ein Mikron ist der tausendste Teil eines Millimeters), während die gerade eben noch wie ein ganz kleiner Punkt mit bloßem Auge sichtbaren Eizellen (sie erreichen im ausgewachsenen Zustand die durchschnittliche Größe von $^1/_6$ mm) die größten im menschlichen Körper sind. Bei Tieren sind die Eizellen oft ungeheuer groß, so ist das Hühnerei (natürlich auch das noch viel größere Straußenei) eine einzige Eizelle – das Gelbe im Ei, der Dotter, ist der Zellkern, das Weiße der Zelleib und die harte Schale die Zellmembran; ihre Größe rührt hauptsächlich von dem Dotterreichtum her, in welchem die gesamte Nahrungsmenge enthalten ist, die zur Entwicklung des jungen Vogels bei der Bebrütung außerhalb des Körpers notwendig ist.

Im übrigen aber ging es mit der Entdeckung der Samenfäden wie so oft bei Entdeckungen. Es währte nicht lange, da standen Gegner auf, die gossen Wasser in den Wein der Begeisterung und suchten den Wert des Gefundenen zu schmälern und zu verkleinern. Ein anderer hochgelehrter Niederländer (er hatte zu Löwen, Utrecht und Leyden regelrecht Medizin studiert), Regnier *de Graaf* (1641 – 1673), ebenfalls in Delft, hatte schon 1668, also einige Jahre vor *Leeuwenhoek* und *Ham*, bei seinen erfolgreichen Erforschungen der inneren Geschlechtsorgane, die damals fast alle Anatomen Europas mit großem Eifer, ja Wetteifer trieben, im Eierstock den nach ihm benannten Graafschen Follikel (= Bläschen) entdeckt und ihn als Keim des künftigen Menschen reklamiert und proklamiert.

Es bildeten sich nun alsbald zwei Schulen, die Anhänger des hochzünftigen de *Graaf*, die „Ovisten", welche dem Ovum (= Ei) bei der Menschwerdung die entscheidende Rolle zuschrieben, und die Jünger des „Laienmikroskopikers" *Leeuwenhoek*, die „Animalkulisten", welche die Samentierchen (animal heißt Tier) für Miniaturausgaben des Menschen ansahen, die im kleinsten Maßstab schon alles besäßen, was später der ausgewachsene Mensch hätte. Dieser Gelehrtenstreit tobte damals genau so heftig wie in unseren Tagen etwa der zwischen *Steinach* und *Lipschütz*, welche der Zwischensubstanz, und *Stieve* und *Romeis*, welche den Zellen, die sich in den Samenkanälchen und Eifollikeln befinden, die Lieferung der Innensekrete zuschreiben wollen.

Der Kampf zwischen Ovisten und Animalkulisten währte nahezu zwei Jahrhunderte, bis man, wie es so oft bei heftigen Streitigkeiten der Fall ist, gewahr wurde, daß beide Ansichten berechtigt waren und sich vollkommen miteinander vertrugen. So bewahrheitete sich auch hier der Satz von Karl *Marx:*

„Gegensätze in der Wissenschaft lösen sich durch die Wissenschaft selbst."

Weder aus der Samen- noch aus der Eizelle allein bildet sich ein neues Wesen; der Samenzelle kommt nicht bloß, wie die Ovisten glaubten, eine anregende, der Eizelle nicht nur, wie die Animalkulisten behaupteten, eine ernährende Bedeutung zu, sondern beide enthalten die gleiche Erbmasse, aus deren Vereinigung sich erst die befruchtete Zelle bildet, durch deren Teilung und sich immer wiederholende Teilung der Embryo (von ἐν = in und βρύω = wachsen; also das innen Wachsende) und der Mensch entsteht.

Bevor aber der Fortschritt der Wissenschaft zwei Jahrhunderte nach ihrem Tode feststellte, daß beide Forscher recht hatten, mußte zuvor bewiesen werden, daß beide unrecht hatten – *Leeuwenhoek*, indem er die Samenzellen für einen lebendigen Menschenkeim, *de Graaf*, indem er seinen Follikel für das menschliche Ei hielt. Im Jahre 1827 fand Karl Ernst *von Baer* erst das richtige Säugetierei, als eine einzige Zelle im Innern des Graafschen Follikels, das dort im Keimhügel während eines Zeitraums von 28 Tagen heranreift, um aus der geplatzten Hülle des Graafschen Follikels in den Eileiter zu schnellen. Und erst der alte *Kölliker* in Würzburg, der mich noch selbst in die Geheimnisse der Mikroskopie einführte, deckte die wahre Natur der Samenzellen auf, indem er sagte: „Samenfäden sind keine selbständigen Geschöpfe, sondern Gewebselemente." Seitdem hörte auch ihre Bezeichnung als Samentierchen auf, und sie traten wieder aus ihrer erhabenen Sonderstellung in Reih und Glied mit den übrigen Zellen.

Der eigentliche Schlichter in dem Streit der sich befehdenden Richtungen war aber erst Oskar *Hertwig*, dem es 1875 (also fast genau 200 Jahre, nachdem der Krieg entbrannt war) gelang, im Experiment die Befruchtung einer Eizelle herbeizuführen. Auch dies war ein großer Tag für die Wissenschaft, als er zum ersten Male unter dem Mikroskop sah, wie ein einziges Spermatozoon (von den hundert Millionen, die sich in der Samenflüssigkeit befinden) in das Ei eindringt, sah, wie das Ei dem nahenden Freier einen kleinen Empfängnishügel verlangend entgegenstreckt, als ob er von einem Magneten an- und hervorgezogen wäre. Hertwig beobachtete dabei, daß nichts von der Samen- und Eizelle zugrunde ging, sondern daß die entsprechenden Teile – der Kopf der Samenzelle mit dem Kern der Eizelle, der ruhende runde Zelleib des Eies mit dem beweglichen Fadenleib der Samenzelle – miteinander verschmolzen, sich miteinander vermählten. Dieser Befund – eine Entdeckung von großer Tragweite zuerst an den Gestaden des Mittelländischen Meeres, auf der Insel Korsika, am Ei des Seeigels erhoben, fand alsbald durch das ganze Tier- und Pflanzenreich seine Bestätigung – dieses Befruchtungs- und Vererbungsgesetz gilt für das Kind des Seeigels in Ajaccio genau so wie für Ajaccios größten Sohn: *Napoleon*. Die neue Lebenseinheit geht also aus zwei Einheiten hervor, an denen die männliche und weibliche Körperseele in gleicher Weise beteiligt sind.

Um die Mitte der fünfzig Jahre, die zwischen den für die Geschlechtskunde so bedeutsamen Entdeckungen von Karl Ernst *von Baer* und Oskar *Hertwig* liegen, fällt noch eine weitere grundlegende Entdeckung, nämlich die von Theodor *Schwann* (1810 bis 1882) aus dem Jahre 1839. Dieser vortreffliche Naturforscher und Philosoph fand, daß der tierische und menschliche Körper genau so wie der pflanzliche aus lauter im Prinzip gleichgebauten Elementarteilen besteht – den Zellen – und daß auch Ei und Samenfaden nur einfache Zellen seien. Nichts aber wäre unrichtiger, als die Zelle nur als einen gewöhnlichen Baustein des Körpers aufzufassen, aus der sich ein Lebewesen wie ein Haus aus Ziegelsteinen zusammensetzt. Die Zelle hat ein vollkommenes Eigenleben sie muß sogar als Trägerin aller Lebenseigenschaften gelten. In ihr spielt

sich der ganze Stoff-, Formen- und Kraftwechsel des Lebens ab. Sie nimmt die Nahrungsstoffe auf, verarbeitet sie zu mannigfachstem Gebrauch und scheidet die unverbrauchten oder unverbrauchbaren Reste aus; sie bewegt sich auf Reize und vermehrt sich durch Teilung. Alle Erscheinungen des Lebens, Ernährung, Bewegung, Fortpflanzung sind ihr eigen. Mit Fug und Recht hat *Häckel* von einer Zellseele gesprochen, und *Semon*, dieser große, noch lange nicht genügend gewürdigte Naturforscher, schreibt ihr Gedächtnis = Mneme zu.

Ein Jahr bevor Theodor *Schwann* seine epochemachende Schrift über die tierischen Zellen mit dem Titel: „Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen" (1839) erscheinen ließ, hatte Matthias *Schleiden* (1804–1881) seinen berühmten Aufsatz: „Beiträge zur Phytogenesis" (Pflanzenwerdung) veröffentlicht, in dem er die Frage aufwarf: „Wie entsteht denn eigentlich dieser kleine, eigentümliche Organismus, die Zelle?" *Schleiden* fand bei seinen Fachkollegen, den Botanikern („wie es des Landes so der Brauch"), wenig Verständnis und Anerkennung, um so befruchtender wirkte er auf den jungen Anatomen *Schwann*, mit dem er zugleich in Berlin lebte (Schwann war Assistent von Johannes Müller) und befreundet war. Es ist aber nicht ganz richtig, wenn in der Geschichte der Naturwissenschaft *Schleiden* vielfach (z. B. von Boruttau) als Entdecker und Namengeber der pflanzlichen Zellen neben *Schwann*, dem Entdecker der tierischen Zelle, genannt wird. Die Pflanzenzelle war schon längere Zeit vor Schleiden bekannt; so heißt es in *Meyens* „Phytotomie" (= Pflanzenzerlegungskunst), die schon 1830 erschien, „die Pflanzenzellen treten entweder einzeln auf, so daß jede Zelle ein eigenes Individuum bildet, wie bei Algen und Pilzen dies der Fall ist, oder sie sind in mehr oder weniger großer Masse zu einer höher organisierten Pflanze vereinigt; auch hier bildet jede Zelle ein für sich abgeschlossenes Ganzes; sie nährt sich selbst und verarbeitet den aufgenommenen rohen Nahrungsstoff zu den verschiedenartigen Stoffen und Gebilden." Der Name selbst rührt schon von dem Erfinder des Mikroskops Hooke her; als er ein fein geschnittenes Stückchen Kork untersuchte, bemerkte er, daß es aus lauter kleinen Fächerchen zusammengesetzt war, die wie Bienenwaben aussahen und von ihm daher als „Kämmerchen" oder „Zellen" bezeichnet wurden.

In demselben Jahre, in dem *Darwins* Hauptwerk „Die Entstehung der Arten durch natürliche Auslese" (On the origin of species by means of natural selection) erschien – 1859 – wurde in Berlin Richard *Semon* geboren, von dem *Forel* in seiner „Sexuellen Frage" sagt, daß sein Hauptwerk: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens" (1904 in Leipzig bei Engelmann) die Lehre *Darwins* in glänzendster Weise bestätigt. *Semon* war ein stiller, aber ungemein fleißiger Gelehrter. *O. Lubarsch* erwähnt, daß allein die Ergebnisse der zoologischen Forschungsreise, die *Semon* nach Australien und nach dem Malaiischen Archipel unternahm, von 77 verschiedenen Gelehrten in 112 verschiedenen Arbeiten (in 6 großen Foliobänden mit 343 Tafeln und 1810 Textfiguren) bearbeitet wurden. *Semon* lehrte, daß jeder äußere Reiz in der reizbaren Substanz des lebenden Organismus eine Veränderung zurückläßt, die er als Engramm (= Inschrift) bezeichnet. Die Summe der Engramme nennt er Mneme (= Gedächtnis), ihre Neubelebung Ekphorie (= Ausdruck). Als ich *Forel* das letzte Mal (1924) besuchte, erzählte er mir, wie tief ihn das frühe Ende dieses seltenen Mannes erschüttert habe. Semon hatte sich unter dem Eindruck der furchtbaren Folgen des Weltkriegs nach dem Tode seiner Lebenskameradin erschossen, wenige Stunden, nachdem er einen in seiner Schlichtheit tief tragischen Abschieds- und Dankbrief an *Forel* gesandt hatte (dieser findet sich in Heft 2 Bd. 25 [1919] des Journals für Psychologie und Neurologie abgedruckt).

Semon nahm auch für die Keimzellen mnemische Eigenschaften an; diese Zellen, deren tiefste Wesenheit noch so völlig außer dem Bereiche unserer bereits so gut bewaffneten Augen liegt, übertragen von den Vorfahren auf die Nachkommen nicht nur die allerkleinsten Körpereigenschaften, wie die Farbe der Augen und Haare, irgendeinen überzähligen Finger oder Zahn, die Neigung zu Schwindsucht oder Fettsucht, sondern auch alle möglichen seelischen Zustände, geistigen Fähigkeiten künstlerischen Talente, verbrecherischen Anlagen. Es hat mannigfache Nachteile, daß wir Eltern und Großeltern – auch hier wieder *Goethes:* „Weh dir, daß du ein Enkel bist" – haben müssen. Man muß annehmen, daß wir in der Auffindung dessen, was die Keimzelle verbirgt, längst noch nicht an das Ende unserer Erkenntnisse gelangt sind. Je mehr sich die Linsen verschärfen, die Beleuchtungs- und Färbemethoden verbessern, um so mehr wird sich uns innerhalb dieser kleinsten Räume eine Wunderwelt enthüllen, die alle unsere Vorstellungen weit übertrifft. Aus dem unendlich Kleinsten wird der Mensch noch mehr als aus dem unendlich Größten das richtige Verhältnis zu den Dingen gewinnen.

Sowohl das Wunder der äußeren als der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüse wird uns erst begreiflich, wenn wir die gigantischen und die winzigen Ziffern kennen lernen, um die es sich im Mechanismus und Chemismus des Körpers handelt. Die Zahl der menschlichen Zellen beträgt rund dreißig Billionen, von denen allein zweiundzwanzig Billionen auf die in der Blutflüssigkeit schwimmenden Blutzellen entfallen. Dr. Fritz *Kahn* stellt in seinem prächtigen Werk „Das Leben des Menschen" (eine volkstümliche Anatomie, Biologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte des Menschen, im Verlage des Kosmos, Stuttgart) folgende Betrachtungen an, um uns die Größe dieser Zahl näher zu bringen. Wie lange würde es wohl dauern, wenn aus einem Menschen in jeder Sekunde eine Zelle fiele? Eine Billion Sekunden machen etwa dreißigtausend Jahre aus. Seit der Geburt Christi ist noch nicht der fünfzehnte Teil dieser Sekundenzahl verflossen. Es müßten demnach dreißigmal dreißigtausend = neunhunderttausend Jahre Sekunde für Sekunde Zelle um Zelle aus einem menschlichen Körper fallen, ehe er völlig verschwunden sei. Hätte dieser Vorgang bei einem der vorgeschichtlichen Menschen begonnen, die noch vor der letzten Eiszeit in Europa in den Höhlen der Dordogne um ihre Feuer saßen, während draußen das Mammut in den Sümpfen brüllte, er würde heute noch längst nicht beendigt sein.

Man hat berechnet, daß in einem Stück Würfelzucker ungefähr zweihundertfünfzig Millionen Menschenzellen von durchschnittlicher Größe ungestört nebeneinander leben könnten. Von den 80 Elementen der Erde finden sich in jeder Zelle hauptsächlich folgende zwölf vereinigt: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff; Natrium, Kalium, Kalzium, Magnesium, Chlor; Phosphor, Schwefel und Eisen; sie bauen die lebende Substanz, das Plasma, auf und finden sich in jeder kleinsten Lebenseinheit des menschlichen Körpers. Die meisten Zellen besitzen nur eine kurze Lebensdauer; von der Geburt bis zum Tode des Menschen leben nur ganz wenige. Die Hirn-, Muskel- und Knochenzellen teilen sich nur in der Jugend, solange der Mensch wächst, und bleiben dann das ganze Leben hindurch unverändert. Von den Blutzellen, jenen eisenhaltigen Kügelchen, die im Blute des Menschen schwimmen, lebt jede nur zwanzig Tage. Da es von ihnen zweiundzwanzig Billionen gibt, müssen täglich durchschnittlich eine Billion Zellteilungen stattfinden, also täglich eine Billion Blutzellen geboren werden, um sie in zwanzig Tagen zu ersetzen. Das

sind in jeder Sekunde zehn Millionen Zellteilungen. Hierzu kommen noch die ununterbrochenen Teilungen in den anderen Geweben; so vollziehen sich allein zum Nachwuchs der ausfallenden Haare täglich annähernd eine Million Zellteilungen in der Kopfhaut. Die übrige Haut schuppt ein Vielfaches ab; unberechenbare Mengen von Zellen werden mit dem Waschwasser entfernt. Angesichts solcher Zahlen verliert es an Erstaunlichkeit, daß die Geschlechtsdrüse des Mannes durch viele Jahrzehnte täglich hundert Millionen Fortpflanzungszellen und mehr erzeugt. So übertrifft die Wirklichkeit noch bei weitem die Schilderung, die Schiller in den Worten gibt:

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringt kaum einer Früchte.
Zum Element kehren die meisten zurück,
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Wie das äußere, so verliert auch das innere Sekretionswunder etwas von seiner Besonderheit, wenn wir erfahren, wie unvorstellbare kleine Mengen der Innensekrete ausreichen, um im Körper weitgehendste Veränderungen hervorzubringen. Den im Andrin und Gynäzin wirksamen chemischen Stoff kennen wir zwar noch nicht, aber von einer andern Drüse mit ihrer Sekretion ist uns das Element bekannt, welches Körper, Seele und Geschlecht weitgehendst beeinflußt. Das ist die Schilddrüse, jenes doppelseitige, walnußgroße Organ zu beiden Seiten des Kehlkopfes, das in seinem Innern zahlreiche Kammern enthält, die von einem leimartigen, gelben Schleim, dem Kolloid der Schilddrüse, erfüllt sind. Hier lagert sich das Jod ab, das wir ebenso wie Arsen in unmerklich kleinen Mengen, namentlich mit Wasser, Milch, Eiern, Brot und der Luft aufnehmen. Die Schilddrüse sondert stündlich ungefähr $^1/_{2000}$ g Schilddrüsensaft mit etwa $^1/_{300000}$ g Jod ab. Da diese Menge sich auf ungefähr 50 Liter Blut und Körperflüssigkeit verteilt, enthält das Blut schätzungsweise 0,000000006% Jod.

In dem erwähnten Buche vom Menschen bringt Fritz *Kahn* das Bild eines zwerghaften Kretins mit entarteter Schilddrüse im Beginn der Pubertät, daneben das eines blühenden Mädchens von 21 Jahren. Es ist die gleiche Person. „Niemand wird erraten," sagt er, „daß dieses verblödete Geschöpf von den Körpermaßen eines vierjährigen Kindes (17 kg Gewicht) ein 15jähriges Mädchen ist. Es hat noch nie gesprochen, nicht selbständig gegessen, kennt niemanden und zeigt keine Regung eines Seelenlebens. Nachdem es 15 Jahre so vegetierte, reichte man ihr die jodhaltigen Substanzen der Schilddrüse. Wie eine verdorrte Pflanze, die man in feuchte Erde bettet, beginnt das Kümmerwesen sich zu entfalten. Seine Knochen erstarken, die Zähne entwickeln sich, die Haut wird glatt, die Haare fangen an zu wachsen, die Augen gewinnen Leben. Es beginnt zu sprechen, äußert Wünsche und erkennt die Personen seiner Umgebung. Das Gedächtnis erwacht, Anhänglichkeit und Liebe dämmern in ihm auf. Aus einer scheinbar hoffnungslosen Mißgeburt wird ein Mensch mit allen Zeichen der „Seele". Nach sechs Jahren steht ein Mädchen vor uns, in dem niemand den stumpfsinnigen Krüppel von einst mehr erkennt. Was ist mit diesem Kümmerwesen vor sich gegangen, daß es zum Menschen erwuchs und erwachte? Welch Wunder geschah? Gar kein Wunder! Es hat ein paar Gramm Schilddrüsenjod zu sich genommen. . . . Würde man es glauben können, wenn man es nicht glauben müßte?"

In den letzten Jahren sind es vor allem die Forschungen über die Kernkörperchen gewesen, die unser Wissen über die Ei- und Samenzellen sehr wesentlich gefördert

haben. Man fand, daß der Zellkern in seinem Innern ungeheuer kleine feine Fäden beherbergt, die Chromatinschleifen oder

Chromosomen

(von χρῶμα = Farbe und σῶμα = Körper, also Farbkörper, weil diese Kernkörperchen durch gewisse Farbstoffe im Gegensatz zu ihrer Umgebung tiefdunkel gefärbt werden). Jede Tierart hat im Kern ihrer sämtlichen Zellen eine ganz bestimmte Anzahl dieser Fädchen (etwa 4 oder 8, 26, 31). *Beim Menschen, ob Mann oder Weib, beträgt die Chromosomenzahl 24.* Die Farbkörper sind die Träger des Erbgutes und bewirken auch, daß jede Zelle im Körper immer wieder ihresgleichen zeugt; die Muskelzellen bilden Muskelzellen, die Leberzellen Leberzellen, aber nur, solange die Chromosomen unversehrt sind, sonst versagt das Vererbungsgesetz.

Jeder Körper besitzt nun aber auch Zellen, aus denen sich ein neuer Körper ganz und gar aufbauen kann, das sind die Geschlechtszellen. In ihren Chromosomen befinden sich alle körperseelischen Eigenschaften insgesamt aufgespeichert, die ihren Trägern im Laufe der Jahrtausende von ihren Vorfahren überkommen sind. Ursprünglich haben auch diese Geschlechtszellen die allen Zellen der bestimmten Tierart zukömmliche Anzahl Chromosomen, beim Menschen also 24. Würden sich nun bei der geschlechtlichen Vereinigung zwei solcher Zellen miteinander verbinden, dann müßte eine neue Zelle mit 48 Chromosomen entstehen, aus der sich durch Zellteilung weitere ähnliche bilden würden. In der nächsten Generation würden sich dann zwei solcher Zellen zu einer neuen mit 96 zusammentun; in der dritten würden schon 192 Chromosomen vorhanden sein. Dieses soll und muß verhindert werden. Darum findet in jeder Ei- und Samenzelle vor ihrer Ausstoßung eine Halbierung ihres Chromosomenbestandes statt. Das ist die „Reduktionsteilung" (Reduktion = Zurückführung). Die fertige Samen- und Eizelle enthält also nur die Hälfte von 24, nämlich 12 Chromosomen. Bei der Vereinigung beider kommen dann immer wieder 24 zusammen.

Doch nun gelangen wir zu einer Feststellung, die eine neuere bedeutsame Erweiterung unseres geschlechtskundlichen Wissens darstellt. Die Samenzelle des Menschen und aller Tiere und Pflanzen besitzt unmittelbar vor ihrer Reifeteilung einen Chromosomenfaden weniger als alle übrigen Zellen, vor allem auch als die Eizellen, also nur 23. Infolgedessen kann sich die Samenzelle nicht mehr so gleichmäßig wie die übrigen teilen. Sie fällt in zwei ungleiche Teile auseinander, wodurch die eine Hälfte aller reifen Samenzellen 12 Chromosomen, die andere Hälfte nur 11 in sich schließt. Vereinigt sich nun eine der Samenzellen mit der geraden Chromosomenzahl 12 mit einer weiblichen Eizelle, die immer 12 Chromosomen enthält, so entwickelt sich daraus ein Mädchen. Wenn aber eine elfchromosomenhaltige Samenzelle mit einer zwölfchromosomenhaltigen Eizelle zusammenkommt, so entsteht ein Knabe. Das ungerade Chromosom, das übrigbleibt, wird X-Chromosom genannt.

Man kann demnach

männliche und weibliche Samenzellen

unterscheiden, ob es daneben auch männliche und weibliche Eier gibt, ist sehr fraglich geworden. Damit ist auch wieder ein alter wissenschaftlicher Meinungsstreit wenn auch noch nicht ganz beendet, so doch vorläufig zugunsten der männlichen Geschlechtsdrüsen entschieden. Es ist noch nicht lange her, als allgemein das Gegenteil angenommen wurde, nämlich daß das zukünftige Geschlecht im Ei ruhe. Noch *Halban* in Wien nahm männliche, weibliche und hermaphroditische Eier an. *Olshausen* und *Virchow* in Berlin vertraten, als ich studierte, ebenfalls die Anschauung, daß das Geschlecht bereits vor der Befruchtung im Ei festgelegt = „präformiert" sei. Der Samenzelle käme im wesentlichen nur die Aufgabe zu, die Weiterentwicklung des Eies anzuregen, eine Annahme, die, bevor sie fiel, noch wesentlich durch die Versuche von Jacques *Loeb* in Neuyork gestützt schien. Dieser hatte nämlich im Jahre 1899 entdeckt, daß durch Einwirkung bestimmter Salzlösungen unbefruchtete Seeigeleier zur Entwicklung gebracht und aus ihnen Larven gezüchtet werden können, die in jeder Hinsicht normalen Seeigellarven gleichen. Diese Versuche sind seitdem vielfach in ähnlicher Weise mit gleichen Erfolgen wiederholt worden, so daß es schon fast den Anschein hatte, als ob bei vielen Lebewesen das Männchen fast überflüssig wäre. Sie könnten sich unter gewissen Bedingungen ebenso gut durch Parthenogenesis (= Jungfernzeugung) vermehren, die ja bei den Bienen die Regel ist. So wirkt bei manchen Eiern bereits eine plötzliche Erhöhung oder Erniedrigung der Wassertemperatur entwicklungserregend, und *Bataillon* gelang es (1910), durch bloßes Anritzen Froscheier zur Entwicklung zu veranlassen. R. *Weißenberg* bemerkt hierzu: „Man kann in diesem Sinne das unbefruchtete Ei mit einer aufgezogenen Uhr vergleichen, die infolge einer geringfügigen Hemmung noch nicht geht. Sobald sie durch eine äußere Einwirkung, die sehr verschiedener Art sein und im einfachsten Falle nur in einem Anstoß bestehen kann, aufgehoben wird, beginnen die im Innern des Werkes aufgespeicherten Kräfte sich in den Gang der Uhr umzusetzen."

Noch weiter gingen in der Bewertung der weiblichen Geschlechtsdrüse die alten Naturforscher. So meinte *Hippokrates*, daß im rechten Eierstock sich die Knaben- und im linken die Mädcheneier befänden, und noch 1786 gab *Hencke* genaue Vorschriften, wie sich das Weib und der Mann beim Verkehr legen müßten, um nach Wunsch einen Knaben oder ein Mädchen zu zeugen. Diese Annahmen fanden freilich schon dadurch ihre Widerlegung, daß Knaben sowohl von Frauen geboren wurden, denen der rechte, als auch von solchen, denen der linke Eierstock entfernt war, und ebenso Mädchen. Durch die neue Chromosomenforschung sind nun freilich alle diese Annahmen und Angaben über die alleinige Vorherrschaft des Eies bei der Entstehung des männlichen oder weiblichen Geschlechts gründlich ins Wanken geraten. Ob und inwieweit neben der gegebenen Beschaffenheit der Keimzellen noch äußere Einflüsse, wie Ernährungsverhältnisse, Temperatur, günstige oder ungünstige Lebensbedingungen, Hunger, Kälte, Krieg, Zeitpunkt des Verkehrs im Verhältnis zur Ovulation und Menstruation, für die Geschlechtsbildung von Bedeutung

sind, soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Wir werden im Zusammenhang mit der vielerörterten Frage, ob sich das Geschlecht der Menschen im voraus willkürlich beeinflussen läßt, darauf zurückkommen.

Wir wollen nunmehr, bevor wir uns der Beschreibung der Geschlechtsdrüse im einzelnen zuwenden, einen allgemeinen Überblick über die Geschlechtspersönlichkeit des Menschen geben, bei dem wir von der uns zur Zeit als innerst bekannten Stelle ausgehen und von dort aus bis an die Oberfläche des Körpers vordringen wollen. Da ergibt sich dann folgendes Bild:

Die weiblichen und männlichen Kernkörperchen liegen in einem Zellkern; dieser weibliche oder männliche Zellkern lagert im Zelleib; der Zelleib der Eizelle entsteht und befindet sich im Eibläschen (= Eifollikel). Der Zelleib der Samenzelle bildet sich und liegt in den Samenkanälchen. Die Eifollikel ruhen im Ovarium oder Eierstock, die Samenkanälchen im Spermarium oder Hoden (der in der Fachsprache meist als Testis bezeichnet wird, was eigentlich Zeuge bedeutet: nämlich Zeuge der Männlichkeit. Man achte auf den verwandten Doppelsinn des Wortes „Zeugen" im Deutschen für bekunden und befruchten).

Die beiden Eierstöcke liegen links und rechts von der Gebärmutter in den breiten Mutterbändern, die sich von dem äußeren Gebärmutterrand bis an die Innenwand des knöchernen Beckens hinziehen; die beiden Hoden liegen zwischen den Oberschenkeln in einer Ausstülpung der Bauchdecke, die Skrotum oder Hodensack genannt wird. Von der weiblichen Geschlechtsdrüse geht der Eileiter, von der männlichen der Samenleiter aus. Durch beide Kanäle werden die Geschlechtszellen nach außen befördert, doch pflegen sie unterwegs in Ausbuchtungen dieser Kanäle eine Weile liegen zu bleiben, die man bei dem Eileiter die Eiampulle, beim Samenleiter Samenampulle nennt. Der Eileiter führt in den Aufbewahrungsraum der Gebärmutter.

Dieser Name hat weder mit Gebären noch mit Mutter zu tun, er heißt im alten Deutschen „Bärmutter", zusammengesetzt aus dem Stamme „baer", der dem englischen to bear = tragen entspricht (bei uns auch noch in Bahre enthalten), und dem Wort Mutter, das ebenso wie in Perlmutter oder Schraubenmutter Schale bedeutet. Es ist also die Tragschale, Fruchtschale, in der sich der menschliche Embryo entwickelt. Von schwangeren Tieren sagen wir noch jetzt: sie tragen, sind trächtig.

Auch der Mann besitzt eine Gebärmutter, den Uterus masculinus, aber sie ist bei ihm ebenso kümmerlich entwickelt wie das andere für die Brutpflege bestimmte Organ, die Brustdrüse (besser Milchdrüse), von der der Mann im Vergleich zur weiblichen Beschaffenheit ja auch nur kümmerliche Reste sein eigen nennt. Sie verraten zwar beide: die männliche Gebärmutter und die männliche Brustdrüse die un-, ein- oder doppelgeschlechtliche Uranlage des Menschen (alles dies nur scheinbar Gegensätzliche besagt dasselbe); sie sind aber für ihn zwecklos geworden, nachdem die Trennung der Geschlechter auch eine Arbeitsteilung in der Zeugung und Aufzucht der Jungen mit sich gebracht hat. Meist wird als männliche Gebärmutter nur

ein kleiner Spalt in der Vorsteherdrüse bezeichnet, eigentlich aber verdiente diese selbst diese Bezeichnung, denn der gewöhnlich nach Form und Größe mit einer Birne verglichene Uterus und die meist nach Umfang und Gestalt mit einer Kastanie verglichene Prostata (= Vorsteherdrüse) sind nach Lage, Beschaffenheit und Ursprung nahe verwandt.

Die Prostata wird von dem Samenleiter durchbohrt, der in ihrer Mitte die Harnröhre trifft; diese hat kurz vorher die Harnblase verlassen, vor deren Ausgang die Vorsteherdrüse gelagert ist (daher ihr deutscher Name). Geschlechtszellen und Harn entleeren sich mithin beim Manne aus einem gemeinsamen Kanal. Beim Weibe ist dies nicht der Fall. Hier schließt sich an den äußeren Muttermund der Gebärmutter ein besonderer Schlauch an, die sogenannte Scheide, über deren bis zur Defloration (= Entjungferung) meist verschlossenen Ausgang sich noch eine andere kleine Öffnung befindet, in der die Harnröhre ganz für sich allein mündet. Es ist wichtig, über diese anatomischen Verhältnisse unterrichtet zu sein. Die Erfahrung hat mir wiederholt gezeigt, daß sich Männer in hohem Maße beunruhigt fühlten, weil sie über den Bau der weiblichen Organe nur ganz mangelhafte Kenntnisse besaßen und deshalb fürchteten, Ungeschicklichkeiten, Irrtümer und Verletzungen zu begehen, die tatsächlich, wenn auch nur selten, als Folgen dieser Unklarheit beobachtet worden sind. Ich kenne Männer, die sich wegen der durch Unwissenheit über den Bau des Weibes hervorgerufenen Unsicherheit nicht getrauten, eine Ehe einzugehen, und auch Frauen, die große Angst vor dem Geschlechtsverkehr hatten, weil sie sich von der Beschaffenheit der männlichen und weiblichen Organe ganz falsche Vorstellungen machten. Erst jüngst suchte uns wieder eine Dame am Tage vor ihrer Hochzeit mit dem Anliegen auf, ihr „die entsetzliche Angst fortzuhypnotisieren", die sie vor der Brautnacht hätte.

Die Scheide, welche in der wissenschaftlichen Sprache Vagina heißt, und das männliche Glied, für welches die Fachausdrücke Phallus (der Ausdruck leitet sich vom griechischen φάλης = unserem Pfahl ab), Penis (= πέος) oder Membrum virile üblich sind, sind die geschlechtlichen Vereinigungsorgane.

Wir finden demnach bei beiden Geschlechtern eine sehr weitgehende

Übereinstimmung der Geschlechtsorgane:

a) die *Geschlechtsdrüsen* oder Bildungsstätten der äußeren und inneren Sekrete:
Eierstock oder Ovarium des Weibes,
Hoden oder Spermarium des Mannes;

b) die *äußeren Sekrete* der Geschlechtsdrüsen:
Eizellen des Weibes,
Samenzellen des Mannes;

c) die *inneren Sekrete* der Geschlechtsdrüsen:
Gynäcin des Weibes,
Andrin des Mannes;
d) die *Leitungswege* für die Geschlechtszellen:
Eileiter des Weibes,
Samenleiter des Mannes;
e) *Aufbewahrungsstellen* der Geschlechtszellen:
Eileiterampullen des Weibes,
Samenampullen des Mannes;
f) *Verbindungsorgane:*
Vagina des Weibes,
Phallus des Mannes.

Nur die beiden der Brutpflege dienenden Organe der Frau:

die Gebärmutter und die Milchdrüse

haben beim Manne kein vollentwickeltes Analogon (= entsprechendes Seitenstück), sondern sind nur andeutungsweise in Rudimenten (= Resten) vorhanden.

Wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, daß die Bedeutung des Geschlechtslebens ausschließlich die Erhaltung der Art ist, so müssen wir folgerichtig zu der Auffassung gelangen, daß im letzten Grunde der Mensch nur um seiner Geschlechtszellen wegen auf der Erde ist, daß sein Körper eigentlich nur ein Futteral für die Geschlechtsdrüsen und die in ihnen enthaltenen Keime ist. Ein Vergleich zwischen der Zwiegestalt der Keimzellen und ihrem Träger könnte uns in dieser Vermutung bestärken, denn tatsächlich wirkt die schmale Mannesgestalt wie ein konzentrisches Abbild der schlanken beweglichen Samenzelle, während das rundliche Weib das der rundlichen Eizelle angepaßte Schmuckkästchen zu sein scheint. Man könnte in diesem Sinne das Weib in seiner Ganzheit als Eierbecher und den Mann als Samenschote ansehen. Dies aber wäre natürlich eine ebenso starke biologische Übertreibung, wie es eine theologische ist, das Geschlechtsleben ausschließlich als Mittel zum Zweck der Fortpflanzung zu betrachten und zu – entschuldigen. Wenn ein so ausgezeichneter Biologe wie Richard *Weißenberg* (vom Anatomisch-biologischen Institut der Universität Berlin) bei Besprechung des Zeugungsvorgangs einmal die Bemerkung macht: „daß nicht die Personalvorgänge dabei das Wesentliche darstellen, sondern daß ihnen nur die Rolle von Vermittlern zukommt für unpersönlich und unbewußt sich vollziehende Lebensprozesse, die zwischen abgelösten Teilen des weiblichen und des männlichen Organismus, dem Ei und dem Samen, vor sich gehen", so ist dies gewiß an sich zutreffend, kann aber nur zu leicht dazu führen, den Menschen nicht nur als Vermittler, sondern als „Mittel zum Zweck" der Zeugung zu erachten, während es doch gerade für seine Geschlechtsentwicklung bezeichnend ist, daß er körperseelisch weit über diesen „Zweck" hinausgewachsen ist – womit aber

noch lange nicht gesagt ist, daß er sich des Ursprungs und Ausgangs seines Lebens und Wirkens schämen soll. Das ist gedankenlos und – pietätlos.

Wir wollen nun an den kurzen Überblick, den wir soeben von dem männlichen und weiblichen Geschlechtsapparat gegeben haben, zunächst eine genauere Schilderung der männlichen und weiblichen Geschlechtsdrüsen anschließen, deren ex- und inkretorischer Anteil die Grundlagen für die Gesamtgeschlechtlichkeit des Menschen sind.

Die männlichen und weiblichen Geschlechtsdrüsen werden ursprünglich an gleicher Stelle angelegt. Rechts und links von der Wirbelsäule sproßt dicht neben der Urniere an der hinteren Seite der Bauchwand etwa fünf Wochen, nachdem das Ei befruchtet wurde, eine Erhöhung hervor:

das Keimlager.

Um diese Zeit ist die ganze Frucht etwa 60 mm groß. In dem Keimlager, das aus einer einfachen Zellschicht ohne Bindegewebe besteht – daher auch Keimepithel (Epithel bedeutet in der Gewebelehre Deckzellenschicht) genannt –, heben sich die Keimzellen zwischen den übrigen als etwas größere Zellen ab. Sie werden *Gonozyten* genannt und unterscheiden sich in ihrem anfänglichen Aussehen so wenig voneinander, daß es zunächst unmöglich ist, ihr Geschlecht zu bestimmen. Durch Teilung entwickeln sich aus ihnen die Ursamen- und die Ureizellen, die bereits gewisse Unterschiede, vor allem in der Größe erkennen lassen. Diese liefern die Spermiogonien und Ovogonien, aus denen dann durch Teilung auf der männlichen Seite die Spermiozyten, auf der weiblichen die Ovozyten entstehen. Diese bilden den Ausgangspunkt für die oben geschilderten Reifeteilungen (die „Reduktionsteilung"), die nach einigen weiteren bei beiden Geschlechtern parallelen Durchgangsstadien zur Samen- und Eizelle führen.

Der Kopf der männlichen und der Kern der weiblichen Zelle entsprechen einander vollkommen. Ihre verschiedene Gestalt entsteht dadurch, daß der Zelleib der Samenzelle sich knäuelartig um den Kern herumlegt und daß dieser Knäuel sich fadenförmig aufwickelt, wenn die Samenzelle später selbständig in die Samenkanälchen tritt. Die Eikapsel (der Graafsche Follikel), in dem sich die Eizelle bildet, besitzt eine aus verschiedenen Zellschichten bestehende Wandung, von deren innerster sich eine Hervorwölbung, der Keimhügel, abhebt, in welcher das kleine Eichen gelegen ist. Der Hohlraum der Eikapsel enthält ein wenig Flüssigkeit, die, wenn in ihr ein Ei zur Reifung kommt, innerhalb 28 Tagen mehr und mehr zunimmt, bis der von ihr ausgehende Innendruck so stark wird, daß er die gedehnte Wandung der Kapsel sprengt. In demselben Augenblick öffnet sich die Lichtung des Eileiters, dessen Ausgang durch hereinhängende Fransen verschlossen war, und das kleine Ei springt in den Kanal, dessen Schleimhaut mit Flimmerhärchen besetzte Zellen trägt. Das Ei drückt die kleinen Härchen herunter, diese suchen sich aufzurichten und schleudern dabei das Eichen weiter, der Ausgangsöffnung des Kanals zu, welcher in die Gebärmutter mündet. Neuerdings wird von einigen angenommen, daß die Fortbewegung mehr

durch eine Art Peristaltik (= wellenförmige Zusammenziehung) des Eileiters geschieht, also ähnlich wie die Weiterbewegung der Nahrungsstoffe im Darmkanal. Jedenfalls besitzt das weibliche Ei keine Eigenbewegung. Es wird vielmehr auf diese Weise passiv (= unselbständig) fortbewegt, und zwar zunächst so weit, bis es in eine Aushöhlung des Eileiters gelangt, die Ampulle, in welcher es ein bis zwei Wochen empfangsbereit verweilt.

Bei den meisten Tieren, selbst den wirbellosen, wie den Spinnen, ist das Ei genau so gebildet wie bei den Menschen (am besten kann man sich von ihm eine Vorstellung machen, wenn man sich die einzelnen Körnchen des Fischrogens betrachtet, etwa die Kaviarkörnchen, die jede für sich eine weibliche Eizelle sind). Wie individuell müssen die Keimzellen geartet sein, wenn wir berücksichtigen, daß die körperseelischen Eigenschaften der verschiedenen Tiere sich durch diese Eizelle so weitgehend von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen. Wie ungemein ähneln doch die Zellen äußerlich einander, und wie unendlich verschieden müssen sie innerlich sein. Denn es übertragen sich durch die tierischen Eier nicht nur die tierischen Eigenschaften und durch die menschlichen Eizellen nicht nur die Eigenschaften des Menschen, sondern die ganz bestimmter Menschen in ihrer großen Mannigfaltigkeit.

So wie mit der Ei-, ist es auch mit der Samenzelle. Auch diese weisen überall in der Natur einen sehr ähnlichen Bau auf und zeigen unter einzelnen Personen mit den Mitteln, die uns für ihre Untersuchung gegenwärtig zur Verfügung stehen, kaum individuelle (= persönliche) Merkmale. Aber auch hier werden durch sie nicht nur elterliche, sondern auch vorelterliche Eigenschaften, die Jahrhunderte und Jahrtausende zurückliegen, übertragen. Wie außerordentlich verschieden müssen sie daher in Wirklichkeit gestaltet sein. Das Wunder, vor dem wir hier stehen, ist bei ihnen noch größer als bei den Eizellen, denn die Samenfädchen sind ja tausendmal kleiner als eine Eizelle. Nach *Gegenbauer* und *Fürbringer* sollen sogar erst zweihundertfünfzigtausend reife Samenzellen die Größe eines weiblichen Eies haben, das selbst doch nur etwa $^1/_{10}$ mm groß ist. Dafür werden allerdings die Samenzellen in viel reichlicheren Mengen gebildet und abgesondert als die weiblichen Eizellen.

Bei etwa 500facher Vergrößerung erkennt man an den Samenzellen einen langen, dünnen, fadenförmigen Teil, die Geißel, den „aktiven Motor", wie ihn *Benda* genannt hat. Boruttau vergleicht ihn mit der Schraube eines Torpedos. Über ihm befindet sich ein halsförmiges Verbindungsstück und darüber ein kleiner dicker Teil, der Kopf oder Körper der Samenzelle. Das Ganze hat etwa die Gestalt eines Infusoriums (= Aufgußtierchen). Da Leeuwenhoek beide: die Aufgußtierchen und die Samentierchen, entdeckte, begreift man, daß er bei ihrer Ähnlichkeit beiden auch ähnliche Lebenseigenschaften zuschrieb. Solange die Samenzelle lebt, führt die Geißel heftig peitschende Bewegungen aus, die den Körper vorwärts treiben. Bringen wir einen Tropfen frischen Samens unter das Mikroskop, so erblicken wir in ihm ein lebhaftes, regelloses Durcheinander; es kribbelt und wimmelt durcheinander wie in einem aufgescheuchten Ameisenhaufen, und die dicht gedrängten

Samenfädchen schlängeln ähnlich wie Ringelnattern oder Aale ihren geschmeidigen Körper – ein Bild von so eigenartiger Naturschönheit, daß es sich jedem, dem das Glück zuteil ward, es einmal zu schauen, unvergeßlich einprägt.

Im Hoden haben die Samenzellen noch keine aktive Bewegung. Diese bekommen sie erst, wenn ihnen die Drüsenflüssigkeiten beigemischt sind. Die Länge eines Samenfädchens beträgt 55 Mikra, von denen auf den Kopf, den wichtigsten Teil der Samenzelle, der die Chromosomen enthält, 5 Mikra, auf den beweglichen Faden 50 Mikra fallen. Je frischer der Samen ist, um so geschwinder ist die Bewegung der Samenzelle. Anfangs legt sie in einer Minute 3,5 Millimeter zurück. Für die 16–20 cm lange Strecke vom äußeren Muttermund bis zum Tubentrichter braucht die Samenzelle drei viertel Stunden. Allmählich nimmt ihre Schnelligkeit ab, die Schwingungen des Fadens werden langsamer, die Schlängelungen träger und matter, bis sie nach und nach ganz erlöschen. Früher glaubte man, daß die Samenzellen keine eigene Bewegung hätten, sondern durch die Flimmerzellen der Schleimhaut, welche die Gebärmutter und den Eileiter auskleiden, ebenso wie das Ei fortbewegt würden. Jetzt wissen wir aber, daß die Hauptsache ihre selbständige Fortbewegung ist. Ob sie, wie einige behaupten – „halb zog sie ihn, halb sank er hin" – auch noch durch die Erschütterung der Gebärmutter in den Muttermund hineingezogen („aspiriert") werden, ist fraglich. *Henle* führt an, daß die Kraft der Samenzellen so groß ist, daß sie einen zehnmal schwereren Körper beiseite stoßen können. Es gibt auch Spermien (= Samenzellen) mit zwei Köpfen, auch solche mit zwei oder mehreren Geißelfäden; vielleicht erklärt sich durch ihr Eindringen in ein Ei das Vorkommen jener seltsamen Mißgeburten und „Eierstockzysten", von denen weiter unten die Rede sein wird.

Der Ort, an dem sich Samen und Eizelle begegnen, befindet sich im Eileiter. Von ihrer Kleinheit und der unendlichen Feinheit ihres Baues kann man sich eine oder, richtiger gesagt, keine Vorstellung machen, wenn man hört, daß etwa 500 Millionen dieser menschlichen Samenzellen den Raum von 2 qmm ausfüllen. Durchschnittlich enthält ein einziger Samenerguß 2–300 Millionen Samenfädchen. Findet mehrmals an einem Tage Geschlechtsverkehr statt, so nimmt die Zahl der in einem Ejakulat (= Erguß) enthaltenen Samenfädchen sehr stark ab. *Lode* fand, daß durchschnittlich in dem dritten Ejakulat innerhalb 24 Stunden überhaupt keine Samenzellen mehr vorhanden sind. Aber in einem, höchstens zwei Tagen ist die ursprüngliche Anzahl bereits wieder erreicht. Zum Unterschied von den Eizellen besitzt die Samenzelle bei Tieren und Menschen eine sehr starke Eigenbewegung, die sich noch bedeutend steigert, wenn man ihr etwas von der Absonderung der Scheidenschleimhaut zusetzt. Wasser können die Samenzellen nicht vertragen. Wenn man dem Samen Wasser zusetzt, hören die Bewegungen sofort auf. Alle Samenfädchen bilden dann Ösen, indem der hintere Teil des Fadens sich bogenförmig nach vorn einrollt. Sie können wie der Mensch nicht unter Wasser leben (atmen) und sterben den Ertrinkungstod.

Am längsten halten sich die Samenzellen in ihrem eigentlichen Lebenselement, im Innern des weiblichen Körpers. Nichts ist irrtümlicher, als anzunehmen, daß Begattung und Befruchtung, Beischlaf und Zeugung Vorgänge sind, die zeitlich zusammenfallen; oft vergehen Tage nach dem Verkehr, bis sich, von der Frau überhaupt nicht bemerkt, während sie schläft oder ihrer Beschäftigung nachgeht, im Schoße ihres Körpers der große Moment vollzieht, in dem der Grundstein zu einem neuen Menschen gelegt wird. *Dührssen* (geb. 1862) hat noch $3^1/_2$ Wochen nach dem letzten Geschlechtsverkehr lebende Samenzellen in den Genitalien des Weibes gesehen. Bei den Tieren erhalten sich die Samenzellen oft monatelang lebendig; so findet bei den Fledermäusen die Paarung im Herbste statt, und die Samenzellen halten sich im weiblichen Körper bis zum Frühling lebendig, wo erst die Eiabsonderung stattfindet. Die Bienenkönigin nimmt beim Hochzeitsfluge in ihrer Samenkammer Samen auf, der sich drei Jahre befruchtungsfähig hält. Sie lebt vier bis fünf Jahre und wird nur einmal in ihrem Leben begattet. Bei den Pflanzen aber erhält die Samenzelle noch viel länger ihre Lebensfähigkeit. In England wurde vor einiger Zeit Samen aus einem Bleisarg aus dem 12. Jahrhundert zum Keimen gebracht. Die Samenzellen waren also 800 Jahre keimfähig geblieben. Gleiches verlautet von Funden, die man in Pharaonengräbern machte, ja im Thompson-Institut für Botanik in Yonkers bei Neuyork wurden vor kurzem Samen der Seerosen zum Keimen gebracht, die in der Wüste Gobi ausgegraben waren und nach den Ablagerungen, zwischen denen man sie hervorholte, auf ein Alter von viertausend Jahren geschätzt wurden.

Man hat aus der Beobachtung, daß die Samenzellen im Wasser absterben, den Schluß gezogen, daß Ausspülungen nach dem Geschlechtsverkehr eines der besten Mittel zur Verhütung der Empfängnis seien, hat aber dabei außer acht gelassen, daß meist im Verkehr schon einige Samenfädchen durch den Muttermund in den Gebärmutterkanal selbst gelangen, während das Wasser nur die Scheidenschleimhaut vor ihm bespült.

Noch ein anderer Trugschluß sei hier erwähnt, der mit der Tatsache zusammengebracht wird, daß ein einziger Samenerguß ungefähr eine Million mal mehr Keimzellen enthält, als seine Frau während ihres ganzen Lebens Eizellen abstößt. Man hat nämlich hierin einen Beweis sehen wollen, daß der Mann auf sexuellem Gebiet polygam (= zum Verkehr mit vielen veranlagt), die Frau mehr monogam (= nur zum Verkehr mit einem bestimmt) sei. In der Tat genügt ja ein Bock zum Belegen von mehr als 100 Ziegen, und ein siebenjähriger Hengst kann gut 100 Stuten decken. Die Frage, ob der Mensch polygam oder monogam veranlagt ist, ist aber sicher nicht nach rein körperlichen Gesichtspunkten zu lösen. Es überwiegen hier seelische Gründe, auf die wir bei der Geschichte menschlicher Geschlechtsverbindungen – Entstehung der Ehe – noch zurückkommen werden. Gewiß ist es erstaunlich, daß die Natur in der Hervorbringung der männlichen und weiblichen Keimzellen so über alle Maßen verschwenderisch vorgeht. Wir finden aber die gleiche Verschwendung im ganzen Naturreich bei fast allen Pflanzen und Tieren, wenn auch in verschiedener

Stärke. Beispielsweise fand die biologische Versuchsstation in Münster bei einem Karpfen von $4^1/_2$ kg Gewicht 1 662 680 Eier. Würden aus allen diesen Eiern Karpfen werden und aus deren Eiern wieder Karpfen, so würde schon in der dritten Generation die Masse des Karpfenrogens größer sein als das Volumen der Erde.

Dieser Überfluß an Zeugungskraft und Zeugungsstoff in der ganzen Natur ist ein Beweis mehr, daß die Bedeutung der Geschlechtlichkeit sich nicht in der Fortpflanzung erschöpft. Nur eine einzige unter mehreren hundert Millionen Samenzellen eines Ergusses ist ausersehen, sich mit der Eizelle zu verbinden, und auch diese Vereinigung des männlichen und weiblichen Keimes stellt im Vergleich zu der Häufigkeit des Verkehrs der männlichen und weiblichen Personen, denen sie entstammen, nur eine ganz große Ausnahme dar. Sobald diese eine Samenzelle in die Eizelle eingedrungen ist, macht die riesige Heerschar der anderen Samenzellen sofort „kehrt marsch" — ein seltsamer Anblick, aber doch nur eine der vielen Zielstrebigkeiten und Zwangsläufigkeiten mehr, die uns fort und fort auf dem Gebiete des Geschlechtslebens begegnen. Immerhin ist es ein nicht unwesentlicher Geschlechtsunterschied, daß der Mann in der Erzeugung von Nachkommen nahezu unerschöpflich erscheint, viele Hunderte von Kindern erzeugen kann (in Asien gibt es Männer, die tatsächlich über hundert anerkannte Kinder besitzen), während das Weib in dieser Hinsicht viel beschränkter ist.

Dennoch sind auch bei der Frau viel mehr Eizellen vorhanden, als nur im entferntesten zur Reife gelangen können. Die regelmäßige Abstoßung der Eier,

die Ovulation,

dauert beim Weibe, gleichviel ob es geschlechtlich verkehrt oder nicht, dreißig bis fünfunddreißig Jahre. Rechnen wir, daß im Jahre 13 Eier abgestoßen werden, die alle unbefruchtet bleiben — denn wenn das Ei befruchtet wird, verringert sich die Zahl, weil von der Ansetzung der Frucht im Mutterleibe bis zur Absetzung des Kindes von der Mutterbrust die Eiabstoßung aussetzt —, so sind es nicht viel mehr als 400 Eier, welche in einer Frau reifen. Dies ist aber nur ein kleiner Teil von den in beiden Ovarien vorhandenen Eizellen. Man hat im Eierstock eines achtzehnjährigen Mädchens ihre Zahl auf 36 000, in beiden also auf 72 000 berechnet. Mehr als 71 000 gelangen also nicht zur Entwicklung. Im Eierstock des Neugeborenen ist sogar die Zahl der dort angelegten Eier noch viel beträchtlicher. Es sind ungefähr 100 000 bis 200 000, die man dort hat zählen können, von denen also die weitaus meisten bis zur Reifezeit wieder zugrunde gegangen sind.

Der erste Samenerguß ist ein Vorgang, der dem Gedächtnis der meisten Menschen gewöhnlich wieder entschwindet, weil er entweder im Schlafzustand eintritt oder als Folge bereits geübter Ipsation, bei der sich schon vorher Drüsensekrete (wenn auch anfangs ohne Spermien) absonderten. Noch weniger würde die erste Ovulation ins Bewußtsein treten, die sich auch später unmerklich in der Mitte zweier Menstruationen vollzieht, wenn sie nicht mit der monatlichen Periode in Zusammenhang stände. Ohne Ovulation keine Menstruation. Solange

beim Weibe nicht vorhanden ist, kann man annehmen, daß auch noch keine Eiabstoßung stattgefunden hat. Hört in den Wechseljahren die Eiabstoßung auf, so ist es auch mit der Menstruation zu Ende. Sind die Eierstöcke operativ entfernt (ein Eingriff, den man nach dem männlichen Brauch weibliche Kastration nennt), so bleibt auch die Menstruation aus, ebenso hört sie auf, wenn das Ei befruchtet ist und sich in der Schleimhaut des Fruchthalters eingenistet hat und weiterentwickelt. Schon Aristoteles weiß zu berichten, daß Frauen, die keine monatlichen Blutungen haben, steril (= unfruchtbar) sind, während Hippokrates (470–377 v. Chr.) die eigenartige Bemerkung macht (die mit neueren Erfahrungen nur ausnahmsweise übereinstimmt), daß „die Mädchen nahe der Hochzeit stärker bluten".

Im übrigen aber hatte man in älteren Zeiten über den eigentlichen Sinn der monatlichen Blutung nur ganz vage, wirre Vorstellungen. Man hielt sie für eine Art „monatlicher Reinigung", brachte sie auch in unmittelbaren Zusammenhang mit den Mondphasen (wie Ebbe und Flut, mit denen eine gewisse Ähnlichkeit ja tatsächlich besteht) und fabelte viel mystisch-abergläubisches Zeug, soweit man nicht, wie es auch noch jetzt vielfach der Fall ist, in völliger Unwissenheit diesem Vorgange, der doch im Leben des Weibes eine so hervorragende Rolle beansprucht, gegenüberstand.

Die von den meisten Fachleuten jetzt anerkannte Ansicht, von der man wohl mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit sagen kann, daß sie die richtige ist, ist folgende: Wenn im Eierstock ein Ei gereift ist, werden im Körper des Weibes alle Vorbereitungen für eine etwaige Empfängnis getroffen. Vor allen Dingen muß daher reichlich von dem kostbaren Ernährungsstoff vorhanden sein, mit dem der werdende Mensch im Mutterleibe ernährt werden soll. Und der Schleimhautteppich, der die innere Wand der Fruchtschale auskleidet, soll so schwellend sein, daß das befruchtete Ei sich warm und sicher in das von der Natur gebildete Nest einbetten kann. War diese Fürsorge der Natur nun überflüssig, weil eine Befruchtung nicht eingetreten ist, so verschwindet nach kurzer Zeit mit dem abgestorbenen Eichen auch alles, was für eine weitere Entwicklung vorbereitet war, die blutstrotzende Schleimhaut der Gebärmutter stößt sich ab, Schleim, Blut geht fort. Das ist die Bedeutung der monatlichen Regel. *Jede Menstruation ist gewissermaßen eine nicht stattgefundene Schwangerschaft, eine ausgebliebene Geburt.*

Dabei handelt es sich keineswegs nur um einen rein örtlichen Vorgang. Es ist vielmehr der ganze Körper des Weibes mitbeteiligt. Puls, Blutdruck, Temperatur, Reflexerregbarkeit, Wärmestrahlung, Muskelkraft und Lungenkapazität (= Fassungskraft) steigen vor Eintritt der Blutung an, sinken nach ihrem Eintritt, erreichen auf der Höhe der Menstruation einen Tiefstand, um den normalen Stand erst wieder nach Ablauf der Blutung zu erreichen. So geht dauernd eine Welle mit Wellenberg und Wellental durch den weiblichen Körper. Daß sich bei der jedesmaligen „Schein-

entbindung" ein leichtes körperliches Unbehagen, ein Gefühl von Mattigkeit, seelischer Reizbarkeit und Niedergeschlagenheit einstellt, ist wohl verständlich, wenn es auch nicht so erheblich sein brauchte, um den Ausdruck „Unwohlsein" zu rechtfertigen – noch weniger allerdings die übergroße Ängstlichkeit, mit der viele Frauen es vermeiden, bei der „monatlichen Reinigung" eine Reinigung ihres Körpers vorzunehmen.

Es sind hier noch viele Vorstellungen und Gebräuche im Schwange, die aus der Zeit stammen, da die Menstruation noch ein Mysterium und menstruierende Frauen für unrein angesehen wurden. Eine Römerin durfte während der Zeit der Regel nicht den Tempel besuchen. *Zoroaster* fordert eine strenge Absonderung der blutenden Frau von der Außenwelt, und bei vielen Naturvölkern gab es besondere „Hütten für unreine Frauen". Auch die Bibel enthält viele scharfe Vorschriften über die Menstruation. Nach *Preuß* (Biblisch-talmudische Medizin, bei Karger in Berlin) lautete das biblische Gesetz über die Menstruierende wie folgt: „Eine Frau, die fließend ist, soll sieben Tage in ihrer Absonderung sein; wer sie berührt, ist unrein bis zum Tagesende. Alles, worauf sie schläft oder sitzt, ist unrein, wer ihr Lager oder einen Gegenstand, auf dem sie sitzt, berührt, muß seine Kleider waschen, baden und ist unrein bis zum Abend. Wenn ein Mann sie beschläft, so kommt ihr ‚Abgesondertsein' auf ihn; er ist sieben Tage unrein, und alles, worauf er schläft, ist unrein." Und an einer anderen Stelle: „Einem Weibe in der Unreinheit ihrer Absonderung darfst du nicht nahen." Und: „Eine Frau, die während der Menses die Kohabitation (= Geschlechtsverkehr) verlangt, soll von ihrem Manne geschieden werden und des Rechtes auf die Alimentation (= Unterstützung) verlustig gehen."

Es war bei den alten Völkern Sitte, die schlechtesten Kleider während der Menstruation anzuziehen. Auch jetzt noch sind viele Frauen der Meinung, daß sie während dieser Zeit alte, unsaubere Wäsche anlegen müssen, und vielfach glaubt man, daß ihre körperliche Ausschwitzung und Ausdünstung geradezu giftig seien. Blumen, die sie während der Menstruation in der Hand trägt, sollen schnellstens verwelken, und erst vor kurzem erhielt ich die Anfrage, ob es richtig sei, daß Fische, die von einer menstruierenden Frau gefüttert werden, stürben.

Schon Plinius weiß in seiner Naturgeschichte (Hist. nat. VII 13 und XXVIII 23) viel über die giftigen Wirkungen des Menstrualblutes zu berichten. Nach ihm wird durch die Berührung einer Menstruierenden „der Most sauer, die Feldfrüchte unfruchtbar, Pfropfreiser sterben ab, Keime verdorren, Baumfrüchte fallen ab, eiserne Geräte werden stumpf, Elfenbein verliert seinen Glanz, Eisen und Erz rosten. Hunde, die das Blut lecken, werden toll, Ameisen werfen die damit besudelte Beute wieder weg. Sieht ein menstruierendes Weib in den Spiegel, wird er matt usw.", aber auch als Zauber zu allerlei schädlichen Zwecken soll das Menstruationsblut gut sein, und zwar nicht nur als Liebeszauber (wofür wir schon aus einem Mordprozeß ein Beispiel anführten, S . . . .), sondern auch, um Wirkungen des Hexenzaubers auszuschalten. „Das Blut auf den Fuß eines Malariakranken gestrichen, heilt ihn; vermischt man seine Asche mit Rosenöl, so hilft es gegen Kopfschmerz; entblößt sich eine menstruierende Person gegen Hagel, Wirbelwind und Blitz, so wird deren schädliche Wirkung abgewehrt, geht sie über Felder mit der Absicht, so fallen Raupen, Würmer, Käfer und andere Schädlinge von den Pflanzen ab."

Nach deutschem Aberglauben gilt Menstruationsblut auch als Sympathiemittel (Sympathie von *συμπαθέω* bedeutet mitleiden, sowohl im Sinne von Mitleid als auch Mitleidenschaft), Hühneraugen und Warzen, die damit betupft werden, sollen abfallen. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß der Glaube an die Heilkraft des Menstrualblutes wie der an die meisten Sympathiemittel ein Aberglaube ist. Immerhin verdient eine Bemerkung

angeführt zu werden, die sich in dem Handbuch der Physiologie (von 1858) des großen Naturforschers Johannes von Müller findet: „Vermittelst der Einbildung kann das Nervenfluidum nach gewissen Organen der Ernährung und Absonderung hingeleitet werden, bei dem Gedanken an Speisen findet Speichelabsonderung statt. Die Idee, es könne durch eine gewisse Tätigkeit ein Gewebsfehler verschwinden, bewirkt zuweilen, daß die hierdurch stärker erregte Energie der betreffenden Organe den gewünschten Erfolg hervorbringt. Darauf – schließt er – beruht auch die Kunst, durch sympathische Mittel Warzen zu vertreiben; – si fabula vera" (= wenn das Gerede wahr ist).

In Wirklichkeit unterscheidet sich weder das entleerte Blut (dessen Menge in weiten Grenzen schwankt, etwa von 30–300 g) noch der Schleim und Schweiß menstruierender Frauen von der Beschaffenheit dieser Sekrete außerhalb der Periode, und es empfiehlt sich durchaus, mit (allerdings nicht zu kaltem und nicht zu heißem) Wasser den ganzen Körper während der Regel zu säubern, vor allem das geronnene Blut zu entfernen (Menstrualbinden und Holzwollekissen haben, wenn richtig angelegt, viel für sich) und „ein frisches Hemde" anzulegen. Gewiß ist es besser, wenn die Frau während ihrer Periode stärkere Erschütterungen des Unterleibes, wie sie beim Reiten, Radfahren, Maschinennähen und Großreinemachen vorkommen, unterläßt, aber sowenig sie diese Rücksichten vernachlässigt, dürfen sie übertrieben werden, wozu viele Frauen in hohem Maße neigen, die am liebsten diese ganze Zeit in graziöser Lage auf dem Diwan verbringen möchten. Vor einigen Jahren fragte eine berühmte Tänzerin bei mir an, ob sie während der Menstruation ihre Tanzvorführungen fortsetzen dürfe. Ich habe die Frage, nachdem die Untersuchung ergab, daß alle ihre Organe, vor allem ihr Herz, in bester Ordnung waren, bejaht, und die Frau versicherte mir kürzlich, sie fühle sich jetzt viel wohler als in der Zeit, wo sie jeden Monat mehrere Tage jede Bewegung mied.

Die Dauer der Menstruation kann zwischen zwei und sechs Tagen schwanken; nach der Bibel dauert „die Zeit der Unreinheit" stets sieben Tage, unabhängig von der wirklichen Dauer der Blutung; wenn sie kürzere oder längere Zeit währt, ist ärztliche Abhilfe geboten. Das Durchschnittliche sind drei bis vier Tage. Man kann nach neuen Untersuchungen die 28tägige Zeitspanne zwischen zwei Perioden in vier Abschnitte teilen. Diese sind:

a) der menstruelle Abschnitt von 3—5tägiger Dauer,
b) der postmenstruelle Abschnitt (post = nach) von 4—6 Tagen,
c) der intermenstruelle Abschnitt (inter = zwischen) von 14 Tagen,
d) der prämenstruelle Abschnitt (prae = vor) von 3—7 Tagen.

Das Lebensschicksal eines Graafschen Follikels hat mit der Loslösung vom Ei noch nicht sein Ende erreicht. Es bildet sich aus der Narbe des geplatzten Bläschens

der Gelbkörper

= „Corpus luteum". Die gelbliche Farbe rührt von dem kleinen Blutstropfen her, der sich bei der Entbindung des Eichens aus dem Eifollikel entleert. Danach füllt sich das leere Bläschen mit eigenartigen gelben Zellen. Man nimmt an, daß aus diesen Thekaluteinzellen (θήκη = Kapsel, Lutein = Eigelb) sich das weibliche Sekret absondert, das den Hauptbestandteil des Gynäzins bildet. Erfolgt keine Befruchtung, so bildet sich der Gelbkörper allmählich zurück, vertrocknet und vernarbt und ist, wenn sich nach vier Wochen ein neues Corpus luteum bildet, nur noch als ein

schmuddliger Fleck sichtbar. Ganz anders verhält sich der Gelbkörper aber, wenn sein Ei befruchtet wird und Schwangerschaft eintritt. Dann bläht er sich mächtig auf und sondert ein Sekret ab, das für die Entwicklung des Embryos von größter Bedeutung ist. Schneidet man einen solchen Gelbkörper aus dem Eierstock aus, so wird sofort die weitere Entwicklung der Frucht im Mutterleibe unterbrochen, die Frucht „stirbt ab". Ein solcher Gelbkörper verdient in der Tat den Namen „echter Gelbkörper" (Corpus luteum verum), zum Unterschied von dem „falschen", der sich nach einer gewöhnlichen Menstruation bildet.

Der echte Gelbkörper hinterläßt auch nach seiner Rückbildung narbenartige Spuren, die sich das ganze Leben hindurch erhalten und an den Eierstöcken einer weiblichen Leiche einen genauen Rückschluß auf die Zahl der im Leben stattgefundenen Empfängnisse zulassen. Man kann an der weiblichen Geschlechtsdrüse dadurch feststellen, ob und wie oft eine Frau schwanger war. Es kann dies in Fragen der Kindesunterschiebung forensisch von Bedeutung sein. Es ist vorgekommen, daß eine Frau behauptet hat, sie hätte ein Kind geboren, während von anderer Seite der Meinung Ausdruck gegeben wird, sie hätte dieses nur vorgegeben, um einen Familienbesitz nicht in unerwünschte Hände gelangen zu lassen. Das Kind wäre „unterschoben". Oft steht hier so sehr Behauptung gegen Behauptung und widersprechen sich die Ergebnisse der Beweisaufnahme so sehr, daß bei Lebzeiten der Mutter ein sicheres Urteil kaum abgegeben werden kann. Aus einer genauen Untersuchung der Eierstöcke nach ihrem Tode würde sich feststellen lassen, ob tatsächlich eine Geburt stattgefunden hat. Zeigt der Eierstock keine Schwangerschaftsnarbe, so war die Frau kinderlos.

Einen gewissen Anteil an der inneren Sekretion nehmen auch die vielen Eierchen, die nicht so glücklich waren, zu reifen oder gar befruchtet zu werden. Sie hüllen sich keusch und sittsam in einen zarten, bindegewebigen Schleier und gehen dann im Eierstock zugrunde, vorher aber lassen sie durch Zellteilung einige feine Zellen aus sich hervorgehen, die sich zwischen die noch vorhandenen Eierchen und das Bindegewebe einlagern und ebenfalls Zwischenzellen genannt werden. Auch sie liefern Zuschüsse von Gynäzin, wenn auch spärlicher als die Gelbkörper.

Aber noch eines andern Schicksals sei gedacht, mit dem nicht ganz selten das Leben eines Graafschen Follikels samt Ei endet, das ist

die Eierstockzyste.

Es kommt nämlich gar nicht selten vor, daß die winzige Flüssigkeitsmenge im Follikel nicht die Hülle sprengt, sondern daß die Wandung nachgibt und sich weiter ausdehnt — der Follikel wird so groß wie eine Weinbeere, wie eine Walnuß und platzt nicht — der liquor folliculi (die Flüssigkeit der Eikapsel) nimmt weiter zu — es bildet sich eine blasige Geschwulst vom Umfang eines Apfels, eines Kindskopfes, eines Fußballes — in die Umhüllung lagern sich Kalksalze ein, die Wand wird infolgedessen fester, dicker, härter und dehnt sich, ohne zu platzen, immer weiter aus. Bevor man es wagte, die Bauchdecke zu öffnen und die Eierstockzyste (denn um eine solche handelt es sich; Zyste, das griechische κύστις

– auch Kiste leitet sich davon ab – bedeutet Behälter, Blase) zu entfernen, konnte man Tumoren (= Geschwülste) dieser Art von kolossalem Umfang sehen; solche von vierfacher Mannskopfgröße gehörten nicht zu Seltenheiten, ja es wird in der Literatur von Frauen berichtet, die ihren riesig geschwollenen Bauch auf einen Stuhl vor sich hinlegen mußten, von anderen, deren Körper schließlich nur noch wie ein Anhängsel ihrer Eierstockzyste wirkte. Dabei gab nicht nur die eigene Hülle der Zyste nach, sondern auch die Bauchdecke; die Eingeweide, der Magen, die Harnblase und die anderen Unterleibsorgane wichen aus und suchten sich in der neuen Bauchhöhle ein kleines Plätzchen – wenn nicht vorher doch der Tod durch Entkräftung oder Druck auf die Umgebung eintrat. Sehr viele Mädchen, die an Eierstockzysten erkrankten (für die offenbar ähnlich wie zu Zwillingsschwangerschaften eine familiäre Anlage besteht – ich kannte Familien, in denen drei und vier Schwestern operativ von Zysten befreit wurden), gerieten in den falschen Verdacht der Schwangerschaft. Im Mittelalter wurde mehr als eine Nonne bei lebendigem Leibe eingemauert, weil man glaubte, sie hätte „Teufelsbuhlschaft" getrieben oder sich anderweitig brauchen lassen. Da nützte kein Leugnen, auch kein Hinweis auf die vorhandene Regel (die das wichtigste Unterscheidungsmerkmal von der Schwangerschaft ist), der geschwollene Leib genügte als „Corpus delicti" (= Beweiskörper). So wie damals die körperlichen, so verfolgt man noch heute die seelischen Sexualleiden, aus Unwissenheit.

Es gibt übrigens noch eigentümlichere Eierstockzysten als die genannten. Während diese einen bald mehr dünn-, bald mehr dickflüssigen Inhalt haben, von gelbem, rötlichem, braunem, rotbraunem, schokoladen- oder kaffeebraunem Aussehen (je nach der Beimischung von Blut zum Liquor folliculi), gibt es Zysten, die zwar wesentlich kleiner, dickwandiger, fettiger sind, dafür aber einen um so seltsameren Inhalt aufweisen, wie verfilzte Haare, abenteuerliche Knochen. Bis 200 Zähne hat man in solchen Zysten gefunden – ein wahrer Entwicklungskuddelmuddel wildgewordener Eier – vielleicht im Eierstock selbst dadurch in Tätigkeit gesetzt, daß ein übereifriges oder mißgestaltetes Samenfädchen über den Eileiter heraus den Weg in die Geschlechtsdrüsen fand und sich dort in ein Ei hineindrängte, das noch nicht bis zur Reife vorgedrungen war. Die Geschlechtskunde muß es einer ihrer Schwesterwissenschaften – der Gynäkologie (Frauenkunde) – überlassen, des näheren diese und weitere Entwicklungsstörungen zu schildern, die man sowohl am Eierstock wie an den übrigen Geschlechtswerkzeugen in ziemlicher Anzahl feststellen kann.

Trotzdem die Eizellen zum Unterschied von den Samenzellen keine Eigenbewegung haben, besitzen sie doch mehr Bewegungsspielraum als letztere. Frei platzt das weibliche Ei aus der Eihülle heraus, frei kugelt oder segelt es in den Eileiter hinein, um dort entweder von der entgegenkommenden Samenzelle befruchtet zu werden und dann in der Gebärmutter auszureifen oder unbefruchtet bei der folgenden Menstruation an das Tageslicht zu treten. Ganz anders die Samenzellen. Sie bewegen sich innerhalb der Samenkanälchen, die durchschnittlich den Umfang eines Menschenhaares haben, auf einer vorgeschriebenen, ganz außerordentlich lang ausgedehnten Bahn. Ein Schritt vom Wege, wie er bei den Eizellen vorkommen kann, die dann in der Bauchhöhle elendiglich zugrunde gehen, ist bei ihnen ausgeschlossen. Die Gesamtlänge der Samenkanälchen hat man auf 340–580 Meter berechnet (das ist 6–10 mal so lang, als die Straße Unter den Linden in Berlin breit ist, die von einer Häuserreihe zur anderen 50 Meter mißt). Die Kanälchen beginnen in den 200–400 Fächern der Geschlechtsdrüse, die durch feine Scheidewände voneinander getrennt sind. Alle diese Abteilungen konvergieren (= neigen sich) nach einer Stelle des

Hodens, die nach ihrem ersten Schilderer, dem Oxforder Anatomen Nathaniel *Highmore* (1613–85) Highmorekörper genannt wird. Die in den einzelnen Abteilungen der Geschlechtsdrüse gelagerten Kanälchen gehen dort in ein weniger engmaschiges Kanalsystem über, das den Kopf des Nebenhodens bildet. Dieser liegt über dem Hoden (früher sagte man wie die Raupe auf dem bayrischen Raupenhelm) und geht schließlich in eine einzige Röhre über, die von Bindegewebe, Blutgefäßen und Nerven umgeben ist und Samenstrang heißt. Er ist neben dem Hoden im Skrotum deutlich fühlbar. Die ihn umrankenden Blutgefäße erweitern sich gelegentlich, wie die Venen am Unterschenkel („die Krampfadern") oder die Hämorrhoidalvenen am After, dann spricht man von einem „Krampfaderbruch" (Varikozele). Für gewöhnlich hat dieser nichts zu sagen, bei stärkerer Ausdehnung aber verursacht er ein unangenehmes Ziehen, einen auffallenden Tiefstand des Hodens, so daß es sich empfiehlt, ein „Suspensorium" anzulegen (von suspendo = aufhängen; außer einem „Suspensorium scroti" = Beutel zum Hochheben des Hodensackes, der an einem Beckengurt befestigt ist, gibt es auch ein „Suspensorium mammae" zum Hochheben der weiblichen Hängebrust).

Die vom Kopf herunterführende Fortsetzung des Nebenhodens zieht gegenüber dem unteren Pol des Hodens wieder in die Höhe, um den Leistenkanal, der zwischen dem Hodensack und der Bauchhöhle liegt, zu durchlaufen. In der Bauchhöhle selbst steigen die beiden Samenleiter linkerseits und rechterseits ein wenig in die Höhe, um dann nach der Mitte zu umzubiegen, unterhalb der Harnblase die Vorsteherdrüse zu durchbohren und in die Harnröhre einzumünden. Die Samenkanälchen haben keine Lichtung. Beim Neugeborenen liegen die beiden Zellenschichten dicht aufeinander. Erst in der Reifezeit verwandelt sich ein Teil dieser Zellen in Samenzellen, die sich von der Wandung abstoßen, den nach Sertoli benannten Fußzellen, um schließlich in dichten Büscheln den ganzen Kanal zu erfüllen. Zunächst liegen sie wie im Schlaf und haben keine Eigenbewegung. Für ihre Fortbewegung sorgen die nachrückenden neugebildeten Spermien, welche die vor ihnen befindlichen Samenfädchen weiter nach oben schieben. Dabei wirkt auch der Außendruck der Oberschenkel namentlich beim Gehen mit. Erst wenn die Samenzellen in die Schleimabsonderung der Samenbläschen gelangen, bewegen sie sich wie winzige Rudertierchen.

Sowohl beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht stellen die für die innere und äußere Sekretion bestimmten Zellen, also im Hoden die Samen- und Andrinzellen, im Eierstock die Ei- und Gynäzinzellen, räumlich und inhaltlich den Hauptteil des Organs dar. Alles andere, was sich sonst noch in der Geschlechtsdrüse befindet, dient zur Ernährung, Nervenversorgung und Stütze. Der Eierstock hat die Größe und Form eines plattgedrückten Taubeneies. Seine durchschnittliche Länge beträgt 3–5 cm, seine Breite 1,5–3 cm, die Dicke 0,5–1,5 cm. Sein Gewicht schwankt bei Jungfrauen zwischen 5 und 7 g, bei Frauen, die mehrmals geboren haben, beträgt es aber kaum noch die Hälfte. Nach dem 50. Jahr wird der Eierstock immer dünner

und härter und nimmt schließlich eine zylindrische Form an. Man unterscheidet an dem Eierstock die äußere Hülle, eine ziemlich derbe Kapsel, deren Oberfläche ein Bestandteil des Bauchfells ist, und das innere Gewebe. Das Gewebe zerfällt in die Mark- und Rindensubstanz. Das Mark wird von einem Maschenwerk feiner Bindegewebefasern gebildet, in dem sich viele Blutgefäße verzweigen, die dem Mark ein rötliches, schwammiges Aussehen geben. Zwischen dem innern Mark und der äußeren Hülle befindet sich das wichtigste Gebiet des Eierstocks, die Rinde, in deren derberem Bindegewebe die Eibläschen mit den Eiern und den Zwischenzellen eingelagert sind.

Die männliche Geschlechtsdrüse ist in Größe und Form dem weiblichen Eierstock ähnlich. Der Umfang des Organs ist allerdings bei den verschiedenen Menschen ein sehr verschiedener. Man findet Testikel (= Hoden), die kaum die Größe eines Taubeneies haben, und andere, die die Größe eines Hühnereies noch übertreffen. Die im Volke vielfach übliche Bezeichnung des ganzen Hodens als Ei ist äußerst laienhaft. Bei der auch unter normalen Verhältnissen stark wechselnden Größe des Hodens ist es schwer zu sagen, ob er unterentwickelt oder überentwickelt ist. Nicht nur bei den infantilen, sondern auch bei femininen Männern findet man oft sehr kleine Hoden, ohne daß dies aber als eine allgemeine Regel aufgestellt werden kann. Bei alten Leuten und jüngeren, die wiederholt Hodenentzündungen hatten, verkleben die Samenkanälchen und verwandeln sich in einfache Fäden. Der Hode wird kleiner und weicher. Über den Altersschwund des Hodens wird bei der Besprechung der Geschlechtlichkeit im Alter die Rede sein.

Im Verhältnis zum Körperbau sind die Hoden des Menschen klein. Beide zusammen machen nur den 1785. Teil des Körpergewichts aus. Bei den meisten Tieren sind die Hoden im Verhältnis zum Körper viel größer. So verhalten sie sich beim Hengst wie 1 : 1320, beim Stier wie 1 : 985, beim Hunde wie 1 : 727, beim Eber wie 1 : 240, beim Widder wie 1 : 215, beim Kater wie 1 : 181. Eine unrichtige Vorstellung ist, daß bei Keuschheit der Hode sich durch Samenstauung vergrößert, man las früher, daß er durch Enthaltsamkeit die drei- bis vierfache Größe seines ursprünglichen Umfanges annehmen könne. Auch jetzt kann man nicht selten von Eischwellungen, die von Keuschheit herrühren sollen, hören. Diese Befürchtungen sind aber ebensowenig begründet wie die gegenteiligen: „Hodenschwund durch Unkeuschheit". Es gibt Personen, Sexualhypochonder, die nach jedem Beischlaf nachfühlen, ob sich der Hode bei ihnen verkleinert hat. In Wirklichkeit nehmen aber die Hoden ebensowenig durch den Verkehr ab, wie bei mangelndem Verkehr zu. Der sich anstauende Samen steigt in den langen Kanälchen in die Höhe, bis er zu der Ausbuchtung des Samenkanals kurz vor der Vorsteherdrüse gelangt, die in die Bläschen übergeht. Findet ein Verkehr statt, so entleeren sich die Samenzellen von dieser Stelle, an der ihnen von den Wandungen der Samenbläschen der Schleim beigemischt wird, der durch den Saft der Vorsteherdrüse dann eine weitere Verflüssigung erfährt. Findet aber kein Verkehr statt, dann öffnet sich von Zeit zu Zeit die übermäßig gefüllte Samenampulle, und es tritt ein unfreiwilliger Erguß, eine „Pollution" ein.

Meist ist dies im Schlaf der Fall. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die hierbei vorkommenden Träume, welche, wie wir bereits früher erwähnten (S. 219), für die seelische Triebrichtung so überaus bezeichnend sind, durch die Samenstauung und den Samenerguß hervorgerufen werden, oder ob Traumbilder die Erektion und Ejakulation, die geschlechtliche Spannung und Entspannung, bewirken. Beide Möglichkeiten, sowohl die Richtung der Erregung von den oberen Hirnhemisphären nach unten, als von unten nach oben, dürften vorhanden und gleich häufig sein. Auch über die

Pollutionen

(von polluere = quellen, das mit dem griechischen πολύς = viel zusammenhängt; vgl. auch unser Pollen = Blütenstaub) herrschen vielfach bei Laien und Ärzten sehr unrichtige Ansichten. *Lallemand,* der mit seinem in vieler Hinsicht verdienstvollen, in manchem aber doch recht phantastischen Buch „Des pertes séminales" (= Über Samenverluste, Paris 1836), zahllose Menschen in unnötige Angst versetzt hat, sah in ihnen eine „unheimlich verbreitete, zerrüttende Krankheit", und selbst Albert *Eulenburg* vertrat noch die Ansicht, daß alle Pollutionen Krankheitserscheinungen seien.

Tatsächlich aber stellen die Pollutionen bei fehlender Geschlechtsbetätigung geschlechtsreifer Personen in gewissen Abständen ein „normales Ventil" dar; die Befürchtungen, denen sich viele ihretwegen hingeben, die manchmal sogar soweit gegangen sind, daß sie die Kastration in Erwägung zogen, sind unbegründet. Die als normal anzusehende Pollutionshäufigkeit wird von den Autoren etwas verschieden beurteilt und ist vor allem auch individuell verschieden. Bei vielen enthaltsam lebenden Personen treten „nasse Träume" (die Engländer sagen „wet dreams") regelmäßig wöchentlich einmal auf, bei andern alle zwei bis drei Wochen, bei manchen auch viel seltener. Der sehr erfahrene *Fürbringer* sieht „eine Zeitspanne von 10–20 Tagen bei normaler Lebensführung als durchschnittliche Grenze an". Es scheint, als ob die Samenproduktion mit der Zeit nachläßt, wenn der Hode brachliegt. Wiederholt erzählten mir katholische Geistliche, daß nach jahrelanger Enthaltsamkeit die bei ihnen früher regelmäßigen Pollutionen gänzlich aufgehört hätten.

In älteren Schriften war vielfach davon die Rede, daß durch Samenstauung, die man Samenplethora (von πλήθω = voll sein) nannte, „Samenkoller" entstehen könne, wobei man die unbestimmte Vorstellung hatte, der gestaute Same könne „zu Kopf" steigen und dadurch zu eigenartigen Erregungs- oder Verdrängungszuständen führen. Daß diese Vorstellung nicht den Tatsachen entspricht, geht daraus hervor, daß man einen ganz ähnlichen „Koller", der sich in schwereren Anfällen bis zu Sinnestäuschungen und Krämpfen steigern kann, auch bei Frauen, bei diesen sogar noch häufiger als bei Männern, beobachtet hat. Tatsächlich wird die Erregung des Geschlechtstriebes nicht durch die Samen- und Eizellen, sondern durch die Absonderung der Sexualhormone aus den Andrin- und Gynäzinzellen bewirkt. Daß durch diese unverwandten Stoffe in Verbindung mit psychischen Verdrängungserscheinungen bei lange ausbleibender Entspannung Zustände reizbarer Nervenschwäche

entstehen können, die in das Gebiet der sexuellen Neurasthenie und Hysterie fallen, kann allerdings für erwiesen gelten.

Gelegentlich wird auch berichtet, daß jemand über mehr als zwei Hoden verfügt hätte. Erst vor kurzem besuchte uns ein älterer Arzt mit einem Patienten, bei dem er drei Hoden festgestellt zu haben glaubte. Wer über die bisymmetrische (aus zwei gleichen Hälften) bestehende Anlage des menschlichen Körpers Bescheid weiß, nach der im Zusammenhang mit der ursprünglichen Teilung der befruchteten Eizelle in zwei gleiche Hälften alle Organe des Menschen entweder doppelt auftreten oder aber, wenn einfach, aus zwei ebenmäßigen Hälften bestehen, wird einsehen, daß ein dritter Hode mindestens ebenso merkwürdig wäre wie ein drittes Auge oder ein zweiter Mund. In der Tat zeigen denn auch genauere Untersuchungen, daß es sich bei dem sogenannten dritten Hoden stets um geschwulstartige Neubildungen handelt, meist gutartiger Natur: Zysten oder Fettgeschwülste. Nicht selten liegt auch eine Verwechslung mit einer „Tripperkugel" vor. Da nämlich die Haut des Nebenhodens viel dünner und nachgiebiger ist als die des Hodens, kommt es, wenn die Tripperentzündung von der Harnröhre aufwärts bis zum Samenleiter kriecht, häufig am Nebenhoden zu einem vorläufigen Stehenbleiben der Entzündung, wobei der Nebenhode schmerzhaft anschwillt. Es ist dies die so häufige Nebenhodenentzündung, die, wenn sie später vernarbt, das weiche Gewebe in eine harte Narbe verwandelt. Die Tripperkugel ist so bezeichnend, daß, wenn jemand einen früheren Tripper verheimlicht (zum Beispiel bei Ausstellung von Ehezeugnissen), ein geübter Arzt durch einen kurzen Griff das Gegenteil feststellen kann.

Ist also der dritte Hode eine Fabel, die gelegentlich sogar auf einer Wunschvorstellung beruhen kann, so ist das Fehlen eines oder gar beider Hoden ein um so beachtenswerteres Vorkommnis. Allerdings liegt auch hier meist nur ein scheinbarer Mangel vor, denn es ist durchaus noch nicht erwiesen, daß, wenn im Hodensack kein Hode fühlbar ist, dieser tatsächlich fehlt. Es war zum mindesten vorschnell gehandelt, als sich — ein Fall, der sich im Beginn des 19. Jahrhunderts in Berlin ereignete — ein Student entleibte, der in einem hinterlassenen Schreiben als Grund seines Freitodes mitteilte, er hätte festgestellt, daß sein Hodensack leer sei; da er sich zu verheiraten wünsche, zöge er den freiwilligen Tod einer unglücklichen Ehe vor.

Um die hier in Frage kommende Störung, den

Kryptorchismus,

zu verstehen, müssen wir nochmals auf die Uranlage der Geschlechtsdrüsen zurückgreifen und ihrer Abwärtswanderung einige Worte widmen. Beide, sowohl die männliche als auch die weibliche Geschlechtsdrüse, liegen, wie wir sahen, anfangs an derselben Stelle. *Waldeyer* beschrieb zuerst den von ihm als Keimlager bezeichneten Wulst, der sich in der fünften Woche nach der Befruchtung in der Lendengegend der hinteren Bauchwand jeder Frucht erhebt. Zunächst zeigen diese Keimwülste keine Geschlechtsunterschiede, aber schon bald nach der fünften Embryonalwoche kann man wahrnehmen, daß sich in einigen Fällen Eifollikel, in andern Samenkanälchen aus den Urzellen formen, und zwar geschieht dies, noch bevor an der äußeren Körperoberfläche das männliche oder weibliche Geschlecht erkenntlich ist. Die Bildung der Geschlechtsdrüse ist demnach auch zeitlich dasjenige Geschlechtsereignis, das

allen andern vorangeht, ein Umstand, der die Annahme stützt, daß das in der Entstehungszeit Primäre auch der ursächliche Ausgang ist.

Allmählich lösen sich die Geschlechtsdrüsen von der Nachbarschaft der Nieren und sinken aus der Lendengegend weiter nach unten. Beim weiblichen Geschlecht bleiben sie in der Beckenhöhle zu beiden Seiten der Gebärmutter liegen, aber beim männlichen Geschlechte setzen sie ihre Wanderung fort, bis sie in die Gegend der zwischen den Oberschenkeln liegenden kleinen Hauterhebungen kommen, die man Geschlechtswülste nennt. Diese stülpen sie immer weiter vor, bis jene beutelartige Verlängerung entsteht, die zwischen den beiden Schenkeln als Hodensack schlaff herunterhängt.

Die Wanderung der Geschlechtsdrüsen,

die im dritten Embryonalmonat zu beginnen pflegt, geht nicht immer so glatt vonstatten. Es kommt vor, daß der Deszensus (= Herabstieg) bei der Geburt noch nicht beendet ist und die Hoden erst später in den ersten Lebensjahren oder gar zur Reifezeit an ihren richtigen Platz gelangen. Diese Erscheinung, die ein- und doppelseitig vorkommen kann, wurde Kryptorchismus genannt. Früher glaubte man, daß der Hode selbst hierbei sehr wenig verändert wäre, und tatsächlich ist auch häufig Zeugungsfähigkeit bei Personen beobachtet worden, deren Hoden in der Bauchhöhle zurückgeblieben waren. Neuere Forschungen haben aber doch ergeben, daß das Hodengewebe im kryptorchen Hoden kein normales ist, daß der Kryptorchismus häufig mit Azoospermie (= Samenlosigkeit) verbunden ist, und daß unter den Personen, die an psychosexuellem Infantilismus leiden, besonders viele kryptorche sind. Auch findet sich der Kryptorchismus häufig mit anderen genitalen Hemmungsbildungen, wie der Hypospadie (= Spalt im Penis oder Skrotum), vergesellschaftet vor.

Bei Sittlichkeitsverbrechern in früheren Zeiten wurde fast nie das Organ untersucht, mit dem sie „gesündigt" hatten (höchstens geschah es, wenn sie zum Tode verurteilt waren, bei ihrer Sektion), und auch jetzt wird es vielfach unterlassen. Wie sehr der Mangel an Gewissenhaftigkeit sich hier bis zur Gewissenlosigkeit steigern kann, zeigte mir unter andern folgender Fall: Ein Dorfschullehrer war zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er an Mädchen unzüchtige Berührungen vorgenommen hatte. Seit langem an dem gleichen Orte tätig und vorher angesehen und beliebt, wurde er mit Schimpf und Schande und ohne Ruhegehalt seines Amtes entsetzt. Kurz nachdem er, völlig gebrochen, das Zuchthaus verlassen hatte, suchte mich seine Frau auf; sie werde die Überzeugung nicht los, daß ihr Mann krank sei, zwar hätte der Gerichtsarzt ihn für gesund erklärt, doch könne sie sich nicht dabei beruhigen. Ich stellte bei der körperlichen Untersuchung des ganz stumpf gewordenen Mannes doppelseitigen Kryptorchismus und völlige Samenlosigkeit fest, außerdem auch andere Anzeichen zurückgebliebener Entwicklung, namentlich auf geistigem Gebiet. Es gelang, die Disziplinarbehörde zu überzeugen, daß seine strafbaren Handlungen die unmittelbare Folge einer krankhaften, gänzlich unverschuldeten körperseelischen Geschlechtsentwicklung gewesen waren, so daß dem arbeitsunfähigen Ehepaar wenigstens die Pension gerettet werden konnte. Das Wiederaufnahmeverfahren wurde mit der Begründung abgelehnt, daß bereits in der Hauptverhandlung ein Sachver-

ständiger über den Angeklagten gehört sei. Leider — denn wäre er überhaupt noch nicht begutachtet, hätte man in ein neues Verfahren gewilligt. Wie oft entschied auch hier nicht das Wie, sondern das bloße Geschehensein einer Vorschrift.

Bleiben die männlichen Geschlechtsdrüsen bei ihrer Wanderung vielfach auf halbem Wege stehen, so wandern umgekehrt die weiblichen Geschlechtsdrüsen nicht selten über das Ziel hinaus. Anstatt in der Bauchhöhle liegen zu bleiben, durchwandern sie den Leistenkanal und geraten unter die Haut der großen Schamlippen. Lagern sich diese dann dicht aneinander, dann täuschen sie einen Hodenbehälter und sogar männliches Geschlecht vor, namentlich wenn der Geschlechtshöcker bei der Geburt als „Peniklitoris" (= Mittelding von Penis und Klitoris, also sprachlich und sachlich ein Seitenstück zum „Testovar") in die Erscheinung tritt. In mehr als 30 Fällen habe ich

irrtümliche Geschlechtsbestimmungen

(erreurs de sexe), die auf einer solchen Verwechslung beruhten, berichtigen können. Meist waren es Knaben, die man fälschlicherweise für Mädchen erklärt hatte, weil man bei ihnen, als sie zur Welt kamen, einen Spalt bemerkt hatte. Nicht alle Irrtümer dieser Art werden aufgeklärt. Es gibt auch heute noch Menschen, die sterben, ohne daß jemals das Geheimnis ihres Geschlechts gelüftet wird. Man sollte es kaum für möglich halten, aber die Erfahrung hat mir gezeigt, daß manche sich selbst über ihre eigene Geschlechtszugehörigkeit in dumpfer Unklarheit befinden.

Weniger harmlos, dafür aber um so häufiger ist eine andere Verwechslung, nämlich die, daß man einen nachträglich herabwandernden Hoden auf seinem Durchgang durch die Leistengegend für einen Leistenbruch hielt und mit einem Bruchband bedeckte. Selbst Ärzte haben sich gescheut, durch einen kurzen Griff nach dem Hodensack festzustellen, ob dieser leer sei und es sich nicht etwa bei dem vermeintlichen Bruch um einen Hoden handelt, der an seinen Platz will. Es kann natürlich nichts Verkehrteres geben, als den herabwandernden Hoden durch Auflegen eines Bruchbandes davon abzuhalten, in den Hodensack herabzusteigen. Nicht selten verbindet sich auch der Kryptorchismus mit einer Hernie (= Eingeweidebruch, nach Kraus von ἔρνος = Zweig, nach anderen von hira = Leerdarm abgeleitet), da der häutige Leistenring zwischen dem großen Bauch- und kleinen Hodensackraum, welcher sich nach normalem Senken des Hodens zu schließen pflegt, bei zurückgehaltenem Hoden meist als offener Durchgang bereit steht.

Oft allerdings klafft der Leistenring auch wieder auf, nachdem er sich bereits geschlossen hat. Besonders bei starkem Drücken der Bauchpresse, wie es bei Verstopfungen („Stuhldrang"), oft schon bei heftigem Schreien des Kindes geschieht, oder auch infolge jäher Bewegung kommt dieses Aufplatzen des ovalen Leistenspalts vor. Die dann durch den geöffneten Leistenkanal herabsinkenden Eingeweideschlingen stellen den gewöhnlichen Leistenbruch dar. Es gilt heute, und zwar mit Recht, als Regel, in solchen Fällen möglichst bald nach Zurückbringen der Eingeweideschlingen durch eine Naht den Leistenring zu schließen. Man verhindert so am sichersten den eingeklemmten Bruch, der früher so oft durch Abschnürung gefüllter Därme, die nicht mehr aus dem Hodensack in die

Bauchhöhle zurückkonnten, zum Darmverschluß, zur Darmverschlingung und Darmlähmung führte und jenen furchtbaren Symptomenkomplex (= Vereinigung von Erscheinungen) verursachte, dem man wegen der unbeschreiblich schmerzhaften Koliken (κῶλον heißt Grimmdarm, daher ist es ein sprachlicher Unsinn, von „Kopfkolik" zu reden) und des Koterbrechens den nur zu bezeichnenden Namen „Miserere" (wörtlich „erbarme dich") gab.

Außer dem Leistenbruch und dem vorher bereits erwähnten Krampfaderbruch kommt noch ein dritter, wieder ganz anders gearteter Bruch an dieser Stelle vor:

der Wasserbruch.

Dieser beruht auf einer Vermehrung der serösen (= wässerigen) Flüssigkeiten, welche sich zwischen den zarten Häuten befinden, die den Hoden einkleiden. Der Hodensack ist eine „Börse" (so wird er auch in einigen Sprachen vom lateinischen bursa = Beutel genannt), in der das kostbarste Kapital wohlverwahrt eingeschlossen ist, über das die Menschheit verfügt: der Menschenschöpfer. Nicht weniger als fünf Schalen umhüllen den Knäuel, in dem die Samenkanälchen wie feinste Zwirnsfäden aufgewickelt sind. Die oberste Schicht ist eine Fortsetzung der oberen Bauchdecke, darunter liegt die rote Fleischhaut, die sich an den Bauchmuskel anschließt. Sie kann sich stark zusammenziehen und gibt dem Hoden sein zusammengeschrumpftes Aussehen. Bei starker Kälte, Gemütserregungen, Koliken legt sie sich fest an den Hoden an. Unter der roten Fleischhaut befindet sich eine Ausstülpung des Bauchfelles, die den Hoden und den Samenstrang einhüllt. In ihr verläuft der eigene Muskel des Hodens, der Kremaster, welcher den Hoden, bei leisem Streichen der inneren Seite des Oberschenkels, in die Höhe zieht. Dieser „Kremasterreflex" ist bei Sexualneurasthenikern meist erheblich gesteigert, dagegen bei vielen Impotenten herabgesetzt. Erst unter der Bauchfellschicht folgen dann zwei „feine" Hüllen, zwischen denen immer etwas Feuchtigkeit vorhanden ist, um ein leichtes Gleiten und Ausweichen des Hodens zu ermöglichen. Diese Feuchtigkeit kann aus nicht ganz klaren Gründen gelegentlich stark zunehmen, und wenn sie nicht rechtzeitig entfernt wird, können Anschwellungen entstehen, die ein Seitenstück zu den grotesken Eierstockzysten bilden, von denen ich vorhin berichtete. Ich selbst habe noch vor 30 Jahren solche Wasserbrüche beobachtet, die den Hoden bis über die Mitte des Oberschenkels verlängerten. Es sind aber in alten Schriften viel umfangreichere geschildert worden. So erzählten Reisende, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Ägypten zurückkamen, von einem Manne, der seinen ungeheuer ausgedehnten Hodensack nach hinten über die Schulter schlug und auf seinem Rücken herumtrug, und von einem andern, der ihn auf einer Karre vor sich herschob. Max *Thorek* bringt in seinem vorzüglichen Werk über den menschlichen Hoden („The human Testis" bei Lippincott in Philadelphia und London) sehr anschauliches Bildmaterial über riesenhafte Hodenvergrößerungen. Solche Fälle dürften aber wohl heute selbst in den entlegensten Gegenden kaum noch vorkommen, da das Ablassen der Flüssigkeit durch die Hautdecke ein Eingriff ist, der kaum Schwierigkeiten und auch nur wenig Schmerzen bereitet. Dieses Ablassen nennt man Punktion (von pungere = stechen, wovon auch unser „Punkt" = Stich kommt); meist bildet sich aber die Flüssigkeit bald wieder von neuem, so daß es viel richtiger ist, die serösen Häute durch eine Operation außer Betrieb zu setzen. Bei örtlichen Betäubungen spüren die Patienten nichts von dem Eingriff; es gibt manche, die dabei ruhig ihre Zigarette rauchen. Viel schmerzhafter sind die Operationen am Hoden selbst. Die eigentliche Hülle des Hodens ist sehnenfaserig fest und sehr nervenreich, wodurch sich die starken Dehnungsschmerzen bei Anschwellungen, Quetschungen, Entzündungen erklären. Die ganze Umgebung des Hodens besteht dagegen aus sehr weichem Gewebe, das wenig empfindlich und sehr aufsaugefähig ist. Injektionen (= Einspritzungen) wer-

den infolgedessen an dieser Stelle nur wenig gespürt, ganz gegen die Erwartung der Behandelten, die ihnen oft mit Angst entgegensehen. Ebenso ist es mit der Unterbindung des Samenstranges. Beides ist in den letzten Jahren viel angewandt worden, um auf die innere Sekretion der Geschlechtsdrüsen einen direkten oder indirekten Einfluß auszuüben.

Der Sitz der inneren Sekretion

in der männlichen Geschlechtsdrüse ist umstrittener als in der weiblichen. Von einigen Seiten, besonders von *Kyrle*, der viel über die Entwicklungsvorgänge der tierischen und menschlichen Hoden gearbeitet hat (besonders seine Arbeiten „Über die Regenerationsvorgänge im tierischen und menschlichen Hoden", veröffentlicht im Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissenschaften 1911, und die „Über Hodenentwicklung im Kindesalter" aus dem Jahre 1915 sind beachtenswert), und vor allem von dem Leipziger Professor *Stieve* (der 1921 eine größere Arbeit über „Entwicklung, Bau und Bedeutung der Keimdrüsenzwischenzellen" bei Bergmann in Wiesbaden 1921 erscheinen ließ) wird die Meinung vertreten, daß ebenso wie die weibliche innere Sekretion innerhalb der Graafschen Follikel stattfinde, so auch die männliche in den Samenkanälchen selbst vor sich gehe. Wie beim Weibe die Zellen, die der Keimreife folgen, so seien es beim Manne diejenigen, die der Keimzellenbildung vorangehen, denen in erster Linie die innersekretorischen Aufgaben zufielen. *Stieve* hält für die eigentlichen Hormonbildner die platten Zellen, welche die tiefste Schicht der Wandungen der Samenkanälchen sind — gewöhnlich werden diese Basal- oder Fußzellen nach *Sertoli* benannt. Die Zwischenzellen, nimmt er an, dienen diesen eigentlichen Geschlechtszellen als Nahrungsspeicher. Nur insofern seien sie auch an der Erhaltung der von der inneren Sekretion abhängigen Geschlechtsmerkmale beteiligt, als die Sertolischen Zellen nur zur Entwicklung gelangen können, wenn Zwischenzellen sie ernähren, aber der Einfluß der letzteren auf die Pubertät sei kein direkter, unmittelbarer, sondern mache sich nur indirekt geltend. Die Zwischenzellvermehrung wäre nur ein Ausdruck des verletzten Organs, um die hervorgerufene Schädigung auszugleichen. Zu einer ähnlichen Ansicht ist auch Franz *Prange* auf Grund eingehender Untersuchungen an den Keimdrüsen intersexueller Ziegen gekommen, doch glaubt er die innersekretorische Bedeutung der Zwischenzellen nicht bei allen Wirbeltieren ablehnen zu dürfen.

Ganz anderer Meinung sind *Steinach* und seine beiden bedeutendsten Schüler, Professor Alexander *Lipschütz* in Dorpat (der Verfasser der „Pubertätsdrüse") und Knud *Sand* in Kopenhagen. Sie nehmen an, daß die Zellen in dem zwischen den Samenkanälchen liegenden Gewebe die Bildner und Verbreiter der Sekrete sind, welche die entsprechenden Geschlechtszeichen fördern und zugleich die dem Geschlecht widersprechenden Zeichen hemmen. Die Ausbildung der Geschlechtscharaktere, und zwar sowohl der körperlichen wie der seelischen, ist proportional (= im Verhältnis entsprechend) der Menge der nach *Leydig* benannten Zwischenzellen: sie sind wirksam, auch wenn die Samenkanälchen mit allen sekretorischen Zellen verschwunden sind.

Steinach, Lipschütz und *Sand* bringen für diese Auffassung, die auch schon die französischen Forscher *Bouin* und *Ancel* hatten, eine Reihe von Beobachtungen bei, die sehr überzeugend wirken.

Das hätte sich wohl der selige Franz *Leydig* aus Rothenburg ob der Tauber, weiland Professor der Zoologie in Würzburg, Tübingen und Bonn, nicht träumen lassen, daß die Zellen, die er 1850 entdeckte und 1857 in seinem Lehrbuch der Histologie des Menschen und der Tiere genauer beschrieb, einst zu den vielgenanntesten im Körper gehören würden, geschweige denn, daß aus diesen Zellen einst Zankäpfel werden würden. *Leydig* selbst hatte von ihrer Bedeutung keine Ahnung, wennschon es ihm auffiel, daß sie unter gewissen Umständen, z. B. bei Schwindsüchtigen, besonders reichlich vorhanden waren. Erst der Mikroskopiker *Reinke* sprach 40 Jahre später (1896) die Vermutung aus, daß zwischen den Leydigzellen, der Spermabildung und dem Geschlechtstrieb ein Zusammenhang zu bestehen scheine.

Wie sehen denn nun

die Leydigzellen

aus? Sie liegen im Bindegewebe, das die Hodenkanälchen umgibt, in Gruppen zusammen, in Nestern oder Strängen, die von Blutgefäßen durchzogen sind. Sie sind größer als die gewöhnlichen Bindegewebszellen, breit, spindelförmig, polyedrisch (= vielflächig) und enthalten einen oder zwei große bläschenförmige Kerne mit Kernkörperchen. Der Zelleib ist in der Mitte grobkörnig, nach dem Rande zu feinkörniger und enthält zahlreiche Einschlüsse von Pigment (= Farbstoff), Fett, Lipoiden (= fettähnlichen Stoffen) und eiweißartigen stäbchenförmigen Kristallen. Diese Zwischenzellen erscheinen schon sehr früh im Leben der Frucht, in ihrem vierten Monat bilden sie breite Züge, die mit Eosin stark färbbar sind. Sie nehmen dann zwischen den noch unentwickelten, weit voneinander abstehenden Hodenkanälchen einen beträchtlichen Raum ein. Je mehr sich die Hodenkanälchen entwickeln, um so mehr schwinden die Zwischenzellen, bis sie bei Neugeborenen nur noch recht spärlich sind. So bleibt es mit geringen Schwankungen im Kindesalter. Im Alter der Geschlechtsreife aber vermehren sie sich stark und bilden nun größere Zellnester und kleinere Zellhaufen, die sich zwischen die Samenkanälchen schieben. Dieses Wuchern der Zwischenzellen, welches *Steinach* veranlaßte, ihnen die zusammenfassende Bezeichnung: „Pubertätsdrüse" zu geben, legt den Schluß nahe, daß sie tatsächlich die Quelle der Sexualhormone sind.

Es wäre gewiß sehr schön, wenn wir bereits mit aller Sicherheit angeben könnten, in welchen Zellen das Andrin und Gynäzin erzeugt wird. Es ist bedauerlich, daß wir weder die Zusammensetzung der Hormone kennen, noch uns über den Sitz der chemischen Fabrik, in welcher sie hergestellt werden, einig sind. Es ist aber wirklich nicht so wichtig, um die Heftigkeit des darüber entstandenen Streits zu rechtfertigen, die Hauptsache ist die von beiden Seiten unbestrittene Tatsache der innersekretorischen Bedeutung der Geschlechtsdrüse überhaupt. Genau so wie wir aus den

sexuellen Eindrucks- und Ausdrucksbahnen folgern müssen, daß es im Gehirn Sexualzentren gibt, an denen sich die Reiz- in Lust-Umwandlung vollzieht, ohne daß wir die Stelle anzugeben in der Lage wären, an welcher dies geschieht – genau so können wir aus dem körperlichen und seelischen Verhalten bei Vorhandensein oder Mangel der Geschlechtsdrüsen schließen, daß in ihnen bestimmte Zellen und Stellen von ganz bestimmter Wirksamkeit vorhanden sind. Und das genügt, auch wenn wir vorläufig nicht wissen, ob dieses hohe Verdienst den von *Leydig* oder von anderen beschriebenen Gebilden gebührt, und wenn wir bisher auch noch nicht die kostbare Essenz in Händen hielten, von denen

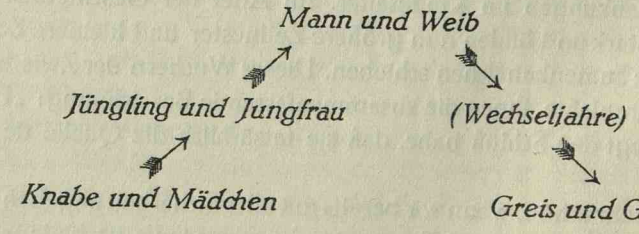
Alter und Geschlecht

abhängt. *Die doppelte Aufgabe der Sexualhormone läßt sich in zwei Sätze und Gesetze zusammenfassen:*

I. Indem sie die an allen Stellen gemeinsame Anlage der Geschlechter teils fördern, teils hemmen, bilden das Andrin und Gynäzin bestimmte Sexualtypen, unter denen der männliche und weibliche Sexualtypus nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch als Ausgangspunkt der wichtigste ist.

II. Die gleichen Sexualhormone führen aber auch Körper, Seele und Geschlecht aus dem kindlichen Zustand in den der Reife und wieder zurück in den des Alters; sie bewirken so die allmähliche Evolution und Involution (= Entwicklung und Rückbildung) des Organismus.

Ihr formativer (= formender) Einfluß erstreckt sich demnach auf Alter und Geschlecht. Zwischen beiden besteht ein weitgehender Parallelismus. Im Morgen des Lebens zeigt der männliche und weibliche Mensch, abgesehen von dem äußeren Genitalbefund, kaum sichtliche Geschlechtsunterschiede, sie werden immer deutlicher, erreichen ihren Höhepunkt auf der Mittagshöhe des Lebens und nehmen am Lebensabend wieder ab. Wer in unserem Ernst-Häckel-Saal die vergleichenden Bilder



gesehen hat, wird sich über diese Zusammengehörigkeit von Alter und Geschlecht mit einem Schlage klar geworden sein.

Sowohl hinsichtlich der Entwicklung der Geschlechts- als auch der Altersunterschiede löst die Geschlechtsdrüse ihre Aufgabe keineswegs immer in einer Weise, die dem Schema entspricht, das ein auf Ordnung haltender Mensch, vor allem wenn

er ein Gelehrter ist, sich gern zurechtlegt. Im Falle des Geschlechts sind es die intersexuellen Varianten, im Falle des Alters besonders die Infantilismen und Senilismen (= vorzeitigen Rückbildungserscheinungen), die das einheitliche Bild zu stören scheinen. Die intersexuellen Varianten hat man auch „sexuelle Zwischenstufen", „Geschlechtsübergänge", „Zwitter im weitesten Sinne" oder kurzweg „Intersexe" genannt.

Die Forschungen und Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß aber nicht die Geschlechtsdrüsen allein für die Alters- und Geschlechtsunterschiede verantwortlich zu machen sind, sondern daß eine ganze Reihe von anderen Drüsen mit innerer Sekretion im Körper mit ihnen zusammenarbeiten, teils einander in ihren Aufgaben ergänzend, teils einander entgegenwirkend. Die erste der beiden für die Geschlechtskunde so überaus wichtigen Wirkungen des inkretorischen (= innersekretorischen) Drüsensystems, die Hervorbringung der Geschlechtsunterschiede, zu besprechen, wird die Aufgabe des nächsten, zehnten Kapitels sein. In diesem soll nur noch etwas über die zweite Funktion der Geschlechtsdrüsen,

die Überleitung des Menschen aus dem unreifen in den reifen Zustand,

gesagt werden, was dann später seine Ergänzung in der Besprechung der Altssexualität finden wird.

Wie überall in der belebten Natur in unabänderlicher Gesetzmäßigkeit die drei großen Lebensepochen: Aufstieg, Reife, Rückbildung aufeinander folgen, so unterliegt auch das menschliche Leben mit allen seinen körperseelischen Auswirkungen diesem großen biologischen Rhythmus. Dies geht fast unmerklich, aber stetig vonstatten, und zwar so, daß es genau genommen den Begriff der Gegenwart eigentlich überhaupt nicht gibt. Was ich auch immer ausführe, ist bereits oder noch nicht geschehen (in dem Augenblick, in dem es sich ereignet, ist es schon Vergangenheit oder, falls es noch bevorsteht, Zukunft). Dennoch finden sich auf der Lebensbahn Stationen, die wie Haltestellen auf einer Fahrstrecke liegen – oder die, um einen ganz anderen Vergleich zu wählen, Revolutionen (= Umwälzungen) sind, die katastrophenartig (*καταστροφή* heißt Umwendung oder Zerstörung) die Evolution unterbrechen. Eine solche Station auf dem Lebensweg ist zunächst die Geburt. Ruft diese auch große wesentliche Umwälzungen in der Organisation hervor, wie die Veränderung des Blutkreislaufs und den Beginn der Lungen- und Darmtätigkeit, so bezeichnet sie in der Hauptsache doch mehr einen äußerlichen Umgebungswechsel.

Ganz anderer Art und gewissermaßen von innen heraus revolutionierend sind jene Stationen, wo zu den körperlichen Veränderungen auch solche seelischer und geschlechtlicher Art treten. Eine so tiefgehende Veränderung der Dreieinheit von Körper, Seele und Geschlecht ist vor allem die Pubertät (hergeleitet von dem Worte „pubes", was die Schamgegend, genauer die Schamhaare bedeutet, also eigentlich die Zeit, in der sich die Schamhaare zeigen). Nicht ganz so scharf tritt der Rückgang

zutage. Geschlechtsreife und Wechseljahre begrenzen nach oben und unten die Zeit der menschlichen Vollreife. In ihr erleben Mann und Weib den Höhepunkt ihrer Lebenszeit, was in der deutschen Sprache feinsinnig in der Zusammenziehung von „Hoch" und „Zeit" zur „Hochzeit" (hochgezit im Altdeutschen) ausgedrückt wird.

Wie der Schmetterling aus der Puppenhülle ganz plötzlich als geflügeltes Insekt hervorkriecht, wie er, dessen Entwicklung bis zu diesem Augenblick dem menschlichen Auge verborgen war, sich nun mit doch schon lange vorgebildeten Organen mit der Außenwelt in Verbindung setzt, so ist auch das, was wir an dem jungen Menschen scheinbar ganz plötzlich als körperseelische Geschlechtlichkeit hervorbrechen sehen, nur das äußere Sichtbarwerden einer gesteigerten Wirksamkeit der tief im Leibesinneren tätigen Drüsen. Wirklichkeit bedeutet *was wirkt.* Liegt nicht auch wieder in dem Ursprung und Ursinn des Wortes Wirklichkeit eine ganze philosophische Weltanschauung!

Auf körperlichem Gebiet sind die beiden menschlichen Geschlechtern gemeinsamen Erscheinungen der Entwicklungsjahre: das rasche Längen- und Massenwachstum des ganzen Körpers, besonders das Kräftigerwerden des Skelettes, die Veränderungen im Haarkleid, vor allem das Hervortreten der Scham- und Achselhaare, der allmähliche Übergang vom kindlichen Gesichtsausdruck und Gebaren zu dem des Erwachsenen.

> Björnstjerne *Björnson* entwirft in seinem Roman „Auf Gottes Wegen" eine gelungene Schilderung von dem „Lümmeltyp", der sich um diese Zeit nicht selten zu entwickeln pflegt: „Seitdem saß am Tische ein hochaufgeschossener Mensch mit langem Haar, der seine Beine um die Stühle schlang ... Er kam hastig herein, als hätte er sich das eingeübt, und dann blieb sein Rock oder sein Ärmel an der Türklinke hängen, oder er konnte die Tür nicht das erste Mal schließen, oder seine Beine überstürzten sich, oder er riß einen Stuhl um, oder er stieß mit dem Mädchen zusammen, das etwas auf den Tisch gesetzt hatte und wieder hinausgehen wollte. Er sah die Leute nicht an ... Sprach ihn jemand an, schreckte er auf und antwortete ‚Ja' oder ‚Nein', als hätte er glühende Kohlen im Munde. Aber er fraß – nach Ragnis (der jungen Doktorsfrau) Meinung und Ausdruck – wie ein Pferd."

Dabei ist zu bemerken, daß die Wachstumsenergie des weiblichen Geschlechts in der Pubertätszeit sehr viel beträchtlicher ist als die des männlichen — ein auffälliger Unterschied gegenüber der Zeit vorher und nachher. Umfangreiche Statistiken ergaben, daß mehrere Jahre hindurch nach dem fünfzehnten die Mädchen durchschnittlich größer und schwerer sind als die gleichaltrigen Knaben. Dafür hört allerdings das Mädchenwachstum meist schon mit zwanzig Jahren auf, während es bei Jünglingen bis zum dreiundzwanzigsten fortdauert, und zwar überwiegt bei ihnen in diesen Jahren das Knochenwachstum gegenüber dem Fettansatz, der wohl ein wesentlicher Grund ist für das höhere Gewicht der sechzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen.

Mit der in diese Lebensperiode fallenden, von der inneren Sekretion abhängigen *Entstehung* männlicher und weiblicher Geschlechtsunterschiede, die den *Körperbau,*

den *Geschlechtstrieb* und das *Seelenleben* betreffen, verändert sich die körperseelische Gesamtpersönlichkeit des Menschen in sehr hohem Grade. Mit dem gesteigerten Ichgefühl der Reifezeit steht oft im eigenartigen Widerspruch die verminderte Widerstandsfähigkeit. Körperlich tritt dies in der größeren Häufigkeit von mancherlei Störungen hervor, unter denen vor allem die Bluterkrankungen: Bleichsucht und Blutarmut (Chlorose und Anämie) sowie die Schwindsucht zu nennen sind. Über ein Drittel aller Fälle von Tuberkulose kommen zwischen fünfzehn und einundzwanzig Jahren zum Ausbruch, wenn auch meist auf Grundlage ererbter Gewebeschwäche.

Sind es auch nur die im Kinde bereits gegebenen körperlichen und seelischen Anlagen, die sich in dieser Zeit des *Erblühens* aufschließen und entfalten, so dringen sie doch erst von nun ab in das Bewußtsein, erhöhen das Selbstgefühl, die Selbständigkeit und auch die Selbstsüchtigkeit des Menschen und verleihen ihm mehr und mehr das ihm eigentümliche Gepräge, den Charakter.

> Es ist eigenartig, daß es zwei Dichtungen sind, die in der deutschen Sprache dieser Zeit den Namen gegeben haben: Jean *Pauls* Roman, der den Titel „Flegeljahre" führt, und *Klingers* Drama „Sturm und Drang". Ihr weibliches Gegenstück sind die „Backfischjahre" (von etwa 13—17). Die seltsame, bereits im Mittelalter gebräuchliche Bezeichnung soll nach deutschen Wörterbüchern (Grimm usw.) von den „Backfischen" herrühren, die unter diesem Namen auf Fischmärkten verkauft werden. Ernst Wasserzieher schreibt im „Ableitenden Wörterbuch der deutschen Sprache": „Backfisch eig. kleiner, junger, nur zum Backen geeigneter Fisch, dann junges, halbwüchsiges Mädchen." Eine Bekannte Kohls (siehe unten) kennzeichnet diese Zeit wie folgt: „Ich weiß nur, daß die Zeit meiner Entwicklung sehr toll war. Wir Mädels wußten gar nicht, was wir vor Übermut anstellen sollten. Man fühlt in sich einen Tatendrang, der einem im späteren Leben bei der Arbeit mehr nützen würde. Bei uns artete er in fürchterliche Frechheit aus. Man wollte seinen Mut und seine Kraft zeigen und wurde frech. Man neigt sehr zur Opposition und betont immer den sehr ausgesprochenen Willen, der aber weniger im Wollen als im Nichtwollen besteht. Man lacht viel und meistens ohne Grund. Alles ist Übermut, Überschäumen einer neuen Kraft."

Zum Erstaunen ihrer Umgebung geben die noch vor kurzem sich bescheiden im Kreise der Erwachsenen zurückgehaltenen Halbwüchsigen *eigene* Urteile ab, halten die Ansichten ihrer Lehrer und Eltern für „unmodern", sie „fühlen sich", „spielen sich auf", „tun sich wichtig", wie die Eltern dann wohl zu sagen pflegen, und reden plötzlich über alles mit. In dem sich bis dahin jungenhaft gebärdenden Mädchen tritt immer mehr das Weibliche, im mädchenhaft weichen Jungen immer deutlicher das Männliche zutage. Er bewaffnet sich mit einem Baumast (den man Spazierstock nennt und dem nach Freud im Unbewußten auch eine symbolische Rolle zukommen soll). Gleichzeitig „reißt sich vom Mädchen stolz der Knabe", und auch das Mädchen zieht sich scheu vom Knaben zurück, allerdings beide nur äußerlich, um sich *innerlich* um so heftiger miteinander zu beschäftigen. Ehrgefühl und Schamgefühl wachsen. Empfindsamkeit und Erregbarkeit nehmen zu, bald herrscht ein schwärmerisches, träumerisches, Idealen nachjagendes Wesen, bald Unternehmungslust, Abenteuersucht, Großtuerei vor.

In bezeichnender Weise läßt Hans *Hart* in seinem Gymnasiastenroman „Was zur Sonne will" seinen jugendlichen Helden sagen: „In allen meinen Kollegen ist etwas Unruhiges. Wir alle haben Angst, daß vor uns etwas Unbekanntes und Glänzendes ist, was uns entfliehen könnte. Wir wollen rasch sehen, was uns das Leben bringen wird, und können nicht warten." Den Eindruck, den diese Menschen der Übergangsjahre auf ihre Umgebung machen, und die fehlerhafte Art, mit der diese mit ihnen sich abzufinden sucht, schildert lebendig *Lenz* in einem Aufsatz, den er 1890 (im „Pädagogischen Archiv" unter dem Titel „Das Entwicklungsalter unserer männlichen Jugend") veröffentlicht hat: „Einen Knaben sandtest du nach Obertertia oder Untersekunda, ein körperlich und seelisch verändertes Menschenkind begrüßt dich nach einem Jahre in der nächstoberen Stufe. Ja, wenige Monate genügen, um die Wandlung ins Werk zu setzen. Und verkehrst du täglich mit ihnen, so merkst du's wohl gar nicht und bist höchst verwundert, daß ‚Fritz' nach einem etwas deutlichen Verweis nicht ‚zusammenduckt', sondern die Miene des Beleidigten zeigt, der dir am liebsten den Kartellträger schicken möchte. Das findest du empörend, frech und gibst ihm, der deiner Manneswürde nahegetreten, zu verstehen, daß sein Benehmen sich nicht für einen ‚dummen Jungen von Tertianer' schicke. Ach, damit ist die ‚Krone ganz gebrochen'. Nur ein Glück, daß du den lauten Ausbruch seines gekränkten Mannesstolzes in der Pause nicht zu hören brauchtest. Du irrtest in dem Glauben, es stehe dir ein Knabe gegenüber. Ihr standet Mann gegen Mann." Eine sehr feine psychologische Studie über diesen Typ enthält auch die Novelle „Der Letzte" von Erich *Ebermayer* (erschienen bei Oldenburg in Leipzig): Als die vornehme Frau Geheimrätin ihrem jungen Sohne Raoul-Edgar vorhält, wieviel leichter er es doch habe als seine Väter und Großväter, die die Firma aufbauten, die er einst nur auszubauen habe, und sie seine Einwände mit dem Bemerken zurückweist, er würde wohl ein wenig anders urteilen, wenn ihm die Gefühle des Hungers und des Frierens nicht unbekannt geblieben wären, erwidert der Junge mit „seiner hohen, scharfen Stimme, die die Mutation noch nicht ganz überwunden hatte": „So wisse denn, mich friert und hungert zuweilen grenzenlos! Vielleicht bin ich zu anspruchsvoll in dieser Beziehung, anspruchsvoller jedenfalls als ihr anderen aus dem vorigen Jahrhundert. Nach Menschen hungert es mich, die mich verstehen, die sich wenigstens Mühe geben, mich zu verstehen, die mit mir denken und fühlen und die mich ernst nehmen. Nach Menschen, die Eindruck auf mich machen, und die ich meinetwegen sogar — bewundern muß — danach hungert es mich. Nach Dingen, nach Werten, die standhalten, die nicht in ein Nichts zerfließen, im selben Augenblick, da ich sie packen will — danach hungert es mich. Und weil mir noch niemals, hörst du, noch niemals bisher solche Menschen oder solche Dinge begegnet sind — siehst du, liebe Mama, darum friert es mich zuweilen so sehr. Nicht an den Füßen, nein, Mama, leider hier, hier oben . . ."

Es scheint, als ob die Pubertätskrisen für unsere modernen Dichter überhaupt einen besonders beliebten Vorwurf dichterischen Gestaltens abgeben. Um aus der großen Fülle zum Teil recht guter Kunstwerke nur einige zu erwähnen, nenne ich *Wedekinds* „Frühlings Erwachen", Max *Halbes* „Jugend", Max *Dreyers* „Die Siebzehnjährigen"; von Robert *Musil* „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß", von Hermann *Hesse* „Demian" und „Unterm Rad", von Ludwig *Winder* „Hugo, Tragödie eines Knaben", von Stefan *George* „Maximin", von Hanns *Johst* „Der Anfang"; „Der Tag der Artemis" von Elisabeth *Weihrauch;* „Du sollst ein Mann sein" von O. *Wohlbrück;* „Ruth" von Lou *Andreas-Salomé;* „Aus guter Familie" von Gabriele *Reuter;* ferner aus der französischen Literatur „Demivierge" von Marcel *Prévost* und „Sebastian Roch" von Octave *Mirbeau;* aus dem Englischen den anonymen Roman „Tim" und aus der russischen Literatur „Im Nebel" von *Andrejew.*

Wie die Reizbarkeit, steigert sich auch die Ermüdbarkeit; allerlei Dunkles, Beunruhigendes, Unklares erfüllt die Seele, eine schwer überbrückbare Kluft tut sich nur zu oft zwischen Eltern und Kindern auf. Es vollzieht sich in dieser Zeit förmlich eine seelische Loslösung von den Eltern, ähnlich der körperlichen bei der Geburt. Da den Vätern in ihrem überlieferten Herrschaftsbewußtsein über ihre Frauen und Kinder meist für diese natürlichen Entwicklungsvorgänge das Verständnis abgeht, entsteht häufig der Vater-Sohn-Konflikt.

Das klassische Beispiel für den Vater-Sohn-Konflikt ist das Verhältnis des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms I. zu seinem Sohne, dem nachmaligen Friedrich dem Großen, das seinen klassischsten Bearbeiter in *Voltaire* gefunden hat. In der neuerdings von Hans *Jakob* (bei Recht in München 1921) herausgegebenen Schrift: „Mein Aufenthalt in Berlin" heißt es u. a.: „Man kann sich leicht vorstellen, wie erstaunt und empört dieser Vandale darüber gewesen sein muß, einen geistvollen, anmutigen und höflichen Sohn zu besitzen, der gefallen und sich bilden wollte und Musik und Verse machte. Sah er ein Buch in den Händen des Kronprinzen, so warf er es ins Feuer; spielte der Prinz Flöte, so zerbrach der Vater die Flöte, und manchmal behandelte er die Königliche Hoheit, wie er die Damen oder die Prediger bei der Parade behandelte." Auch das Umgekehrte kommt vor: der Zusammenprall eines feinbesaiteten, schöngeistigen Vaters mit einem kraftprotzenden Sohn. Seit *Turgenjews* Roman „Väter und Söhne" bis zu *Hasenclevers* „Sohn", *Unruhs* „Geschlecht" und *Bronnens* „Vatermord" ist dieser Gegensatz in der schönen Literatur häufig abgewandelt worden. Auch alleinstehende Mütter haben mit den Söhnen während der Pubertät oft einen schweren Stand. In dieser Lage befinden sich jetzt sehr viele Frauen, deren Männer der Krieg weggemäht hat. Die Schwierigkeiten steigern sich, wenn sich die Söhne im Entwicklungsalter und die Mütter in den Wechseljahren befinden. Auf beiden Seiten herrscht dann eine gereizte Stimmung, deren Folge täglicher Zank und Streit ist. Erst kürzlich suchten eine solche Mutter und ihr Sohn mich auf, die von mir ein „unparteiisches" Urteil wünschten, wer an ihrem schlechten Verhältnis schuld sei. Auch hier konnte ich ihnen nur erklären, *was*, nicht wer die Schuld trage.

Wir wollen noch eine Zuschrift wiedergeben, die anschaulich dieses für alle Eltern (= Älteren) so wichtige Gebiet illustriert: „Hochverehrterr Herr Sanitätsrat! Da Sie in Ihrem gestrigen Vortrage, dem ich beiwohnte, auch den ‚Vater-Sohn-Konflikt' berührten und so verständnisvolle Worte darüber sagten, so ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen, als dem Seelenarzt, zu schildern, wie auch ich mit dem gleichen Konflikt schwer zu kämpfen hatte und in einer langen Zeit meines Lebens darunter litt. Ich habe zwar heute äußerlich und innerlich damit abgeschlossen, aber vielleicht ist nun gerade der beste Zeitpunkt, um ruhig und gerecht darüber zu sprechen. Ich empfinde das geradezu als meine Pflicht, wenn ich daran denke, wie vielen es wohl ebenso oder noch schlimmer geht; wer dann den Weg zu Ihnen findet, verehrter Herr Sanitätsrat, dem mögen Sie ruhig diese Zeilen zeigen; vielleicht wird es ihm ein Trost sein, wenn er sieht, wie es mir ging und wie ich schließlich den Weg fand, der wohl der richtige ist: seiner Natur, seiner inneren Bestimmung treu zu bleiben, denn nur auf diesem Wege kann man der Menschheit zu einem kleinen Teil am besten dienen.

Ich wurde vom Vater erzogen, mit Liebe, aber mit einer Liebe, die bei ihm bedeutete: Entweder du wirst mein Ebenbild oder du bist ein nichtsnutziger Kerl; tertium non datur. Dieses Ebenbild des Vaters hätte etwa so aussehen müssen: Ein gebügelter, wohlerzogener junger Mann, hoffnungsvoller Sprößling einer der ersten Bürgerfamilien der Kleinstadt, Zierde der ‚guten Gesellschaft', etwas Geist, aber nach außen hin ja nicht zu viel davon, sonst könnte der ‚Herr von Sowieso', bei dem man die Ehre hatte zu verkehren, arg-

wöhnen, daß man sich mehr dünke als er. Politische Devise: Wer nicht konservativ ist, ist ein Hund. Auf diesem Gebiet konnte mein Vater übrigens eine große geistige Gewandtheit und Kenntnis entfalten, weswegen er in ‚seinen Gesellschaftskreisen' geradezu berühmt war, er verstand mit scheinbar großer Sachlichkeit überzeugend zu wirken. Das trug wohl dazu bei, es als eine höchst persönliche Beleidigung aufzufassen, wenn ich etwa wagte, nicht der gleichen Anschauung zu sein. Sonst war er im häuslichen Leben meist von einer gemütlichen Herzlichkeit, unterbrochen von aufbrausender Launenhaftigkeit.

Da ich selbst ein ziemlich weiches Gemüt habe, so habe ich in der Zeit, wo ich dauernd zu Haus war, etwa bis zum 20. Lebensjahr, nie ernstlichen Widerstand gegen ihn aufgebracht. Es gab Augenblicke, wo ich in ganz verzweifelte Widersprüche geriet, wenn er mir zum Beispiel nahelegte, mit einigen Schulfreunden, an denen ich sehr hing, nicht mehr zu verkehren, weil diese als Söhne von ‚kleinen Leuten' unter meinem Stand seien. Als Junge hat man viele Ideen und Ansichten, die das praktische Leben später ganz von selbst berichtigt. Mein Vater sagte nun, wenn ich eine naive Idee äußerte: Das verstehst du nicht, ich bin 30 Jahre älter und habe so viele Lebenserfahrungen, um das richtig beurteilen zu können. Sei froh und dankbar, daß ich dir das Richtige zeige. Einmal antwortete ich: Du magst vielleicht recht haben, aber was ist denn wertvoller, mir meine Ansicht auf Grund eigener Lebenserfahrungen zu bilden, oder sie von deinen Erfahrungen abzuschreiben? Wegen der Szene, die darauf folgte, habe ich das nicht zum zweiten Male gesagt, wohl aber noch sehr oft im stillen gedacht. Der Kampf wäre vielleicht nicht so schwer für mich gewesen, wenn mein Vater, wie der Friedrichs II., *nur* hart und grausam gegen mich gewesen wäre. Nun gab es aber oft Momente, wo mein Vater mir in herzlicher Weise zeigte, wie sehr er im Grunde an mir, seinem einzigen Kinde, hing. Dadurch kam ich in einen Zwiespalt, der sich nicht leicht vorstellen läßt: Ich sehnte mich im Grunde so nach Liebe, daß ich in solcher Stunde alles andre vergaß und mir geradezu suggerieren ließ, ich sei wirklich ein schlechter Junge, der einen so guten Vater kaum verdiene. Ich kannte ja noch nichts anderes als die Kreise meines Vaters. Hätte dieses Leben noch fünf Jahre länger gedauert, ich glaube, ich wäre wirklich dahin gekommen, wo Vater mich hinhaben wollte. Nun tat Vater aber etwas, was von seinem Standpunkte aus ein großer Fehler, für mich aber in Wirklichkeit sehr gut war: Er ließ mich studieren, und zwar ließ er mich dorthin gehen, wo ich wollte. Das ist vielleicht die größte Tragik in der ganzen Geschichte: Vater war in diesem Punkt ein einziges Mal wirklich großzügig; wäre er immer großzügig gewesen, hätte nie etwas passieren können. So war er unter hundert Kleinlichkeiten nur einmal großzügig; das mußte für ihn verhängnisvoll werden.

Als ich so mit 20 Jahren von Haus fortkam, hatte ich die größten Schwierigkeiten, mit den Menschen und Dingen zurecht zu kommen. Ich mußte bald einsehen, daß die Maßstäbe und Ansichten, wie sie mein Vater vertrat, nicht zu mir und nicht zum Leben paßten. Ich habe geradezu erst mühselig alles abwerfen müssen, was ich innerlich von Hause mitbekam, dann erst fand ich Kontakt mit dem Leben und kam vorwärts. Die Folge war, natürlich, daß ich, wenn ich die Ferien zu Hause verbrachte, den Gegensatz zwischen Vater und mir stärker empfand als je. Eine Zeitlang ging das deshalb noch ganz leidlich, weil ich den häuslichen Aufenthalt durch Vorschützen dringender Arbeiten abkürzte. Schließlich, nachdem ich schon zwei Jahre studiert hatte, mußte Vater wohl meine Veränderung, die ich ihn zwar mit dem besten Willen nicht so sehr merken lassen wollte, aufgefallen sein; eines Tages platzte die Bombe, und er verlangte von mir, ich solle das Studium aufgeben und in ein Geschäft in der Kleinstadt eintreten, ‚da ich mich unter dem Einfluß des freieren Lebens sehr zu meinem Nachteil entwickelt hätte'.

Ich stand nun vor der krassen Entscheidung: entweder den Aufgabenkreis, der mich ganz erfüllte, aufzugeben und einzutauschen gegen ein Scheinleben in der Kleinstadt mit

all seinen Beschränktheiten und Hohlheiten, gegen einen Beruf, der mir gar nicht lag, oder mit dem Vaterhaus endgültig zu brechen. Ich versuchte alles, eine Lösung im Guten zu finden, da aber Vater nicht das geringste Entgegenkommen zeigte, so tat ich in meiner Verzweiflung schließlich den Schritt, den ich auch jetzt für den einzig richtigen halte: Ich führte eine gerichtliche Entscheidung herbei, die, da alle entsprechenden Voraussetzungen zutrafen, Vater dazu verurteilte, mich mein Studium planmäßig beenden zu lassen. Seitdem betrachtet mich freilich Vater nicht nur als seinen ungeratenen Sohn, sondern als seinen ärgsten Feind. Seit 3½ Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen."

Das Gehirn arbeitet in der Sturm- und Drangperiode Pubertät meist sehr sprunghaft; weltschmerzliche Sentimentalität (= Empfindsamkeit) wechselt mit hochgespanntem Überschwang, ungestillte Sehnsucht mit seeliger Schwarmgeisterei. Die Phantasie baut Luftschlösser. Der eine fühlt sich bereits als bejubelter Dichter oder Musiker, der andere als Maler der Zukunft, wieder andere als weltumstürzende Menschenbeglücker, große Entdecker und Erfinder. Alles aber, was in der Seele wie in einem Chaos (= Urbrei) brodelnd und wirbelnd gärt und kreist, bewegt sich um das geschlechtliche Zentrum; die bald mehr, bald weniger bewußte Erotik gibt für das Fühlen, Denken, Wollen und Handeln jener Zeit mehr denn je den überall mitschwingenden Unterton ab. *Közle* (in Reins Enzyklop. Handbuch der Pädagogik, II, 267) nennt den Geschlechtstrieb „den Angelpunkt, um welchen sich die Gestaltung des ganzen Menschen während der Pubertätsjahre dreht", und August *Kohl* (in seiner bemerkenswerten Dissertation: „Pubertät und Sexualität") schreibt: „So ist der Sexualtrieb, der Sonne vergleichbar, der lebenweckende Mittelpunkt, der nach allen Seiten hin seine erwärmenden, antreibenden Strahlen sendet."

Vergegenwärtigen wir uns dieses mit wenigen Strichen gekennzeichnete Bild der physiologischen (= in der Breite des Gesunden liegenden) Pubertätserscheinungen, so werden wir begreifen, wie klein von ihnen der Schritt in das Pathologische (= Krankhafte) ist. Dementsprechend ist auch die Abgrenzung zwischen dem, was schon, und dem, was noch nicht psychopathisch (= seelisch krankhaft) ist, oft genug recht schwierig. Viele Erscheinungen der Pubertät gleichen völlig denen der Neurasthenie im Sinne einer erhöhten Erregbarkeit und Ermüdbarkeit, eines aus dem stabilen in ein labiles Gleichgewicht gebrachten Nervensystems. Darüber hinaus kommen aber eine Fülle leichterer und schwererer Krankheitsformen vor, die der Zeit der Geschlechtsreife in besonderem Maße eigen sind. Läßt sich auch hier nicht immer der Beweis erbringen, daß das zeitliche Zusammentreffen ein ursächliches ist, so dürfte in der großen Mehrzahl der Fälle doch kaum ein Zweifel möglich sein, daß zwischen den Neurosen und Psychosen (Nerven- und Seelenerkrankungen) der Reifejahre ebenso wie der Wechseljahre und denen sonstiger Entwicklungs- und Rückbildungszeiten, vor allem der Menstruation und Schwangerschaft auf der einen Seite und den Veränderungen der Sexualorgane auf der anderen Seite ein Kausalnexus (= Verhältnis von Ursache und Wirkung) besteht. Sehr gestützt wird diese Annahme dadurch, daß fast allen diesen Leiden, wie freilich oft erst bei ihrer tieferen Erforschung ersichtlich ist, auch eine direkte sexuelle Färbung anhaftet.

in drei Gruppen teilen: Eine Anzahl (wie der Veitstanz) entsteht und verschwindet nach kürzerer oder längerer Zeitdauer, die oft nur einige Wochen oder Monate beträgt, im Entwicklungsalter selbst; andere hören erst mit dem Ende der vielfach dabei in die Länge gezogenen Geschlechtsreife auf. Mit anderen Forschern (wie dem alten A. *Leppmann*) konnte ich bei sehr vielen Psychopathen (= Seelenkranken), die sich über die Zwanzig hinaus noch höchst ungebärdig, unlenksam und unreif verhalten, gegen Ende der Zwanzig und Anfang der Dreißig eine entschiedene Nachreife feststellen. Meist werden Psychopathen zu früh von ihrer Umgebung „aufgegeben".

Eine dritte Gruppe dieser Störungen setzt in der Pubertät ein, nimmt langsam zu und entwickelt sich zu einem das Leben umfassenden Dauerzustand, der sich teils gleichbleibt, teils durch Anpassung ein wenig bessert, teils sich nach und nach verschlechtert, wie es vor allem bei dem Jugendirresein (der sogenannten *Hebephrenie Kahlbaums* von ἥβη = Jugend und φρήν = Verstand, Schizophrenie *Bleulers* von σχίζειν = spalten oder Dementia praecox von Dementia = Verblödung und praecox = frühzeitig oder Dementia hebephrenica *Kräpelins*) der Fall ist.

Ich will hier noch einiges über die Pubertätsstörungen im einzelnen hinzufügen, deren Kenntnis mir nicht nur für die Ärzte, sondern auch für Eltern und Erzieher notwendig scheint. Da ist zunächst die Chorea minor (χορεία = Tanz) oder der Veitstanz (von St. Vitus, der als Schutzhelfer dagegen angerufen wurde) zu nennen, die meist im ersten Beginn der Geschlechtsreife einsetzt. Es sind unwillkürliche Bewegungen, die mehr Knaben als Mädchen befallen. Oft erstrecken sich die Zuckungen nach und nach auf alle Muskelgruppen. Oft beschränken sie sich nur auf wenige Muskeln, beispielsweise am Halse oder im Gesicht, wo sie zu krankhafter Grimassenschneiderei führen. Sie tragen dann mehr den Charakter sogenannter Tics. Nicht selten vergesellschaftet sich der Veitstanz mit Herzaffektionen (wie Endokarditis = Entzündung der inneren Herzwand), Gelenkaffektionen (= Arthritis) und seelischen Veränderungen, alles Anzeichen, die auf vergiftungsartige Störungen im inneren Chemismus hinweisen. Einen ticartigen Charakter trägt auch das auf nervösen Zwangshemmungen beruhende, besonders im pubischen Alter auftretende Stottern. Verschiedentlich sah ich auch in dieser Lebensphase eigenartige Schluckhemmungen.

Eine weitere in der Pubertät beginnende Störung mit sexueller Färbung ist das Rotwerden, verbunden mit und in der Hauptsache verursacht durch Errötungsfurcht, unter der viele Jugendliche ungemein leiden. Es quält sie die Vorstellung, daß durch das Erröten etwas verraten wird, was sie schamhaft zu verbergen bemüht sind.

Stellt das Erröten eine Lähmung der Gefäßnerven dar, so beruht ein anderes, häufig in der Pubertät beginnendes Kopfleiden – die Migräne (verstümmelt aus Hemikranie) – meist auf einem Gefäßkrampf. Sie findet sich beim weiblichen Geschlecht häufiger als beim männlichen, deren regelmäßiger Begleiter sie dann bis in die Wechseljahre hinein zu sein pflegt. Die von ihr befallenen Jünglinge und Männer sind gewöhnlich auch anderweitig feminin geartet. Wohl jeder Arzt hat Fälle von Hemikranie von (ἡμι = halb, κρανίον = Schädel, also halbseitiger Kopfschmerz) gesehen, die mit Erbrechen, starker Lichtscheu

und Benommenheit das Bild einer schweren Intoxikation (= Vergiftung) bote.. Man darf annehmen, daß hier periodische Regelwidrigkeiten in der Gynäzinabsonderung vorliegen.

Die bisher genannten Leiden des Nervensystems (oder, wenn wir auf die Grundursache gehen, wohl richtiger Drüsensystems) werden an Schwere aber übertroffen von einer Erkrankung des Zentralnervensystems, die auch nur allzuhäufig über die Schwelle der Pubertät in das Leben junger Mädchen und Männer tritt, von der Epilepsie (dieses in das Deutsche übergegangene griechische Wort für „Fallsucht" heißt eigentlich Anfall). Bei näherem Nachforschen ergibt sich nicht selten, daß sexuelle Erregungszustände bei Epileptischen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. So behandelte ich ein achtzehnjähriges Mädchen an starker Epilepsie, die fast jede Nacht von der Vorstellung gepeinigt wurde, daß nackte Männer auf ihr kauerten oder daß mehrere völlig entblößte Männer mit übergroßem, auf sie gerichtetem Gliede in das Zimmer drangen, um sie zu vergewaltigen. Eine andere Epileptika – Tochter eines Landwirtes – geriet, wenn fremde Männer sich am Tische aufhielten, in eine kaum beherrschbare erotische Erregung, in der sie weder sprechen noch essen konnte.

Ihrem Wesen nach den epileptischen Anfällen nahe verwandt sind die Absenzen (= Geistesabwesenheiten), das „petit mal" der Franzosen (petit = klein, mal = lat. malum = Übel, derselbe Stamm wie in maladie = Krankheit). Auch dieses Leiden tritt mit Vorliebe im pubischen Alter auf. Das petit mal verhält sich zur Epilepsie wie der Tic zur Chorea, es besteht darin, daß meist für wenige Sekunden das Bewußtsein schwindet. Die Patienten machen plötzlich im Gehen halt, der Schirm, oder was sie sonst in der Hand tragen, entfällt ihnen, oder sie hören mitten im Reden, Schreiben, Klavierspielen, Essen auf, taumeln ein wenig, blicken ins Leere, wenden den Kopf zur Seite oder verdrehen die Augen, zucken mit den Mundwinkeln oder machen zupfende Bewegungen mit den Fingern. Kaum bemerkt, sind diese Anfälle oft schon vorüber; die manchmal, wenn auch keineswegs immer, wie die Epilepsie selbst, zu epileptischer Charakterveränderung, namentlich Umständlichkeit und Heftigkeit, ja schließlich auch zu epileptischer Verblödung führen.

Zu den epileptischen Äquivalenten (= Gleichwertigkeiten) werden periodische Verstimmungen und Kopfschmerzen sowie periodische Dämmerzustände gerechnet, auch gewisse Drangzustände, die in den Entwicklungsjahren auffallenderweise zutage treten und nicht nur den Angehörigen, sondern auch Gerichten oft viel zu schaffen machen; da ist der ins Krankhafte gesteigerte Drang, von Hause fortzulaufen, abenteuerliche Reisen zu unternehmen, zu vagabundieren: die „Dromomanie" (von δρομός = Lauf); der Drang, sich zeitweise zu berauschen: die „Dipsomanie" oder das Quartalstrinken; der Trieb, Feuer anzulegen: die Pyromanie (πῦρ = Feuer), Gegenstände zu entwenden: die Kleptomanie (von κλέπτειν = stehlen) oder die Sucht, sich vor andern zu entblößen: der „Exhibitionismus". So viele dieser früher als „Monomanien" (= einseitige Vorstellungs- oder Willensstörungen) bezeichneten Fälle ich auch schon beobachten konnte, namentlich von Dipsomanie und Exhibitionismus, so sehr sie in der auffallendsten Periodizität, in den voraufgehenden Angst- und folgenden Entspannungsgefühlen epileptischen Anfällen ähnlich sind, so wenig habe ich mich davon überzeugen können, daß es sich in der großen Mehrzahl der Fälle um ausgesprochene Dämmerzustände handelt. Meines Erachtens handelt es sich in fast allen diesen Fällen um krankhafte Zwangszustände auf dem Boden einer psychopathischen Konstitution mit ganz oder teilweise erhaltener Erinnerung. Vor einiger Zeit hatte ich vor Gericht eine Frau zu begutachten, die immer wieder wegen Warenhausdiebstahls rückfällig wurde. Sie war eine Ausländerin, die an einen Deutschen verheiratet war, der in guten Verhältnissen lebte. Sie nahm Gegenstände, die meist gänzlich unbrauchbar waren, jedenfalls nahm sie diese nie in Gebrauch. Einmal stahl sie mehrere linke

Handschuhe. Aus ihren Vorakten ersah ich die Daten ihrer früheren Vergehen und konnte aus ihnen feststellen, daß ihre Straftaten ausnahmslos in die Zeit ihrer Menstruation fielen.

Der Begriff der psychopathischen Konstitution,

der von vielen mit dem der psychopathischen Minderwertigkeit, der Entartung oder degenerativen Belastung gleichbedeutend angewandt wird, ist ein Sammelbegriff, der gerade für das Verständnis der in der Pubertät zutage tretenden Seelenstörungen gute Dienste leistet. Gewiß läßt dieser Krankheitsbegriff, wie so mancher, an Präzision (= Genauigkeit) zu wünschen übrig; er ist sehr allgemein gefaßt und vom Bereich einer physiologischen, gesunden, seelisch normalen Konstitution als Gegensatz nicht scharf abgegrenzt, doch können wir ihn schwer entbehren, wollen wir in der Fülle schwankender Erscheinungsformen nicht den Boden unter den Füßen verlieren.

Wir wollen einige Psychopathentypen aus einer Fülle ähnlicher herausgreifen: Da sind die *krankhaften Phantasten,* deren sprudelndem Gehirn es unmöglich zu sein scheint, in der Wirklichkeit und Wahrheit Genüge zu finden. Diese jungen Leute verfälschen Erinnerungen, fabulieren und geben unbedenklich die seltensten Produkte ihrer „Pseudologia phantastica" (phantastischen Lügensucht) zum besten, um sich interessant zu machen oder um sich ein höheres Ansehen zu geben. Als Zeugen und Zeuginnen in Sittlichkeitsprozessen haben diese Pseudologen und Pseudologinnen der Pubertätsjahre schon oft eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Mehr als ein Lehrer ist ihrer Lügenhaftigkeit, deren krankhafter Charakter unbemerkt blieb, unschuldig zum Opfer gefallen. In jedem Mordprozesse verwirren sie die Staatsanwaltschaft und das Gericht durch Mitteilungen wie etwa, der Angeschuldete habe sich auch ihnen in ähnlicher Weise wie der Ermordeten „genähert". Bei Gegenüberstellungen geben sie ihren Irrtum zu oder bleiben bei ihren Behauptungen, deren Wert nach ihrer pathologischen Eigenart zu bemessen ist. Ich habe außerordentlich viele Fälle dieser Art gesehen. So meldeten sich in dem Verfahren gegen den Fürsten *Eulenburg* eine ganze Anzahl von jungen Leuten mit märchenhaften Erzählungen, denen es vor allen Dingen darum zu tun war, dem Angeschuldigten gegenübergestellt zu werden.

Viele nehmen an ihrem Namen Veränderungen vor, indem sie sich einen Doppelnamen geben (so nannte einer, der Wolf hieß, sich auf seiner Visitenkarte Wolf-Wolfenstein) oder sich ein Adelsprädikat vorsetzen (ein Herr Schmidt führte sich als „Freiherr von Schmidtshausen" ein), oder sie nehmen einen ihnen nicht zukommenden Titel an (früher war mehr der Leutnant, jetzt mehr der Doktor üblich). Auch absonderliche fremdklingende Vornamen sind beliebt (aus Max wird Mario, aus Luise wird Lou). Viele rühmen sich ihrer hochadeligen Verwandtschaft, ihre Mutter stamme aus einem alten Geschlecht (H. *Zille* macht sich über sie in einem Bilde lustig, dem er die Unterschrift gibt: „Meine Mutter is' 'ne jeborne ‚von', se wees bloß nich von wem"), oder sie selbst seien eigentlich illegitime Kinder einer sehr hochgestellten Persönlichkeit. Andere phantasieren von ihren vornehmen und einflußreichen Beziehungen, „sie wären gestern bei Ihrer Durchlaucht zum Tee gewesen, es wäre wieder entzückend gewesen, der Fürst von . . . burg war auch da und habe sich ausschließlich mit ihnen unterhalten". Manche fabulieren von ihrem Reichtum, was sie allerdings nicht hindert, wenige Minuten nachher sich bei der Person, der sie von ihren Schätzen erzählt haben, „Fahrgeld für die Elektrische" zu leihen; ein Jüngling von 18 Jahren berichtete jedermann von dem berühmten prachtvollen Familienschmuck seiner Eltern, der nach Angabe der Mutter in einer ererbten alten Brosche von nur geringem Wert bestand. Ein anderer, 21 Jahre alt, gab sich als Sohn eines amerikanischen „Multimilliardärs" aus; er ging in die ersten Hotels, fragte, was das ganze erste Stockwerk für seinen Vater und dessen Begleitung kosten würde, ließ sich die teuersten

Zimmer zeigen und entfernte sich mit einer herablassenden Geste von dem sich tief verbeugenden Personal. In Wirklichkeit verfügte der Milliardärssohn über einen Monatswechsel von 80 Mark. Eigenartiger noch wie der psychopathische Hochstaplertypus ist der gegenteilige; namentlich unter den sexuell gefärbten Psychopathen sind „Tiefstapler" keine seltene Erscheinung: hochgestellte Personen, die sich beispielsweise für Kohlenarbeiter, Matrosen, selbst Prostituierte ausgeben und diese Rollen (nicht etwa aus Erwerbsgründen) täuschend durchführen.

Als pathologische Schwindler werden die krankhaften Phantasten nicht selten kriminell, indem ihnen Geschäftsleute, Gastwirte, Zimmervermieterinnen, die sich durch ihre Erdichtungen täuschen lassen, beträchtlichen Kredit gewähren. Die Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit dieser Leute grenzt manchmal ans Fabelhafte. Mir sind wiederholt Psychopathen begegnet, die sich schon wenige Stunden nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis mit geradezu verblüffender Dreistigkeit wieder auf den Parkettböden von Schlössern, Ministerien und Luxushotels bewegten, als hätten sie diese weiten Prunkräume nie mit engen Gefängniszellen vertauschen brauchen.

Auch Orden, Medaillen und Ehrenzeichen spielen bei diesen Leuten eine große Rolle, an deren Stelle nach der Revolution viele andere Abzeichen getreten sind. Bei einem, den ich wegen Betrugs begutachten sollte, waren bei seiner Festnahme in der Westentasche ein Hakenkreuz und Sowjetstern friedlich nebeneinander gefunden worden nebst sechs weiteren „Knöpfen" von einander völlig entgegengesetzten Verbänden.

In anderer Weise als beim Pseudologen (= Lügner) gibt sich die psychische Unausgeglichenheit und Überspanntheit, das *desequilibrierte* (= unausgeglichene) Wesen bei dem pathologisch Exaltierten kund. Auch ihre verstiegene Phantasie schwebt in höheren Regionen, aber es sind utopistische (= nicht zu verwirklichende) Ideen, denen sie nachjagen, umstürzlerische Ideale in Politik, Technik, Kunst und Wissenschaft.

Greift der pathologische Schwindler in der Wahrheit, so greift der pathologische Idealist in der Wahrscheinlichkeit daneben. In allen Reformbewegungen und Sekten ist dieser Typus vertreten. Auf allen Kongressen reiten sie ihre Steckenpferde.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß ihre Vertreter in ihrer Phantasie oft ihrer Zeit vorauseilen und, wenn sich ihr lebhaftes Vorstellungsleben mit ebenso lebhafter Willenstätigkeit verbindet, der trägen Masse der Menschen oft einen wertvollen Anstoß gegeben haben. Der Anteil seelisch abnormer Persönlichkeiten aller Art an dem Fortschritt der Welt ist ein ganz erheblicher. Wer die glänzende Vortragsreihe gehört hat, die mein verstorbener Freund und Kollege Ernst *Burchard* über „die Bedeutung der Geisteskranken für die menschliche Kultur" hielt, konnte sich an der Hand vieler Beispiele überzeugen und erkennen, mit wie viel Berechtigung sich *Lombroso* für die Verwandtschaft zwischen Genie, Wahnsinn und — Verbrechen eingesetzt hat. Geht Bernard *Shaw* doch sogar soweit, zu behaupten: „Jeder Mensch unter dreißig, der trotz einiger Kenntnis der bestehenden Gesellschaftsordnung kein Umstürzler ist, ist minderwertig." In diesem Sinne sind auch die Worte des Nachrufs bemerkenswert, die der Berliner Dichter Felix *Holländer* am 25. August 1925 seinem verstorbenen Freunde, dem ausgezeichneten Nervenarzt Richard *Cassirer*, widmet: „Auch ihm waren die Manischen das Salz der Erde. In ihren krankhaften Erregungen und Steigerungen sah er noch bewegende und vorwärtstreibende Kräfte." Vielfach handelt es sich dabei um Typen, für die der französische Forscher *Magnan* die Bezeichnung „dégénérés supérieurs" (= hochwertige Entartete) geprägt hat.

Überwiegt bei den krankhaften Phantasten die verstandesmäßige die gefühlsmäßige Unausgeglichenheit, so überragt bei einer anderen großen Gruppe pubischer Neurotiker, den Hysterikern, die Haltlosigkeit des Gefühls bei weitem die des Verstandes. Ohne an dieser Stelle auf das buntscheckige Bild der Hysterie einzugehen, sei nur hervorgehoben,

daß bei den jugendlichen Hysterikern weiblichen und männlichen Geschlechts drei Erscheinungen in den Vordergrund treten: einmal der unberechenbare Stimmungswechsel, der sprungweise zwischen den Extremen höchster Überschwenglichkeit und tiefster Niedergeschlagenheit ohne mittlere Stimmungslagen schwankt; zweitens die hysterischen Organgefühle, von dem bekannten Kloßgefühle im Halse (= globus hystericus) bis zu allen möglichen hysterischen Erstarrungen (der hysterische Bogen, in dessen höchsten Graden sich der gekrümmte Körper nur noch auf Hinterkopf und Fersen stützt), Zuckungen, Krämpfen und Lähmungen, und drittens das hysterische Gebaren, gekennzeichnet durch rücksichtslose Eigenwilligkeit, durch leidenschaftliche Exaltiertheit – in der Erotik vielfach als Temperament bezeichnet – sowie allerhand exzentrische Einfälle und Ausfälle.

Man kann oft beobachten, daß Hysteriker einen Menschen um so mehr peinigen, je mehr sie ihn lieben. Niemand ist imstande, seiner Umgebung das Leben durch „Liebeshaß" in so unerträglicher Weise zu vergällen, wie der Hysteriker männlichen und weiblichen Geschlechts. Erst stoßen sie eine Person durch Vorwürfe, Beschimpfungen, selbst tätliche Angriffe zurück, um sie, sobald sie sich zurückzieht, mit Liebesbezeugungen, Zärtlichkeiten, Versprechungen zu überschütten, sie werfen sich dann hin, schreien, rasen und schrecken vor keinem Aufsehen zurück. Noch frappanter und vielen Männern unbegreiflich ist die umgekehrte Reihenfolge, abends Ausbrüche wilder Liebesraserei, morgens eisige Zurückweisung. Ich habe Beispiele erlebt, in denen Männer, die sich nicht auf die Psychologie der hysterischen Frau verstanden, dadurch so außer Rand und Band gerieten, daß sie jede Selbstbeherrschung verloren und gewalttätig, ja zu Mördern wurden.

Ich habe auch Fälle gesehen, in denen hysterische Männer und Frauen durch schwere Drohungen Liebe zu erpressen suchten; sei es, daß sie der geliebten Person ankündigten, sie würden sie (und sich) umbringen, wenn sie keine Gegenliebe finden würden, sei es, daß sie ihr drohten, sie würden sie, falls sie ihre Neigung nicht erwiderte, unglücklich machen, bloßstellen, anzeigen. Die Differentialdiagnose (= Feststellung des Unterschiedes) zwischen dem rein kriminellen und hysterosexuellen Erpresser zu ziehen ist oft recht schwierig und nur durch große Erfahrung möglich, die auch lehrt, daß der krankhaft hysterische Erpresser seine Drohungen viel häufiger wahrmacht als der gewöhnliche kalt überlegende Erpresser und Chanteur, dem es nur um das Geld zu tun ist. Diese begnügen sich meist mit Versuchen, die allerdings oft sehr energisch sind, wobei es schließlich darauf ankommt, „wer die stärkeren Nerven hat", der meist jüngere Erpresser oder der Erpreßte.

Da umfangreiche Untersuchungen, die von verschiedenen Seiten angestellt wurden, ergeben haben, daß unter den jugendlichen Kriminellen ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz krank ist – unter 105 Verwahrlosten fand *Gruhle* beispielsweise nur 15 körperlich und seelisch gesunde Jungen –, sollte unbedingt gefordert werden, daß jeder Jugendliche – unter Jugendliche verstehen wir mit dem Strafgesetzbuch das Alter von 14–18 Jahren – vor seiner Aburteilung „ex officio" (= pflichtgemäß, von seiten des Gerichts) einer fach- und vor allem sachkundigen Untersuchung unterzogen wird.

Ich will hier als Beispiel ein Gutachten aus letzter Zeit anführen, das ich gemeinsam mit meinem Institutskollegen Dr. *W. Wolff* vor dem Jugendgericht abgab. Es lautete:

Vorgeschichte: Der 16 Jahre alte *Lothar X.* hat zum Vater einen im Kriege gefallenen Schauspieler und zur Mutter eine ebenfalls künstlerisch tätige Russin. Die Mutter ist jähen Stimmungswechseln unterworfen. Sie litt in den Pubertätsjahren unter verspäteter Entwicklung, bekam mit 17½ Jahren erst die Periode. Der Vater war ein Schwärmer und Phantast, ein Draufgänger, ein geistvoller und liebenswürdiger Abenteurer. Er war lebensunpraktisch, sah die Welt nur von seinen Träumen aus und schloß keine Kompromisse. Er wurde aus allen öffentlichen und privaten Schulen ausgewiesen, blieb in keiner länger als ein halbes Jahr. Wie nachmals sein nun ange-

klagter Sohn brannte er als Kind eines Tages durch, um zur See zu gehen. Mit einem Band Karl *May*, mit einem großen Schlapphut und einer Lederhose als Trapper gekleidet fuhr der Junge nach Hamburg, wo er von einem Kriminalbeamten festgenommen und seiner Mutter wieder zugeführt wurde. Ähnlich wie sein Sohn unterschlug er zum Zwecke seiner Seereise das Schulgeld. Später stahl er nicht mehr und lebte nach ernsten ethischen Grundsätzen. Auch die 15 Jahre alte Schwester des Angeklagten ist ein anormales und phantastisches Kind. Sie lief öfters von Hause fort und befindet sich jetzt in der Psychopathenfürsorge, wo sie sich gut hält.

Die Mutter des Angeklagten gibt an, ihr Sohn habe etwas spät gehen und sprechen gelernt, er habe spät die erste Zahnung bekommen, habe an Zahnkrämpfen, später an Weinkrämpfen, an Zähneknirschen im Schlaf und an Schlafwandel gelitten. Schon frühzeitig sei er durch seinen Hang zum Phantasieren, auch zum Naschen aufgefallen. Zuweilen auch kam es vor, daß er der Mutter einige Pfennige entwendete, um sich Bonbons oder Zinnsoldaten zu kaufen. Von jeher liebte er das Indianerspiel, schmückte sich mit bunten Federn, mit selbstgeschnitzten Dolchen und war dermaßen bei der Sache, daß er sich beim Spiel verwunden ließ, selbst im Eifer seine Spielkameraden verletzte, und daß er ohne eine Klage die Wunden, die Schmerzen und die verschmierten und zerfetzten Kleider trug. Tat er dagegen jemandem weh, so äußerte er großes Mitleid und war bereit, das Unrecht mit dem Opfer seiner Lieblingsspielsachen gut zu machen. Lothar lernte spielend leicht, hatte ein gutes Gedächtnis, war aber zerstreut und unfleißig. Da die Eltern öfters ihren Wohnsitz veränderten, wurde er häufig umgeschult. Mit 14 Jahren kam er in Berlin zu einem Installateur in die Lehre.

Vor Jahresfrist (Juli 1923) beging Lothar einen Diebstahl, darin bestehend, daß er, um sich Geld zu einer geplanten Abenteurerfahrt nach Hamburg und Amerika zu verschaffen, verschiedene Gegenstände, die seiner Mutter gehörten, verkaufte, seine eigenen Zinnsoldaten und Bücher zu Geld machte, dann gemeinschaftlich mit einem unbekannten Lumpensammler einem Nachbarn den Boden ausräumte und mit dem Erlös des gestohlenen Guts anfangs August nach Hamburg fuhr, wo er sich vergeblich auf den Hafenplätzen herumtrieb, da ihn niemand als Schiffsjunge anstellen wollte.

Untersuchungsbefund: Der nun 16 Jahre alte Lothar X. ist ein klein gewachsener, kräftig gebauter Junge. Seine Organe befinden sich im Zustande der Geschlechtsreifung, seine Stimme ist im Wechsel begriffen.

Er rechnet rasch und richtig. Er definiert (= erklärt) geschickt, beantwortet treffend unsere Fragen nach dem Unterschied verwandter Begriffe, legt gewandt die ihm dargebotenen Sprichwörter aus und besitzt die abstrakten Begriffe, die seiner Altersstufe entsprechen.

Geht man aber *genauer* auf seine Seelenbeschaffenheit ein, so fällt ein außergewöhnlich üppiges, durch keine Kritik gezügeltes Phantasieleben auf. In der treuherzigen und dabei bestimmten Art des Jungen, der ernst genommen werden möchte, erzählt er dem Arzt von seinen Zukunftsplänen. Er habe die Absicht, so bald als tunlich nach Indien zu reisen, da „Deutschland ihm zu uninteressant" sei. In Indien wolle er beobachten, wie die Tiere in den Urwäldern leben, wie die wilden Katzen bei drohender Gefahr sich untereinander verständigen, ergründen, ob die Laute, die sie bei Freude äußern, anders seien als bei Schmerz und bei Gefahr. Vor allem aber möchte er Pelzjäger werden.

Er würde also als blinder Passagier oder als Schiffsjunge ausfahren. In einer indischen Hafenstadt angelangt, würde er zunächst als Installateur sich etwas Geld verdienen. Mit dem solcherweise erworbenen Geld würde er sich ein modernes Gewehr, zwei Revolver, einen Dolch, eine Axt, eine Brille, einen Kompaß, ein Pferd und eine

derbe Lederkleidung kaufen. Damit würde er sich in den Urwald begeben, dort dünne Baumstämme abhauen und sich zunächst ein Blockhaus bauen, um einen Unterschlupf gegen Tropenregen zu haben. Von da aus würde er Tigerjagden unternehmen. Was er tun würde, wenn von links ein Tiger und von rechts ein Löwe auf ihn heranrückte? Zuerst würde er ausreißen, damit die Tiere hintereinander zu rennen kämen. Dann würde er sich plötzlich umdrehen und, ohne lange zu zielen, dem Tiere, das am nächsten wäre, eins auf die Augen brennen, um es fürs erste zu blenden. Inzwischen würde auch das zweite Tier in Schußnähe gekommen sein und erledigt werden. Wie nun, wenn er eines der Tiere verfehlte? Dann würde er seinen Mantel um den linken Arm winden, mit der rechten Hand den Dolch ziehen, sich mit dem Rücken gegen einen Baum stellen, um vom Ansprung des Tieres nicht umgeworfen zu werden, und so das Tier niedermachen. Wäre er dagegen auf freiem Felde, so würde er das Tier in knienderStellung erwarten. Und wenn das Tier ihn zerreißen würde? Dahin käme es nicht, weil er schleunigst dem Tier seinen Dolch in den offenen Rachen stecken würde.

In Indien würde er vielleicht eine Indierin heiraten. Er würde sie bei Gelegenheit einer Hilfeleistung kennen lernen, würde ihr z. B. am Brunnen den Wasserkrug auf den Kopf helfen. Er würde ihr bald danach irgendein Geschmeide überreichen und sie fragen, ob sie ihn heiraten wolle. Verschmähte sie ihn, dann würde er versuchen, sie zu rauben und nach vollzogenem Raub mit ihr nach einem andern Erdteil auswandern.

Gutachten: Lothar X. macht auf den ersten Anblick den Eindruck eines körperlich gut entwickelten Jungen von guten Geistesgaben. Bei genauerem Eingehen auf seine Art aber ergibt sich eine Inkongruenz (= Übereinstimmungsmangel) zwischen der gut entwickelten Intelligenz und dem noch gänzlich kindlichen Phantasieleben, das durch keine Kritik gehemmt wird. Wenn auf der einen Seite bei Lothar das Rechenvermögen, das Abstraktionsvermögen, die rein formale Denkkraft, die sprachliche und schriftliche Ausdrucksfähigkeit seinem bereits eingetretenen Pubertätsalter ungefähr entsprechen, so ist anderseits die üppige Phantasie, das Unvermögen, die Träume und Wünsche an der Wirklichkeit zu messen, noch durchaus kindlicher Art. Im Gegensatz zu der gut ausgebildeten formalen Logik, die schulmäßige Aufgaben sehr wohl zu lösen vermag, steht bei ihm die noch unentwickelte höhere Logik, die, in der Regel mit der Pubertät aufblühend, die Aufgabe hat, die verwickelten Lebensverhältnisse zu übersehen, Lebenswünsche von Lebensmöglichkeiten zu unterscheiden, das persönliche Leben zu gestalten. Wo der reife Mensch, und auch schon der in Reifung begriffene, seine Wünsche nur in der Weise verwirklicht, daß er sie an den realen Gegebenheiten seiner bisherigen Lebenserfahrung mißt und auf Schritt und Tritt korrigiert, projiziert (= überträgt) das Kind seine Wunschwelt in die reale Welt hinein und steigt wie ein Nachtwandler in diesem Wunschgebäude herum, bis es sich an der harten Wirklichkeit stößt: Man möchte nach Amerika oder Indien ausfahren und hat kein Geld. Kurzer Hand verkauft man seine eigene und seiner Mutter Habe, räumt einem Nachbarn den Dachboden aus. Warum nicht? Man denkt an berühmte Vorbilder aus dem Kino, aus Karl May und Lederstrumpf, an Napoleon und andere Helden, die in rücksichtsloser Weise die Welt zwangen, ihre Träume zu verwirklichen. Man wird als Jäger im indischen Urwald von zwei Raubtieren verfolgt. Wie kann man sich retten? Das ist ganz einfach. Man läuft davon, so daß die zwei Tiere hintereinander zu rennen kommen, dreht sich plötzlich um, erschießt zuerst das nähere und danach das zweite, das inzwischen auch in Schußnähe gelangt ist. Man möchte eine Indierin heiraten. Wie ist das zu erreichen? Man erweist einem indischen Mädchen einen Dienst, hilft ihr am Brunnen einen Krug auf den Kopf, und das Band ist geknüpft.

Daß Lothar als das Kind zweier Künstler mit einer üppigen Phantasie ausgestattet wurde, ist nicht verwunderlich. Anormal ist dagegen, daß im Alter von 16 Jahren die Phantasie noch in einem so hohen Maße die Rolle der Wirklichkeit übernimmt, daß also in der Pubertätsentwicklung die Ausbildung der höheren Verstandesfunktionen mit der Ausbildung der rein formalen Intelligenz nicht Schritt gehalten hat. Es scheint, als sei bei Lothar diese verspätete und ungleichmäßige Reifung ein Erbstück seines Vaters, der ja auch, nachdem er den Eltern sein Schulgeld unterschlagen hatte, als Trapper verkleidet nach Hamburg gefahren war, in der Absicht, sich nach Amerika einzuschiffen. *Wir fassen unser Gutachten dahin zusammen,* daß Lothar X., der ein körperlich gut entwickelter Junge von guten formalen Geistesgaben ist, mit einer abnorm üppigen Phantasie begabt ist; daß ferner bei ihm in der Pubertätsentfaltung die Einzelfunktionen, die die Gesamtintelligenz ausmachen, sich ungleichmäßig entwickelt haben, in der Weise, daß der höhere Verstand, der die Wünsche der Phantasie an den Möglichkeiten des Lebens zu messen hat, weit hinter den übrigen Verstandesfunktionen zurückgeblieben ist und noch jetzt auf der Stufe etwa eines zwölfjährigen Kindes steht. Erst recht mußte diese Verstandesinkongruenz vor Jahresfrist, also zur Zeit der Begehung der strafbaren Handlung, vorgelegen haben. Dieser Verhältnisschwachsinn, wie man derartige ungleichmäßige Entwickelungszustände der Intelligenz in nicht ganz glücklicher Weise zu bezeichnen pflegt, bedingt es denn auch, daß zur Zeit der Begehung der Straftat der Grad der Einsicht in deren Strafbarkeit nicht ein solcher war, wie er einem 15jährigen Knaben zu eignen pflegt, sondern ein solcher, wie er einem Kinde von weit unter 14 Jahren zukommt; daß somit bei Lothar X. zur Zeit der Begehung der strafbaren Handlung eine krankhafte Störung der Geistestätigkeit (verspätete puberale Geistesentwickelung) bestand, durch die seine freie Willensbestimmung im Sinne des Gesetzes ausgeschlossen war.

Nach zahlreichen Erfahrungen steht zu erwarten, daß die vorhandene Intelligenzstörung durch eine über kurz oder lang eintretende Nachreifung sich noch ausgleichen wird und daß Lothar, der seine Handlung bereut, und dem es an der Gemütsausbildung nicht fehlt, im Verlaufe seiner Jünglingsjahre, wie es bei seinem in den Pubertätsjahren in ähnlicher Weise entgleisten Vater zutraf, sich in die sittliche Gesellschaftsordnung noch einfügen wird.

Das Jugendgericht gelangte auf Grund dieses Gutachtens zur Freisprechung.

Besonders zu erwähnen ist noch der erotisch betonte Degenerationstypus, den man unter jugendlichen Zuhältern und Prostituierten zahlreich vertreten findet. Wer die Mühe nicht gescheut hat, die mißachteten Persönlichkeiten der Zuhälter innerhalb und außerhalb gerichtlicher Verwicklungen in ihrem Seelenleben zu erforschen — bisher ist dies nur sehr vereinzelt geschehen —, wird sich bald des Eindrucks nicht erwehren können, daß auch hier eine stark endogene (= innerlich entstandene) psychopathische Komponente (= Einschlag) vorhanden ist, erkenntlich vor allem an weitgehender Labilität und Suggestibilität (= Wandelbarkeit und Beeinflußbarkeit), die mit allerlei exogenen (= äußeren) wirtschaftlichen und sonstigen Anlässen zusammentrifft. Das Alter, in dem die Mehrzahl der jungen Leute zum Zuhältertum gelangt, ist das erweiterte Pubertätsalter, in dessen Verlauf sich der verhängnisvolle Vorgang häufig wie folgt abspielt: Zwischen dem sich überschätzenden, nach Selbständigkeit drängenden, heranwachsenden Sohn und den um ihn besorgten Eltern entsteht allmählich ein Mißverhältnis. Der Sohn will einen neuen, den Eltern phan-

tastisch erscheinenden Beruf ergreifen, Kinoschauspieler, Flieger, Artist, Forschungsreisender werden; Vater und Mutter wollen nichts davon wissen, „er soll werden, was der Vater war", Kaufmann, Beamter, Offizier; der Sohn neigt dazu, sich bis tief in die Nacht herumzutreiben, die Eltern verweigern ihm den Hausschlüssel; der Sohn glaubt mit dem wöchentlichen Taschengeld nicht auskommen zu können, wobei das von den Eltern meist gänzlich übersehene, von dem Sohne um so höher bewertete, aber verschwiegene sexuelle Moment keine geringe Rolle spielt. So häufen sich die Gegensätze und Zusammenstöße, bis der Sohn dann schließlich eine Nacht, dann mehrere, überhaupt nicht mehr nach Hause kommt. Unter den sich feilbietenden Mädchen, die ihm gefielen, hat er eine gefunden, der er gefiel. Sie nimmt ihn mit in eine Wirtschaft, in ein Tanzlokal, bezahlt für ihn, dann folgt er ihr in ihre Behausung, und der Zuhälter ist fertig. Oft genug besitzen auch die unfertigen, noch wenig verdorbenen Jünglinge in ihrer Haltlosigkeit und Hilflosigkeit für die nicht erloschenen mütterlichen Instinkte der Prostituierten eine große Anziehungskraft. Sie geben dem stellungslosen oder in seiner Stellung sich nicht wohlfühlenden Jüngling Unterkunft, Unterhalt und vor allem in reichlichem Maße Geschlechtsverkehr, und immer tiefer versinkt er in einen Sumpf, aus dem eine Befreiung seit Einführung der „Lex Heinze" viel schwieriger ist als ehedem. Dieses Gesetz, das wie fast alle Gelegenheits- und Augenblicksgesetze in sich brüchig ist, führt seinen Namen nach einem alten Zuhälter namens *Heinze,* gegen den gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin in einem Aufsehen erregenden Prozeß wegen Verkuppelung seiner Ehefrau verhandelt wurde. Früher konnten jugendliche Zuhälter, wenn ihr Charakter und Wille sich gefestigt hatte, mit Hilfe wohlmeinender Dritter verhältnismäßig noch leicht von solchem Weibe loskommen. Wenn jetzt aber der Vater seinen Sohn abholen will, heißt es bei der Berliner Dirne nur zu oft: „Wat, der hat ja Jeld von mia jenommen der bleibt bei mia, oder ick laß'n alle jehn wej'n Zuhälterei."

Ebenso leicht wie dem Zuhältertum und unter sehr ähnlichen Begleitumständen verfällt der in seiner sexuellen Triebrichtung noch nicht straff gefestigte jugendliche Psychopath der männlichen Prostitution, nicht selten auch beiden gleichzeitig, indem sowohl er selbst wie seine „Braut" ihren jugendlichen Körper gewerbsmäßig zum Verkehr feilbieten. Der Pariser Dichter der „unteren Zehntausend", Francis *Carco,* hat in dem Buch: „Jésus la Caille, Roman vom Montmartre" (erschienen bei Kiepenheuer, Potsdam 1922) eine sehr lebendige Schilderung dieser Großstadttypen gegeben. Der deutsche Übersetzer Fred Antoine *Angermeyer* bemerkt in einem Nachwort: „Jésus la Caille ist im Deutschen nur annähernd wiederzugeben und heißt: ein rundlicher, molliger, rotbäckig wie ein Jesuskind aussehender Lasterknabe." Weiß der Übersetzer nicht, daß der Ausdruck „petit-Jésus" schon seit dem Mittelalter im französischen Argot (= Volkssprache) gebräuchlich ist; man bezeichnet in dieser seltsamen Weise „die jungen Burschen, die, auffallend durch ihr stutzerhaftes Benehmen, ihr mädchenhaftes Gesicht, trippelnd nach Art antiker Knäben auf den Pariser Boulevards, eine nicht seltene Erscheinung waren und sind". *Coffignon,* der viel über das Pariser Verbrechertum geschrieben hat, bemerkt, daß ihre Laufbahn meist mit dem zwanzigsten Lebensjahre endet.

Auch unter den Entstehungsursachen der weiblichen Prostitution in den Entwicklungsjahren, namentlich zwischen 15 und 25 Jahren, ist neben den äußeren Anlässen, wie wirtschaftlichem und häuslichem Elend, Alkoholismus, schlechten Wohnungsverhältnissen, Hungerlöhnen, Zank und Streit in der Familie, die psychopathische Konstitution als eine in sehr vielen Fällen innerlich gegebene Vorbedingung nachzuweisen.

Es wäre nun noch nötig, auf die schwerste der sich gewöhnlich im Pubertätsalter entwickelnden Psychosen einzugehen, die in der Mehrzahl der Fälle zu einer völligen geistigen Verödung und Verblödung führt, auf das Jugendirresein. Wir müssen hier aber auf die psychiatrischen Lehrbücher verweisen, da ein genaueres Eingehen auf diese organische Krankheit den gesteckten Rahmen unserer Geschlechtskunde überschreiten würde. Nur das eine sei bemerkt, daß der Grund, weshalb diese Krankheit so häufig in den Entwicklungsjahren auftritt, darin zu suchen sein dürfte, daß das innere Sekret der Geschlechtsdrüsen entweder qualitativ oder quantitativ (d. h. nach Art oder Menge) abnormal ist oder auf ein an und für sich fehlerhaftes Gehirn trifft, welches auf das an sich normale Sekret krankhaft reagiert. *Lomer* hat in Annahme der sexuellen Ätiologie (= Ursache) des Jugendirreseins sogar in ihrem Beginn möglichst baldige doppelseitige Kastration vorgeschlagen. Es ist ihm aber hierin bisher wohl niemand gefolgt. *Tschisch* (nach Kräpelin, Psychiatrie, II. Teil, S. 930) hat die Meinung vertreten, daß die Unterdrückung oder mangelhafte Entwicklung der geschlechtlichen Tätigkeit als Ursache der Dementia praecox anzusprechen sei. Und von *Kräpelin*, der wie die Mehrzahl der Psychiater allen Sexualhypothesen etwas gehemmt gegenübersteht, ist die Ansicht ausgesprochen worden, „daß möglicherweise irgendein mehr oder weniger entfernter Zusammenhang der Dementia praecox mit den Vorgängen in den Geschlechtsorganen bestehen könne".

Angesichts der zahlreichen seelischen Erschütterungen im Alter der Geschlechtsreife kann es nicht wundernehmen, daß

Selbstmorde im Pubertätsalter

ganz besonders häufig vorkommen. Der äußere Anlaß, der in den Selbstmordstatistiken meist als Ursache angeführt wird — wie schlechte Zensur, unglückliche Liebe oder gar die ebenso häufige wie nichtssagende Angabe: Lebensüberdruß — spielt eine untergeordnete, meist zufällige Rolle gegenüber der reaktiven, reizbaren labilen Psyche, auf die es in erster Linie ankommt. Damit stimmt durchaus überein, was *Scholz* (nach Frau Dr. *Gervai*, „Kindliche und jugendliche Verbrecher", S. 40) schreibt: „Die oft schweren Konflikte zwischen Schamgefühl und religiösen Keuschheitsvorstellungen einerseits und dem heftigen sexuellen Drängen anderseits bedeuten mitunter für empfindsame und grüblerische Kinder oder Jugendliche harte Kämpfe, die das psychische Gleichgewicht verhängnisvoll gefährden. Einzelne überwinden die Krisis überhaupt nicht, und sie gehen zugrunde an dem Konflikt zwischen Ekel und Begierde." Wenn aber durch die Literatur der Fall hysterischer Kinder geht, die sich

das Leben genommen haben, lediglich „um ihre Eltern zu ärgern", so kann ich aus meiner Praxis eher von Fällen berichten, in denen Jungen (und auch Mädchen) sich töteten, um ihre Eltern nicht oder nicht mehr zu ärgern. In meiner „Sexualpathologie" habe ich dafür Beispiele angeführt, denen ich leicht andere hinzufügen könnte.

Auch bei jugendlichen Selbstmördern ist es ebenso wie bei jugendlichen Verbrechern keineswegs immer leicht, die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit, und bei Krankheit zwischen den einzelnen Seelenstörungen, wie Hysterie, Schwachsinn, beginnendem Jugendirresein, zu ziehen. Man wird in der Mehrzahl der Fälle sich auch hier mit der Sammeldiagnose: psychopathische Konstitution begnügen müssen.

Bemerkenswert ist eine von *Heller* beigebrachte Statistik, nach der von 40 Selbstmörderinnen nicht weniger als 35 die Tat während der Periode verübten. Die sich bei neuropathischen und psychopathischen Mädchen vielfach beim ersten „Unwohlsein" einstellenden Beschwerden, wie Launenhaftigkeit, Reizbarkeit, Kopfschmerzen, Wallungen, Wechsel von Hitze und Kälte, wiederholen sich leicht bei späteren Menstruationen und nehmen nicht selten einen recht unangenehmen Charakter an. Bei manchen Frauen steigert sich das weinerliche, verdrießliche Wesen bis zum stumpfen Hinbrüten, feindlicher Einstellung gegen die Außenwelt, Furchtsamkeit, bei anderen Frauen geht die Erregbarkeit bis zu Zornexplosionen, starker Unruhe und Vielgeschäftigkeit, Drang umherzulaufen, Kaufsucht (= Oniomanie von ὤνιος = käuflich), Reinigungsdrang; einige quälen sich und ihren Mann durch Eifersuchtswahn, oder sie werden gar kriminell, indem sie in ungehemmter Aufgeregtheit Ehrenbeleidigungen, Diebstähle, Hausfriedensbruch, Brandstiftungen verüben.

Ich hatte einen Fall zu begutachten, in dem eine Prostituierte wiederholt in der Menstruation auf andere Dirnen losgeschlagen hatte, einen anderen, in dem eine Dame der besseren Gesellschaft in dieser Zeit Herren auf der Straße die Zunge herauszustrecken pflegte. Beide wurden „wegen krankhafter Störung der Geistestätigkeit" freigesprochen. Nicht selten ist während der Menstruation eine Abschwächung des Gedächtnisses und der Urteilsfähigkeit bemerkbar, und sehr häufig sind die Perioden von bestimmten Zwangsvorstellungen begleitet; so suchte mich einmal während des Krieges eine Frau auf, die beruhigt sein wollte, weil sie sich bei jedesmaliger Regel mit dem Gedanken abquälte, sie würde geisteskrank werden, wenn ihr Mann fiele, eine andere lebte dauernd in der Furcht, sie würde während einer Periode ihr Kind zum Fenster hinunterwerfen.

Unter den zwangsmäßigen Antrieben, die menstruell rezidivieren (= sich wiederholen), nimmt die Dipsomanie (= periodische Trunksucht) eine der ersten Stellen ein. Bei mehreren menstruellen Quartalstrinkerinnen, die ich beobachtete, wurden von einem Anfall zum anderen eine Reihe von Menstruationen überschlagen. Unter den eigentlichen Menstruationspsychosen stehen an Häufigkeit die Maniakalischen (= krankhaft Erregten) an erster, die Melancholischen (= krankhaft Niedergedrückten) an zweiter Stelle.

Mit Recht sagt *Krafft-Ebing:* „Das menstruierende Weib hat Anspruch auf Milde des Strafrichters, denn es ist zur Zeit der Menses psychisch mehr oder weniger afficiert", und weiter fordert er, daß bei allen weiblichen Angeklagten festgestellt werden soll, ob die inkriminierte Tat mit dem Termin der Menstruation zusammenfiel. Er beruft sich dabei auf ein denkwürdiges Beispiel, das sich in Hitzigs „Zeitschrift für Kriminalrechtspflege" findet und schon aus dem Jahre 1827 stammt. Eine Mutter tötete ihr Kind, indem sie es ins Wasser warf. Niemand ahnte einen unfreien Zustand zur Zeit des Mordes. Die unglückliche Mutter war geständig und zum Tode verurteilt. Kurz vor der Hinrichtung teilte sie einer Mitgefangenen mit, sie habe sich geschämt, dem Richter zu gestehen, daß sie zur Zeit der Tat gerade die Periode gehabt habe, in welcher sie regelmäßig von einer ihr unerklärlichen Unruhe und Angst gequält sei und an Lebensüberdruß leide. Die Vollstreckung des Urteils wurde suspendiert (= herausgeschoben), die Delinquentin (=Täterin) während mehrerer Monate ärztlich beobachtet, wobei sich ergab, daß sie zu dieser Zeit jeweils an Kopfweh, Blutandrang zum Kopf, Pulsbeschleunigung bis zu 130 Schlägen, Schlaflosigkeit, Bangigkeit, Lebensüberdruß und allen Erscheinungen einer tiefen Melancholie litt. Die Unglückliche ward daraufhin freigesprochen.

> Auch menstruierende Zeuginnen, sowohl solche, die während ihrer Vernehmung unwohl sind, wie solche, die es zur Zeit der Vorfälle waren, über die sie gehört werden, soll man mit Vorsicht bewerten. Namentlich bei Schwachsinnigen nimmt die geistige Einengung zur Zeit der Menstruation zu. In einem Mordprozeß, zu dem ich als Gutachter zugezogen war, bemerkte man, wie der Hauptbelastungszeugin, einer psychopathischen Prostituierten, während ihrer stundenlangen Befragung vor aller Augen das Menstrualblut abträufelte, so daß sich am Ende ihrer Aussage an der Stelle, wo sie stand, eine ansehnliche Blutlache gebildet hatte. Die Beeinflußbarkeit dieser Zeugin, der Freundin der Ermordeten, mit der sie bis unmittelbar vor ihrem Tode zusammengewesen war, grenzte an Echolalie (= echohaftes Nachsprechen). Sie sollte die Frage entscheiden, ob ein Angeklagter mit dem Beinamen „Schifferernst" tatsächlich derselbe Mann sei, mit dem sich ihre Freundin in die Kajüte eines Spreekahns begeben hatte, in der diese dann getötet wurde. Sie bejahte dies. Ich legte als Gutachter dar, daß eine solche Feststellung auf dem schwachen Fundament der Bekundung einer jugendlichen Straßendirne, die sich noch im Pubertätsalter befände und zudem gerade menstruiere, nicht aufgebaut werden könne. Das Gericht schloß sich dieser Auffassung an.

Vor kurzem ist in der Schweiz (1924 bei Schuler in Chur) ein in dieser Hinsicht recht bemerkenswertes Buch erschienen: „Die strafrechtliche Behandlung der Frau. Ein Beitrag zur Verwertung der Psychologie der Geschlechter durch das Strafrecht" von Dr. Hans Konrad *Sonderegger.* Der Verfasser prüft die Frage, ob die Frau strafrechtlich in derselben Weise zur Verantwortung gezogen werden dürfe wie der Mann. Unter ausdrücklicher Ablehnung der *Vaerting*schen Auffassung über die Psychologie des Weibes (auf die ich erst im nächsten Kapitel näher eingehen werde) gelangt *Sonderegger* zu dem Ergebnis, „daß die Gerechtigkeit eine unterschiedliche Behandlung von Mann und Frau im Strafrecht erfordere, weil die Frau anders als der Mann von Gefühl, Affekten und Trieben abhängig sei und ihre strafbaren Hand-

lungen oft aus gefühlsbetonten, unklaren Vorstellungen hervorgingen, bei denen ihr im Augenblick der Tat das Bewußtsein fehle, ein Rechtsgut zu verletzen". Er verlangt: „daß im Gesetz anerkannt werde, daß die Frau in anderer Weise strafrechtlich zurechnungsfähig und verantwortlich ist als der Mann. Es müßte bei der Frage nach der strafrechtlichen Verantwortlichkeit der Frau der Einfluß generativer (= mit den Fortpflanzungsorganen in Verbindung stehender) Vorgänge geprüft werden." Der Verfasser schlägt deshalb die Bestimmung vor: *„Die Frau, die ein Vergehen begangen hat, kann mit milderer Strafe bestraft werden, als für das Vergehen vorgesehen ist. Stand sie zur Zeit der Tat unter dem Einfluß von generativen Vorgängen, so wird sie milder bestraft."* Die Berliner Rechtsanwältin Dr. Marie *Munk* stimmt in der Deutschen Juristenzeitung (Heft 16, 1925) diesem Vorschlage bei. Sie erwähnt zwei Meineidsanklagen, in denen sie „kürzlich zwei Frauen zu verteidigen hatte, die unter dem Einfluß generativer Vorgänge und aus unklaren Vorstellungen heraus den Meineid geleistet hatten". Auch ich schließe mich dieser Auffassung an, in Übereinstimmung mit dem, was ich in meiner „Sexualpathologie" über Sexualkrisen beim Weibe (während der Menstruation und Schwangerschaft sowie der Rückbildungszeit der Sexualorgane nach der Geburt und in den Wechseljahren) gesagt habe. Doch halte ich es nicht für begründet, diesen Standpunkt in der Weise zu verallgemeinern, wie es vor einiger Zeit in einem Urteile geschah, das gegen eine wegen Meineids angeklagte Frau von dem Schwurgericht Magdeburg gefällt wurde. In diesem Urteil heißt es: „Bei der beim weiblichen Geschlecht allgemeinen Oberflächlichkeit, bei der mangelhaften Fähigkeit, unmittelbar Wahrgenommenes von bloßen Schlußfolgerungen überhaupt oder doch in der erzählenden Wiedergabe zu unterscheiden . . ." Eine solche (wenn auch als solche kaum empfundene) Herabsetzung der Frau scheint mir, selbst wo sie zu ihrer Entlastung dient, mehr wie anfechtbar.

Gerade die krankhaften Störungen, welche im Entwicklungsalter bei beiden Geschlechtern so häufig sind, legen Zeugnis ab von den revoltierenden Vorgängen, die sich um diese Zeit im Drüsensystem der Menschen abspielen. Können wir der Jugend diese Krisen ersparen? Ich glaube, diese Frage bis zu einem erheblichen Grade bejahen zu dürfen. Wir könnten es, wenn wir den jungen Menschen natürlicher, offener, innerlich freier gegenübertreten würden, sie durch unser Vertrauen zu uns vertrauensvoller machten, wir könnten es, wenn wir ihnen das Bewußtsein der Minderwertigkeit, das Angstgefühl nehmen, das wir ihnen so oft durch die Art einflößen, mit der wir ihnen als Erzieher entgegentreten, wir könnten es, wenn wir sie in den Wunderbau des Menschen so einweihten, daß sie sich ihm mit Ehrfurcht, nicht mit Furcht nahen, und wenn wir uns allen Sexualkrisen der Jugend gegenüber an die ewig wahren Worte *Gellerts* halten würden:

„Der Faden der Güte ist stärker
als das Tau der Gewalt."

Solange es freilich noch möglich ist, daß in einem der verbreitetsten Unterrichtswerke für die Jugend – wir meinen den soeben in 53. Auflage erschienenen Leitfaden von Prof. Dr. O. Schmeil: „Der Mensch" – in Text und Bild aufs peinlichste alles vermieden wird, was auch nur im entferntesten daran erinnern könnte, daß der Mensch auch Geschlechtsteile besitzt, so lange ist der Weg versperrt, der den jungen Menschen zu einer Höhe mit freiem Blickfeld führt.

Es gibt viele Wunder in der Natur – der Auf- und Untergang der Sonne und der gestirnte Himmel und die Tatsache, daß das Licht vieler Gestirne Jahrtausende braucht, um an unser Sehorgan zu gelangen, gehören für mich zu den bewunderungswürdigsten – aber *keines gleicht dem Wunder der Geschlechtsdrüse.* Auch kein Wunder der Technik und Kunst und sicherlich auch kein okkultes Wunder und auch keines der sieben Weltwunder, von denen die Alten sprachen, kommt diesem nur im entferntesten gleich.

Hier wird das Kleinste zum Größten, das Gewaltigste zum Unscheinbarsten. Hier ruhen wachbereit in einem Raume, der nach Tausendsteln eines Millimeters mißt, die körperlichen, seelischen und geschlechtlichen Eigenschaften unserer Eltern und Vorfahren; hier ist die Stelle, an der in einem einzigen Manne jede Woche mehr Keimzellen entstehen, als Menschen insgesamt in allen fünf Erdteilen leben (nach den letzten Angaben – von 1924 – trägt die Erde 1821 Millionen Männer und Frauen); hier ist der Ort, aus dem wir alle hervorgegangen sind, die Stätte, ohne deren stille Wirksamkeit niemals die schöne Stimme eines *Caruso* ertönt wäre, und auch nie die weise Stimme eines *Plato* und *Sokrates,* eines *Goethe* und *Shakespeare* zur Menschheit gesprochen hätte; hier ist der Punkt, an dem sich das Einst der Vergangenheit mit dem Einst der Zukunft berührt, das Erinnerungsland der Eltern und Voreltern mit dem Hoffnungsland der Kinder und Kindeskinder.

Wahrlich, anstatt die Geschlechtlichkeit zu schmähen und sich ihrer zu schämen, sollten die Menschen, begeistert und beglückt von dem Wunder der Geschlechtsdrüse, ihre Erhabenheit preisen. Sie sollten sich in Bescheidenheit freuen, daß es den vereinten Arbeiten der Naturforscher, vor allem der Sexual- und Vererbungsforscher gelungen ist, immer tiefer einzudringen in die Geheimnisse dieser Organe, immer gründlicher das Wort von Lord *Beaconsfield* (geb. 1804 als Benjamin *Disraeli* in London, gest. 1881 als berühmter Romanschriftsteller, Peer und Führer der englischen Weltpolitik) in Taten umzusetzen:

Wissenschaft ist Auslegung der Natur.

Die Forschungen auf dem Gebiete der Geschlechtskunde haben vollauf die Gedankengänge bestätigt, mit denen ich bereits vor 20 Jahren mein Buch „Vom Wesen der Liebe" schloß: „Gleichwie ein Kind sich lauschend an seine Mutter schmiegt, so horchten wir andachtsvoll in steigender Bewunderung den Kundgebungen der Mutter Natur; von welcher erstaunlichen Kompliziertheit und Feinheit sind die geringsten Lebensakte in der gewaltigen Werkstatt des Universums. Nie aber ist die

schaffende Natur erfindungsreicher und weitblickender, als wenn es sich um die Liebe handelt. Welche Vermessenheit, welche Naivität – vergleichbar der eines Kindes, das nach dem Monde greift –, mit schwachem Verstande eingreifen zu wollen in diese weisen Gesetze der Anziehung, die zu erkennen wir eben erst anheben, welche Respektlosigkeit vor dem Walten einer höheren Kraft, eines höheren Wesens. Wer dem Naturphänomen der Liebe gebieten will, könnte mit demselben Rechte Gebote erlassen, daß der Stein nicht mehr fallen, der Blitz nicht mehr zünden, die Wolke am Sonntag nicht mehr regnen soll. Die Natur stellt die Gesetzmäßigkeit höher als die Zweckmäßigkeit, der Mensch aber kann nur schauen und wünschen, tasten und trachten, reden und raten, aber rechten und richten steht ihm nicht an auf einem Gebiet, in dem nur zu oft Anlage und Verdienst verwechselt werden .... nur das eine wissen wir, eine unermeßliche Fülle von Lebensgewinn wird sich der Gesamtheit zugute kommend entfalten, wenn der von künstlicher Einengung erlösten Liebe ihre natürlichen Grundlagen wiedergegeben sind."

Nietzsche hatte schon recht, als er meinte, daß die Weisheit des Menschen nicht an die Weisheit seines Leibes heranreiche, die Klugheit des Ich nicht an die Weisheit des Es. Aber auch *Sudermann* traf das Richtige, als er im „Johannes" Simon, den Galiläer, sagen ließ:

Höher als Gesetz und Opfer steht die Liebe!

X. KAPITEL

Der männliche und weibliche Mensch

Die Geschlechtswerkzeuge

Motto:

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur.
Goethe.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß allen Geschlechtsunterschieden eine beiden Geschlechtern gemeinsame Urform vorangeht. Äußerlich betrachtet sehen wir, gleichviel ob es sich um ein Geschlechtsmerkmal im Innern oder an der Oberfläche des Körpers handelt, zunächst immer wieder eine einheitliche Bildung, die sich dann bei einem Geschlecht stärker entwickelt, während sie bei dem andern auf einer gewissen Höhe stehen bleibt oder zurückgeht. Ob wir diese Urform ungeschlechtlich nennen, weil sie weder männlich noch weiblich ausgeprägt ist, oder eingeschlechtlich, weil sie ein und dieselbe in beiden Fällen ist, oder doppelgeschlechtlich, weil aus ihr beide Geschlechter hervorgehen (wie wir bereits am Beispiel der Geschlechtsdrüse sahen) ist unwesentlich; wesentlich aber ist die Erkenntnis:

Geschlechtsunterschiede sind Gradunterschiede.

Es handelt sich immer nur um ein mehr oder minder, um ein kleiner oder größer, stärker oder schwächer, immer nur um ein relativ, nicht absolut Verschiedenes, nie um etwas, was *nur* dem einen, nicht aber *auch* dem anderen Geschlecht zukäme.

Wenn man sich diese Tatsachen deutlich vor Augen hält, wird man verstehen, daß die grundsätzliche Geschlechtsverschiedenheit bei weitem nicht so scharf und schroff ist, wie man annehmen könnte, wenn man die zugespitzten summarischen (= zusammenfassenden) Urteile liest, die über „den" Mann und über „das" Weib gefällt werden. Jeder Mensch ist in erster Linie Mensch, in zweiter Menschenmann oder Menschenweib. Wenn man den Menschen aber einer ganz genauen Betrachtung unterzieht, wird man bald erkennen, daß niemand Mann *oder* Weib, sondern jeder Mann *und* Weib ist und daß der Satz:

Wer beiden Geschlechtern entstammt,
Enthält beide Geschlechter vereint

ein unverbrüchliches Naturgesetz darstellt. Gleichwohl hatte aber die in meiner Jugend so berühmte Fanny *Lewald* (geb. 1811 in Königsberg, gest. 1889 in Dresden) allen Grund, als sie in den Briefen, die sie „*John Stuart Mill* für seine großsinnige Arbeit über die Hörigkeit der Frau" widmete, die selbstverständliche, gewissen Vorurteilen gegenüber aber nur allzu berechtigte Bemerkung machte: „Gott hat den Menschen und nicht nur die Männer nach seinem Ebenbilde geschaffen."

Uns klingt heute dieser Satz fast banal, er war es aber keineswegs immer und überall; denn dieselben Eiferer, welche predigten: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre," behaupteten auch: „Die Frau ist nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen. Adam ist durch Eva verführt worden und nicht Eva durch Adam. Es ist daher recht, daß der

Mann der Herr der Frau sei, die ihn zur Sünde reizte, auf daß er nicht wieder falle. Das Gesetz befiehlt, daß die Frau dem Manne unterworfen sei." Die Flucht vor der Sünde fiel nach Ansicht der Kirchenväter mit der „Kreuzigung des Fleisches" und diese mit der Flucht vor dem Weibe zusammen. Auf dem Konzil zu Mâcon wurde von der geistlichen Mehrheit beschlossen, dem Klerus zu befehlen, die Frauen zu fliehen. Dieser Befehl wurde durch das Konzil zu Metz dadurch verschärft, daß den Priestern sogar der Umgang mit Mutter und Schwester verboten wurde. Die suggestive Bedeutung des Zölibats, das in dem Weibe nicht die treu sorgende Gattin und Mutter sah, sondern ein Sinnbild der Sünde und Schwäche, darf man nicht unterschätzen; daran konnte selbst die hehre Gestalt der „Madonna", der Mutter Christi, nichts ändern, denn sie war ja die *unberührte* Jungfrau, die nicht durch natürliche Hingabe, sondern durch ein Wunder Mutter geworden war.

Es verlohnt sich, von Zeit zu Zeit im älteren Schrifttum Umschau zu halten, um die Fortschritte zu ermessen, über deren Ausmaß sich oft diejenigen am wenigsten klar sind, die sie errungen haben. So ist es auch mit dem Gleichberechtigungskampf der Frau. Wer heute die vorerwähnten „Vierzehn Briefe" liest, die Fanny *Lewald* im Jahre 1870 (bei Otto Janke in Berlin) unter dem Titel: „Für und wider die Frauen" erscheinen ließ, wird es fast unbegreiflich finden, daß die erwerbstätige Frau in den Jahrzehnten (nicht etwa Jahrhunderten), die seitdem verflossen sind, in fast allen Kulturländern nahezu eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Damals hatten noch Schlagworte, wie daß „die Frau ins Haus gehöre"; daß „die Frau durch ihre Natur und die Verhältnisse der zivilisierten Staaten nur für das Leben innerhalb der Familie bestimmt sei"; — daß „die Frau fraglos die beste sei, von der man niemals etwas höre"; — daß „der keusche Dämmer des Hauses die eigentliche und einzige Heimat des Weibes sei" — eine nahezu dogmatische Bedeutung, die namentlich die meisten Frauen selbst als völlig gerechtfertigt anerkannten. Damals, vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert, handelte es sich nicht etwa um Frauenstimmrecht oder Frauenstudium (— „es hat noch Zeit", schreibt Fanny Lewald in ihrem siebenten Briefe, „mit der Frauenuniversität; aber Realschulen haben wir zu fordern — da wir Steuern zahlen wie die Männer — und wir müssen anfangen, sie zu fordern und nicht aufhören, sie zu fordern, bis wir sie erlangen") — damals ging die Forderung nur dahin (wie es im fünften Briefe heißt), „daß man diejenigen gebildeten Mädchen und Frauen, die sich zum Betrieb eines bürgerlichen Gewerbes entschließen, nicht um deswillen von der gebildeten Gesellschaft, in welcher sie bis dahin zu leben gewohnt sind, ausschließen soll, wie das bisher fast durchweg der Fall gewesen ist". Damals konnte Fanny Lewald noch mit Recht ausrufen (im zweiten Briefe): „Es lag und liegt hier in bezug auf die Behandlung der Frauen eine ganz schreiende Ungerechtigkeit vor, nämlich die Beschränkung des freien Gebrauchs der angeborenen Fähigkeiten zur eigenen Förderung; von den Tausenden und aber Tausenden von Männern, die aus vollster Überzeugung gegen die Unterdrückung und Beschränkung einzelner Rassen oder bestimmter Kulte geeifert haben, von allen denen, welche ihrer Zeit die Emanzipation der Katholiken in Irland, die Emanzipation der Juden in Deutschland und schließlich die Emanzipation der Neger in Amerika und der Leibeigenen in Rußland als wesentliche Siege der Vernunft, als Taten einer unerläßlichen Gerechtigkeit begrüßt und gefeiert hatten, machten die allerwenigsten es sich klar, daß neben ihnen, in ihren Häusern, in ihren Familien, mitten in der Bildung, mitten in der Gesittung, auf welche sie stolz waren, mitten in der von ihnen allmählich errungenen Freiheit, innerhalb des Staates, dem sie angehörten, ihre eigenen Frauen, Töchter und Schwestern unter dem Banne der Ungerechtigkeit lebten und gelegentlich litten, unter einer Knechtschaft, deren Aufhebung für die Negersklaven sie als einen Sieg der Menschlichkeit gefeiert hatten."

Würden unsere Ärztinnen, Rechtsanwältinnen, Richterinnen, Schriftstellerinnen und Studienrätinnen diese Schrift lesen, die Lektüre müßte ihnen die bekannten Worte des römischen Dichters ins Gedächtnis rufen:

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.

(Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen.)

Tatsächlich wissen aber die meisten Befreiten mit der Geschichte ihrer Befreiung sehr wenig Bescheid, weil sie meist nicht nur nicht durch sie, sondern ohne sie erfolgte, oft sogar gegen ihren Willen.

Gegenwärtig sind in Deutschland von 100 Erwerbstätigen bereits mehr als der dritte Teil – 1920 waren es 34,2 – Frauen. Unter 100 Frauen sind 36,6, von 100 Männern 77,5 erwerbstätig. Nach einer brieflichen Mitteilung, die mir auf meine Anfrage der hervorragende Statistiker *Wl. Woytinsky* (Verfasser des im Erscheinen begriffenen vortrefflichen Werkes: „Die Welt in Zahlen"; Buchverlag Rudolf Mosse, Berlin) machte, kann die Gesamtzahl erwerbstätiger Frauen zur Zeit – 1925 – in Deutschland (ohne Saargebiet) auf 11836000 geschätzt werden. Im Vorkriegsdeutschland betrug sie trotz größerer Einwohnerzahl 9493000 (1907).

Seit langem bezeichnet man das männliche als das stärkere und das weibliche als das schwächere Geschlecht, wobei schwach keineswegs immer nur im Sinn von körperlicher Schwäche, sondern oft auch mit einem Beiklang gebraucht wird, der mehr oder minder deutlich das meint, was am unverblümtesten und daher am verblüffendsten *Möbius* in seiner Broschüre über den „Physiologischen Schwachsinn des Weibes" zum Ausdruck gebracht hat. Suchte man das Weib für diese Herabminderung auch dadurch zu entschädigen, daß man sie galant als die bessere Hälfte und das schönere Geschlecht bezeichnete, so nahmen ihr diese und ähnliche „Komplimente", die in ihrer Verallgemeinerung oft ebenso übertrieben waren als die negativen Urteile, doch nicht den Makel einer angeblichen geistigen Minderwertigkeit.

Am weitesten gingen in der verneinenden Bejahung des Weibes die Zahlenmystiker der Kabbala (= der jüdischen mit der Magie verwandten Geheimlehre, die im zwölften nachchristlichen Jahrhundert aufkam). Ihnen war die schlanke 1 das Symbol des Mannes, die runde 0 das Zeichen des Weibes; wenn aber auch – folgerten sie – die Frau ohne Mann wie eine Null sei, so erhöhe sie an der Seite des Mannes dessen Wert nicht etwa nur auf das Doppelte, sondern auf das Zehnfache. Das Manneszeichen eins (= ens, d. h. Wesen) besage, daß er der erste sei (im Englischen the „first", was unserem „Fürst" entspricht), und damit der „eigentliche" Mensch. Dies drücke sich auch dadurch aus, daß in den meisten Sprachen, wie in der französischen und spanischen, die Bezeichnung für Mensch und Mann (l'homme, el hombre) die gleiche ist. Die Buchstabenmystik ergänzt die Zahlenmystik dahin, daß der i-Laut wie die ihm ähnliche Ziffer 1 männlichen, der a-Laut weiblichen Charakter trage – man denke zum Beispiel an die verschiedenen Namensendigungen der beiden Geschlechter im Polnischen.

Nicht nur Theologen, von denen wir bereits wiederholt Aussprüche anführten, haben dem Weibe das wahre Menschentum absprechen wollen, auch Philosophen und Naturforscher haben redlich mitgeholfen, seinen Wert zu schmälern. Bekannt ist, wie Arthur *Schopenhauer* in der Abhandlung „über die Weiber" (in Griesbachs

Ausgabe Bd. 5) gegen das „niedriggewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht" wettert und wie Friedrich *Nietzsche* durch „ein altes Weiblein" dem Wahrheitssucher Zarathustra raten läßt: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!" Nietzsches Schwester und Biographin, Elisabeth *Förster*, wendet sich zwar gegen die frauenfeindliche Auslegung dieser Stelle (in „Der einsame Nietzsche", S. 412); sie sei nur als „Schalkhaftigkeit" zu verstehen. Mag sein. Es bleiben aber noch genug Aussprüche, aus denen hervorgeht, daß Nietzsche das weibliche Geschlecht nicht viel höher einschätzte wie sein großer Vorgänger; ich erinnere nur an den Spruch: „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will."

Einen Superlativ (= höchste Steigerung) von beiden stellt in der Beurteilung der Frau wie in mancher anderen Hinsicht Otto *Weininger* dar; in seinem bekannten Werk „Geschlecht und Charakter" schreibt er unter vielem ähnlichen: „Das Weib hat keine Seele und kein Ich. Ihr Äußeres, das ist das Ich der Frauen. Das Denken des Weibes ist ein Gleiten und ein Huschen zwischen den Dingen hindurch, ein Nippen von ihren obersten Flächen, denen der Mann, der ‚in der Wesen Tiefe trachtet', oft gar keine Beachtung schenkt; es ist ein Kosten und ein Naschen, ein Tasten, kein Ergreifen des Richtigen. Darum, weil das Denken des Weibes vornehmlich eine Art Schmecken ist, bleibt auch Geschmack im weitesten Sinne die vornehmste weibliche Eigenschaft, das Höchste, was eine Frau selbständig erreichen und worin sie es bis zu einer gewissen Vollendung bringen kann." Weininger bildet eine Art Übergang zwischen den reinen Philosophen und Biologen (= Naturforschern). Er ist augenscheinlich stets bemüht, seine philosophischen Schlußfolgerungen (die zwar oft blendend scheinen, meist aber schief und verzerrt sind) naturwissenschaftlich zu stützen; so legt er auch seinen antifeministischen (= frauenfeindlichen) Theorien die Auffassung zugrunde, daß in jedem Menschen sich männliche und weibliche Eigenschaften mischen. Er hat aber selbst nicht beansprucht, diese Lehre aufgestellt zu haben, sondern beruft sich ausdrücklich auf die von mir herausgegebenen „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen", die einige Jahre vor seinem Erstlingswerk erschienen sind.

Daher ist es einigermaßen befremdlich, daß die M + W-Auffassung des Menschen so vielfach in Fachliteratur und Tagespresse als Theorie Weiningers ausgegeben wird, spricht doch selbst Iwan *Bloch* im Vorwort seines „Sexuallebens" (S. VII) von „Weiningers M + W-Theorie". Gerade weil ich die Lehre, daß jeder Mensch aus M + W besteht, für ebenso richtig wie wichtig halte, wende ich mich dagegen, daß sie mit den übertriebenen Anschauungen Weiningers verknüpft wird. Trotzdem sich *Weininger* selbst auf mich bezieht, werden auch meinerseits in dieser Beziehung keine Prioritäts- (Erstlings-) Ansprüche erhoben, denn ich betonte vielmehr bereits im Jahre 1906 (anläßlich des Erscheinens der Schrift von Richard *Pfennig* über Wilhelm *Fließ*) in einem Artikel der Wiener Klinischen Rundschau (Nr. 38), betitelt „Die gestohlene Bisexualität", und vor allem in meiner Schrift „Vom Wesen der Liebe" (bei Spohr, Leipzig), deren fünftes Kapitel die Überschrift trägt: „Zur Theorie und

Geschichte der Bisexualität", daß es sich bei der M + W-Lehre um eines der ältesten Probleme der Sexualwissenschaft überhaupt handelt. Nicht einmal die Formulierung mit den Anfangsbuchstaben ist Weiningers geistiges Eigentum. Es gibt wenige wissenschaftliche Gedanken, die seit den ältesten Zeiten so sehr und so oft Philosophen und Wahrheitssucher beschäftigt haben, wie die Idee der menschlichen Doppelgeschlechtlichkeit. Man lese nur einmal die Arbeit Dr. von *Römers:* „Die androgyne Idee des Lebens" im V. „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen", um zu erkennen, wie bei fast allen Völkern aller Zeiten die Auffassung wiederkehrt, daß alles Leben dauernd und vor allem die Gottheit als Sinnbild der höchsten Lebensharmonie das zeugende und empfangende, männliche und weibliche Prinzip in sich vereinigt.

Es ist ja auch klar, daß, wenn Gott den Menschen, also Mann und Weib, nach seinem Ebenbilde schuf, er selbst auch zugleich männlich und weiblich aufgefaßt werden muß. So dachten ihn sich auch schon die chinesischen Weltweisen *Lautse* und *Kungfutse* (letzterer, gewöhnlich bei uns Konfuzius genannt, lebte 551—479 vor unserer Zeitrechnung; Lautse — diese Schreibweise ist richtiger wie die übliche *„Laotse"* —, der Schöpfer der Lehre vom „Tao", was man nach Richard *Wilhelm* am besten mit „Sinn" übersetzt, dürfte zwanzig Jahre älter sein). Und jeder der unendlich zahlreichen Buddhas — von denen die meisten auf der einen Körperhälfte weibliche, auf der andern männliche Brustbildung zeigen — trägt die Züge des Hermaphroditos, von dem *Christodoros* aus Koptos sagte:

„Sieh, in dem einen vereint
Die Reize der beiden Geschlechter"

(vgl. „Palatinische Anthologie", Buch II). Die Trümmer von Hellas und Rom begruben auch

die Uridee der menschlichen Doppelgeschlechtlichkeit,

bis die Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts sie zu neuem Leben erweckten.

Einer der ersten war *Darwin,* der in seinem Werk: „Das Variieren der Pflanzen und Tiere im Zustande der Domestikation" (2. Auflage, Stuttgart 1893, Bd. 2 S. 59) schreibt: „Wir sehen, daß in vielen, wahrscheinlich in allen Fällen die sekundären Charaktere jedes Geschlechts schlafend oder latent in dem entgegengesetzten Geschlecht ruhen, bereit, sich unter eigentümlichen Zuständen zu entwickeln." Und noch bestimmter drückt sich *Weißmann* aus. In seiner Arbeit: „Das Keimplasma, eine Theorie der Vererbung" (Jena 1892, S. 467) heißt es: „Die latente Anwesenheit der entgegengesetzten Geschlechtscharaktere in jedem Bion (= Lebewesen) muß als allgemeine Einrichtung aufgefaßt werden." Ich selbst legte in meinem Vortrag, den ich 1904 in Breslau auf der 76. Naturforscherversammlung über das Thema: „Übergänge zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht" hielt, den Leitsatz zugrunde: „Die Variabilität der Individuen in somatischer und psychischer Hinsicht hängt zum großen Teil von dem sehr variabeln Mischungsverhältnis männlicher und weiblicher Attribute ab." Daß man nach alledem, und diese Zitate ließen sich leicht

vermehren, im Jahre 1906 die menschliche Doppelgeschlechtlichkeit eine „bisher auch nicht einmal geahnte Tatsache" nennt, kann wohl nur auf verallgemeinerter eigener Unkenntnis der Geschichte der Naturwissenschaften beruhen.

Untern den Medizinern fand als Antifeminist vor allem der hervorragende geistvolle Leipziger Nervenarzt P. J. *Möbius* in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts große Beachtung. In seiner vorerwähnten Schrift „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" sagt er unter anderem: „Gleichwie Mann und Weib dieselben Gehirnwindungen haben, von verschiedener Ausprägung, so haben auch beide dieselben geistigen Eigenschaften. Keine Eigenschaft kommt einem Geschlecht ausschließlich zu; ein Mehr oder Minder macht den Unterschied . . . Einer der wesentlichsten Unterschiede ist wohl der, daß der Instinkt beim Weibe eine größere Rolle spielt als beim Manne. Man kann in der Idee eine Reihe bilden: am einen Ende stehen Wesen, die ausschließlich instinktiv handeln, am andern solche, bei denen jede Handlung auf Überlegung beruht. Im allgemeinen ist der geistigen Entwicklung eigentümlich, daß der Instinkt immer weniger, die Überlegung immer mehr zu bedeuten hat. Wir sprechen dann von Instinkt, wenn eine zweckmäßige Handlung ausgeführt wird, ohne daß der Handelnde weiß, warum. Sobald gewisse Umstände wiederkehren, arbeitet in uns ein Apparat, und wir vollziehen eine Handlung, als ob eine fremde Vernunft uns dazu antriebe. Wir sprechen aber auch von instinktiver Erkenntnis, wenn wir zu Urteilen gelangen, ohne zu wissen wie. Im Grunde ist keine Handlung und Erkenntnis ohne Instinkt, denn ein Teil des Prozesses fällt immer in das Unbewußte; aber es gibt doch Gradunterschiede. Je mehr Anteil das individuelle Bewußtsein am Erkennen und Handeln hat, um so höher ist das Individuum entwickelt, um so selbständiger ist es. Einen Zwischenzustand zwischen dem rein Instinktiven und dem klar Bewußten nennen wir Gefühl. Aus Gefühl handeln, aus Gefühl etwas für wahrhalten, heißt, es halb instinktiv tun. Der Instinkt hat große Vorzüge, er ist zuverlässig und macht keine Sorgen; das Gefühl nimmt zur Hälfte an diesen Vorzügen teil. Der Instinkt nun macht das Weib tierähnlich, unselbständig, sicher und heiter. In ihm ruht dessen eigentümliche Kraft, er macht es bewundernswert und anziehend. Mit dieser Tierähnlichkeit hängen sehr viele weibliche Eigentümlichkeiten zusammen."

Noch weiter ging ein bekannter Anatom, Paul *Albrecht,* der auf der Anthropologentagung zu Breslau im Jahre 1884 mit einem großen Aufwand von Fachgelehrsamkeit die „größere Bestialität des Weibes in anatomischer Hinsicht" beweisen wollte. *Albrecht* nennt das menschliche Weib in einigen anatomischen Besonderheiten „noch wilder und äffischer als die heute lebenden Affen" und behauptet u. a.: „Daß das weibliche Menschengeschlecht übrigens nicht nur anatomisch, sondern auch physiologisch das wildere Geschlecht ist, dürfte schon daraus hervorgehen, daß Männer wohl verhältnismäßig wenig ihre Gegner beißen oder kratzen, während doch Nägel und Zähne noch immer zu den von dem weiblichen Geschlechte bevorzugten Waffengattungen gehören." Ein neuerer Autor vollends, Max *Funke,* glaubt in einer Schrift: „Sind Weiber Menschen?" aus dem vergleichsweise geringen Rauminhalt des weiblichen Schädels (siehe später) dem Weibe die Stellung eines „missing link", eines Bindegliedes zwischen Menschen und Menschenaffen, zuweisen und als „Halbmenschen" bezeichnen zu können.

Man könnte vermuten, daß diese und ähnliche Aussprüche (es gibt ihrer noch eine ganze Anzahl) hauptsächlich von Männern herrühren, die dem Weibe antierotisch (= mit geschlechtlicher Abneigung) gegenüberstehen oder gar gleichgeschlechtlich veranlagt sind. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil; schon *Bloch* weist in dem Kapitel seines „Sexuallebens", das „der Abfall vom Weibe" heißt, nach, daß diese Weiberverächter meist Männer sind, die in Wirklichkeit dem Weibe in hohem Maße verfallen waren. Das klassische Beispiel dafür ist August *Strindberg*, der in seiner „Beichte eines Toren" sehr deutlich verrät, wie sehr seine Misogynie (= Weiberfeindschaft), die in den meisten seiner Werke unverkennbar hervortritt, auf subjektivem (= persönlichem), nicht auf objektivem (= sachlichem) Grunde ruhte.

Immerhin läßt sich nicht in Abrede stellen, daß selbst bei ganz ruhiger Abwägung ohne jede Voreingenommenheit eine Reihe von Erfahrungstatsachen vorliegen, die auf eine geistige Unterlegenheit des Weibes hinzuweisen scheinen. So fand *Mantegazza* in einem biographischen Lexikon nur 6% weibliche Namen; unter etwa 600 Religionsstiftern befinden sich nur sieben Stifterinnen unbedeutender Sekten, und unter 54000 Namen von französischen Erfindern, die ihre Entdeckung zum Patent angemeldet hatten, waren nur sechs weibliche. Dieser letzten Feststellung gegenüber, die bereits einige Jahre zurückliegt, ist aber eine neuere beachtenswert, die vor kurzem veröffentlicht wurde. Sie geht vom Londoner Patentamt aus und besagt, daß gegenwärtig viel mehr Frauen als früher Erfindungen zur Patentierung einsenden. Der Bericht stellt innerhalb kurzer Zeit über vierhundert neue Patente von Frauen fest. Es wird hinzugefügt, daß diese zahlenmäßige Zunahme erfinderischer Frauen wohl nur ein Ausfluß der Bewußtheit des weiblichen Geschlechts sei. Sie hätten auch früher für praktische Dinge des täglichen Lebens einen guten Blick und gute Ideen gehabt, doch wäre es der Frau von früher nicht eingefallen, auf das Patentamt zu gehen, um mit ihren Erfindungen Geschäfte machen zu wollen.

In seiner vielbesprochenen Rektoratsrede „Über das Frauenstudium" vom Jahre 1917 hob der Berliner Universitätsprofessor Ernst *Bumm* als ganz besonders auffällig hervor, daß die Frauen selbst auf einem ihnen so naheliegenden Gebiet, wie das der Geburtshilfe und Frauenheilkunde – jahrhundertelang war das Betreten eines Entbindungszimmers den Männern bei Todesstrafe verboten – keine wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen haben. „Tausende von Jahren", sagte Bumm, „besaßen die Frauen auf diesem Gebiet die unbestrittene Alleinherrschaft; sie ließen es gehen, wie es Gott gefällt, und eine Wissenschaft und helfende Kunst ist dort erst entstanden, als der Mann hinzukam."

Lehrreich ist das Verhältnis der Frauen zur Musik. Der berühmte Komponist und Pianist *Rubinstein* bemerkt einmal: „Die beiden, dem Weibe besonders eigenen Gefühle – Liebe zum Manne und Zärtlichkeit für das Kind – haben seitens des weiblichen Geschlechts keinen Ausdruck in der Musik gefunden. Ich kenne kein von einem Weibe komponiertes Liebesduett oder Wiegenlied, das klassische Bedeutung

erlangt hätte." Wie erklärt sich diese auf den ersten Blick so seltsame Erscheinung? Der Grund hierfür dürfte wohl daran liegen, daß es den Frauen bisher an der Möglichkeit fehlte zur intellektuellen, klaren Verarbeitung ihrer Gefühle; denn das Komponieren setzt nicht nur musikalische Empfindung voraus, die beim Weibe an sich durchschnittlich vielleicht größer ist als beim Manne, sondern auch eine Menge technischer und streng gedanklicher Vorbedingungen, beispielsweise die Festhaltung, Zerlegung und Überlagerung der musikalischen Inspiration (= Eingebung) in Noten, die Beherrschung der Gesetze der musikalischen Form und Formung, ganz abgesehen von dem musikalischen Einfall selbst, der das gedankliche Bewußtwerden einer Stimmung ist. So wenig dieses verwickelte Kompositionsvermögen beim Weibe bisher ausgeprägt erscheint, so stark ist ihm das Einfühlungsvermögen eigen, die Hingabe an die Schönheit der Rhythmen und Harmonien und ihre künstlerische Wiedergabe.

Allen diesen Beobachtungen und Bekundungen gegenüber muß nun aber gerechterweise zugegeben werden, daß die vergleichende Beurteilung von Mann und Weib, vor allem die vergleichende Psychologie der Geschlechter bisher auf einer wissenschaftlich nicht einwandfreien Grundlage stand. Man hat die viele Jahrtausende währende, völlig verschiedene Stellung der Geschlechter zu wenig berücksichtigt. *Man hat das soziologisch Gewordene viel zu wenig von dem biologisch Gegebenen getrennt.* Wer die Geschichte der menschlichen Ehe und Familie kennt, von der wir im nächsten Bande einen Abriß geben werden, weiß, wie lange die „haustierhafte Einschätzung des Weibes" gedauert hat und wie weit sie gegangen ist, weiß, in wie hohem Grade sie zum „Werkzeug der Lust" und zur „Dienerin des Mannes" herabgewürdigt wurde. In *Schillers* „Jungfrau von Orleans" heißt es:

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los" –

und in *Goethes* „Hermann und Dorothea":

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung."

In England aber ist, soviel ich weiß, die Eheschließungsformel, nach der die Frau schwört: „to love, to serve and to obey" (zu lieben, zu dienen und zu gehorchen), noch immer nicht abgeschafft. Auch in der Trauungsformel der katholischen Kirche gelobt die Frau dem Manne Gehorsam, während er ihr nur Treue schwört.

Die Frage ist nur: War und ist diese untergeordnete Stellung der Frau, ihre aus Gehorchen und Gehören entstehende Hörigkeit biologisch (und psychologisch) oder soziologisch bedingt, oder verhält es sich vielleicht so, daß der Mann gewisse biologische Eigentümlichkeiten der Frau, wie etwa die stärkere Gebundenheit ihrer Kräfte an die geschlechtlichen Lebensvorgänge, über Gebühr ausgenutzt hat?

Viele von denen, die den mutigen Vortrag von Dr. M. *Vaerting* auf dem Berliner Sexualkongreß vom Jahre 1921, „Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib", gehört haben, hatten wohl zunächst den Eindruck, daß die kenntnisreiche Rednerin in ihren Behauptungen zu weit ging; wer aber später das Buch von

Dr. Mathilde und Dr. Matthias *Vaerting* mit dem gleichnamigen Titel (bei G. Braun in Karlsruhe erschienen) las, konnte nicht umhin, anzuerkennen, daß die Verfasser sich ihre Aufgabe nicht leicht gemacht haben und ihren Standpunkt durch viele geschichtliche Belege stützen konnten. M. *Vaerting* sagte damals: „Ein exakter Vergleich von Mann und Frau, welcher die wirklichen angeborenen Geschlechtsunterschiede aufdecken will, fordert als erste Vorbedingung *eine neue Vergleichsbasis.* Es dürfen nur Geschlechter verglichen werden in völlig gleicher Lage, also Männer bei männlicher Vorherrschaft mit Frauen bei weiblicher Vorherrschaft, oder Frauen bei männlicher Vorherrschaft mit Männern bei weiblicher Vorherrschaft oder Männer und Frauen bei völliger Gleichberechtigung der Geschlechter."

„Heute sind wir noch weit entfernt vom Gleichgewicht der Macht bei den Geschlechtern. Die Gleichberechtigung ist zwar nominell (= dem Namen nach) zum Rechtsgrundsatz des Staates erhoben, in Wirklichkeit besitzt der Mann aber noch ein großes Übergewicht an Macht. Mann und Weib von heute sind also für einen exakten psychologischen Vergleich nicht geeignet."

„Es ist aber nun nachgewiesen, daß es bei vielen Völkern weibliche Vorherrschaft gegeben hat. Die Frau war hier der Träger der Macht, wie es heute der Mann ist. Von Kulturvölkern sind Ägypten und Sparta zu nennen, von denen uns Berichte über weibliche Vorherrschaft erhalten sind. Von Naturvölkern seien unter anderen die Kamtschadalen, Irokesen und Lybier erwähnt. Die weibliche Eigenart im Männerstaat habe ihre genaue Parallele in der männlichen Eigenart im Frauenstaat, und die männliche Eigenart im Männerstaat hat dieselben Charakterzüge wie die weibliche Eigenart im Frauenstaat. Die Eigenart wird also nicht durch das Geschlecht bestimmt, sondern an erster Stelle durch das Machtverhältnis der Geschlechter, durch Vorherrschaft und Unterordnung. Das herrschende Weib zeigt in seinem Wesen im allgemeinen die gleichen Grundzüge wie der herrschende Mann, und beim untergeordneten Mann prägen sich dieselben Eigentümlichkeiten aus wie beim Weibe in gleicher Lage. Was wir heute also männliche und weibliche Eigenart nennen, ist keine absolute geschlechtliche Eigenart, sondern eine relative Größe, abhängig vom Maß der Machtunterschiede zwischen den Geschlechtern. Mit der Verschiebung des Machtverhältnisses verändert sich zugleich die Ausprägung und Eigenart der Geschlechter."

Was das Geschlechtsleben in engerem Sinne betrifft, so legen die *Vaertings* dar, daß in der „Mutterrechtszeit" die Frau, ähnlich wie heute der Mann, als der werbende Teil in der Liebe auftritt, daß sie es sei, die in der Ehe Gehorsam des Mannes, voreheliche und eheliche Keuschheit verlange, während sie für sich sexuelle Freiheit sowie das alleinige Recht auf Scheidung beanspruche, sie glaube auch in vorgerücktem Alter ein Anrecht auf jüngere Männer zu besitzen und verspotte die Ehelosigkeit des andern Geschlechts. Der Mann ist das Schönheitsideal der Mutterrechtsordnung. Bezeichnend ist ferner, daß eheliche und uneheliche Kinder gleichgestellt werden, daß die Vernichtung keimenden Lebens erlaubt gilt, daß keine Frauenprostitution, sondern nur Ansätze einer Männerprostitution vorhanden seien. Auf sozialem Gebiet habe das weibliche Geschlecht das

alleinige Besitzrecht, durch Abhärtung und Gewöhnung komme die Frau dem Manne körperlich an Leistungen gleich, in geistiger Hinsicht werde die Intelligenz hauptsächlich der Frau zugeschrieben.

Mag man nun auch nicht in allem die Überzeugungen teilen, denen die Vaertings in ihren Schriften (besonders auch in „Wahrheit und Irrtum in der Geschlechtspsychologie") so lebhaft Ausdruck geben, so können wir ihnen doch in ihrer Schlußziehung völlig beipflichten. Diese lautet: „Es müssen unter allen Umständen Mittel und Wege gefunden werden, das Ideal der Gleichberechtigung der Geschlechter dauernd zu verwirklichen und jede eingeschlechtliche Vorherrschaft, von welcher Seite sie auch kommen mag, fernzuhalten." Diese Forderung ist letztlich die gleiche, welche auch bereits Lily *Braun* aufstellte. Diese hervorragende Frau, welche alle guten Eigenschaften eines mütterlichen und geistigen Weibes in vollster Harmonie vereinigte, schrieb in einem Aufsatz „Über das geistige Leben des Weibes": „Alles, was als Herzens- und Geisteseigenschaften der Frauen bisher gescholten und gepriesen wurde, kann daher als natürliches Geschlechtsmerkmal *erst dann* bezeichnet werden, wenn die äußeren Unterdrückungen und Entwicklungshemmungen beseitigt sind." Übrigens sollte man bei Erörterung dieser Frage auch nicht außer acht lassen, was einmal der geistvolle *Montesquieu* sagte: „Wer die Minister handeln sieht und die Frauen nicht kennt, die sie beherrschen, ist wie jemand, der eine Maschine arbeiten sieht, aber die Kräfte nicht kennt, durch die sie bewegt wird."

Nichts wäre nun allerdings verfehlter, und nichts würde der trotz aller in der Frauenfrage erzielten Erfolge immer noch erforderlichen klareren Erkenntnis und gerechteren Einschätzung hinderlicher sein, als wenn man sich auf den Standpunkt stellen würde, daß es eigentliche Geschlechtsunterschiede überhaupt nicht gäbe, die beiden Geschlechter seien nicht nur gleichwertig und gleichberechtigt, sondern auch körperseelisch von gleicher Beschaffenheit. Daß die Natur eine Teilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern vorgesehen hat, geht schon aus der

Trennung der Geschlechter

hervor. Sonst hätte sie ja auch beim Menschen wie bei niederen Lebewesen die Fortpflanzung sich als ungeschlechtliche Abspaltung vollziehen lassen können. Die gleiche Beteiligung beider Geschlechter an der Fortsetzung der urewigen Lebenskette, ihre sich ergänzende Notwendigkeit hätte eigentlich dazu führen sollen, daß jedes Geschlecht dem andern stets die gleichen Rechte und Freiheiten zubilligte. Dazu war der Mensch aber von jeher zu herrschsüchtig. Der Wille zur Macht, zur Überlegenheit war in ihm zu stark, und so hat der Mann im Kampf der Geschlechter das Weib nicht nur erobert, sondern unterjocht, nicht nur erworben, sondern unterdrückt, und erst seit einigen Jahrzehnten, die im Vergleich zu den vielen Jahrtausenden eine viel zu kurze Spanne Zeit sind, um zu abschließenden Urteilen zu gelangen, beginnt das Weib sich seine natürlichen Freiheiten und Rechte zurückzugewinnen.

Um die vorhandenen Geschlechtsunterschiede voraussetzungslos würdigen zu können – die körperlichen, seelischen und geschlechtlichen –, verfahren wir am besten auch hier wieder chronologisch (= in zeitlicher Reihenfolge), was in diesem Falle mit „entwicklungsgeschichtlich" gleichbedeutend. Wir müssen von der einheitlichen Grundlage ausgehen, um die sich aus ihr ergebende sexuelle Differenzierung

(= Geschlechtsverschiedenheit) zu begreifen. Hinsichtlich der geschlechtlichen Zentralorgane – der Geschlechtsdrüsen – ist dies im vorigen Kapitel bereits geschehen. Wir legten dar, wie im Anfang der fünften Embryonalwoche an der hinteren Bauchhöhlenwand ein Zellhügel emporwächst, den man Keimepithel nennt; wie sich einige dieser Epithelzellen vor den anderen durch verhältnismäßige Größe auszeichnen – es sind die Gonozyten –, an denen anfangs keine Geschlechtsunterschiede wahrnehmbar sind, bis sich aus ihnen gegen Ende der sechsten Embryonalwoche bei späteren weiblichen Früchten die Ureier, bei späteren männlichen die Ursamenzellen entwickeln.

Ob außer den Ei- und Samenzellen um diese Zeit auch schon Andrin- und Gynäzinzellen vorhanden sind, zeigte uns bisher das Mikroskop nicht, wir wissen es nicht, wir können aber wohl vermuten, daß sie mindestens schon in dem Zeitpunkt da sind, in dem unter dem Einfluß der inneren Sekrete die geschlechtliche Differenzierung an anderen Stellen einsetzt. Sinnfällig wird dieser Vorgang aber erst in der zwanzigsten Embryonalwoche.

Vorher befinden sich die äußeren und inneren Geschlechtsorgane, die der Mensch bereits im Mutterleibe außer den Geschlechtsdrüsen besitzt, in einem völlig gleichgebildeten Zustand. Es geschieht ebenfalls in der sechsten Embryonalwoche, daß sich an einer zweiten Stelle der Bauchdecke – nicht nach innen hinten, sondern nach vorn außen – eine kleine Erhöhung hervorwölbt; es ist

der Geschlechtshöcker,

von dem zwei Erhabenheiten im sanften Bogen nach abwärts ziehen, nur wenig auseinanderklaffend, um sich weiter unten bald wieder zu vereinigen; es sind

die Geschlechtswülste.

Zwischen den inneren Rändern des Spalts, die man auch wohl noch besonders „Geschlechtsfalten" nennt, findet sich eine Vertiefung,

die Geschlechtsrinne.

Der Ort, an dem diese Außenbildung sich vollzieht, liegt in der Mittellinie des Körpers eine kleine Strecke unterhalb des Nabels, von wo sie dem Ausgangspunkt des Darmes zustrebt, den man im embryonalen Leben als „Kloake" bezeichnet.

Die Kloake

ist die ursprüngliche gemeinsame Ausgangsöffnung für die festen und flüssigen Abfallstoffe: Kot und Harn. Bei sehr vielen Wirbeltieren – den Amphibien, Reptilien, Vögeln und niederen Säugetieren – tritt hierin auch später keine Änderung ein, die Kloake erhält sich zeit ihres Lebens als die gemeinsame untere Austrittspforte nicht nur für die Fäkalien (= Abfallstoffe, von faex, das Unreine, der Bodensatz), die Flatus (= Gase oder Winde) und den Urin, sondern auch für Eier, Samen und Früchte. Bei den höheren Säugetieren entstehen allmählich von innen heraus Scheidewände, die in die Kloake bis nach außen vorwachsen. Auch beim Menschen steht dem gemeinsamen Eingangstor für feste und flüssige Nahrung:

dem Munde anfangs ein ebenso gemeinsames Ausgangstor: der After, gegenüber. Dann aber schiebt sich in diese hintere Pforte eine zunächst dünne Zwischenwand vor, die allmählich dicker wird und sich zum Damm verbreitert; dieser drängt den Ausgang des Darmkanals mehr nach hinten ab, während die Außenöffnung des Harnkanals nach vorne verschoben wird. So entleeren sich Kot und Harn aus besonderen Öffnungen, um sich erst außerhalb des Körpers wieder in dem Trichter unserer künstlichen Klosettanlagen zu treffen, der im System und Bau wie eine Vergrößerung der ursprünglichen Kloake erscheint.

Beim Manne bilden sich so zwei Ausgangspforten, eine für den Darmkanal und eine zweite für den Harn- und Samenleiter, beim Weibe aber entwickelt sich noch eine dritte Zwischenwand, die den Geschlechtskanal nach rückwärts von dem Darmkanal und nach vorne von der Harnröhre trennt.

Während sich diese wichtigen Differenzierungen (= Sonderungen) vollziehen, haben sich nun aber auch schon zwischen den neben der Wirbelsäule gelegenen inneren Geschlechtswülsten und den äußeren Geschlechtswülsten, an der Körperoberfläche, Verbindungen von höchster Bedeutsamkeit entwickelt: die eigentlichen inneren Geschlechtsorgane, die Keimwege des Mannes und des Weibes im weiteren Sinn.

Zum Verständnis dieser Leitungsanlagen müssen wir noch einmal kurz auf das neben den Urnieren entstandene Keimepithel zurückkommen. Die engen Beziehungen zwischen den Harn- und Geschlechtswerkzeugen hängen eng mit dieser Nachbarschaft zusammen. Wenn die Geschlechtsdrüsen, die sich aus dem Keimepithel bilden, sich später von ihren Nachbarorganen lösen und aus der Lendengegend nach abwärts in das Becken und weiter ziehen, lassen sie gewissermaßen „zum Andenken" einen Teil zurück, den man aber seiner Lage wegen später noch immer Nebenniere nennt, eine zu Irrtümern Anlaß gebende Bezeichnung; denn er hat mit der Harnabsonderung nicht das geringste zu tun und bleibt ein Gebilde, das viel engere Beziehungen zu den Geschlechtscharakteren des Menschen als zu seiner Harnausscheidung hat.

Von der ursprünglichen Urniere entwickelt sich der oberste Teil beim Manne zum Nebenhoden, beim Weibe zu einem verkümmerten Gebilde, dem Nebeneierstock. Von hier aus ziehen nach unten zwei parallel nebeneinanderlaufende Röhren, die, von rechts und links kommend, sich beiderseits der Mitte nähern, um sich schließlich, bevor sie in die äußere Geschlechtsrinne münden, ganz dicht aneinander zu lagern. Diese nach unten laufenden Kanäle werden nach ihren Entdeckern

die Müllerschen und Wolffschen Gänge

genannt.

Beim weiblichen Geschlecht kommen hauptsächlich die Müllerschen Gänge, die nach innen von den Wolffschen liegen, zur Entwicklung. Aus ihrem obersten Teil bilden sich die Eileiter, aus ihrem mittleren die Gebärmutter, aus ihrem unteren die Scheide.

Die Mittelwand zwischen dem mittleren und unteren Teil schmilzt ein, nur aus-

nahmsweise bleibt sie bestehen. Dies hat dann zur Folge, daß das betreffende Weib eine doppelte oder geteilte Gebärmutter und Scheide besitzt, sei es während ihres ganzen Verlaufs oder nur auf Teilstrecken. Dies ist eine mehr theoretisch interessante als praktisch bedeutsame Angelegenheit, da der Geschlechtsverkehr und die Fruchtentwicklung gewöhnlich nur in *einer* Hälfte stattfinden, an die sich die andere flach zusammengepreßt heranlegt, so daß die Höhlung fast der normalen Beschaffenheit einer einfachen Scheide und Gebärmutter gleicht. Die Wolffschen Gänge schienen beim Weibe lange verschwunden, wurden aber schließlich in der Uteruswand als ganz feine Gänge wiedergefunden, die nun nach ihrem Entdecker, dem dänischen Anatomen *Gartner* (1785–1827), die Gartnerschen Kanäle heißen.

Beim männlichen Geschlecht verkümmern die Müllerschen Gänge; sie sind aber später auch nachweisbar, wenn auch nur in kleinen Resten von anscheinender Bedeutungslosigkeit, wie es die gestielte Hydatide (von ὑδατίς = Wassertropfen), ein kleiner läppchenförmiger Anhang am Nebenhoden, und die männliche Gebärmutter am unteren Ende der Müllerschen sind. Dagegen entwickeln sich aus den Wolffschen oder Urnierengängen beim Manne die Samenleiter von jener Stelle an, die den Kopf des Nebenhodens bildet bis zu ihrer Außenöffnung an der Eichelspitze, mit verschiedenen Ausbuchtungen in ihrem Verlauf, von denen schon kurz die Rede war und weiter unten noch ausführlicher berichtet werden soll.

Die massigere Entwicklung der weiblichen Organe aus den Müllerschen Gängen erfordert mehr Platz als die männliche aus den Wolffschen Gängen. Dadurch wird ein stärkerer Druck auf die umgebenden Teile ausgeübt, der sich bis auf den noch nachgiebigen Beckengürtel fortsetzt und die breitere Form des weiblichen Beckens bewirkt, die es später zum Fruchtbehälter so wohl geeignet macht.

Was die endgültige Umbildung der äußeren Geschlechtsanlage betrifft, so ändert sich das ursprüngliche Bild beim Weibe nur wenig, der Geschlechtshöcker wird zur Klitoris (die im Deutschen Kitzler heißt; doch ist der Gleichklang nur äußerlich, denn Klitoris von κλείω = schließen bedeutet Schlüssel, also der Schlüssel zum Körper des Weibes), die Geschlechtsrinne vertieft sich zur Scheide, aus ihren Rändern bilden sich die kleinen Labien (= Schamlippen), während die Geschlechtswülste später zu den großen Labien oder großen Schamlippen werden.

Beim Manne schreitet die Entwicklung weiter. Der Geschlechtshöcker wird länger und wächst zu dem männlichen Pfeil oder Pfahl, der im Griechischen Phallus, im Lateinischen Penis genannt wird; die Ränder der Geschlechtsfurche verwachsen über der Rinne und bilden so die geschlossene Harnröhre, und auch die Geschlechtsfalten vereinigen sich in der Mittellinie wieder zur Bildung des Skrotums oder Hodensacks. Alles dies ist mit einem stärkeren Wachstum in die Länge verbunden, während beim Weibe die Entwicklung in die Breite überwiegt.

Wenn man so über den Ursprung und die Entwicklung der Geschlechtsorgane aus ihrer einheitlichen Grundlage gut unterrichtet ist, begreift man am besten den sonst keineswegs leicht verständlichen Bau der männlichen und weiblichen Ge-

schlechtswerkzeuge, der geschlechtlichen Leitungs- und Vollzugsorgane des Erwachsenen.

Wir wollen nun von beiden im Zusammenhang ein möglichst anschauliches Bild entwerfen, das sich unmittelbar an die Schilderung anschließt, die wir im vorigen Kapitel von den Geschlechtsdrüsen gegeben haben. Zunächst

die weiblichen Geschlechtswerkzeuge.

Um uns von diesen ein anschauliches Bild zu machen, verfolgen wir am besten das Ei nach seiner Verabschiedung aus dem Eierstock auf seinem weiteren Lebenswege.

Die Eileiter

sind der Ort, in dem das freigewordene Ei seinen ersten Aufenthalt nimmt. Diese von älteren Forschern auch als Muttertrompeten oder Fallopische Tuben (nach ihrem Entdecker, dem italienischen Anatomen Gabriel *Fallopia*, der von 1523–62 lebte) genannten zwei Röhren sind wellenförmig gewunden, 10–15 cm lang; ihr äußeres Ende überragt als Eingang ein wenig den Eierstock, während der sich nach innen wendende Ausgang rechts und links in den Gebärmuttergrund mündet.

Die Mündung an der Gebärmutterhöhle ist sehr eng, die an der Bauchhöhle trichterförmig offen. Der Eileiter krümmt sich dort etwas nach abwärts, und der Rand dieser Mündung besteht aus fransenartigen Zipfeln, deren eigenartiges Aussehen den alten Anatomen Anlaß gab, diese Stelle als Morsus diaboli zu bezeichnen, was Teufelsbiß bedeutet. *Bumm* hat ihr Aussehen treffend mit einer gefüllten Nelke verglichen. Eine dieser Fransen ist mit dem Eierstock verbunden. Die Zipfel liegen für gewöhnlich schlaff über dem Trichter, dessen Eingang sie verschließen; nur wenn sich ein Ei löst, öffnet sich der Trichter, und das Ei springt in ihn hinein wie ein Ball, dem sich zwei geöffnete Hände auffangend entgegenstrecken.

Die Befruchtung und die ersten Stadien der Schwangerschaft finden in der Tube statt. Erst nach dem Morulastadium, in dem das etwa 0,2 mm große Ei wie eine Maulbeere (= morus) aussieht, wandert es in die Gebärmutter. Dies geschieht etwa eine Woche nach der Befruchtung, vorher verbleibt es im Eileiter.

Falls es sich aber im Eileiter selbst weiter entwickelt, tritt ein höchst bedenkliches Ereignis auf, *die Tubenschwangerschaft.* Ich erinnere mich oft eines Falles, der bald nach meiner Niederlassung auf mich einen tiefen Eindruck machte. Ich wurde nachts zu einer Herrschaft gerufen, deren Dienstmädchen plötzlich sehr heftig erkrankt war. Ich fand sie schwer nach Luft ringend, den Körper mit kaltem Schweiß bedeckt, ihr Puls flatterte, der Leib war stark geschwollen. Ich vermutete eine innere Blutung und dachte an eine geplatzte Tubenschwangerschaft. Auf vorsichtiges Befragen stellte aber das Mädchen – sie war erst 18 Jahre – jede Möglichkeit in Abrede. Beleidigt erklärte sie: Ihr sei niemand zu nahe gekommen. Ich brachte sie selbst im Krankenwagen nach Darreichung einiger Belebungsmittel ins Krankenhaus. Unterwegs berührte ich nochmals behutsam die in Frage kommenden Ursachen, die zu wissen nicht nur für die Erkenntnis, sondern auch für die Behandlung des so rätselhaften Vorfalls notwendig schienen. Die Patientin beteuerte nochmals, man solle doch nicht so etwas „Abscheuliches" von ihr denken, sie sei ein

„anständiges" Mädchen. Bald nach ihrer Einlieferung starb sie im Krankenhaus. Die Sektion ergab eine Schwangerschaft im vierten Monat, die sich im Eileiter entwickelt und diesen gesprengt hatte.

Die Wand des Eileiters besteht aus drei Schichten: zuinnerst eine zarte Schleimhaut mit feinen Flimmerhärchen, die die innere Oberfläche unter dem Mikroskop wie von Sammet erscheinen lassen, in der Mitte ein derbes Muskelgewebe, und dann eine äußere dünne Hautlage, die mit dem Bauchfell zusammenhängt. Wenn die Bauchöffnung der Tube verstopft und infolgedessen nicht durchgängig ist, fällt das abgestoßene Ei in die Bauchhöhle und geht zugrunde. Ist dies an beiden Eileitern der Fall, so ist Unfruchtbarkeit die Folge. Diese Verstopfung findet durch Verklebungen und narbige Verwachsungen statt, die eine sehr häufige Nachwirkung von Tripperansteckungen sind, die sich eine Frau im Verkehr mit Männern zugezogen hat, deren Gonorrhöe (= Tripper) nicht ausgeheilt war.

Die Gebärmutter,

in die beide Eileiter münden, liegt über der Scheide; vor sich hat sie die Harnblase, hinter sich den Mastdarm; ihre normale Stellung ist leicht nach vorn geneigt, ihre Gestalt birnenförmig; wenn sie während der Schwangerschaft anschwillt, geht sie allmählich in Kugelform über. *Waldeyer* hebt in seiner grundlegenden Arbeit über das Becken hervor, daß die Gebärmutter nicht nur in ihrer Lage, sondern auch in ihrer Bedeutung eine *zentrale* Stellung innerhalb der weiblichen Sexualorgane einnimmt.

Man unterscheidet an der Gebärmutter den obersten Teil, in den beiderseits die Tuben münden, als den Grund, den sich an diesen nach abwärts anschließenden Teil als den Körper, und den frei „zapfenförmig" in die Scheide hineinragenden untersten Teil als den Hals der Gebärmutter; der oberste gewölbte Teil ist der dickste und breiteste, der unterste, schmalste und dünnste ist kegelförmig nach unten abgerundet.

Während die Wandstärke der Gebärmutter im Bereiche des Gebärmutterkörpers $1^1/_2$ cm beträgt, erreicht sie im Halsteil der Gebärmutter bei Frauen, die noch nicht geboren haben, kaum die Dicke von 1 cm.

In der Mitte des in die Scheide ragenden Gebärmutterhalses, den man auch die Scheidenportion nennt, sieht man eine kleine Öffnung, den äußeren *Muttermund*. Man kann an ihm eine vordere und hintere Muttermundslippe unterscheiden. Im jungfräulichen Zustand sind die Ränder ganz glatt und liegen dicht aneinander. Zur Zeit der Menstruation klaffen sie ein wenig und zeigen eine etwas größere rundliche Öffnung. Bei Frauen aber, die geboren haben, beobachtet man an den Muttermundsrändern narbige Einziehungen.

Die Wände der Gebärmutter liegen meist dicht aufeinander, sie berühren sich unmittelbar, so daß für gewöhnlich eine eigentliche Höhle überhaupt nicht vorhanden ist. Erst wenn man die Wand auseinanderzieht, erkennt man eine taschenartige Lichtung von dreieckiger Form, deren Basis am Gebärmuttergrund liegt. Am rechten und linken Ende dieser Basis befinden sich die kleinen Löcher, welche zu den Eileitern führen.

Nach Entbindungen nimmt die Höhle ein ovaleres Aussehen an. Nach unten setzt sich die Gebärmutterlichtung in einen Kanal fort, der den Hals durchbohrt. Die Stelle, an der dieser Durchbruch beginnt, heißt der innere Muttermund, zum Unterschied von der Scheidenmündung, die äußerer Muttermund heißt.

Die Wandung der Gebärmutter besteht wie die des Eileiters aus drei Schichten. Zuerst von innen nach außen gesehen wieder die Schleimhaut, die in sehr vielen Falten angeordnet ist. Während der Schwangerschaft verstreichen diese Fältchen; es ist als ob die Falten eines Faltenrockes langsam auseinandergezogen werden. Die obere Schicht dieser Schleimhaut enthält ebenfalls, wie wir es beim Eileiter beschrieben, eine Zellenlage mit Flimmerhärchen, zwischen denen sich schlauchartige Drüsen befinden. Diese sondern einen hellen, zähen Schleim ab, welcher der Wand ein feuchtglänzendes Aussehen gibt. Bei jeder Menstruation lockert sich die Schleimhaut und stößt sich teilweise ab, nachdem ihr vorher für Ernährungszwecke massenhaft Blut zugeströmt ist, wobei sie auf mehrere Millimeter anschwillt. In der Schwangerschaft verdickt sie sich weiter bis auf einen Durchmesser von $^3/_4$ cm; vom dritten Monat ab wird sie jedoch durch Innendruck und Dehnung wieder dünner.

Nistet sich in die Wand der Gebärmutter (meist geschieht es an ihrem Grunde) ein befruchtetes Ei ein, so entsteht an der Haftstelle ein kolossales Blutgefäßnetz, der sogenannte Mutterkuchen oder die Plazenta (vom griechischen πλάξ = flach, das dem lateinischen placunta = Kuchen zugrunde liegt, wovon Plazenta und die Übersetzung Mutterkuchen herstammt). Sie löst sich nach der Geburt als „Nachgeburt", oft mit starken Blutungen, ab.

Bei der Periode schwillt durch den Zustrom des Blutes namentlich der Scheidenteil der Gebärmutter an, er wird weicher und dicker, ein Vorgang, der deutlich an die Erektionen des männlichen Gliedes erinnert. Dadurch öffnet sich der Kanal und Muttermund. Aus diesem Grunde ist auch die Zeit unmittelbar nach der Periode für das Eindringen der Spermien besonders geeignet. Einige Tage nach dem Unwohlsein findet man aber den Kanal meist schon wieder von einem Pfropfen ausgeschwitzten, geronnenen Schleims erfüllt.

Dieses Schleimgerinnsel (das man nach dem Berliner Frauenarzt *Kristeller* [1820 – 1900], der ihn zuerst beschrieben hat, auch den Kristellerschen Pfropfen nennt) wird beim Weibe auf dem Höhepunkt der geschlechtlichen Erregung durch Bewegungen der Gebärmutter herausgestoßen. Von ihm rührt die eigene Absonderung her, welche die Frauen in einem befriedigenden Geschlechtsverkehr deutlich neben dem männlichen Erguß verspüren.

Bei manchen Frauen ereignet sich dieser lustbetonte Schleimabgang sehr leicht und häufig auch im erotischen Traum. Es sind dies dann

die weiblichen Pollutionen,

bei denen also im Gegensatz zu den männlichen kein Abgang von Keimzellen, sondern nur von Schleim stattfindet. Bei manchen Frauen kommt es jedoch nur äußerst

selten oder gar nicht zu Entleerungen des Kristellerschen Schleimpfropfens, was sowohl von ihrer Seite als von der des Mannes als „Kälte" beklagt wird. In der Tat ist es ein Beweis dafür, daß beim Weibe im sexuellen Verkehr wohl eine Anregung und Aufregung, aber keine wohltuende Abregung und Erschlaffung stattgefunden hat und die Gebärmutter nicht in die Schwingungen versetzt wurde, welche den Schleimpfropfen mit dem angenehmen Gefühl der Entlastung und Entspannung herausstoßen. Von den Prostituierten und mehr noch von ihren Beschützern, den „Zuhältern", wird Wert darauf gelegt, daß sie es im Verkehr mit ihren Käufern nicht zu körperseelischer Befriedigung kommen lassen; es entspricht ihren Geschäftsgrundsätzen, daß sie nur ihren Leib, nicht ihre Seele hingeben. Ich habe wiederholt einer Prostituierten ein Gutachten geben müssen, die von einem eifersüchtigen „Bräutigam" oder ihrer „Freundin" schwer mißhandelt worden war, die durch einen Türspalt beobachtet haben wollten, daß sie trotz strengen Verbots im Verkehr mit einem anderen zur Entspannung gelangt war.

Die ausbleibende Lösung des Schleimpfropfens ist auch die Hauptursache, daß Prostituierte so selten schwanger werden. Es ist nämlich eine Voraussetzung für die Befruchtung, daß der Gebärmutterkanal schleimfrei ist, da die Samenfädchen den Pfropfen nicht durchdringen können. Dies will aber nicht besagen, daß Frauen nicht auch ohne Lustgefühl empfangen können (es kommt sogar ziemlich häufig vor, wenn auch wohl nicht so oft, wie von den Frauen selbst behauptet wird). Es findet darin seine Erklärung, daß der Muttermundkanal nach der Menstruation immer und auch sonst nicht selten durchlässig ist. Sobald Schwangerschaft eintritt, schließt sich der Kanal durch Schleimgerinnsel. Das Eindringen von Samenzellen in die schwangere Gebärmutter wird dadurch verhindert.

In der zweiten Hälfte der Schwangerschaft wird die Scheidenportion mehr und mehr in die Vergrößerung der Gebärmutter einbezogen. Sie „verstreicht", so daß man um die Geburtszeit am Grunde der Scheide nichts als den Muttermund mit papierdünnem Rand fühlt.

Die mittlere Schicht der Gebärmutter, die Muskelschicht, ist die mächtigste. Sie besteht aus kurzen, dicken Muskelfasern, die (umgeben von Bindegewebe, Nerven und Blutgefäßen) ungemein elastisch sind. Die einzelne Faser kann sich während der Schwangerschaft auf das Dreißigfache ihrer ursprünglichen Länge ausdehnen. Erst wenn sich das gummiartige Muskelband nicht weiter ausdehnen kann, zieht es sich krampfhaft zusammen. Das verursacht Schmerzen; daher der Name „Wehen". Durch diese entfaltet sich in Verbindung mit den mitarbeitenden Bauchmuskeln, der „Bauchpresse", jene Ausstoßkraft der Gebärmutter, die große Widerstände zu überwinden vermag.

Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß bei einer Frau, deren Becken zu eng schien, um eine natürliche Entbindung zu ermöglichen, bereits alles zum Bauchschnitt, dem sogenannten Kaiserschnitt, vorbereitet war, als im letzten Augenblick vor seiner Ausführung zu aller Überraschung ein lebendes Kind durch das enge

Becken gepreßt wurde. Die Muskeln der Gebärmutter ziehen sich immer nur an einzelnen Stellen zusammen, bald rechts, bald links, bald mehr oben, bald unten, nie kontrahiert sich (contrahere = zusammenziehen) die ganze Gebärmutter mit einem Male. Wenn dies geschähe, würde die Geburt von Zwillingen und Drillingen unmöglich sein. Gleich nach Ausstoßung der Geburt und Nachgeburt schnellen die einzelnen Muskelfasern wieder zusammen, bis sie ihre ursprüngliche Länge, richtiger gesagt Kürze, wieder erreicht haben.

Die letzte Schicht der Gebärmutter ist der Bauchfellüberzug, ein dünnes, glattes Häutchen, das, vom Mastdarm kommend, den Grund der Gebärmutter von hinten her überzieht und sich dann vorne schlägt, um auf die Harnblase überzugehen. Es entstehen dadurch zwei Gruben, von denen man die hintere nach dem Londoner Anatomen Jakob *Douglas* (1675–1742) als den Douglasschen Raum bezeichnet. Dieser Bauchfellüberzug geht auch nach beiden Seiten über die Gebärmutter hinaus. Wo sich nichts zwischen dem vorderen und hinteren Blatt befindet, legen sich beide dicht aneinander. So entstehen die *breiten* Mutterbänder, die sich wie die Flügel einer Fledermaus an den Körper der Gebärmutter anheften, von wo sie sich bis zum Beckenrand erstrecken. In ihnen verlaufen auch noch zwei kreisrunde Stränge, die *runden* Mutterbänder, die von der Stelle des Gebärmuttergrundes, in welche die Eileiter einmünden, entspringen und querüber zum Leistenkanal laufen.

Die breiten und runden Mutterbänder sind wie Zügel, mit denen die sonst ziemlich freiliegende Gebärmutter in ihrer Lage festgehalten wird. Erschlaffen sie, so kommt es leicht zu Verlagerungen der Gebärmutter, vor allem knickt sie dann leicht nach hinten um (Rückwärtsbeugung oder Retroflexio der Gebärmutter); sie drückt in dieser Lage auf den Mastdarm, was Stuhlverstopfung, oder auf die Nerven des Kreuzbeins, was Rückenschmerzen im Gefolge hat. Nicht selten bewirkt die Erschlaffung der Mutterbänder auch ein Sinken der Gebärmutter nach unten. Man hilft sich in beiden Fällen mit sogenannten „Mutterringen", aber sie sind nur ein Notbehelf und können durch ihren Druck als Fremdkörper die Schleimhaut so reizen, daß Katarrhe entstehen. Daher empfiehlt es sich, sie lieber wieder in die richtige Lage zu reponieren (=zurückzulegen) und dort durch Nähte zu befestigen, wenn man mit konservativen (= operationslosen) Methoden, wie der Thure-Brandtschen Massage, nicht zu Rande kommt.

Wir müssen es uns versagen, auf diese Gebärmutterleiden des nähern einzugehen, ebenso wie wir auch über die Geschwülste der Gebärmutter nur das Notwendigste sagen können; dieses allerdings sollte jeder Laie wissen. Wie viele Mütter könnten beispielsweise durch rechtzeitige Erkenntnis und Beseitigung des Krebses ihrer Familie erhalten bleiben.

Die Gebärmutterwandungen sind der Sitz vieler Neubildungen, teils gutartiger, teils bösartiger Natur. Die gutartigen treten oft als Schleimhautpolypen von sehr verschiedener Größe auf. (Polypen – ein recht unglücklicher, der Zoologie auf Grund oberflächlicher Ähnlichkeit entlehnter Name – sind an der Schleimhaut,

was Warzen an der Haut sind.) Oft legt sich ein kleiner „Polyp", der kaum so groß wie eine Erbse ist, vor den Muttermund und hindert so die Befruchtung wie ein künstliches Mittel zur Verhütung der Empfängnis. Ich habe Fälle gesehen, in denen ein Ehepaar unter Kinderlosigkeit litt, die sich leicht dadurch beseitigen ließ, daß ein derartiger in der Schleimhaut mit einem Stiele wurzelnder Auswuchs mit einem kurzen Scherenschnitt entfernt wurde.

Die häufigsten Geschwülste an der Gebärmutter sind die Myome (= Muskelgeschwülste), die zu Blutungen und, wenn sie größer sind, auch zu Verdrängungserscheinungen führen. In selteneren Fällen lagert sich in ihnen aus dem Blute Kalk ab, und es bilden sich dann die Gebärmuttersteine. Diese können (ebenso wie die Myome selbst) oft jahrelang ohne Beschwerden ge- und ertragen werden, bisweilen aber reißen sie sich los und werden dann unter wehenartigen Schmerzen ausgestoßen. Aus dem Mittelalter wird der Fall einer Nonne berichtet, die einen Stein von der Größe und Form eines Enteneies verlor. Sie wurde eingemauert, weil man annahm, sie sei vom Teufel geschwängert.

Unter den bösartigen Geschwülsten steht obenan

der Gebärmutterkrebs,

der die Frau namentlich in den Wechseljahren befällt. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß gerade die beiden Stätten, welche die Frau in opferwilliger Weise der Ernährung des Kindes widmet: die Gebärmutter und die Brustdrüse, die Lieblingssitze dieser verheerenden Geschwülste sind. Der Name Krebs (griechisch καρκίνος, daher Karzinom) wurde zuerst bei dem Brustkrebs angewandt, bei dem die sich ausbreitenden Venen in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit Krebsfüßen aufweisen. Später wurde er auf andere Wucherungen ähnlicher Art übertragen, die eine Neigung zu geschwürigem Verfall und zur Metastasenbildung (= Verschleppung) haben.

Als ein unscheinbares kleines Knötchen am Hals der Gebärmutter auftretend, wird das Karzinom zum Ausgangspunkt jahrelanger Leiden. Allmählich wachsend ergreift es den Körper der Gebärmutter und die Nachbarorgane. *Kommen Blutungen außerhalb der Periode vor, beispielsweise nach dem Verkehr, so ist es unbedingt notwendig, daß die Frauen sich sofort untersuchen lassen.* Wenn sie sich scheuen, sich von einem Arzt untersuchen zu lassen (es gibt auch heute noch solche Frauen), so sollten sie zu Ärztinnen gehen — *aber auf keinen Fall zögern!*

Denn rechtzeitig entdeckt, kann eine gründliche Entfernung der vom Krebs befallenen Stellen lebensrettend wirken. Fangen die Knoten aber erst an zu verjauchen und zu zerfallen, so ist es oft zu spät; dann tritt über kurz oder lang bei erdfahler Verfärbung der Haut, sogenannter Kachexie (von κακός = schlecht und ἔχω = sich verhalten), zunehmende Abmagerung, Zehrfieber und schließlich der Tod durch Entkräftung ein.

Wir verfolgen nun den Weg weiter, welchen das Ei und das neugeborene Kind gehen, und gelangen zu dem häutigen Kanal, der

genannt wird. Oben ragt in diesen Schlauch der Hals der Gebärmutter als stumpfer Kegel hinein, wie ein Pfropfen in einen Flaschenhals. Dieser obere kreisförmige Raum, in dessen Mitte sich der äußere Muttermund öffnet, heißt das Scheidengewölbe.

Vor der vorderen Wand der Scheide, die kürzer als die hintere ist, liegt die Harnröhre, unmittelbar hinter der rückwärtigen Wand befindet sich der Mastdarm. Wenn die Scheidenwand vorn oder hinten ein Loch bekommt, was bei roher Kunsthilfe (während der Geburt) oder infolge geschwüriger Prozesse (beispielsweise bei krebsigem Zerfall) geschehen kann, so geht der Harn oder Kot durch die Scheide ab. Im ersteren Fall spricht man von einer Blasenscheiden-, im letzteren von einer Mastdarmscheidenfistel.

Auch die Wandung der Scheide hat wie die Tuben und der Uterus drei Schichten; ausgekleidet ist sie mit einer Schleimhaut, die mit mehrschichtigem Plattenepithel gepflastert ist. Nach unten setzt sich diese Haut in die der kleinen Schamlippen fort, welche als lappige Verlängerung der Scheide ein wenig über den Scheidenausgang herausreichen. Die Schleimhaut der Scheide selbst enthält keine Schleimdrüsen. Es sind vielmehr die Absonderungen der Drüsen der Gebärmutter, welche den Kanal schlüpfrig machen sollen. Sowohl bei der Geburt als bei der Begattung ist diese „Feuchtigkeit" und „Schlüpfrigkeit" eine wesentliche Erleichterung, deren Mangel sich als „Trockenheit" in unangenehmer, oft schmerzhafter Weise fühlbar macht.

Die Schleimhaut der Scheide liegt sowohl an der Vorder- als an der Hinterwand in vielen Falten, die hier ebenfalls, wenn auch nicht in dem gleichen Maße wie bei der Gebärmutter, notwendig sind, um ihre Ausdehnungsfähigkeit zu ermöglichen. Außerdem stellen die Schleimhautwellungen eine Art Reibeapparat dar, der die Reizungen der überaus empfindlichen Hautnerven erhöht (ähnlich wie die bei manchen Völkern gebräuchlichen, auch bei uns im Geheimhandel befindlichen „Reizringe"). Wie stark die Dehnbarkeit der Scheide ist, zeigen nicht nur die im Kapitel Ipsation erwähnten Gegenstände, welche man aus dem Scheidenkanal herausgezogen hat (der Anatom *Hyrtl* erzählt sogar von einem Bierglas, das er bei der Sektion einer Leiche im Scheidengewölbe fand), es beweisen auch die Massen von Watte und Gaze, die beim Ausstopfen der Scheide, der sogenannten „Tamponade" (hergeleitet vom französischen „tampon", das ebenso wie „tapon" Klumpen oder Bausch bedeutet), nötig sind. Auch die Größe der Mutterringe, welche Frauen anwenden, teils um die Gebärmutter in die richtige Lage zu bringen, teils um durch Bedeckung des Muttermundes die Befruchtung zu verhindern, vor allem aber der Geburtsakt selbst bekunden die große Elastizität des Scheidenkanals.

Die mittlere muskulöse Schicht der Scheide ist reich an Blutgefäßen, welche bei der Begattung anschwellen und bei der Schwangerschaft sich so erweitern, daß sie violett durch die Schleimhaut schimmern. Sie ist ebenso wie die äußerste sehnenfaserige Schicht ziemlich dick, gleichwohl aber stark ausdehnungsfähig.

An ihrer Ausgangsöffnung ist die Scheide nicht so dehnbar, und vor allem ist ihr Durchmesser hier enger als weiter oben. Man glaubt, daß dadurch das Wiederabfließen des eingedrungenen Samens verhindert werden soll. Nicht selten kommt es vor, daß diese verengerte Stelle überdehnt wird, so daß sie nach hinten zu einreißt. Namentlich ist das häufig bei einer zu jäh erfolgenden Geburt der Fall. Es entstehen dadurch die

Dammrisse

erster, zweiter und dritter Ordnung, je nachdem der Riß nur gering ist oder bis zur Hälfte des Dammes oder sich gar noch weiter bis zum After erstreckt. Daher ist eine der wichtigsten Aufgaben bei der Geburt der Dammschutz, der darin besteht, daß die Hebamme oder der Arzt durch Anlegen der Hand an den Damm das allzurasche Vorwärtsstürzen (Sturzgeburt nennt man die extremsten Fälle dieses vorschnellen Welteintritts) des Kindes verhütet.

Tritt gleichwohl ein Dammriß ein, so ist es notwendig, daß ihn der Arzt baldmöglichst mit Innehaltung größter Sauberkeit vernäht, denn wenn der Scheidenausgang weit bleibt, so senken sich leicht die darüber liegenden Teile, es kommt zum Scheiden-, ja Gebärmuttervorfall. Ich habe besonders im Weltkrieg bei arbeitenden Frauen, die (wie Schaffnerinnen, Waschfrauen) viel standen, Fälle gesehen, in denen die ganzen Fortpflanzungsorgane des Weibes infolge Erweiterung des Scheidenausgangs nach außen herausgefallen waren. Man nennt das einen „Vorfall", bei dem auch ein Mutterring oft wenig ausrichtet, weil er vielfach nicht hält und schon bei leichtem Druck von oben, zum Beispiel beim Stuhlgang, herausfällt. Dauerhilfe bringt nur eine Befestigung auf operativem Wege.

Die Länge der Scheide schwankt zwischen 6 und 16 cm. Es hängt hierbei viel von dem Stand der Gebärmutter ab; ist dieser niedrig, so ist der Scheidenkanal beträchtlich kürzer, als wenn der Uterus hoch steht. Viel hört man von einer zu engen Scheide, die angeblich den Geschlechtsverkehr unmöglich machen soll. Hier liegen meist andere Hindernisse als der vermeintliche enge Bau vor, denn es gibt, nach dem, was wir von der Ausdehnungsfähigkeit dieses Schlauches wissen, wohl kaum einen Phallus, der nicht bequem in eine normale Scheide eindringen könnte; doch kommt eine Verengerung der an sich genügend weiten Lichtung (die durchschnittliche Breite der Scheide beträgt 2,5—3 cm) nicht selten dadurch zustande, daß bei Frauen, die vor dem Verkehr Furcht haben, ein Scheidenkrampf eintritt, welcher den Kanal zusammenpreßt.

Dieser Zustand wird

Vaginismus

genannt und erfordert sorgfältige Behandlung. Er tritt vielfach schon ein, wenn das Glied (ja sogar bei einer Untersuchung der Finger oder ein Instrument, wie der Scheidenspiegel) die Scheide noch nicht einmal berührt, sondern nur in ihre Nähe kommt. Vor einigen Jahren wurde in Berlin in wissenschaftlichen Kreisen ein be-

wundernswerter Film gezeigt, in dem man mit verblüffender Deutlichkeit sehen konnte, wie sich beim Nähern der Hand die Scheide krampfhaft zusammenzog. Es war ganz ähnlich, wie wenn sich die Blättchen einer Mimosa pudica bei leiser Berührung krümmen und schließen. Nicht selten tritt diese Verkrampfung auch erst nach Einführung des Gliedes ein. Dabei kann dann das Glied von dem Scheidenschlauch so fest umklammert werden, daß eine Entfernung sehr erschwert ist. Man spricht dann von einem „Penis captivus" (lateinisch captivus = gefangen; *Forel* spricht von P. captus von capere festnehmen).

Auch gänzlicher Scheidenmangel kommt vor. So wird berichtet, daß die Jungfrau von Orleans auf Veranlassung des Kardinals von England untersucht worden sei, weil behauptet wurde, sie besäße keine Scheide. Sollte dies tatsächlich geschehen und festgestellt sein (oft handelt es sich bei solchen Erzählungen um historischen „Sexualklatsch"), so würde dies die Annahme bestätigen, daß die von Dramatikern so viel behandelte körperseelische Eigenart der Jungfrau auf geschlechtlich abnormer Grundlage erwachsen war. Ob diese mehr transvestitischer oder hermaphroditischer (=körperlich zwitterhafter) Natur war, dürfte jetzt kaum noch entscheidbar sein.

In wie hohem Maße die moderne Sexualpsychologie hier bereits auf das dichterische Verständnis gewirkt hat, geht aus den vortrefflichen Ausführungen hervor, die Bernard *Shaw* seiner „Heiligen Johanna" vorausschickt. Er wirft hier die Frage auf: Warum ließ sich Johanna Waffen, Schlachtrosse und Männerkleidung schenken, und warum wies sie in jeder ihrer Handlungen das konventionelle Wesen eines Weibes zurück? und entgegnet: „Auf alle diese Fragen gibt es nur die eine Antwort: daß sie zur Sorte jener Frauen gehörte, die das Leben eines Mannes führen wollen. Sie sind überall zu finden, wo es Armeen zu Lande oder Flotten zur See gibt. In Männerkleidung dienen sie, entgehen erstaunlich lange jeder Entdeckung und wissen sie bisweilen überhaupt zu vermeiden. Wenn sie in der Lage sind, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, dann werfen sie alle Heimlichkeit von sich. Wir haben Rosa *Bonheur*, die in Männerrock und Hosen malte, und George *Sand*, die das Leben eines Mannes führte und ihre *Chopins* und *Mussets* beinahe veranlaßt hätte, ihr zum Spaß ein Weiberleben zu führen. Wäre Johanna nicht eine dieser ‚unweiblichen Frauen' gewesen, sie hätte wohl schon viel früher heilig gesprochen werden können." In einem Aufsatz, den ich 1912 für die von R. Presber herausgegebene Zeitschrift „Arena" (Heft 3) über „Frauen als Soldaten" schrieb, sind eine Reihe ähnlicher Typen in Wort und Bild geschildert.

Häufiger als angeborene kommen erworbene Verengerungen der Scheide vor, die die Begattung und Geburt erschweren, ja unmöglich machen können. Die häufigste Ursache solcher Enge ist eine nach Verätzung der Schleimhaut vorkommende Narbenbildung. Man muß daher mit scharfen Ausspülungen, wie sie vielfach von Frauen angewandt werden, recht vorsichtig sein. Ich sah bei einer Arbeiterin, die sich seit fast 20 Jahren täglich zweimal die Scheide mit scharfem Holzessig ausgespült hatte (es war ihr ursprünglich von einer Ärztin gegen Weißfluß verordnet worden), eine völlig geschrumpfte Scheide, die den Verkehr sehr stark behinderte.

Die Absonderung der Scheidenschleimhaut ist ein dicker, weißer Schleim von saurer Beschaffenheit. Die weiße Farbe rührt von abgestoßenen Zellen her. Es finden

sich in diesem Ausfluß, der sich nicht selten in höchst lästiger Weise steigert – man spricht dann von fluor albus oder weißem Fluß – auch zahlreiche Spaltpilze. Man hat diesen Zustand oft auch schon bei Kindern beobachtet, bei denen er vielfach durch Reizung von Würmern verursacht wird, die vom Darm aus nach vorn kriechen.

Eine sehr unangenehme Störung, welche gleichfalls oft durch entzündliche Reizung entsteht, oft aber auch rein nervöser Natur ist, ist das Scheidenjucken. Es kann so quälend, so unerträglich werden, daß es die Frauen in höchste Verzweiflung bringt. Es täuscht gelegentlich den Zustand von Nymphomanie (= übermäßigem Geschlechtsbedürfnis) vor. So sah ich vor einiger Zeit eine Schwedin, die von einem Ort zum andern reiste, um Ärzte zu suchen, die ihr Teile der Scheide, der kleinen Schamlippen oder der Klitoris fortschneiden sollten, weil sie nach vergeblicher Anwendung aller möglichen Salben und innern Betäubungsmittel sich nur noch davon Hilfe versprach. Sie fand auch tatsächlich Ärzte, die sich dazu bereit fanden. Doch wurde ihr Leiden, dessen letzte Gründe offenbar mehr in den zentralen Nervenwurzeln als den peripheren Nervenenden lagen, auch dadurch nicht behoben.

Die Austrittspforte für die Keime und Früchte des Weibes, die zugleich die Eintrittspforte für das Vereinigungsorgan ist, fällt beim Weibe nicht mit der Austrittsstelle des Harns zusammen. Die kleine Öffnung der Harnröhre, die kürzer und weiter ist als die männliche, liegt vielmehr als besonderes Loch über der Scheidenmündung. Es ist dies wichtig zu wissen, da schon die merkwürdigsten Verwechslungen vorgekommen sind. So hielt jemand diese runde Öffnung für den Muttermund, ein anderer für eine Fistel, andere sogar für den verengerten Scheidenkanal, namentlich bei Jungfrauen, bei denen ein solcher Irrtum dadurch gefördert wird, daß der Scheideneingang ja in der Tat in jungfräulichem Zustand durch eine häutige Klappe, die man als Hymen (ὑμήν = Haut) oder Jungfernhäutchen bezeichnet, verschlossen ist.

Die noch von *Bloch* in seinem „Sexualleben" vertretene Meinung, daß

das Hymen

eine ausschließlich menschliche Erscheinung sei, hat sich seither als Irrtum herausgestellt. Ein ähnlicher Verschluß findet sich bei fast allen weiblichen Tieren, oft allerdings mehr in Form einer Scheidenverwachsung, die erst kurz vor der Geschlechtsreife aufplatzt. Die Form des menschlichen Hymens ist verschieden; manchmal ist es eine halbmondförmige Klappe, die eine kleine, ebenfalls halbmondförmige Öffnung für den Abfluß des Menstrualbluts freiläßt (= Hymen semilunaris), manchmal ist es eine siebartig durchlöcherte Scheibe (= Hymen cribriformis) oder eine runde Scheibe mit einer einzigen Öffnung in der Mitte (Hymen annularis = ringförmiges Hymen), bei dem dann die Ähnlichkeit mit der Harnröhrenöffnung vollkommen ist, oder es ist eine Hautbrücke (Hymen septus) oder eine Klappe mit gefranstem Rand (Hymen fimbriatus) oder mit feinen Zähnchen (Hymen dentatus).

Auch ein Hymen mit ganz feiner, kaum sichtbarer Öffnung (Hymen mikroperforatus) und ein undurchlochtes Hymen (Hymen imperforatus) kommt vor, die

sogenannte Scheidenatresie (ἀ = nicht und τρῆσις = Loch), eine seltene, meist mit anderen Genitalanomalien verbundene Bildung; ich selbst habe sie etwa viermal gesehen. Sobald in solchen Fällen die Periode eintritt, was aber keineswegs „die Regel" ist, kann es zu sehr erheblichen Beschwerden durch Blutansammlungen hinter der Verschlußklappe kommen. Jedenfalls ist auch hier eine operative Beseitigung das einzig Gegebene.

Durch den ersten Geschlechtsverkehr wird das Hymen zerrissen. Im allgemeinen geht die Zerstörung des feinen Jungfernhäutchens leicht vor sich und ist nur mit geringer Schmerzhaftigkeit verbunden. Ausnahmsweise kommt allerdings auch eine Verdickung der Hymenalplatte bis zu 1½ cm vor. Man spricht dann von einem fleischigen Hymen (Hymen carnosus); es kann den ersten Verkehr nicht unerheblich erschweren.

Die Defloration oder Entjungferung

ist eine sehr wesentliche Besonderheit des weiblichen Geschlechts. Der Körper der Frau wird durch den ersten Geschlechtsverkehr wenn auch nur geringfügig, so doch grundsätzlich verändert, der des Mannes nicht. Die Frage der Entjungferung spielt im Leben des Weibes eine sehr große Rolle. Es handelt sich im wahrsten Sinne des Wortes um eine Lebenszäsur (= Einschnitt), welcher der Mann nichts Gleiches an die Seite zu setzen hat.

Daher auch das begreifliche Bestreben des Weibes, sich ihre jungfräuliche Unversehrtheit möglichst lange zu erhalten, selbst derjenigen Frauen, die sonst keineswegs weder in körperlicher noch in seelischer Hinsicht keusch und rein leben; diese Mädchen sind es, die seit Marcel *Prévosts* gleichlautendem Roman als „Les demi-vierges" (Halbjungfrauen) durch die Literatur gehen, die gleichen, von denen bereits der Kirchenvater *Hieronymus* sagte: „Denn einige sind Jungfrauen dem Fleische, aber nicht dem Geiste nach, deren Leib unversehrt, deren Seele aber verdorben ist. Allein nur jene Jungfräulichkeit ist eine Opfergabe an Christus, deren Geist kein Gedanke, deren Fleisch keine Lust befleckt hat."

Für das Weib hat jedenfalls „der Erste" eine ungleich höhere Bedeutung als „die Erste" für den Mann. Es ist sehr wohl möglich, daß die unterschiedliche Bezeichnung des Weibes in fast allen Sprachen vor und nach der Ehe, wie Fräulein und Frau – der Mann wird auch schon im ledigen Zustand „Herr", nicht „Herrlein" genannt – Mademoiselle und Madame, Miss und Mistress, Señorita und Señora mit der mehr oder weniger deutlichen Vorstellung zusammenhängt, daß Jungfrau und Frau verschiedene Wesen sind.

Viele Völker legen großen Wert darauf, daß bei dem ersten Verkehr Blutflecken im Laken sichtbar sind. Es galt sogar bei einigen Religionen als Scheidungsgrund, wenn dies nicht der Fall war. Namentlich ist auch in der Bibel viel von den „Bethulim" die Rede, worunter die Blutflecken im Bettuch bei der Entjungferung verstanden werden.

„Ist aber die Sache wahr, es fanden sich keine Bethulim bei der Frau, so soll man sie vom Gericht herausführen lassen, und die Leute ihrer Stadt sollen sie an der Tür ihres Vaterhauses steinigen mit Steinen, daß sie sterbe; denn Schimpfliches hat sie getan in Israel, im Hause ihres Vaters zu buhlen, und du sollst austilgen das Böse aus deiner Mitte." So das Bibelgesetz. Nach talmudischen Vorschriften hat aber das Fehlen der Blutflecken allein keine zivil- oder strafrechtlichen Folgen mehr. Nur wenn der junge Ehemann auch behaupten kann, „ich habe die Tür geöffnet gefunden" und diese An-

schuldigung glaubhaft nachweist, „so ist die Ehe nichtig, und die Frau wird als Dirne oder als Ehebrecherin gesteinigt". Man hätte hier nicht so weitgehende Schlüsse ziehen dürfen. Denn in Wirklichkeit ist weder das Vorhandensein des Hymens ein unbedingter Beweis für, wie sein Mangel ein sicherer Beweis gegen die Jungfräulichkeit. Erstens kommt, wenn auch selten, angeborener Hymenmangel vor, zweitens kann es durch plötzliche heftige Bewegungen unversehens reißen, was allerdings von vielen bestritten wird, oder es kann durch selbst vorgenommene Eingriffe zerstört werden.

Umgekehrt kann es aber auch vorkommen, daß bei einem Mädchen, das bereits verkehrt hat, noch ein Hymen vorhanden ist. Befruchtung trotz bestehendem Hymen ist wiederholt beobachtet worden, so werden in *Meckels* anatomischem Museum in Halle die Genitalien eines Mädchens aufbewahrt, dessen Hymen unversehrt ist, trotzdem es ein sieben Monate altes Kind gebar, und vor einiger Zeit ist sogar der Fall einer Frau beschrieben, die bereits zweimal geboren hatte und doch noch ein Hymen besaß. Es handelt sich in solchen Fällen um ein besonders festes und dehnbares Jungfernhäutchen, das beim Durchtritt von Körpern ausweicht und sich an den Rand legt.

Bedenkt man, daß Geburten ohne Zerstörung des Hymens haben stattfinden können, so erscheint es kaum noch merkwürdig, daß auch Befruchtungen und Schwangerschaften bei Mädchen und Frauen beobachtet wurden, deren Jungfernhäutchen unversehrt war. Erst kürzlich hatte ich einen Fall zu begutachten, in dem ein wegen Unterhalts eines unehelichen Kindes Beklagter angab, er habe mit der Mutter des Kindes nur ein einziges Mal geschlechtlich zu tun gehabt, wobei es an den Oberschenkeln des Mädchens, außerhalb der Scheide, zum Erguß gekommen sei. Diese Behauptung wurde von der Mutter bestätigt. Der nähere Sachverhalt geht aus dem Wortlaut des gerichtlichen Urteils hervor, in dem es unter anderm heißt:

„Der Kläger ist am 21. September 1924 als außereheliches Kind der D. geboren worden. Er nimmt den Beklagten als Erzeuger in Anspruch, da er der Kindesmutter in der Empfangszeit vom 21. November 1923 bis 23. März 1924 beigewohnt habe. Der Beklagte beantragt Klageabweisung. Er trägt vor, daß es nicht zu einem regulären Geschlechtsverkehr mit der Kindesmutter gekommen sei, da er deren Jungfräulichkeit nicht verletzt habe. Außerdem sei er infolge einer schweren syphilitischen Erkrankung zeugungsunfähig gewesen. Auf Grund der Beweisbeschlüsse vom 4. Dezember 1924, 20. Januar 1925 und 17. März 1925 ist die Kindesmutter vernommen und auf ihre Aussagen vereidigt worden, ferner ist der Sachverständige Zeuge Dr. *Hirschfeld* gehört worden. Die Klage ist auf § 1708 BGB. gestützt und schlüssig erhoben. Der Beklagte hat zunächst eingewandt, daß er nicht gemäß § 1717 BGB. als Vater gelten könne, da er der Kindesmutter nicht beigewohnt habe. Die Kindesmutter ist über diese Beiwohnung gehört worden. Obgleich sie am Ausgang des Rechtsstreites interessiert ist, sind ihre Aussagen durchaus glaubhaft. Danach war die Kindesmutter beim Beklagten als Stütze. Dieser ist zu ihr ins Bett gekommen, und nach Überwindung des Widerstands der Kindesmutter ist es dem Beklagten gelungen, seinen Geschlechtsteil mit dem Geschlechtsteil der Zeugin in Berührung zu bringen. Es ist ihm zwar *nicht* gelungen, seinen Geschlechtsteil in die Scheide der Klägerin einzuführen, doch besteht sehr wohl die Möglichkeit, daß der Kläger bei dieser unvollkommenen Beiwohnung erzeugt worden ist, *da die Spermatozoen des Beklagten durch ihre eigene Bewegungsfähigkeit in die Scheide der Zeugin eingedrungen sein können.* Dies muß sogar der Fall gewesen sein, denn der Arzt, der die Zeugin untersucht hat, als sie über Beschwerden klagte, ohne zu wissen, daß sie schwanger war, hat in seinem Attest vom 8. August 1924 ausgeführt, daß das *Jungfernhäutchen* der Zeugin *unverletzt* war, trotzdem die Zeugin schwanger war. Die Zeugin kann somit nicht mit andern Männern Geschlechtsverkehr gehabt haben. Unter diesen Umständen kann Kläger nur aus der unvoll-

kommenen Beiwohnung des Beklagten mit der Kindesmutter herrühren; es kommt also nicht darauf an, ob eine reguläre Vollziehung des Beischlafes vorliegt, sondern es genügt eine tiefgehende Vereinigung der Geschlechtsteile des Beklagten mit denen der Zeugin, wenn dadurch der Samen des Beklagten so an den Scheideneingang der Zeugin gebracht wurde, daß durch die Eigenbeweglichkeit der Samentierchen eine Befruchtung möglich wurde. Über den ersten Einwand des Beklagten konnte somit hinweggegangen werden. Hinsichtlich der Zeugungsunfähigkeit, die Beklagter geltend macht, ist kein voller Beweis erbracht worden. Zwar steht fest, daß Beklagter früher an einer besonders schweren Lues erkrankt war. Doch ist damit nicht bewiesen, daß Beklagter zur Zeit seines Verkehrs mit der Kindesmutter zeugungsunfähig war. Es ist gerichtsbekannt, daß alte Syphilitiker trotz ihres Leidens gesunde Kinder erzeugt haben, und daß nicht unbedingt ein Absterben der von Altsyphilitikern erzeugten Frucht im Mutterleibe stattfinden muß. Wenn Beklagter in seiner Ehe kinderlos blieb, trotzdem beide Ehegatten sich Kinder wünschten, so kann dies auch an seiner Ehefrau liegen. Jedenfalls ist nicht feststehend anzusehen, daß Beklagter zeugungsunfähig war; ebenso spricht die Gesundheit des Klägers nicht dagegen, daß der Beklagte sein Vater ist. Soweit ist auch der zweite Einwand des Beklagten mangels Beweises nicht als durchgreifend anzusehen. Beklagter gilt somit gemäß § 1717 BGB. als Vater des Klägers und war nach dem Antrag zu verurteilen."

Diese Entscheidung, deren Berechtigung nicht in Abrede zu stellen ist, ist auch darum lehrreich, weil der Fall zeigt, daß eines der häufigsten Mittel zur Verhütung der Empfängnis, der Coitus interruptus (= unterbrochene Beiwohnung), keineswegs so sicher die Schwängerung verhütet, wie immer angenommen wird. Auch sind aus den angeführten Gründen die *Virginitätsatteste* (= Jungfernschaftszeugnisse) von keinem beweisenden Wert. Eine Jungfrau kann eine Dirne sein, und ein Mädchen, das nicht mehr jungfräulich ist, braucht deshalb noch lange keine Dirne sein. Ich war vor Jahren einmal bei einer Versammlung zugegen, auf deren Tagesordnung die Frage der „Gesundheitszeugnisse vor der Ehe" stand; es wurde dort auch gefordert, daß in den vorgeschlagenen Zeugnissen die Ärzte vermerken sollten, ob die Ehekandidatin „noch" ein Hymen besäße; eine ältere Dame meinte, wenn ein Mädchen diese Untersuchung scheue, so bekunde es damit, daß es kein gutes Gewissen habe und nicht mehr Jungfrau sei. Ich bin der Meinung, daß Ärzte nicht befugt sind, über die Jungfernschaft eines Mädchens ein Urteil abzugeben, es sei denn, daß sie aus bestimmten Gründen von diesen ausdrücklich darum ersucht werden.

Übrigens kommen auf dem Entjungferungsgebiet sehr seltsame Volkssitten vor; so übergaben die Phönizier die Braut einem Sklaven zur Entjungferung, andere Völker ließen das Hymen durch Priester oder elfenbeinerne Götzen zerstören; die alten Ägypter schnitten es vor dem ersten Beischlaf ein. Vor allem aber verdient hier das

„Jus primae noctis"

(Recht der ersten Nacht) – auch „Herrenrecht" genannt – Erwähnung, das in vielen Ländern, auch in Deutschland, bis in das späte Mittelalter herrschte. Es bestand darin, daß der Grundherr berechtigt war, bei den neuvermählten Frauen seiner leibeigenen Bauern zur Vornahme der Entjungferung den ersten Beischlaf zu vollziehen. In manchen Gegenden konnte der Bräutigam dieses Recht durch eine Abgabe dem

Grundherrn abkaufen, wobei nicht selten in den Rechtsbüchern sonderbare Ablösungsgebühren aufgeführt wurden; beispielsweise durfte in manchen Gegenden der Bräutigam als Ablösungsgebühr für die Braut dem Lehnherrn soviel Käse oder Butter bringen, „als ihr Hinterteil dick und schwer war"; in Bayern galt die Verpflichtung der Lösung vom Jus primae noctis nach Mitteilungen des bayerischen Oberappellationsgerichtsrates *Welsch* noch im achtzehnten Jahrhundert. Auch in der Schweiz wurde noch bis zum sechzehnten Jahrhundert „dem Herrn oder dessen Beamten das Recht zuerkannt, in der Brautnacht der hörigen Braut beizuwohnen".

Der Vollständigkeit halber muß erwähnt werden, daß verschiedentlich in Zweifel gezogen wurde, ob tatsächlich jemals in Deutschland ein Jus primae noctis bestanden hat. Gewiß, – behauptet man – Frankreich habe das „droit de seigneur" (=Herrenrecht) gekannt. „Daß aber in Deutschland jemals ein Recht des Gutsherrn auf seine Hörigen des schöneren Geschlechts bestanden habe, ist eine Fabel." So schreibt der bekannte Rechtslehrer Eduard *Heilfron* in einem Aufsatz (der Deutschen Allgemeinen Zeitung) „Thalia und Themis; juristische Streifzüge in die Bühnenwelt". In diesem Artikel wendet er sich gegen „Das Privileg", die köstliche „Komödie in neun Holzschnitten" von Otto Ernst *Hesse* (bei Hoffmann & Campe, Hamburg-Berlin 1921, die in Berlin mit Paul *Wegener,* lika *Grüning* und Lucie *Höflich* eine so glänzende Darstellung erlebte). Otto Ernst Hesses Stück behandelt nicht das eigentliche Jus primae noctis, sondern ein ähnliches Lehensprivileg, nämlich das Recht eines Domdechanten, neben verschiedenen anderen Dingen aus einem Dorfe „auch eine schöne Frau anzufordern". Der Dichter beruft sich in der trefflichen Antwort, die er seinem juristischen Kritiker erteilt, auf G. L. *Kriegk,* der in seinem auf gründlichem Quellenstudium beruhenden Werke „Deutsches Bürgertum im Mittelalter" (Neue Folge Seite 295) folgendes mitteilt: Im Dorf Martinsheim (in der Nähe Kissingens liegend) besaß der Domdechant von Würzburg noch 1544 außer anderen Gerechtsamen auch die eine, daß dieses Dorf ihm in jedem November, wenn er es verlangte, zwölf reisige Pferde, ein Mahl, einen Habicht, eine „schöne Frau" und anderes liefern mußte. In einem Lehensbrief aus nahe derselben Zeit kommt das gleiche vor: in diesem Briefe verliehen nämlich die Grafen von Kastell 1498 an Götz von Berlichingen außer einer bestimmten Geldsumme ein jährliches Mahl, einen Habicht, ein Huhn, „item dazu ein schön frauen". Hesse führt an, daß Kriegk seine Dokumentenentdeckung selbst etwas peinlich gewesen zu sein scheint. Er habe nämlich versucht, die angeführte Überlieferung dergestalt abzuschwächen, daß man vielleicht daran denken könne, daß die „schöne Frau aus dem Dorfe nur zur Unterhaltung beim Mahle" angefordert worden sei. Eine solche Erklärung der Gerechtsame scheint aber ebenso gewunden wie die Bemerkung, mit der Heilfron in seinem Schlußwort die Entgegnung Hesses abzutun sucht. Diese geht dahin, „daß viele solcher Privilegien nur humoristisch gemeint wären und jedenfalls nie zur Ausführung gekommen seien". Wer die menschliche Sexualgeschichte kennt, dürfte anderer Ansicht sein.

Daß es sich hier um sehr alte Gebräuche handelt, geht aus *Herodots* Berichten (in seinem vierten Buche) hervor, welche besagen, daß in afrikanischen Ländern jede vornehme Braut verpflichtet war, wenn sie sich verheiraten wollte, sich zunächst dem Könige anzubieten. Diesem war es überlassen, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen oder nicht. Auf den Balearen gehört die Brautnacht nicht dem jungen Ehemann, sondern den Hochzeitsgästen. Seltsame Sitten – noch seltsamer, daß nach *Ploß-Bartels* bei den Orang-Sakai auf der malayischen Halbinsel sogar der eigene

Vater der Braut das Jus primae noctis ausübt. Auch von andern wilden Völkerschaften wird dies berichtet. *Bartels* meint, daß dieser Sitte der Gedanke zugrunde liege, daß der Vater seine Tochter in körperlich brauchbarem Zustand in die Ehe liefern wolle.

> Angesichts der großen Bedeutung, die im allgemeinen der Jungfernschaft beigemessen wird, ist es begreiflich, daß vielfach auch versucht wurde, eine in Wirklichkeit nicht mehr vorhandene Jungfräulichkeit als noch bestehend vorzutäuschen. So berichtet die Folklore, daß in gewissen Teilen Frankreichs die Mutter der Tochter ein dünnes, mit Taubenblut gefülltes Fischbläschen mitgibt, das die Braut sich in die Scheide einführen soll, damit kein Zweifel an der Jungfräulichkeit aufkomme. Andere bringen sich vorher kleine Wunden bei, die beim Beischlaf wieder aufbrechen und zu bluten beginnen, oder aber es werden von den Müttern der Mädchen die letzten Tage der Menstruation zum ersten Verkehr gewählt (z. B. bei den Südslawinnen), damit dem stürmischen Liebhaber „das blutgefleckte Jungfrauenhemd gezeigt werden kann". Manche Männer treiben das Mißtrauen und die Vorsicht noch weiter, sie wollen nicht erst die Brautnacht abwarten, sondern vorher über die Jungfernschaft die Gewißheit haben; sie lassen aber nicht etwa eine Untersuchung vornehmen, die immerhin wohl das nächstliegende wäre, sondern greifen zu den *Jungfernproben*. Solche werden noch heute vielfach von Wahrsagerinnen (Kartenschlägerinnen) und anderen Personen, die aus der Auswertung menschlicher Sexualbeschränkung und -beschränktheit ein einträgliches Gewerbe machen, ausgeführt. Da herrscht der alte Aberglaube, man könne an dem Geruch, den ein Weib ausströme, deutlich erkennen, ob sie noch eine Jungfer sei; sie brauche sich nur auf ein altes Weinfaß zu setzen. Der dem Weindunst danach anhaftende Geruch ließe deutlich erkennen, ob sie noch ein Hymen besäße oder nicht. Anderswo herrscht der Volksglaube, daß ein Mädchen nicht mehr Jungfrau sei, wenn kochendes Wasser sogleich beim Abheben vom Feuer aufhöre zu kochen; in Steiermark glaubt man ein Zeichen ihrer Unbeflecktheit darin erblicken zu können, wenn sie ein bis zum Rande volles Glas Wasser, ohne etwas zu verschütten, vom Tische zum Munde führen könne und was dergleichen menschliche Dummheiten mehr sind.

Wie viele Frauen mögen wohl auch solchem Sexualaberglauben zum Opfer gefallen sein. Ich lernte persönlich in meiner Praxis eine ganze Anzahl von Männern kennen, die nicht nur ihre Frauen, sondern sich selbst namenlos mit Zweifeln quälten, die sie hinsichtlich der Jungfräulichkeit ihrer Erwählten hatten. Einer, der schon sechs Jahre verheiratet war, nahm sich das Leben, als er durch vieles Befragen von Ärzten die Überzeugung gewonnen hatte, daß eine nachträgliche Feststellung, ob seine Frau bei ihrer Verheiratung Jungfrau war, unmöglich sei. Unter den krankhaften Sexualskrupeln gehören die *Jungfräulichkeitsskrupel* zu den häufigsten und lästigsten Zwangsideen.

Fast ebenso verbreitet sind die *Entjungferungsskrupel*, denen sich manche Männer vor der Hochzeit hingeben. Sie sind eine Form des sexuellen Lampenfiebers und bestehen darin, daß der Mann sich nicht die Entjungferung zutraut; er hält sich für zu ungeschickt, er wisse nicht genügend Bescheid, er würde dem Weibe zu große Schmerzen verursachen. Solche Angstvorstellungen haben mehr als einen Sexualneurotiker zur Ehelosigkeit und Einsamkeit geführt. Erst vor kurzem suchte uns ein derartiger Patient auf: ein Rechtsanwalt, der mit seiner Braut wenige Tage vor

der Hochzeit in unser Institut kam; beide waren völlig normal gebaut, trotzdem bestand er auf vorherige operative Entfernung des Hymens; die Braut war dagegen, fügte sich aber dem unausgesetzten Drängen des Bräutigams.

Nach dem Reißen des Jungfernhäutchens bilden die Hautreste mehrere kleine warzenförmige Hervorragungen am Scheideneingang, die Karunkeln (wörtlich übersetzt Fleischstückchen, vom lateinischen caro = Fleisch) genannt werden.

Die Fortsetzungen der Scheidenschleimhaut, die rechts und links über das Hymen hinausreichen, führen die Bezeichnung Nymphen oder kleine Schamlippen. Auch das Wort Nymphen hat eine seltsame Geschichte. Im Griechischen bedeutet νύμφη (übrigens auch verwandt mit Lymphe = helles Wasser) die Wassernixe und zugleich die Braut. Ursprünglich führte die Klitoris diesen Namen. Aber Adrian *Spigelius* (1578 – 1628), Anatom und Chirurg in Padua, schlug vor, den kleinen Schamlippen diesen Namen zu geben, „erstens weil an dieser Stelle der Bräutigam Zutritt zur Braut erhielte und zweitens, weil aus ihr der Harnstrahl der Wassernymphe schösse". Die frühere Nymphe hieß von da ab Klitoris, deren Namen („Schlüssel") wir bereits erklärten.

Die Klitoris oder der Kitzler

ist ein kleiner schwammiger Körper, etwa 2 cm lang, von dem gewöhnlich nur die Spitze, die sogenannte Eichel, hervorragt, während der Körper selbst im Fett verborgen ist; er liegt an der Stelle, wo oben die beiden Nymphen zusammenstoßen; diese gehen von hier nach abwärts auseinander und lassen den sogenannten Vorhof zwischen sich, in welchem die zwei Ausgangsöffnungen, mehr nach oben die (etwa 5 mm breite) der Harnröhre und mehr nach unten die des Scheidenkanals, sichtbar sind.

In der Jugend sind die beiden kleinen Schamlippen hellrot gefärbt und feucht, im Alter trocken, welk und violett. Manchmal hängen sie sehr stark herunter, entweder nur auf einer oder auf beiden Seiten. Man nennt sie dann auch wohl bei uns „Hottentottenschürzen", da diese Verlängerung bei einigen afrikanischen Völkern, namentlich den Hottentottinnen, besonders häufig beobachtet wurde. Sie scheint dort für schön zu gelten. Wenigstens suchen die Hottentottenmädchen sie durch Anhängen von Gewichten noch mehr zu dehnen. Wiederholt bin ich der Vorstellung begegnet, daß die Verlängerung der beiden Schamlippen auf Ipsation zurückzuführen sei. Ich halte diese Anschauung für falsch. Erstens kommt sie bei der großen Mehrzahl der Frauen, die sich selbst befriedigen, überhaupt nicht vor, während sie bei Mädchen, welche die Ipsation nur selten oder gar nicht getrieben haben, ziemlich häufig gefunden wird.

Dagegen habe ich einseitige, seltener doppelseitige Verlängerungen der Nymphen oft bei Mädchen gesehen, die in ihrem übrigen körperlichen und seelischen Verhalten viel Männliches an sich haben. Abbildungen in meiner „Sexualpathologie" lassen dies deutlich erkennen. Sie stellen meines Erachtens eine Überentwicklung der ursprünglichen gemeinsamen Anlage der Geschlechtsfalten über das weibliche Maß hinaus dar, in ähnlicher Weise wie eine zu starke Klitoris.

Beide Überentwickelungsgrade gehören als Vorstufen des Hermaphroditismus beim weiblichen Geschlecht zusammen, so wie beim männlichen Geschlecht die Unterentwickelungsgrade: Hypospadie (= Spaltbildungen am Gliede und Hodensack) mit dem Kryptorchismus als Übergangsformen zum Hermaphroditismus zusammenhängen. Wenn die äußeren Geschlechtsorgane, die Nymphen und Klitoris, beim Weibe vergrößert sind, so sind die inneren Sexualorgane, Gebärmutter und Eileiter, meistens verkleinert, und umgekehrt findet man gewöhnlich beim Manne eine angeborene Überentwicklung der inneren Organe, vor allem der Prostata, wenn die äußeren unterentwickelt sind.

Auch die Klitoris ist bei manchen Volksstämmen, namentlich Negern, viel größer als bei Europäerinnen. Bei manchen Affen- und Hyänenweibchen (z. B. Hyaena crocuta) ist sie so lang, daß es schwierig ist, Männchen und Weibchen voneinander zu unterscheiden.

Durch die Klitoris wird das eigentliche Wollustgefühl ausgelöst. Auf diese ihre Bedeutung weist ihr Reichtum an feinen Nervenendkörperchen hin, der den der männlichen Eichel noch übertrifft. Sie besitzt auch wie der Penis Schwellkörper, in die sich bei Reizungen der benachbarten Schleimhaut Blut ergießt. Dadurch schwillt sie auf etwa 3 cm an. Bei stärkerer Erregung wird der genito-spinale Nervenstrom nach dem Rückenmark fortgeleitet, von wo aus reflektorisch die Gebärmutter in Vibrationen (= Zuckungen) versetzt wird. Sie tritt dabei tiefer, der äußere Muttermund wölbt sich vor, und schließlich spritzt bei stärkerer Erschütterung der vorerwähnte *Kristellersche* Schleimpfropf heraus.

Das Weib empfindet diese Lösung als entspannenden Abschluß des Verkehrs, dessen Ausbleiben sie unbefriedigt läßt und ihr Nervensystem auf die Dauer meist in einen reizbaren Zustand versetzt. Das weibliche Lustgefühl fällt ebenso wie das männliche mit dem Eintritt des Ergusses zusammen, aber nicht etwa mit dem Erguß des Mannes, sondern mit ihrem eigenen; als ein beiderseits voll befriedigender Verkehr pflegt mit Recht nur der angesehen zu werden, wo die beiderseitigen Orgasmen gleichzeitig eintreten.

Außer der Harnröhre und der Scheide münden in den Vorhof kleine Drüsenschläuche, die eine zähe Flüssigkeit absondern. Das sind die zuerst von dem dänischen Anatomen *Bartholin* (1655–1738) beschriebenen *Bartholinschen* Drüsen, die sich nicht selten dadurch unangenehm bemerkbar machen, daß sich bei Ansteckungen die Trippererreger in ihnen ansiedeln; sie schwellen dann schmerzhaft an und sondern Eiter ab. Das gleiche gilt von den *Skeneschen* Gängen (benannt nach dem 1900 verstorbenen Brooklyner Arzt *Skene*), zwei langen, schlauchförmigen Gängen, die mit ganz winziger Öffnung im vorderen Teil der weiblichen Harnröhre münden, während ihr blindes Ende bis an die Harnblase reicht. Nicht nur aus Reinlichkeitsgründen, sondern um Gesundheit vorzutäuschen, drücken sich viele Prostituierte gewohnheitsmäßig diese Stellen vor dem Geschlechtsverkehr, vor allem aber vor der ärztlichen Untersuchung bei der „Sittenkontrolle" aus.

Rechts und links von den kleinen befinden sich die großen Schamlippen: wul-

stige Erhebungen der Haut, in denen viel Fett eingelagert ist. Ihre mittlere Höhe beträgt 2 cm. Entwicklungsgeschichtlich entsprechen sie den beiden Hälften des Hodensackes. Bei jungfräulichen Personen schließen sie sich in einem feinen Spalt eng aneinander, bei älteren klaffen sie mehr und mehr auseinander.

Nach oben gehen die großen Schamlippen in ein Fettpolster über, das die Form eines Dreiecks hat. Die Längsseite befindet sich oben, und die ganze Fläche –

der Schamberg

oder auch mons veneris (= Venusberg) genannt – zeigt von der Reife ab eine für das weibliche Geschlecht so typisch abgegrenzte Behaarung, daß sie, bei Männern angetroffen, mit Recht für ein besonders auffälliges Kennzeichen von körperseelischem Feminismus gilt. Vor allem geht die weibliche Schambehaarung nicht auf die Unterbauchgegend über.

Der Anatom de *Graaf*, der sich so viel mit dem anatomischen Bau der Geschlechtswerkzeuge bei Menschen beschäftigt hat (derselbe, nach dem im Eierstock die Graafschen Follikel ihren Namen führen), meinte, der Schamberg habe die Bedeutung, durch sein weiches Fettpolster zu verhindern, daß beim Geschlechtsverkehr die Beckenknochen klappernd aneinanderschlügen. Der Schamhaarwald ist sowohl beim weiblichen als männlichen Geschlecht gelegentlich der Sitz von Lebewesen, die ausschließlich in ihm zur Entwicklung gelangen. Diese oft recht lästigen Parasiten, deren Eier („Nisse") sich im Verkehr leicht übertragen, sind die 1 – 1,5 mm langen, mit kräftigen Klammerhaken ausgestatteten „pediculi pubis" (= Filzläuse).

In manchen Gegenden sind sie epidemisch. Das kann der Durchreisende leicht daran erkennen, daß sich die Hände der männlichen Bewohner dieser Gegenden selbst auf offener Straße reibend und kratzend in der Nähe des Hosenschlitzes finden. Auch hochgestellte Personen können von diesen unerwünschten Gästen heimgesucht werden. Ich bemerke dies in Erinnerung eines Vorfalls, den ich vor vielen Jahren erlebte. Ein Herr aus fürstlichem Geblüt suchte mich auf, dessen Tag- und Nachtruhe durch fürchterliches Jucken in der Schamgegend geschwunden war. Als ich ihm nach der Untersuchung sagte „Durchlaucht haben Filzläuse", war er nicht nur bestürzt, sondern tief verletzt. Syphilis, meinte er, würde seine Ehre und Würde nicht so schwer getroffen haben. Gründliche Reinigung ist hier weder ein ausreichendes Schutz- noch Entfernungsmittel. Das Rezept, das sich in unserm Institut gegen diese weitverbreiteten Parasiten am besten bewährt hat, lautet: Sublimat (Quecksilberchlorid) 1,0; Glyzerin 5,0; Sabadillessig ad 200,0; drei bis vier Tage kräftig einreiben, zweimal nach je acht Tagen wiederholen.

Dem Damm zu sind die beiden großen Schamlippen durch ein Bändchen verbunden, das gewöhnlich bei der ersten Geburt zerreißt. Bei einigen afrikanischen Völkern werden die großen Schamlippen zum großen Teil bald nach der Geburt zum Verwachsen gebracht, um erst bei der Verehelichung geöffnet zu werden. Verschiedene Negerstämme nehmen einen ähnlichen Eingriff (Scheidenvernähung bis auf eine kleine Öffnung für durchtretendes Menstrualblut) erst kürzere Zeit vor der Hochzeit vor, um Keuschheit vorzutäuschen oder doch wenigstens die Jungfräulichkeit

im unklaren zu lassen. Wenige Wochen vor dem Hochzeitstage schickt bei diesen Völkern der Bräutigam ein Abbild seines erigierten Phallus in das Haus der Schwiegereltern, nach dem von der Mutter die Öffnung angelegt wird.

Auch sonst kommt es bei einigen wilden Stämmen vor, daß die Männer, bevor sie größere Reisen antreten oder in den Krieg ziehen, den Frauen die großen Schamlippen zusammennähen. Im Mittelalter begnügte man sich, den Frauen statt dessen den

Keuschheitsgürtel

umzulegen, von denen man noch feinziselierte Exemplare im Cluny-Museum in Paris und andernorts sehen kann. Man kennt alte Stiche, auf denen dargestellt ist, wie die Gattin ihrem Ehemann den Schlüssel zum Keuschheitsgürtel beim Abschied einhändigte. Daß diese mit der Versklavung des Weibes zusammenhängende Sitte auch noch heute in Resten auftritt, zeigt unter anderem ein Vermerk, der noch im Jahre 1903 im Deutschen Reichsanzeiger stand; nach diesem hatte eine Frau Emilie *Schäfer* in Berlin als „Gebrauchsmuster für gesetzlichen Musterschutz" „ein verschließbares Schutznetz für Frauen gegen eheliche Untreue" eingereicht.

Die menschliche Sexualgeschichte weiß auch von ähnlichen Keuschheitsapparaten für Männer zu berichten. Neben dem bereits früher erwähnten Ipsations-Verhinderungsgürtel ist hier vor allem die Infibulation zu nennen (von fibula = Spange). Bei dieser im Altertum üblichen Operation wurde eine silberne Nadel durch die Vorhaut gestochen, deren beide Enden miteinander verlötet wurden, um dadurch nicht nur die Ipsation, sondern auch den Koitus zu verhindern. Wir besitzen in unserer Sammlung mehrere Photographien antiker Statuen, deren Vorhautringe diese „Sitte" veranschaulichen; sie scheint besonders bei Schauspielern, Sängern und Ringern verbreitet gewesen zu sein, die glaubten, dadurch den Wohllaut ihrer Stimme und die Kraft ihrer Muskeln länger erhalten zu können — ein Volksglaube, ähnlich dem in manchen Gegenden (besonders an der See und im Gebirge) herrschenden, daß man Augenleiden, „Ohrenlaufen" und „Kopfreißen" durch kleine Ringe oder Knöpfe „ableiten" könne, die in den Ohrläppchen befestigt werden.

Wir wollen nun ebenso übersichtlich wie die weiblichen Organe

die männlichen Geschlechtswerkzeuge

schildern. Auch hier haben wir ihren Ausgangspunkt: die männlichen Geschlechtsdrüsen, bereits im vorigen Kapitel eingehend in ihrer Doppelaufgabe, der Bildung der männlichen Keimzellen und der männlichen Inkrete, beschrieben. Wir sahen auch bereits, wie das ausgedehnte Kanalsystem sich an den Hoden anschließt, zunächst in dem Gefäßnetz, das den Nebenhoden bildet, dann in dem herab- und wieder heraufziehenden Samenleiter. Während zwischen Eierstock und Eileiter ein freier Zwischenraum vorhanden ist, gehen Samenstock und Samenleiter unmittelbar ineinander über.

Verfolgen wir die Samenleiter, nachdem sie beiderseits durch den Leistenkanal in die Bauchhöhle heraufgestiegen sind, weiter, so sehen wir, daß sie hinter dem Leistenkanal zunächst noch ein wenig in die Höhe gehen und dann beiderseits medianwärts (= der Mitte zu) umbiegen. Bevor sie in die Vorsteherdrüse gelangen, zeigen sie auf beiden Seiten eine mehrfach gewundene sackförmige Ausbuchtung, die vorn von der Blase, hinten vom Mastdarm begrenzt wird. Das sind die etwa 10—12 cm langen und 6—7 cm breiten Samenblasen.

Dicht oberhalb dieser Ausbuchtung ist der Samenleiter auf einer vier Zentimeter langen Strecke bis zur Dicke eines Zentimeters bereits spindelförmig erweitert. Hier ist die eigentliche Vorratskammer für die zur Entleerung kommenden Samenzellen,

das Samenreservoir.

Unterhalb der Mündung der Samenbläschen wird der Samenleiter sehr eng, so daß der Same nicht weiterwandert, sondern sich anstaut und sich mit der gelatinösen Flüssigkeit durchsetzt, welche die zahlreichen Samenblasendrüsen absondern. Bei der geschlechtlichen Erregung finden Zusammenziehungen der Samenreservoire und Samenbläschen statt, die den Widerstand des verengerten Samenleiters sprengen und den Samen mit starkem Druck in die Harnröhre schleudern.

Hat diese Stelle ihre Elastizität verloren, was infolge entzündlicher Schleimhautreizungen nicht selten der Fall ist, so kann es sich ereignen, daß bei stärkerem Drängen (wie beim Stuhlgang, auch schon beim bloßen Wasserlassen) ein unfreiwilliger Samenabgang eintritt. Er ist meist nur geringfügig und verdient nicht die Besorgnis, die sich manche Menschen seinetwegen machen. Man nennt diesen Zustand *Spermatorrhöe (= Samenfluß)*.

Schwerwiegender ist ein anderer unbeabsichtigter Abfluß, der eintreten kann, wenn die Samenaustrittsstelle unterhalb der Samenbläschen ihrer straffen Festigkeit verlustig geht: der frühzeitige Erguß des Samens, die *„Ejaculatio praecox"*, über die im Zusammenhang mit dem Problem der Impotenz (= Unvermögen) des Mannes und der Frigidität (= Kälte) des Weibes noch einiges zu sagen sein wird.

Die Bedeutung der Samenbläschen ist neuerdings umstritten. *Waldeyer* lehrte uns, daß ihr Zweck ein zweifacher sei, einmal dienten sie der Aufbewahrung des Samens, dann aber lieferten sie eine wässerige Flüssigkeit, in welcher die Samenfädchen, die bisher eine feste Masse bildeten, eintauchen, um nun erst „flott" zu werden. Da spätere Untersuchungen in den Samenblasen keinen eigentlichen Samenvorrat, sondern nur vereinzelte Samenzellen ergaben, hingegen zahlreiche Drüsen, die eine zähflüssige, eiweißhaltige Masse abgeben, ist man jetzt mehr der Ansicht, daß die Hauptaufgabe der Samenbläschen darin besteht, die Samenzellen zu mobilisieren (= in Bewegung setzen). Bei kastrierten Tieren und Menschen schrumpfen die Samenbläschen und enthalten nur noch Schleim.

Außer den Samenbläschen mischen noch zwei andere Drüsen ihre Ausscheidungen den Samenzellen bei: zunächst

die Vorsteherdrüse oder Prostata

(von προστάτης = Vorsteher; ursprünglich hießen die Samenbläschen so, während die jetzige Prostata keinen besonderen Namen hatte), welche wie eine kleine Kinderfaust die Harnröhre an der Stelle umschließt, wo sie die Harnblase verläßt. Sie hat ein mehr dünnflüssiges, glasig gefärbtes Sekret, das sich aus fünfzehn bis dreißig kleinen Ausführungsgängen in die Harnröhre ergießt. Diese sind in glatten Muskelfasern eingelagert, welche ihre Hauptmasse bilden. In ihr finden wir die Reste der weiblichen Gebärmutter, ja ein Forscher will sogar entdeckt haben, daß sich aus ihr, entsprechend der weiblichen Menstruation, in regelmäßigen Abständen von einigen Wochen einige Blutkörperchen absondern, die unmerklich mit dem Harn abgehen. Es sei die Menstruation des Mannes, die sich namentlich bei femininen Männern auch in allerlei Unbehaglichkeiten im Allgemeinbefinden äußere.

Ob ein solcher periodischer Blutabgang beim Manne tatsächlich „die Regel" ist, wurde bisher noch nicht nachgeprüft. Daß aber auch für die körperlich-seelische Sexualität des Mannes das Gesetz der Periodizität Gültigkeit hat, scheint mir sicher; weniger sicher dagegen ist, ob sie an die Zahl 23 gebunden ist, wie Wilhelm *Fließ* annimmt.

Dieser bedeutende Gelehrte hat in seinem großangelegten Werk „Der Ablauf des Lebens. Grundlegung zur exakten Biologie" an Hand zum Teil recht einleuchtender Beispiele den Beweis zu erbringen gesucht, daß der achtundzwanzigtägigen weiblichen eine dreiundzwanzigtägige männliche Periode entspräche. Um dieselbe Zeit – 1905 –, in der dieses wichtige Buch erschien, wurden noch zwei weitere bedeutsame Schriften über die sexuelle Periodizität veröffentlicht, von *van de Velde* „Ovarialfunktion, Wellenbewegung und Menstrualblutung" (Jena 1905) und von Hermann *Swoboda*, dem Verfasser des „Siebenjahres", „Die Perioden des menschlichen Organismus in ihrer psychologischen und biologischen Bedeutung" sowie „Studien zur Grundlegung der Psychologie" (Leipzig und Wien 1905).

In meiner „Homosexualität des Mannes und des Weibes" habe ich aus meiner Erfahrung eine Reihe von Beispielen über menstruationsartige Erscheinungen bei Männern anführen können. Dieselben können sich sowohl somatisch (= körperlich) als Blutungen aus Nase, Mund oder After bekunden, als mehr psychisch durch Verstimmungen und nervöse Beschwerden bemerkbar machen, die wir als „molimina menstrualia" bezeichnen. Ein besonders krasser Fall betraf einen jungen Aristokraten, der vom fünfzehnten Jahre an regelmäßig monatlich so heftige, mit Schleimhautblutungen verbundene Beschwerden hatte, daß er während der Dauer derselben das Bett hüten mußte. Da zufällig diese Perioden zeitlich mit der Menstruation der Stiefmutter zusammenfielen, pflegte der Vater dann scherzend zu sagen: „Meine Damen haben wieder einmal ihr Unwohlsein." Ein schwedischer Urning entwirft folgende Schilderung seiner „Menses": „Seit meinem vierzehnten Lebensjahre habe ich alle achtundzwanzig Tage Menstrualbeschwerden, die etwa sechs Tage währen: plötzliche Hitze und Kälte, Wallungen nach dem Kopfe, Rückenschmerzen; die Brustwarzen schmerzen und pulsieren; Geschmack im Munde wie von Blut. Meine Haut wird fleckig; De-

pression; ausgesprochener Wunsch, eine echte, von einem Manne sehr geliebte und bewunderte Frau zu sein." Manche der als Menstruationsäquivalente angegebenen Veränderungen erscheinen allerdings als solche fraglich, so der von *Blüher* mitgeteilte Fall. Blüher schreibt: „Der Mann hat bekanntlich normalerweise auch gewisse ‚Perioden', die der weiblichen Menstruation entsprechen, nur daß die Regelmäßigkeit geringer ist und sich keine lokal-physiologischen Begleiterscheinungen einstellen. Mir ist aber ein Fall bekannt, wo bei einem homosexuellen Liebespaar der etwas jüngere Geliebte alle vier Wochen ziemlich regelmäßig ein Wundwerden der Präputialschleimhaut mit leichten Sekretionen bekam, so daß an diesen kritischen Tagen, ganz wie bei normalen Ehen, der Verkehr unterbrochen werden mußte." Einen sehr merkwürdigen Fall teilt Dr. Arnold *Heymann* in Düsseldorf mit. Es handelte sich um einen siebzehnjährigen Gymnasiasten, der bei normalen äußeren Genitalien in regelmäßigen vierwöchigen Zwischenräumen durch die Harnröhre unter starken Kreuz- und Leibschmerzen Blut ausschied. Die Untersuchung des äußerlich männlich gebauten Menschen ergab hier aber in der Nähe der rechten Beckenwand einen Körper von Form und Größe einer Birne, der sich bei der Operation als Gebärmutter erwies. Auch Eierstöcke waren vorhanden. Der Liebestrieb des Patienten war zuerst auf das weibliche Geschlecht gerichtet, später entstand eine liebesartige Freundschaft zu einem Kameraden. Dieser Fall ist ein Gegenstück zu der von Ernst *Burchard* und mir mitgeteilten Beobachtung der Samenabsonderung aus der weiblichen Harnröhre einer anscheinend nur seelisch gleichgeschlechtlich gerichteten Frau.

Auch die Prostata bildet sich durch die Kastration wesentlich zurück; im männlichen Klimakterium (= Wechseljahre, „Stufenjahre" von *κλιμακτήρ* = Stufe, Absatz) aber vergrößert sie sich oft durch allerlei Ablagerungen aus dem Blut in unangenehmer Weise. Es entsteht dann meist zwischen dem 50. und 60. Lebensjahr die Prostatahypertrophie (= Vergrößerung der Vorsteherdrüse). Diese Anschwellung bewirkt durch den Druck, den sie auf die Erektionsnerven ausübt, nächtliche Steifungen, die von den älteren Männern vielfach als Wiedererwachen des Geschlechtstriebes gedeutet werden. Im Volksmund spricht man dann von dem „Johannistrieb", der schon manchen Witwer zum Erstaunen seiner Kinder veranlaßt hat, sich wieder zu verehelichen – die Folge einer Selbsttäuschung, die durchaus nicht immer glücklich ausfällt.

Unterhalb der Vorsteherdrüse ergießen noch zwei weitere paarige Drüsen, die Cowperschen (nach ihrem Entdecker, dem Oxforder Anatomen William *Cowper* benannt), ihren Saft in die Harnröhre, machen diese feucht und schlüpfrig und mischen ihr alkalisches Sekret der Samenflüssigkeit bei. Es sind zwei erbsengroße Gebilde, von bräunlicher Farbe, mit einem 3–4 cm langen Ausführungsgang, umschlossen von Bündeln der tiefen Damm-Muskulatur.

Der Same, welcher die männliche Harnröhre verläßt, ist mithin

ein Siebendrüsensaft,

bestehend aus vier Absonderungsstoffen, denen der Hoden, der Samenbläschen, der Vorsteherdrüse und der Cowperschen Drüsen, von denen alle mit Ausnahme der Vorsteherdrüse paarig sind. Ein geübter Untersucher kann im frisch entleerten

Samen diese vier Bestandteile an gewissen Eigentümlichkeiten der Farbe und Konsistenz (= Beschaffenheit) ziemlich gut voneinander unterscheiden. Der Saft der Prostata sieht glasig aus, der aus den Cowperschen Drüsen stammende ist wasserhell und leicht fadenziehend, die Absonderung der Samenbläschen ist wolkig milchig und die des Hodens hellgelblich, opalin. Nach wenigen Minuten mischt sich allerdings alles zusammen im Schälchen zu einer nebelfarbigen Masse, in der dem bloßen Auge irgendwelche Einzelheiten nicht mehr ersichtlich sind. Da enthüllt uns dann erst wieder das Mikroskop ihr wahres Wesen: eine Zwischenflüssigkeit, in der geformte bewegliche Elemente schwimmen, wie die Blutkörperchen im Blut oder die Butterkügelchen in der Milch. Wie ungeheuer groß die Zahl dieser Samenzellen ist, legten wir im vorigen Kapitel dar; es sei aber noch hinzugefügt, daß der Gehalt an Samenzellen in der Samenflüssigkeit beträchtlich schwankt. Man unterscheidet in dieser Richtung die Polyspermie, wenn viele, die Oligospermie, wenn wenige, und die Azoospermie, wenn keine Samenzellen in der Zwischenflüssigkeit auffindbar sind. Letzteres bedingt natürlich von vornherein Unfruchtbarkeit des Verkehrs.

Im Altertum und Mittelalter, bevor das Mikroskop die Samenzellen dem Auge offenbarte, hatte man keine Ahnung, woraus die Samenflüssigkeit bestand. Man fabelte die seltsamsten Dinge über den Zeugungsstoff, ja vielfach war es überhaupt unbekannt, daß die milchartige Flüssigkeit mit der Fortpflanzung im unmittelbaren Zusammenhang steht. Arabische Ärzte, deren Anschauungen im Mittelalter großen Einfluß auf die europäischen hatten, glaubten, daß die Samenflüssigkeit aus dem Rückenmark fließe, ähnlich wie sie annahmen, daß der Nasenschleim vom Gehirn herabrinne (das Wort Katarrh kommt von *καταρρέω* = herabfließen). Es entsprach dieser Auffassung von der Herkunft des Samens, welche die arabischen und die bereits im Mittelalter in hohem Ansehen stehenden jüdischen Ärzte vertraten, auch die im Talmud niedergelegte Ansicht, daß durch die Ipsation das Gehirn und Rückenmark litte, ja ausdörre.

Der Vergleich des Samens mit der Milch ist auch heute noch weit verbreitet. So fragte erst vor kurzem ein Gerichtsvorsitzender mehrere jugendliche Zeugen, ob der Angeklagte im Verkehr mit ihnen einen Abgang wie Buttermilch gehabt hätte. Die weißliche Farbe des Samens kommt in der Tat ähnlich wie bei der Milch dadurch zustande, daß der Lichtreflex die körperlichen Bestandteile trifft, dort die Fettkügelchen, hier die Samenzellen. Der Geruch des Spermas (= Samens) wird vielfach mit Kleister verglichen. In Wirklichkeit ähnelt er mehr dem vieler männlicher Pflanzenblüten; dem Duft der echten Kastanien (castanea vesca) und des Berberitzenstrauchs ist er zum Verwechseln ähnlich. Als Ganzes anfangs mehr gallertartig, wird der Same bald klebrig, um später an der Luft zu gerinnen. Chemisch besteht er hauptsächlich aus Eiweißkörpern. Von Salzen ist namentlich phosphorsaurer Kalk in ihm enthalten. Sein spezifisches Gewicht beträgt 1036.

Das Zuführungsorgan des Samens und der Vermittler der geschlechtlichen Vereinigung ist

das männliche Glied.

Man unterscheidet an ihm folgende Teile: den untersten Abschnitt, welcher die Wurzel genannt wird; sie ist an der Schamfuge (auch Schoßfuge oder Symphyse, von συμφύω = zusammenwachsen) befestigt, welche die beiden Beckenhälften miteinander verbindet. Sie ist vom Hodensack verdeckt, doch leicht durchzufühlen. Dann folgt der Körper oder Schaft des Gliedes, der frei beweglich herabhängt, und die Eichel (glans penis) oder Spitze, die von dem Körper durch eine Einschnürung, den Hals, getrennt ist.

Länge und Durchmesser des Organs unterliegen individuellen Schwankungen, wobei oft ein auffälliges Mißverhältnis zwischen der Größe des Körpers und der des männlichen Gliedes besteht. Bei sogenanntem Riesenwuchs ist der Penis gewöhnlich sehr klein, bei zwerghaften Idioten lang und stark. Es sind Störungen im Drüsensystem, die solche Über- und Unterentwicklung bewirken, nicht etwa äußere Gründe. Die äußere Haut des Gliedes ist eine Fortsetzung der Bauchhaut, aber oft dunkler gefärbt als diese, fast fettlos, sehr verschiebbar und ziemlich dünn, so daß oft die Blutadern durchschimmern.

Vom Hals der Eichel ab legt sich die Haut in eine Falte, welche wie eine Kapuze die Eichel umhüllt und meist über ihre Spitze hinausreicht. Es ist die Vorhaut oder das Präputium, welche bei vielen Völkern entfernt wird, so daß die Haut der Eichel freiliegt. Dieser Eingriff,

die Beschneidung

genannt (lateinisch: circumcisio; griechisch: peritome; hebräisch: milah), wird noch jetzt viel geübt und zwar bei den verschiedenen Völkern zu recht verschiedenen Zeiten. Während sie bei den Juden schon an dem achten Tage nach der Geburt vorgenommen wird (der Neujahrstag ist das eine Woche nach Christi Geburt, dem ersten Weihnachtstag, fallende Beschneidungsfest = festum circumcisionis Christi, vgl. Lukas 2, 21), und viele Naturvölker sie erst unmittelbar vor Beginn des Kriegsdienstes vollziehen, ist das Beschneidungsfest der Mohammedaner, auch der alten Ägypter und Westasiaten auf die Zeit der Pubertät festgesetzt. Sie gilt dort als ein Symbol für die Aufnahme des Jünglings in die Reihen der Erwachsenen und gehört zu den Mannbarkeitsriten (= sitten) und damit zugleich zu einem ursprünglich sehr sinnvollen Naturfest, das, unserer Einsegnung oder Konfirmation entsprechend, überall auf der Erde begangen wird, um die Grenze zwischen Kindheit und Reife zu feiern.

Ob hauptsächlich oder ausschließlich Gründe der Reinlichkeit, Schutz vor Ansteckungen durch Abhärtung der Eichel zur Beschneidung geführt haben, oder ob es sich, wie jetzt zumeist von sexualethnologischer Seite angenommen wird, um ein Opfer handelt, ist noch nicht entschieden und dürfte auch schwer zu entscheiden sein, da selbst, wenn die religiösen Gesetzgeber ihre „Motive" mitteilen, damit noch keineswegs gesagt ist, ob es die tatsächlich zutreffenden sind, und sie nicht solche

nur vorschützen („Zeichen des Bundes mit Gott"), um durch den Stempel des Gottgewollten die gewissenhafte Durchführung einer Maßnahme sicherzustellen, die man als Opfer empfand und sicherlich leicht vernachlässigt haben würde, wenn sie nicht auch als ein wirkliches Opfer angesehen wurde.

Preuß begnügt sich in seiner ausführlichen Schilderung der Milah (= Beschneidung) mit der kurzen Bemerkung, daß wir über die Beweggründe zur Einführung der Beschneidung keine eindeutigen Nachrichten besitzen, und daß es gegen die Grundregel historischer Kritik verstoße, wenn wir unser modernes Wissen in die Vorstellungsweise der Alten hineintragen. Doch führt er selbst neuere Statistiken an, aus denen die sexualhygienische Bedeutung der Beschneidung hervorgeht; beispielsweise waren nach *Reitenstein* unter 15000 eingeborenen beschnittenen Soldaten der holländisch-indischen Armee nur 0,8%, unter 18000 unbeschnittenen europäischen Soldaten derselben Armee 4% an Syphilis erkrankt, obwohl beide unter gleichen örtlichen, sozialen und hygienischen Verhältnissen lebten. In einem andern Falle war das Verhältnis der Syphiliserkrankten: 40% unter den Unbeschnittenen und 15% unter den Beschnittenen.

Remondino fordert auf Grund ähnlicher praktischer und theoretischer Erwägungen in seinem 1891 zu Philadelphia erschienenen Buch: „The history of circumcision" (= „Die Geschichte der Beschneidung"), daß die allgemeine Beschneidung ähnlich wie die Pockenimpfung von Gesetzes wegen eingeführt werden sollte. Von anderer Seite sind diesen Vorschlägen jedoch die Gefahren entgegengehalten, die durch den Beschneidungsakt für das Kind entstehen können. Trotzdem die Vorschriften in den Beschneidungsländern diese Gefahren sehr einschränken — so wurde bereits im Altertum auf Bluterfamilien Rücksicht genommen —, liegen meines Erachtens keine ausreichenden Gründe vor, die Zirkumzision bei im übrigen hygienischem Verhalten zu verallgemeinern.

Im Judentum selbst hat die Milah ihren rein religiösen Charakter bis in die Gegenwart bewahrt — der Talmud sagt sogar von ihr, „sie sei wichtiger als alle übrigen Gebote zusammen". Darum gilt sie auch bei Pogromausbrüchen als Erkennungszeichen, und selbst noch vor wenigen Jahren hat man es in einigen europäischen Hauptstädten erlebt, daß Personen auf der Straße aufgegriffen oder aus Autos herausgezogen wurden, denen eine fanatisierte Menge die Hosen aufriß, um ihre Zugehörigkeit zum Judentum festzustellen.

Auch hier findet sich allerdings in der Bibel ein Beispiel, das zeigt, wie alt dieses Erkennungsverfahren ist. Als nämlich die Tochter Pharaos Moses im Schilfe fand, merkte sie an seinem Gliede, daß es eins von den Kindern der Hebräer sei, das ihr in die Hände gefallen war. Für unrichtig halte ich die Angabe, daß die Juden die Beschneidung von den Ägyptern gelernt hätten, denn tatsächlich findet sie sich bei einer sehr großen Anzahl von Urvölkern, selbst in Mexiko und Australien ganz allgemein verbreitet, so daß es viel wahrscheinlicher ist, daß die gleichen Erwägungen bei sehr vielen Urvölkern zu gleichen Ergebnissen führten. Welcher Art diese Überlegungen waren, bleibt ein Geheimnis, jedenfalls kann ich aber hier meinem Freunde *Reitzenstein* nicht beipflichten, wenn er schreibt: „Die oberflächlichste und unbedingt falsche Erklärung ihrer Entstehung ist die aus hygienischen Momenten."

Man hat Parallelen zwischen der Beschneidung und Entjungferung gezogen. Ihr tiefster Sinn sei: Wie die Frau die Jungfernhaut dem Gatten, opfere der Mann die Vorhaut Gott. Man wird aber schon deshalb verzichten müssen, mit Bestimmtheit hier vorbedachte und nachträgliche Gründe voneinander trennen zu wollen, weil sich die Beschneidung genau so wie die Kastration (die Entfernung der Vorhaut wie

die Entfernung der Geschlechtsdrüsen) im vorgeschichtlichen Dunkel verliert. Hier hat übrigens die asketische Weltanschauung ein Verdienst zu buchen; indem sie die Geschlechtsorgane nach Möglichkeit der Beachtung entzog, verschonte sie diese auch mit Eingriffen, die, wie immer sie auch begründet sein mögen, letztlich doch Verletzungen und Verstümmelungen des Naturgegebenen durch Menschenhand sind.

Sehr merkwürdig ist eine mit der Beschneidung verbundene Operation, die man in großen Teilen Australiens findet:

die Mika-Operation.

Der verstorbene Professor *Klaatsch* in Breslau übersandte mir eine von ihm selbst aufgenommene Photographie, die anschaulich die seltsame Penisspaltung zeigt, die von australischen Eingeborenen aus noch keineswegs geklärten Gründen vorgenommen wird. Für höchst unwahrscheinlich halte ich die gleichgeschlechtlichen Erklärungen, es würde der Penis durch die Spaltung in eine Art Vagina umgewandelt. Gibt es doch in Australien Stämme, bei denen von 100 Knaben höchstens fünf von dieser Verstümmelung verschont bleiben.

Reitzenstein gibt folgende Schilderung der Mikaoperation: „Man versteht darunter die Aufschlitzung der Unterseite des Penis und nennt den so behandelten Menschen Kulpi. Es wird damit eine künstliche Hypospadie erzeugt, für die *Roth* den Namen Introzision einführte. Sie wird meist nach der Beschneidung (Zirkumzision) ausgeführt. Über das Alter der zu Operierenden gehen die Meinungen auseinander. Es dürfte aber wohl anzunehmen sein, daß zwölf bis vierzehn Jahre das übliche ist. Nach *Eylmann* soll ein Känguruhknochen in die Harnröhre geschoben werden, und der Schnitt wird dann mit einem Feuersteinmesser ausgeführt. Nach anderem Bericht muß sich der Jüngling niederlegen; das Glied wird ihm gehalten, während ein Mann auf seiner Brust kniet. Dann legt man den Penis auf ein Stück Borke, ein Mann nimmt einen scharfen Stein und macht damit einen Einschnitt auf der Unterseite der Harnröhre von der Vorhaut bis zum Grunde. Dann wird ein Stück Rinde zwischen die Wundränder gelegt und das Ganze verbunden. Nach Heilung wird der Verband entfernt."

Eine der Mika entsprechende Operation kommt auch bei australischen Mädchen vor, sie wird Eurilthas genannt und von *Purcell* wie folgt beschrieben: „Die alten Männer führen in den Gebärmutterhals eines jungen zehn- bis zwölfjährigen Mädchens eine Haarschnur ein, an die eine lange Rolle von Emufedern gebunden ist. Hier bleibt sie einige Tage, dann zerren sie daran und ziehen einen Teil der Gebärmutter mit heraus. Nach drei Wochen führen sie ein kleines Steinmesser ein und inzidieren (= einschneiden) den Mutterhals horizontal und vertikal. Mit Vogeldaunen wird die Gebärmutter offen gehalten. Ist sie geheilt, dann schneiden sie die Vagina gegen den After hin ein. Dies geschieht, um die Mika, d. h. den aufgeschlitzten Penis der Männer, zuzulassen." Auch in Form einer teilweisen Amputation der kleinen Schamlippen und Entfernung der Klitoris ist eine Beschneidung der Mädchen bei einigen Völkern Sitte.

Die Beschneidung wird nicht selten auch beim Manne angewandt, um eine zu enge Vorhaut zu beseitigen, die nicht zurückgestreift werden kann. Diese Erscheinung, welche man als *Phimose* bezeichnet (von φιμός = Maulkorb, φιμόω = zuschnüren; eine volkstümliche Benennung der Phimose ist „blindes Glied") gibt durch Ansamm-

lung von Sekreten der Talgdrüsen unter der Vorhaut zu Reizzuständen Anlaß, die man in stärkeren Graden als Eicheltripper bezeichnet; dieser Reiz kann durch Jucken leicht zu vorzeitiger Ipsation verführen. Auch kann die Phimose bei der Vollziehung des Geschlechtsaktes hinderlich sein, dadurch das sexuelle Selbstvertrauen beeinträchtigen und zu sexueller Hypochondrie und Neurasthenie führen. Aus allen diesen Gründen ist ihre möglichst frühzeitige operative Beseitigung, und zwar am besten durch Zirkumzision (= ringförmige Beschneidung), nicht durch Inzision (= Durchschneidung, die auch noch gelegentlich von Ärzten ausgeführt wird, trotzdem durch sie zwei unschön wirkende Lappen entstehen) wünschenswert.

Die Haut um die Wurzel des Gliedes behaart sich während der Reifezeit. Bei manchen Völkern, z. B. den Osmanen, werden diese Haare künstlich entfernt. In der französischen Aristokratie gehörte bis zur großen Revolution die Enthaarung („Epilation") der Schamteile zur Hochzeitstoilette. Noch heute ist unter den Arabern, Persern und auch sonst im Orient, aber auch in der Südsee und unter den Eingeborenen Südamerikas die Epilation eine weitverbreitete Sitte, und zwar bei beiden Geschlechtern. Meist geschieht die Entfernung durch Auflegen von Salben, auch durch Scheren, Ausrupfen und Abrasieren. Ägyptische Bräute bekommen noch jetzt vor der Hochzeit eine warme Kolophoniumsalbe auf die behaarte Körperhaut der Schamgegend aufgelegt, die dann mit den Haaren abgerissen wird.

Daß sich auch an die Schamhaare allerlei abergläubische Vorstellungen knüpfen, daß sie gleichfalls als Liebeszauber Anwendung finden, werden Kenner des Sexualaberglaubens ohne weiteres annehmen. Namentlich spielen die Schamhaare als sexuelle Reliquie (= heiliges Andenken) eine erhebliche Rolle. In unserm Archiv befinden sich Sammlungen von Schamhaarbündeln, die, mit Daten, Anfangsbuchstaben und bunten Bändchen verziert, von Männern herrühren, die in dieser eigenartigen Weise die Erinnerung an Personen festhalten, mit denen sie in Geschlechtsbeziehung gestanden haben. Ein in Japan aus Schamhaaren verfertigtes Uhrband wurde uns erst vor kurzem zur Verfügung gestellt. Bei manchen Naturvölkern (z. B. auf Borneo) übergibt ein Mädchen beim Schwur der Treue dem Manne, mit dem sie sich verlobt, Schamhaare, bei andern Völkern werden sie wie Ringe gewechselt und aufgehoben.

Unter der Oberhaut des Gliedes liegt ein sehr lockeres dehnbares Unterhautbindegewebe, in dem sich wässerige und blutige Ergüsse leicht verbreiten können. Schwillt die Umgebung des Gliedes an, beispielsweise bei allgemeiner Wassersucht oder örtlichem Wasserbruch, so wird die elastische Haut des Gliedes oft mit einbezogen, um die inneren Schwellungen zu bedecken. Dadurch erscheint dann das Glied immer kleiner und verschwindet oft scheinbar, bis in vorgeschrittneren Fällen nur noch die eingezogene Mündung der Harnröhre erkenntlich ist. Besonders dehnungsfähig ist auch das Gewebe zwischen den beiden Blättern der als Vorhaut bezeichneten Hautfalte, die sowohl bei der gewöhnlichen Anschwellung des Gliedes als der ungewöhnlichen in der Umgegend des Gliedes teilweise oder ganz mitbenutzt werden kann.

Von den beiden Blättern der Vorhaut ist die äußere ein wenig derber, die innere etwas zarter als die allgemeine Haut. Diese innere fast schleimhautähnliche Haut ist mit einem gekräuselten Bändchen unten an die Mitte der Eicheloberfläche befestigt. Rechts und links neben diesem Vorhautbändchen sind Gruben, in denen sich mit Vorliebe *venerische* Geschwüre festsetzen. [Das Wort venerisch, hergeleitet von Venus, der Göttin der Liebe, wird gewöhnlich in der Verbindung „venerische Erkrankungen" gebraucht, abgekürzt „Venerie". Verstanden werden darunter Geschlechtskrankheiten ganz im allgemeinen; bemerkenswert ist der Gleichklang von venerisch mit Venenum (= Gift); die Ausdrücke haben sprachlich nichts, begrifflich aber um so mehr miteinander zu tun.] Es gibt Sexualhypochonder, die glauben, dieses Vorhautbändchen müßte bei ihnen durchschnitten werden, um die Aufrichtung des Gliedes zu erleichtern. Diese Vorstellung scheint wie eine ähnliche, die sich auf das Zungenbändchen bezieht, auf einem alten Volksaberglauben zu beruhen. Wissenschaftlich gerechtfertigt ist diese Anschauung nicht, obwohl es noch oft genug vorkommt, daß von Ärzten sowohl das Vorhautbändchen als das Zungenbändchen auf Wunsch gespalten wird.

Die innere Haut der Vorhaut geht in die sehr dünne Haut der Eichel über. Diese ist sehr nervenreich und stark empfindlich. In ihr finden sich viele Tastwärzchen, ähnlich wie an der Zungenspitze, die nicht selten als weiße Pünktchen durchschimmern. Nach dem Sexualverkehr kann sich die Empfindlichkeit dieser Tastkörperchen bis zur Unerträglichkeit steigern, so daß selbst die leise Berührung der Wäsche unangenehm empfunden wird. Liegt die Eichel frei, so verhornt die Oberhaut, was namentlich in heißen Gegenden wichtig ist, in denen der zwischen Eichel und Vorhaut sich absondernde Talg oft ranzig wird und die weiche Haut der Eichel ätzt. Unter einer langen Vorhaut bleibt diese Verhärtung der Eichel aus, sie sieht durch hindurchscheinende Blutgefäße bläulicher aus oder ähnelt mehr der Lippenschleimhaut. Die Talgdrüsen, die am Hals der Eichel liegen (manchmal fehlen sie auch), heißen nach ihrem ersten Schilderer, dem amerikanischen Histologen (= Gewebsforscher) *Tyson* (geb. 1841), auch Tysonsche; sie erleichtern durch ihre schmierige Absonderung das Zurückbringen der Vorhaut. Der alte Name für diese Vorhautschmiere ist „Smegma" (vom griech. σμήχω = schmieren). Das gelblich-weiße fettige Sekret, gemengt mit abgestoßenen Epithelzellen, das einen üblen Geruch ausströmt (der nur von „Defäkationsfetischisten" – das sind Personen, die durch Absonderungsstoffe des Menschen, wie Kot und Harn, geschlechtlich erregt werden – lustbetont empfunden wird), findet sich in entsprechender Weise auch bei Frauen, bei denen es sich zwischen der Klitoris und den kleinen Schamlippen ansammelt.

Es ist durchaus notwendig, daß diese Absonderung, deren Menge bei den verschiedenen Menschen sehr schwankt, von Zeit zu Zeit entfernt wird und so die Genitalien gereinigt werden. Es scheint dies vielen nicht bekannt zu sein, wie die starken Unsauberkeiten beweisen, die der Arzt bei Untersuchungen an diesen Stellen bei beiden Geschlechtern beobachten kann. Dies zu betonen ist nicht etwa nur ein äs-

thetisches Erfordernis, sondern auch deshalb nötig, weil durch die Unreinlichkeit eine Reizung entsteht, die zu Hautverletzungen und kleinen Entzündungen führt, die das Eindringen von Ansteckungskeimen in den Körper wesentlich erleichtern. Man hat sogar beobachtet, daß der nicht entfernte Talg sich gelegentlich so verhärten kann, daß förmliche Vorhautsteine – Smegmolithen – entstehen; auch können sich durch die Reizungen sogenannte Feigwarzen entwickeln. Bevor die Erreger des Trippers und der Syphilis durch *Neißer* und *Schaudinn* entdeckt waren, deren mikroskopische Feststellung erst eine genaue Erkennung der Geschlechtskrankheiten ermöglichte, kamen häufig Verwechslungen zwischen den durch Smegmaverunreinigung bewirkten Reizzuständen und den eigentlichen Geschlechtskrankheiten vor.

Über die zu enge und lange Vorhaut, die Phimose, und ihre Beseitigung (die in leichteren Fällen übrigens auch auf unblutigem Wege möglich ist) war bereits kurz die Rede. Es gibt aber noch eine andere Folge einer verengerten Vorhaut, über die noch einige Worte zu sagen sind, das ist die *Paraphimose* (von παρά = neben) oder der „spanische Kragen". Sie entsteht dadurch, daß eine hinter die Eichel zurückgezogene Vorhaut nicht mehr vorgebracht werden kann. Es wird dadurch eine Einschnürung der Eichel hervorgerufen, die nicht nur sehr schmerzhaft ist, sondern gefährlich, da die Schwellung rasch zunehmen und die Eichel in einen ödematösen (= wassersüchtigen) oder gangränösen (= brandigen) Zustand versetzt werden kann. Sie erfordert die sofortige Behandlung durch einen sachkundigen Arzt.

Wir kommen nun zu den beiden *Schwellkörpern* des Gliedes, die rechts und links von der Schamfuge am knöchernen Becken entspringen und kreisrund als „Schenkel des männlichen Gliedes" nach vorn verlaufen.

Die Schwellkörper

bilden den Hauptteil des hängenden Gliedes. Durch die Aneinanderlagerung der beiden zylindrischen Röhren erklärt sich der Vergleich mit den beiden Läufen eines Doppelgewehrs. Es bildet sich dabei eine obere und eine untere Rille. In der oberen Furche verlaufen die Gefäße, die dem Gliede das Blut zuführen, sowie die zugehörigen Nerven und Lymphgefäße; in der unteren Furche befindet sich ein dritter Schwellkörper, der die Harnröhre umhüllt und gewöhnlich als „Schwellkörper der Harnröhre" bezeichnet wird.

Jeder Schwellkörper besteht aus einer dehnbaren, weißen, sehnigen Faserhülle, von der nach innen balkenartige Stränge ziehen, die sich zu einem Netzwerk verbinden; sie dienen einem mächtigen Geflecht von Blutadern zur Stütze. Nach vorn runden sich die Schwellkörper des Gliedes ab und werden von dem Schwellkörper der Eichel kappenförmig bedeckt. Die Scheidewand, welche sich zwischen den beiden Schwellkörpern des Gliedes befindet, ist in der Mitte von Öffnungen durchbrochen, wodurch die Fächer der beiden Schwellkörper miteinander in Verbindung stehen. Für die gleichmäßige Blutverteilung und gradlinige Aufrichtung ist dies von Wichtigkeit. Am häufigsten und zutreffendsten werden die Schwellkörper mit einem grobmaschigen Schwamm verglichen, der durch Aufsaugung von Flüssigkeit groß und

fest und durch deren Ablauf wieder klein und weich wird. Die Blutfüllung ist ungemein verschieden. Bei starker Kälte (auch seelischer Kälte) ist das Netzwerk fast blutleer, im kalten Bade kann so der Umfang des Penis auf den vierten Teil seines gewöhnlichen Volumens (= Umfang) herabsinken. Bei Erregungen vergrößern sich die Schwellkörper und mit ihnen das Glied auf das Vier- bis Fünffache.

Der Schwellkörper der Harnröhre ist nur scheinbar einfach. Er ist durch Verschmelzung von paarigen Seitenhälften entstanden. Zwischen den Schenkeln der anderen Schwellkörper als Harnröhrenzwiebel (Bulbus) beginnend, läuft er in der unteren Längsfurche bis zum Schwellkörper der Eichel. Sein Bau ist wie der der anderen Schwellkörper fächerig, nur sind die Wandungen schwächer, daher wird er bei der Aufrichtung nicht so hart, so daß die Unterseite des erregten Gliedes mehr polsterartig weich bleibt.

Außer den Blutgefäßen sind auch die Lymphgefäße, die zwischen den oberen Schwellkörpern verlaufen, sehr wichtig; bei Entzündungen werden sie als rote Streifen deutlich sichtbar. Sie ziehen zu den Lymphknoten, welche sich in der Leistengegend befinden, und bewirken, daß diese bei Ansteckungen mehr oder weniger stark anschwellen. Die in den Lymphbahnen lebenden hellen Wanderzellen oder Lymphozythen (Lymphe hängt mit griechisch λάμπω = leuchten zusammen, von der auch unsere deutsche Lampe stammt) haben die Aufgabe, schädliche Stoffe, vor allem infektiöse (= ansteckende) Krankheitskeime in sich aufzunehmen und sie in die benachbarten Lymphknoten (fälschlich Lymphdrüsen genannt) zu bringen. In ihnen werden die feindlichen Eindringlinge zunächst wie in Sperrforts festgehalten. Später werden sie dann von hier aus entweder durch Abszeßbildungen an die Körperoberfläche befördert, oder sie siedeln sich in den Lymphknoten an und vermehren sich, um nach einigen Tagen oder Wochen, die man als Inkubationszeit (= Ausbrütungsperiode) bezeichnet, auszuschwärmen und die ganze Blutbahn zu durchkreisen. In der Genitalgegend nennt man diese knotenförmigen Anschwellungen Bubonen (nach dem griechischen βουβών = Leistenbeuge).

Die Schwellkörper bewirken die wichtigste Veränderung des Gliedes, seine zeitweilige Anschwellung:

die Erektion

(von erigo = aufrichten). Denn erst durch diese gewinnt das Glied die zur Einführung nötige Härte, Größe, Stellung und Form, durch die ein Vorrat von Samen in regelrechter Weise in den weiblichen Körper übergeleitet werden kann, ganz abgesehen davon, daß die Erektion auch für die Entstehung stärkerer Lustgefühle wesentliche Vorbedingung ist. Daher ist es wohl begreiflich, daß wenige Erscheinungen von den meisten Menschen so niederdrückend empfunden werden als *Erektionsmangel;* ungerechtfertigt ist es jedoch, wie es nicht selten geschieht, in ihm eine „Blamage" oder Schande erblicken zu wollen oder anzunehmen, daß die Manneswürde und Mannesehre an der „Mannesschwäche" Schiffbruch leide. Ich habe einmal jemanden,

der gar zu jämmerlich dieser von zahllosen Heilmittelfabrikanten genährten Anschauung Ausdruck gab, damit getröstet, daß ich ihm scherzhaft bemerkte, Ehre und Erektion haben nichts miteinander zu tun.

Das Anschwellen entsteht durch Blutanhäufung in dem schwammigen Schwellkörper, und zwar durch vermehrten Blutzufluß und gehemmten Blutabfluß. Der erste, welcher dieses feststellte, war wiederum der Holländer de *Graaf*. Er spritzte nämlich bei einer Leiche Flüssigkeit in die Blutgefäße, welche den Phallus versorgen, und führte dadurch künstlich eine Steifung herbei. Der Blutzufluß wird durch Erregung der Gefäßnerven hervorgerufen, der Blutabfluß durch Druck der Schwellkörper auf die abführenden Blutgefäße. Diese Stauung ist aber nicht die Hauptsache, sonst müßte die Temperatur des Gliedes bei der Erektion kühler und die Farbe bläulicher sein. Tatsächlich aber steigt die Temperatur und der Blutdruck, und die Verfärbung geht mehr ins Rötliche. Der äußere Mechanismus der Aufrichtung ist sehr einfach; er beruht darauf, daß die sehnige Haut, die sich auf der Rückenseite des Gliedes unter der Oberhaut befindet, kürzer und straffer ist als die auf der Unterseite.

Die Nervenreizung der Blutgefäße, welche die Schwellkörper füllen, kann während des ganzen Verlaufs der Nervenfasern, von ihrer zentralen Ursprungsstelle im Gehirn bis zur äußersten (peripheren) Nervenausbreitung an der genitalen Haut- und Schleimhautoberfläche erfolgen.

Der Hauptteil dieser Nervenbahn verläuft im Rückenmark, aus dessen Lendenteil die Nerven zu den Geschlechtsteilen ziehen. Im Lendenteil befinden sich die wichtigsten untergeordneten Zentren für die Geschlechtsorgane, so das automatische Zentrum für die Erektion, die Ejakulation (=Ausspritzung, von ejaculare = herausschleudern), auch für den Geburtsakt und die Harnentleerung. Diese Zentren stehen unter dem unmittelbaren Einfluß der Großhirnrinde. Erkranken die Stellen im Rückenmark, durch welche der Nervenstrom läuft, so leidet die Potenz (vom lat. posse = können); namentlich ist dies bei der Rückenmarkschwindsucht der Fall, bei der nach einer für kürzere Zeit gesteigerten Erregung das Geschlechtsvermögen bald völlig erlischt. Früher meinte man, die Rückenmarksleiden entständen hauptsächlich durch Ausschweifungen, und gerade ihre Verbindung mit Potenzstörungen führte vielfach zu der Annahme, daß sie mit einem Übermaß von geschlechtlicher Betätigung zusammenhängen. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt der „Rückenmärker" ganz allgemein als ein Lebemann, auf den vielfach der Vers *Bertuchs* angewendet wurde:

„Die Freuden, die man übertreibt,
verwandeln sich in Schmerzen."

Das war aber ein Irrtum; die Rückenmarkschwindsucht ist eine Spätfolge, richtiger eine Spätform der Syphilis (in 5–7% ihrer Fälle), zu der auch Menschen kommen können, die keineswegs ausschweifend gelebt haben.

Da jede Reizung der langen Nervenbahn eine Erektion zur Folge haben kann,

ist es begreiflich, daß diese durchaus nicht immer, wie vielfach angenommen wird, als Zeichen einer Geschlechtserregung anzusehen ist. Es gibt Erektionsursachen, die mit eigentlicher Geschlechtslust nicht das mindeste zu tun haben. So erwähnten wir schon, daß Anschwellungen der Vorsteherdrüse bei alten Leuten durch Druck auf die Schamnerven Erektionen bewirken. Ganz ähnlich ist es bei Blasensteinen, ja, selbst schon bei einer gefüllten Harnblase. Wenn sich während der Nacht der Harn langsam in der Blase sammelt, ruft schon der leichte Druck der Blase auf die Nerven bei sehr vielen Leuten Erektionen hervor, mit denen sie dann früh am Morgen zu erwachen pflegen. Mit der Harnentleerung lassen diese Anschwellungen nach.

Auch Reizungen, die vom Innern der Harnröhre ausgehen, führen Erektionen herbei. Es ist dies namentlich häufig bei Männern der Fall, die sich, ohne daß sie bereits davon wissen, eine Tripperansteckung zugezogen haben. Dieser Irrtum kann verhängnisvolle Folgen haben, wenn die jungen Menschen die unwillkürlichen Erregungen für ein Zeichen gesteigerten Geschlechtsverlangens halten. Viele haben in dieser Täuschung den Verkehr ausgeübt und so in Unkenntnis die Krankheit weiter verbreitet.

Gerade die Erektionen, die von einer gereizten Harnröhrenschleimhaut ausgehen, sind oft sehr langdauernd und schmerzhaft. So beobachtete ich einmal einen Fall, in dem sich jemand einen kleinen Kirschkern in die Harnröhre eingeführt hatte. Es traten stundenlange Erektionen ein, die nur durch eine operative Entfernung des Fremdkörpers beseitigt werden konnten. Man bezeichnet eine so anhaltende Gliedsteifigkeit (sie kommt auch bei Kindern vor) ohne geschlechtliche Erregung als

Priapismus,

nach Priapos, dem Sohn der Aphrodite und des Bacchus, der in der Antike mit einem übergroßen Phallus dargestellt wurde.

Selbst Reizerscheinungen an der Mastdarmschleimhaut können die benachbarten Nerven, die zu den Blutgefäßen der Schamteile führen, in Erregung versetzen, beispielsweise bei Eingeweidewürmern; sehr viele Kinder gelangen zur Ipsation, indem der von Darmwürmern ausgehende Kitzel sich nach vorn überträgt und zu Steifungen führt. Einen ähnlichen Reiz vom Darm aus lösen vielfach die Hämorrhoiden (von αἷμα = Blut und ῥέω = fließen) aus. Darunter versteht man knotige Erweiterungen der unteren Mastdarmvenen oberhalb oder unterhalb des Afterschließmuskels (innere und äußere Hämorrhoiden). Eine alte Bezeichnung für diese Hämorrhoiden ist „goldene Ader", weil man glaubte, sie beseitigten viele lästige und gefährliche Leiden (sie seien deshalb Goldes wert, und zwar nicht nur bildlich, sondern wirklich, da man durch sie das Gold spare, das man sonst dem Arzt für den – Aderlaß zu zahlen habe). Vielfach wurden auch im Volke die Hämorrhoidalblutungen bei Männern als Ersatz der monatlichen Blutungen bei Frauen angesehen.

Auch der Druck der gefüllten Samenbläschen nach längerer Keuschheit bewirkt Erektionen, ohne daß der Geschlechtstrieb mitbeteiligt sein muß. Ferner hat man

beobachtet, daß bei plötzlichen Reizungen der Rückenmarksnerven Erektionen und auch Ejakulationen eintreten. Man hat solche nicht nur bei Leuten beobachtet, die sich das Genick brachen, sondern auch bei Gehängten und Geköpften – gewiß ein schlüssiger Beweis, daß Geschlechtserregungen und Geschlechtstrieb außerordentlich verschiedene Dinge sein können.

Aus diesen Erwägungen soll man auch nicht aus Erektionen, die durch Berührung der Genitalien herbeigeführt werden, mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß ihnen immer Empfindungen seelischer Art zugrunde liegen, sowenig ihr Fehlen den gegenteiligen Schluß zuläßt. Mißtrauen in die eigene Fähigkeit, Schüchternheit, Scham, Mutlosigkeit, Einbildung von Schwäche und allerlei äußere Störungen sind nicht selten Ursache, daß die Hochzeitsnacht erfolglos bleibt. Häufig bricht mit der Zeit bei größerer Vertraulichkeit das Geschlechtsvermögen durch, aber oft bleibt es auch aus, denn im letzten Grunde ist kein Vorgang im menschlichen Körper so abhängig von seelischen Vorstellungen und Gegenvorstellungen wie dieser. Wir werden bei Besprechung der Sexualbahnen noch eingehend erörtern, wie die Sinneseindrücke und die von ihnen ablaufenden Eindrucksbahnen die Ausdrucksbahnen in Bewegung setzen.

Eingebettet zwischen den beiden oberen und dem unteren Schwellkörper verläuft der gemeinsame Weg für Same und Harn:

die Harnröhre.

Sie beginnt an der Blase und endet an der Eichel mit einer spaltenförmig-engen, wenige Millimeter breiten Hautöffnung, dem Orifizium. Die Ränder dieses Spaltes liegen so dicht aufeinander, daß selbst das Eindringen winzigster Fremdkörper, wie Staub, Insekten, fast unmöglich ist, jedoch nicht gänzlich; daher ist es bei manchen Völkern Sitte, trotz der Vorhaut noch eine Kappe über der Eichel zu tragen, namentlich beim Baden, den Penisstulp, oder die Vorhaut über der Eichel zuzubinden. Ist der Penis an irgendeiner Stelle amputiert (von amputo = umschneiden, in dem Worte steckt das griechische ἀμφι = um), so klafft die Harnöhre: die feinen Hautlippen, die die normale Mündung umschließen, fehlen, und leicht können Infektionskeime eindringen. Dies ist der Grund, weshalb Vollkastraten selten alt werden.

Die Bezeichnung Harnröhre ist recht einseitig; denn da sie sowohl der Harn- als der Samenentleerung dient, hätte man ihr eine Bezeichnung geben sollen, die neutral ist, wie Peniskanal, oder beiden gleich wichtigen Aufgaben gerecht wird. *Gegenbaur* schlug als solchen Urogenitalkanal vor.

Nicht immer befindet sich die Ausgangsöffnung des Kanals an der Spitze der Eichel, gelegentlich endet er schon weiter aufwärts an der oberen oder unteren Fläche des Gliedes in geringerer oder größerer Ausdehnung. Die Öffnung nach oben, *Epispadie* (von ἐπισπάω = nach oben ziehen) genannt, ist verhältnismäßig selten, häufiger dagegen die Öffnung nach unten, die *Hypospadie* (von ὑποσπάω = nach

unten ziehen), die sich spaltförmig bis zur Wurzel des Gliedes und darüber hinaus auf den Hodensack fortsetzen kann. Früher war man der Meinung, daß es sich hier um rein äußerliche, mechanisch bedingte Hemmungsbildungen handelt, wie an der Lippe etwa die Hasenscharte oder am Gaumen der Wolfsrachen. Genauere Nachforschungen aber haben ergeben, daß es sich selbst bei dieser scheinbar so unscheinbaren Abweichung um sehr tiefliegende Gründe handeln muß, wie dies erst neuerdings wieder in einem Vortrage von dem ausgezeichneten Berliner Urologen Karl *Posner* hervorgehoben wurde. Einmal spricht für die endogene Entstehung der Hypospadie, daß sie meist mit anderen Zeichen nicht voll entwickelter Männlichkeit, wie mangelhaftem Bartwuchs, vergesellschaftet ist, und vor allem ihr familiäres Auftreten.

Neugebauer hat hierüber wertvolle Zusammenstellungen beigebracht, vor allem in seinem hier schon wiederholt zitierten großen Werk über „Hermaphroditismus beim Menschen" (S. 690). Von den Fällen, die er dort erwähnt, seien nur zwei als Beispiele angeführt. *Shorthouse* beschrieb folgende Beobachtung: Ein Vater war Hypospade, seine Ehefrau war mit Stummelfingern (denen eine Phalanx = Fingerglied fehlte) zur Welt gekommen. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor, vier hypospadische Knaben und zwei Mädchen mit verunstalteten Händen („mutilated hands"). Noch mehr schließt jeden mechanischen „Zufall" der Fall aus, den *Lingard* 1884 im Londoner Lancet (19/4) veröffentlicht hat: „Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts heiratete ein Hypospade, dessen Vater und Großvater auch Hypospaden gewesen waren, ein junges Mädchen, mit dem er in keiner Weise verwandt war. Alle drei dieser Ehe entsprossenen Söhne waren Hypospaden. Der älteste dieser drei Söhne erzeugte in seiner Ehe vier Söhne, sämtlich Hypospaden; zwei dieser vier heirateten; der erste von ihnen hatte zwei Söhne, darunter einen Hypospaden, der zweite einen Sohn, der ebenfalls Hypospade war; die beiden andern Brüder blieben unverheiratet. Von den drei Brüdern aus der vierten Generation dieser Familie starb einer kinderlos, ein anderer hatte zwei hypospadische Söhne. Und nun kommt das Erstaunlichste. Von den letztgenannten Hypospaden starb einer bald nach der Geburt seines dritten Sohnes. Achtzehn Monate nach seinem Tode heiratete die Witwe einen normal gebauten Mann und gebar demselben vier Söhne, sämtlich Hypospaden. Hier scheint also tatsächlich ein Fall der im vorigen Kapitel erwähnten Imprägnation oder Telegonie (= Fernzeugung) vorzuliegen.

In ihrem Verlauf zeigt die Harnröhre zwei Krümmungen. Anfangs geht sie nämlich innerhalb der Vorsteherdrüse hinter dem Schambein ziemlich gerade nach unten, steigt dann zwischen den Schwellkörpern des Gliedes nach oben, um sich in dem freiliegenden Teil des Gliedes erneut scharf nach unten zu krümmen. Diese Krümmungen sind der Entleerung des Harnes nicht förderlich; sie werden daher beim Harnlassen unwillkürlich dadurch ausgeglichen, daß mit der Hand dem Gliede eine abstehende Richtung gegeben wird.

Die männliche Art des Wasserlassens im aufschießenden Strahl (die wiederholt auch in Brunnenfiguren, unter denen das „Mannecken-Piß" in Brüssel wohl die bekannteste ist, zu künstlerischer Darstellung gelangte) erweckt im Knaben schon früh ein Überlegenheitsgefühl gegenüber den Mädchen, die sich zu gleichem Zwecke niederzuhocken pflegen. Virile Frauen (und auch schon knabenhafte Mädchen)

empfinden es (nicht selten mit einem gewissen Neid) als Mangel, daß sie nicht wie Männer urinieren können, während sich bei diesen ein femininer Einschlag oft in der instinktiven Neigung äußert, die Blase nicht stehend, sondern hockend zu entleeren.

Solange die Harnröhre leer ist, hat sie kein Kaliber (Lichtung), erst beim Durchgang von Harn und Samen wird sie aufgetan. Die Schleimhaut der Harnröhre ist eine unmittelbare Fortsetzung der Blasenschleimhaut, sehr zart, sehr empfindlich und dehnbar, mit vielen Schleimdrüsen, von denen die größeren nach dem Engländer *Cowper* (1666 – 1709) und die kleineren nach seinem Zeit- und Berufsgenossen, dem Franzosen *Littré* (1658 – 1725), den Namen empfingen. Damit bei Anschwellungen die Haut in ausreichendem Maße zur Verfügung ist, legt sie sich in Falten, die ebenso wie die vielen Drüsen ein Grund sind, daß die winzigen Gonokokken (= Tripperpilze) sich in den Buchten und Verstecken der Harnröhrenschleimhaut so fest einnisten und oft so schwer zu beseitigen sind.

Man hat die Harnröhre, welche bei schlaffem Zustande etwa 15 cm lang ist, in mehrere Abschnitte geteilt. *Waldeyer* unterschied – 1899 – fünf; wenn wir an der äußeren Spitze beginnen, so befindet sich unter der Mündung der Harnröhre zunächst eine Erweiterung, die fossa navicularis (= schiffförmige Grube), die auch nach ihrem Entdecker, dem Anatomen *Morgagni* (in Padua 1682 – 1771), „morgagnische Grube" genannt wird. An diese schließt sich der Schwellkörperteil der Harnröhre, der bis an die Wurzel des Gliedes reicht, wo er in den bulbären Teil übergeht, der von dem Bulbus des einfachen Schwellkörpers der Harnröhre eingefaßt ist. Nach einer kleinen Verschmälerung kommt dann der wichtige hintere oder Prostatateil der Harnröhre. In diesem befindet sich der kleine Samenhügel (auch Schnepfenkopf genannt), eine spindelförmige Erhöhung der Schleimhaut, die ungefähr 2 cm lang und $^1/_3$ cm breit und hoch ist. In der Mitte des Samenhügels mündet die etwa 1 cm tiefe männliche Gebärmutter. Daneben befinden sich die kleinen Ausgangsöffnungen der Samenbläschen. Der Samenhügel ist oft entzündlich geschwollen, ohne daß eine Geschlechtskrankheit vorausgegangen ist. Es wird behauptet, aber von andern bestritten, daß häufige Ipsation hier einen Reizzustand bewirke und die infolgedessen eintretende Überempfindlichkeit den Anlaß gebe zu dem vorzeitigen Erguß, der Ejaculatio praecox, von der oben die Rede war.

Tatsächlich bricht ja auch an dieser Stelle der Same sich im Orgasmus explosiv durch, so daß die Annahme wohl eine gewisse Berechtigung hat, daß hier deshalb auch der Sitz der Wollustempfindungen sei, die mit dem Höhepunkt der Geschlechtserregung, der Entladung, verbunden sind. Sollte dies zutreffen (ich halte es für wahrscheinlich), so verhält es sich nun aber nicht so, daß hier unmittelbar das starke Gefühl entsteht, vielmehr muß man es sich so vorstellen, daß bei dem Durchtreten der Samenflüssigkeit durch die sehr enge Mündung (sie ist kaum 0,5 mm weit, also nur als Punkt erkenntlich) die heftige Erschütterung der Nerven auftritt, welche sich als Kitzel zum Gehirn fortleitet und dort die Lustgefühle der Entspannung bewirkt, sei es auf rein nervösem Wege oder durch Erguß der Sexualhormone über die Sexualzentren, die dann eine

ähnliche natürliche Rauschwirkung entfalten wie die zahlreichen künstlichen Rauschstoffe, mit denen die Menschen ihr Nervensystem mehr oder weniger gewohnheitsmäßig in Ekstase (ἔκστασις, aus ἔκ = heraus und στάσις = Zustand; also heraus aus dem gewöhnlichen Zustand) bringen.

Hiermit ist das Wesentliche über den Bau der männlichen und weiblichen Geschlechtswerkzeuge gesagt. Überall aber, wo es in der Natur zwei Geschlechter gibt, unterscheiden sich diese nicht nur im Bau ihrer Geschlechtsdrüsen und der sich an diese unmittelbar anschließenden Ausführungsorgane, sondern auch in ihrem sonstigen körperlichen Aussehen und seelischen Verhalten. In den meisten, wenn auch keineswegs in allen Fällen stellt das Weib den ursprünglichen Zustand dar, über den hinaus sich beim Manne allerlei Verstärkungszeichen entwickeln. Daß sie bei vielen Tieren nur zur Zeit der Brunst auftreten, spricht dafür, daß eine ihrer wesentlichsten Bedeutungen ist, das Weibchen zu locken und zu erregen.

Wir nennen als einige Beispiele solcher Geschlechtsmerkmale beim Menschen und bei männlichen Singvögeln den Kehlkopf, der bei einigen Arten den des Weibchens um ein Mehrfaches übertrifft; die Geweihbildung auf dem Kopfe männlicher Hirsche und Rehe (auch beim Menschen findet man am männlichen Schädel noch eine kleine Hervorwölbung des Knochens an der Stelle, wo sich bei den Tieren das Horn ansetzt); die Hautauswüchse, Kämme und Hautfaltungen bei männlichen Reptilien und Vögeln, die Sporenbildung beim Hahn, die Mähnenbildung bei männlichen Löwen, bei Hirschen, Pavianen, die Bartentwicklung beim Menschenmann.

Eine Gruppe für sich bilden die weiblichen, unmittelbar mit der Aufzucht der Jungen zusammenhängenden, ihrer Ernährung und Austragung dienenden Organe, wie die entwickelteren Brustdrüsen bei allen milchgebenden Weibern, zu denen auch das menschliche gehört, das ausgedehntere weibliche Becken, der periodische Blutabgang, die Menstruation bei nicht stattgefundener Befruchtung, die Beuteltaschen beim weiblichen Känguruh.

John *Hunter,* der berühmte englische Anatom aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts (er starb 1793), und nach ihm *Darwin* (1809–82) haben diese sexuellen Eigentümlichkeiten im allgemeinen Körperbau

sekundäre Geschlechtscharaktere

genannt, und ein dritter englischer Gelehrter, der sich ihnen als Sexualforscher würdig anschließt, Havelock *Ellis,* ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat von den sekundären noch feinere, weniger auffällige Geschlechtsmerkmale abgespalten, „tertiäre" oder Geschlechtscharaktere dritten Ranges, die nur dann bemerkbar sind, wenn man eingehender prüft und aus größeren Reihen von Individuen (= Einzelwesen) den Durchschnitt zieht.

So hoch ich die drei genannten englischen Menschenforscher schätze, würde es dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft meines Erachtens eher entsprechen, wenn

man die bisher üblichen Begriffe der sekundären und tertiären Geschlechtscharaktere fallen ließe. Denn als primäres (= die erste Grundlage bildendes) Sexuszeichen kommt eigentlich nur die Geschlechtsdrüse in Frage, ihr gegenüber stehen sowohl zeitlich wie ursächlich alle übrigen körperlichen und seelischen Geschlechtsunterschiede an zweiter Stelle, verhalten sich also sekundär. Das Verhältnis der Geschlechtsdrüse zu den andern näheren und entfernteren Geschlechtsmerkmalen ist im letzten Grunde ganz ähnlich wie das des Gehirns als Zentrum des Nervenlebens zu dem intermediären (= dazwischenliegenden) Rückenmark und den peripheren Nervenbahnen. *Es würde dem tatsächlichen Sachverhalt sehr wohl entsprechen, die Geschlechtsdrüsen als das zentrale Geschlechtsorgan zu bezeichnen, dem die äußeren Geschlechtsmerkmale als periphere und die dazwischen liegenden als intermediäre Geschlechtsorgane gegenüberstehen.*

Zu den peripheren Hilfsorganen der Geschlechtstätigkeit gehört in erster Linie das Organ der Brutpflege, welches den Säugetieren ihren Namen gegeben hat und die Veranlassung ist, auch den Menschen zu diesen zu rechnen: die Brustdrüse, die man passender auch beim Menschen

die Milchdrüse

nennen sollte. Sie ist ein paariges Organ, das ursprünglich, wie alle Geschlechtsorgane, zu denen wir sie trotz ihrer weiteren Entfernung von der Geschlechtsdrüse unbedingt rechnen müssen, bei beiden Geschlechtern gleich angelegt ist.

Bei den meisten Säugetieren, namentlich denen, die eine größere Anzahl Nachkommen auf die Welt bringen, findet sich eine Mehrzahl von Milchdrüsen. Sie liegen im Verlauf einer beiderseitigen Erhebung der Bauchdecke, die man Milchleiste nennt. Daß ursprünglich auch beim Menschen die gleiche Veranlagung vorhanden war, beweist das häufige Vorkommen überzähliger Milchdrüsenreste, kleiner brauner Flecken, Wärzchen und Härchen in symmetrischen (= gleichmäßigen) Abständen. Ich habe in einer meiner früheren Schriften darauf hingewiesen, daß bei femininen Männern diese „Polythelie" (= Vielbrüstigkeit von πολύς = viel und θηλή = Brust) häufiger zu sein scheint als bei ausgesprochen männlichen.

Die Milchdrüse besteht aus etwa 15–20 unter der Haut liegenden Kanälen, die nach der Brustwarze zusammenstrahlen, auf der sie mit kleinen Poren ausmünden. Die einzelnen Kanäle verästeln sich wiederholt und endigen in einer kolbigen Anschwellung. Der Umfang der Anlage dieser Drüsenkanälchen entspricht zunächst dem gefärbten Warzenhof, der die Brustwarze umgibt. Dieser beträgt vor der Reife durchschnittlich 2 cm. Beim Manne erfährt diese Brustdrüsenanlage keine weitere Entwicklung, bildet sich vielmehr mit zunehmendem Alter immer mehr zurück. Beim Weibe dagegen beginnen sich mit dem Herannahen der Geschlechtsreife die Warzenhöfe auszudehnen, und die innere Anlage nimmt an Umfang sehr zu. Außerdem kommt es zu einer starken Fettablagerung zwischen den Drüsengängen.

Dieses Fett wölbt den ganzen Apparat mehr und mehr empor, so daß schließ-

lich die weiblichen Brüste als zwei Halbkugeln hervortreten, die von der dritten bis zur siebenten Rippe reichen, und in der Mitte zwischen sich eine Einsenkung, den Busen, bilden. Man unterscheidet danach an der ausgebildeten Mamma (griech. μάμμα; dieser Fachausdruck für die weibliche Brustdrüse entstammt dem ersten Ruf der „Säuglinge" nach der ihnen gleichbedeutenden Mutter und Mutterbrust) einen drüsigen und einen viel mächtigeren Fettanteil.

Ihre volle Entfaltung erfährt die Milchdrüse erst im Verlauf der Schwangerschaft. Es treten dann lebhafte Wucherungen an dem Kanalsystem ein, die zur Entstehung neuer Verzweigungen mit einer beträchtlichen Vermehrung der Drüsenschläuche führen. Gleichzeitig entwickeln sich auch aus den Epithelzellen (der später für alle Deckzellschichten im Körper gebrauchte Ausdruck Epithel rührt ursprünglich von der Mutterbrust her, die θηλή heißt; in Verbindung mit ἐπι = auf bedeutete das Wort die feine Haut, welche die Brustwarze bedeckt) der Drüsen durch Einlagerung von Fett die Milchkügelchen, wobei der eigentliche Zelleib zugrunde geht und schließlich nur noch ein Fetttropfen vorhanden ist, der von einer ganz feinen, eiweißartigen Hülle umschlossen ist. Diese Fetttropfen liegen in der Milchzwischenflüssigkeit („Molke" oder Milchserum), in der sich nach Entfernung des Butterfetts und Käsestoffs (Kaseïn) hauptsächlich Milchzucker, Salze und Albumine (Eiweißstoffe) finden.

Die Milchabgabe wird durch das Saugen gefördert und dauert bei manchen Völkern bis in das zweite Lebensjahr hinein, bei milchgebenden Tieren wird sie auch durch das Melken unterhalten. Während des Säugens, dessen natürliche Grenze der Durchbruch der „Milchzähne" ist, bleiben Eilösung und Menstruation aus; stillt die Frau nicht, tritt beides wieder ein. Offenbar stehen Mutterleib und Mutterbrust zueinander in einem antagonistischen „Entweder-oder" und nicht in einem synergetischen „Sowohl-als-auch"-Verhältnis.

Die Milchdrüsen tragen sowohl bei den Säugetieren als auch bei den Menschen vor allem dazu bei, die äußere Körperform bei beiden Geschlechtern verschieden zu gestalten. Wir sehen auch, daß Frauen mit männlichem Einschlag ganz im Gegensatz von stark weiblichen Frauen bestrebt sind, die Milchdrüsen möglichst wenig hervortreten zu lassen. Ich kenne mehrere Fälle, in denen solche Frauen die Ärzte bestürmten, ihnen die Milchdrüsen fortzunehmen. Umgekehrt findet man bei femininen, namentlich transvestitischen Männern (= solchen, die weibliche Kleidung anlegen), vielfach nicht nur ein Bemühen, die Brüste „auszustopfen", sondern ein Bestreben, allerlei Apparate (Saugpumpen) anzuwenden, um die kleine männliche Brustanlage zu erhöhen. Mir ist sogar ein Fall bekannt, in dem ein solcher Mann sich Mengen von flüssigem Paraffin in die Gegend der Brustdrüse einspritzte (er hatte von „Paraffinprothesen" – Ersatz von Hautunebenheiten durch erstarrtes Paraffin – gelesen), um weibliche Brustbildung vorzutäuschen. Was ihn hierzu bewog, war nicht „äußerliche Eitelkeit", sondern eine heftige innere Neigung; es war eine Projektion seines Feminismus, eine Erscheinung, die wir an anderer Stelle als „androgynen Drang" bezeichnet haben.

Durch das Wachstum der Brustdrüsen wird nicht nur der Oberkörper der Frau viel voller, sondern die ganze Figur erhält durch die größere Fülle des oberen Rumpfabschnittes, der von dem unteren durch die schmalere „Taille" getrennt ist, ein von der Mannesgestalt erheblich abweichendes Aussehen. Überall gehen die stärkeren Hervorwölbungen des Fettpolsters in sanften Linien in die benachbarten Körperpartien über; diese Abrundung wird durch reichliche Ablagerung von Unterhautfettgewebe verursacht. Die sich darüber spannende Haut ist zarter, feiner und glatter als die männliche. Auch ihr Anhangsgebilde, vor allem

die Haare

sind dünner und weicher; das natürliche Kopfhaar des Weibes ist wesentlich länger, während die Körperbehaarung nur schwach ist, mehr flaumhaarähnlich. Die Schambehaarung, die bei beiden Geschlechtern eins der ersten und sichersten Zeichen beginnender Reife ist, unterscheidet sich bei Mann und Weib nicht nur dadurch, daß die weibliche Behaarung scharf mit der quer verlaufenden Schamfurche abschneidet und die männliche sich nabelwärts fortsetzt, sondern durch die Beschaffenheit jedes einzelnen Haares. Zwar ist nicht nur das männliche, sondern auch das weibliche Schamhaar barthaarähnlich gedreht, markhaltig und im Querschnitt unregelmäßig, aber das männliche ist durchschnittlich ganz bedeutend stärker und länger als das weibliche.

Auch in der Haartracht des Menschen drückt sich mehr von seiner Geschlechtspersönlichkeit aus, als man annehmen sollte, wenn man wahrnimmt, wie sehr sich die Rasur des Mannes und die Frisur des Weibes im Wandel der Zeiten geändert haben. Zwischen der Bartlosigkeit des Mannes als Schönheitsideal der europäischen und amerikanischen Frauenwelt nach ihrem Eintritt in das öffentliche und Erwerbsleben und der ihr zeitlich folgenden Entfernung des langen weiblichen Kopfhaares besteht ein psychologischer Zusammenhang. Wenn mir – was wiederholt vorgekommen ist – die Frage vorgelegt wurde, ob der „Bubikopf" nur eine Mode oder tatsächlich ein Zeichen der „Vermännlichung" der Frau ist, pflegte ich zu antworten: Man muß zwischen denen unterscheiden, die ihn *gemacht,* und denen, die ihn *nachgemacht* haben; bei jenen ist er die Auswirkung eines männlichen Einschlages, bei diesen (mehr oder weniger unbewußt) von männlicher und weiblicher Gefallsucht abhängig; bei jenen ist er durch die *Sekretion,* bei diesen durch die *Selektion* (= Auslese) hervorgerufen; bei jenen wird er sich vermutlich halten, bei diesen ist es sehr unwahrscheinlich.

In Übereinstimmung mit ihrem Körperbau, der der Empfängnis, der Aufbewahrung und Ernährung des Kindes so vortrefflich angepaßt erscheint, ist auch im Geschlechtsleben die Frau der aufnehmende, empfangende, hingebende, dem gebenden, zeugenden, angreifenden Partner entgegenstrebende Teil.

In alten Mysterien war *Incubus* der männliche und *Succuba* der weibliche Geist; „Incubus", hergeleitet von in = hinein oder auf und cumbere = liegen, bedeutet das obenaufliegende, Succuba, von sub = unten abgeleitet, das untenliegende Wesen. Die Lage sollte

nach der Vorstellung der Mystiker zugleich auch die männliche Überlegenheit und weibliche Unterlegenheit ausdrücken. Das umgekehrte Verhältnis, die Frau als Incuba und der Mann als Succubus, besagte, daß ein männlicher Geist in das Weib, ein weiblicher in den Mann gefahren sei. Diese alten Mysterien bieten darum ein so hohes psychologisches Interesse, weil tatsächlich auch die instinktive (= triebartige) Neigung für bestimmte Lagen und Stellungen im Sexualverkehr dem Kenner manches für den männlichen oder weiblichen Sexualeinschlag im Menschen verrät.

Zur Auf- und Erziehung der Kinder neigt die Frau auch über Schwangerschaft, Geburt und Laktation (= Stillzeit) hinaus in höherem Maße als der Mann; mit der Sorge für die „Nesthäkchen" hängt eng die für das Nest selbst zusammen, für Haus, Hof und Herd, während der Mann „hinauszieht ins feindliche Leben". Namentlich erwuchs in der Pflege des Herdfeuers in alten Zeiten der „Haus-frau" (man beachte den Ursinn des Wortes) eine wichtige Aufgabe. Wenn man auch zugeben muß, daß der Mann seine Machtbefugnisse dem Weibe gegenüber weit überschritten hat, so wird man gerechterweise doch nicht in Abrede stellen können, daß dieser mütterlich-hausfrauliche Charakter des Weibes ihm sein triebhaftes Vorgehen sehr erleichtert hat.

Es kam hinzu, daß entsprechend ihrem Liebesleben die Frau auch im sonstigen Geistesleben durchschnittlich empfangsbereiter, eindrucksfähiger, gefühl- und gemütvoller, duldsamer und empfindsamer (verwundbarer) als der Mann ist. Dieser ist „dickfelliger", und zwar gilt auch dies körperseelisch, denn nicht nur die männliche Haut wird derber und rauher als die weibliche, auch seine Seele ist härter wie die des „absoluten" Weibes.

Da die Fettpolsterung in der Brust- und Hüftpartie in Wegfall kommt, überhaupt die allgemeine Fettablagerung wohl auch infolge der größeren Aktivität eine geringere ist, erscheinen die männlichen Körperlinien nicht so weich und rund wie bei der Frau, vielmehr treten die an und für sich stärkeren Knochen und Muskeln merklicher, abgesetzter hervor. Der ganzen Sexualsphäre unabhängiger gegenüberstehend ist ihm dadurch von Natur mehr Spielraum gegeben, seine sonstigen Körper- und Geisteskräfte stärker zu entwickeln. Er erscheint daher im allgemeinen als der unternehmendere, unstetere Mensch — auch hier ist immer nur vom absoluten Mannestyp die Rede —, während ihm viel häufiger als dem Weibe der Sinn für das Anschmiegende, Anmutige, Zierliche und Zarte, auch der feine Farben- und Formensinn fehlt. Es beruht auf feiner Beobachtung, wenn *Goethe* im II. Teil des „Faust" die Gärtnerinnen sagen läßt:

„Das Naturell der Frauen
Ist nah mit Kunst verwandt."

Die besonderen Geschlechtseigentümlichkeiten, welche beim Manne mit dem Reifen der Keimzellen auftreten, stehen nicht in so enger Beziehung mit der Fortpflanzung wie die Menstruation und Brustdrüsenentwicklung, sie sind vielmehr nur Veränderungen und Verstärkungen allgemeiner Körpereigenschaften. Vor allem kommt hier

in Betracht. Dieselbe verstärkende Wirkung, wie das Gynäzin auf die Brustdrüsen des Weibes hat, übt das Andrin auf den Kehlkopf des Mannes aus. Innerhalb der kurzen Zeit von 8–10 Wochen ändert sich während der Pubertät die Ausdehnung der männlichen Stimmwerkzeuge vollständig. Die Stimmritze des Knaben wächst in dieser Lebensperiode im Verhältnis von 5 : 10. Auch die weibliche nimmt zu, aber nur im Verhältnis von 5 : 7.

Die verlängerten Stimmbänder tönen tiefer; der junge Mensch bemüht sich, die Stimme in der gewohnten Höhe hervorzubringen, spannt die Stimmbänder an und unterstützt die Spannung durch verschärfte Atmung. Es gelingt anfangs nicht, den Atmungsapparat den veränderten Stimmbändern anzupassen – nur fallend lernt das Kind laufen –, so „schnappt" die Stimme infolge der nicht angepaßten Spannung zunächst „über". Erst allmählich wird durch Gewohnheit erreicht, daß die Stimme nicht mehr „umschlägt". Oft leidet durch diese erhöhte Anstrengung der empfindsame Kehlkopf. Es treten während des Stimmwechsels, der auch als Stimmbruch oder Mutation bezeichnet wird, akute Katarrhe mit Heiserkeit auf, die chronisch werden können, wenn die Stimme, vor allem die Singstimme nicht genügend geschont wird.

Äußerlich tritt die Verlängerung der Stimmbänder durch Vordrängen des „Adamsapfels" zutage (der seinen Namen weniger nach dem biblischen Adam, als nach dem arabischen Ausdruck für Mann = Adam hat). Die Veränderung der Singstimme in dieser Zeit veranschaulicht eine Statistik, welche *Behnke* und *Browne* an Schülern und Schülerinnen eines Seminars anstellten:

34	Knaben,	die früher	Sopran	sangen,	bekamen	Tenorstimme
55	„	„	„	„	„	Baßstimme
65	„	„	Alt	„	„	Tenorstimme
10	Mädchen,	„	Sopran	„	„	Kontraalt
16	„	„	„	„	„	Mezzosopran
5	„	„	Mezzosopran	„	„	Kontraalt.

Mit diesen Unterschieden ist die Besonderheit männlicher und weiblicher Eigenart bei weitem noch nicht erschöpft. Würden wir jeden einzelnen Teil des menschlichen Körpers in seinem Bau und seinen Aufgaben durchgehen, so würde sich überall eine, wenn auch noch so geringe Verschiedenheit in der Durchschnittsbeschaffenheit der Geschlechter nachweisen lassen, die freilich immer nur auf ein *Plus* oder *Minus* (= ein *Mehr* oder *Minder*) hinausläuft.

So beträgt – um einige Beispiele herauszugreifen – die mittlere Größe des Mannes in Deutschland 170 cm, die des Weibes 160 cm. Wie der Längenunterschied etwa 10 cm, beträgt der Gewichtsunterschied durchschnittlich 10 kg (etwa 60 kg Durchschnittsgewicht beim Weibe, etwa 70 kg beim Manne). Über das Verhältnis von Ober-

und Unterlänge, Schulter- und Hüftbreite war bereits im vorigen Kapitel (S. 401) die Rede; hier sei nur noch einmal kurz daran erinnert, daß die Länge des Rumpfes bei den Frauen im Verhältnis zu den Beinen größer ist als bei den Männern (was wohl auf das breite Becken zurückzuführen ist); während beim männlichen Geschlecht die Rumpflänge etwa 35,9 % der Körperlänge beträgt, beläuft sie sich beim Weibe durchschnittlich auf 37,8 % der Körpergröße. Infolgedessen erscheinen die Frauen beim Sitzen größer als gleichgroße Männer und machen einen kleineren Eindruck in Männer- als in Frauenkleidern, was allerdings auch daher kommt, daß das Gewand ihres Unterkörpers im Gegensatz zu dem männlichen Beinkleid gleichmäßig bis zur Taille hinaufreicht, so daß die relative (= verhältnismäßige) Kürze der Beine unsichtbar bleibt. Auch der mehr wiegende trippelnde Gang des Weibes und der mehr schreitende „stramme" des Mannes unterscheiden sich.

Der Mann hat durchschnittlich (nach *Bischoff*) 41,8 % Muskelgewebe und 18,2 % Fettgewebe, die Frau dagegen nur 38,8 % Muskel-, dafür 28,2 % Fettgewebe. In den Wechseljahren (zwischen 40 und 50) nimmt diese Fettentwicklung noch zu. Insgesamt ist das Durchschnittsgewicht der männlichen Muskulatur etwa 25 kg, der weiblichen 15 kg. Die Kraft der Frauenhand erweist sich, mit dem Dynamometer gemessen, etwa um ein Drittel kleiner als die des Mannes; er kann etwa das Doppelte seines Gewichtes tragen, die Frau etwa die Hälfte des ihrigen.

Die Handschrift spielt als psychophysischer (= körperseelischer) Geschlechtsunterschied eine nicht unbeträchtliche Rolle. Der Graphologe unseres Instituts, Karl *Besser*, gibt folgende Gegenüberstellung: Seitdem man die Handschrift als ein Mittel, den Charakter des Menschen unvoreingenommen zu erkennen, verstehen lernte, versuchte man auch den

Beziehungen zwischen Geschlecht und Handschrift

auf den Grund zu gehen. Hierbei werden an den Graphologen vor allem immer wieder drei Fragen gestellt: 1. Ist die Geschlechtszugehörigkeit des Menschen aus der Handschrift zu erkennen? 2. Wie verhält es sich mit der Artung des Triebleben? 3. Läßt sich aus der Handschrift beurteilen, ob zwei Menschen gut zueinander passen, um eine Ehe einzugehen?

Über die beiden letzten Fragen wird noch an späterer Stelle zu sprechen sein. Zur Beantwortung der ersten Frage muß man sich kurz das Wesen der Lehre von der Handschriftdeutung vergegenwärtigen: Die Handschrift besteht aus zwei verschiedenen Auswirkungen: 1. aus dem sich ziemlich gleichbleibenden Schema der Schulschrift – sozusagen dem Generalnenner aller Handschriften, vermöge dessen man sie überhaupt erst miteinander vergleichen kann, und 2. *der persönlichen Ausführung dieses Schemas, welche jeder Mensch verschieden vollzieht, und zwar in einer für seine seelische Persönlichkeit äußerst bezeichnenden Weise.* Die Tätigkeit des Schreibens wird damit zu einer *Ausdrucksbewegung* des Seelenlebens.

Wenn wir bedenken, daß es nicht selten Menschen gibt, deren Seelenleben mit der äußerlichen körperlichen Beschaffenheit ihrer Geschlechtsmerkmale im Widerspruch steht, zum Beispiel Männer mit mehr weiblichem, Frauen mit mehr männlichem Seelenleben, so wird es uns nicht verwundern, daß die Handschrift als Ausdruck der *Seele* nicht ohne weiteres auf den rein *körperlichen* Sachverhalt der Geschlechtszugehörigkeit schließen läßt. Wenn dies trotzdem vielfach geschieht, so beruht das darauf, daß in den weitaus meisten Fällen der Charakter mit der Geschlechtszugehörigkeit zusammenfällt, die Wahr-

scheinlichkeit eines richtigen Treffers bei dem Rückschluß vom weiblichen Charakter, der sich etwa in einer Handschrift zeigt, auf weibliches Geschlecht demnach viel größer ist als die eines falschen Treffers. Die Handschrift gibt aber nur ein Bild des *Charakters*, den man im Einzelfall dann als einen mehr männlichen oder weiblichen bezeichnen mag — wenngleich man hierbei natürlich auch keine scharfen Grenzen ziehen kann — *nicht aber ist sie ein sicherer Beweis für die körperliche Geschlechtszugehörigkeit.* Als Geschlechtsmerkmal kommt ihr damit dieselbe relative Bedeutung zu wie allen andern Geschlechtsmerkmalen, das heißt im *Durchschnitt* sind die Handschriften der Frauen in einer ganz entsprechenden Weise von den Handschriften der Männer verschieden, wie es der Charakter der Frauen von dem der Männer ist. Hauptsächlich sind dabei folgende Unterschiede zu erwähnen: durchschnittlich stärker beim Mann ist der Druck in der Handschrift als Ausdruck des Willens und der Tatkraft, mehr ausgeprägt bei der Frau sind Zartheit der Strichführung und Rundung der Bindungsform zwischen Grund- und Haarstrich als Ausdruck des feineren Gefühlslebens und stärkerer gemütlicher Beeinflussung durch äußere Eindrücke. In ähnlichem Sinne zu deuten ist die durchschnittliche größere Unregelmäßigkeit und Schräglage in Verbindung mit größerer Langsamkeit der Strichführung. Das letztgenannte Merkmal leitet über zu der vorwiegenden Passivität der Frau im Leben gegenüber der Aktivität des schneller und lebhafter schreibenden Mannes. Auch die Tatsache, daß weibliche Schriften sich durchschnittlich weniger vom Schulschema entfernen als männliche, dürfte mit der mehr rezeptiven (= innerlich aufnehmenden) Natur der Frau im Gegensatz zur mehr produktiven (= neu schaffenden) des Mannes zusammenhängen. Die Größenunterschiede der Kurz- und Langbuchstaben sind bei der Frau etwas geringer als beim Manne: der Ausdruck der beim Manne oft größeren Spannung zwischen Streben und Erreichenkönnen. Nicht zu verwechseln ist dies mit der Größe der Kurzbuchstaben als solcher, welche uns nicht geschlechtlich verschieden zu sein scheint. Schließlich ist noch die bei der Frau stärkere Betonung der nach links laufenden Schriftbewegungen und der geschlossenen Formen hervorzuheben, was auf eine stärkere Entwicklung instinktiver Ichtriebe deutet, wobei es ein Fehler wäre, dies irgendwie vom moralischen Standpunkt werten zu wollen.

Im Blute finden wir beim Manne in 1 cmm 5 Millionen, bei der Frau 4—4½ Millionen roter Blutkörperchen. Der Gehalt an Blutfarbstoff beträgt beim Manne 14,5%, bei der Frau 13,2%, das männliche Herz schlägt durchschnittlich 72mal, das weibliche 80mal in der Minute.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier den durchschnittlichen Geschlechtscharakter aller körperseelischen Zeichen für sich besprechen. Die Schlußfolgerung, zu der ich bereits vor langer Zeit in meinen „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" und den „Geschlechtsübergängen" gelangte, daß sich der geschlechtliche Durchschnittscharakter wohl bis auf jede einzelne Körperzelle erstrecken dürfte, haben die scharfsinnigen Forschungen, welche in neuerer Zeit *Wilson, Rabl, Boveri,* van *Beneden* u. a. über den verschiedenen Chromosomenbestand männlicher und weiblicher Zellen angestellt haben, vollauf bestätigt.

Nur zwei der auffälligsten und am meisten erörterten Geschlechtsunterschiede seien zum Schluß dieses Kapitels noch in Kürze behandelt: ein mehr offensichtliches im oberen Rumpfabschnitt und ein mehr verborgenes im Haupte des Menschen, der Atmungs- und Gehirnunterschied.

Als ein wichtiges Geschlechtsmerkmal gilt im allgemeinen

der Atmungsunterschied.

Wir unterscheiden zwei Atmungstypen: die Brustatmung, die hauptsächlich durch Hebung der Rippen erfolgt, und die Bauchatmung, die im wesentlichen durch Bewegungen des Zwerchfells hervorgerufen wird. Während der Mann normalerweise Bauchatmung zeigt und erst bei erhöhtem Sauerstoffbedürfnis die Brustatmung hinzunimmt, ist umgekehrt bei der Frau die Brustatmung, mit nur ganz geringer Beteiligung der Bauchatmung, das gewöhnliche. Durch das bedeutende Überwiegen der Brustatmung entsteht bei der Frau der Eindruck des „wogenden Busens".

Die Ansicht, daß wir in der Brustatmung der Frau ein Kulturerzeugnis zu sehen haben, indem die nun ja glücklicherweise so ziemlich überwundene Unsitte des Schnürens durch das Zusammenpressen der Bauchorgane die Ausdehnung des Zwerchfells unmöglich machte, scheint insofern etwas für sich zu haben, als bei den Naturvölkern die Bauchatmung bei beiden Geschlechtern in gleicher Weise angetroffen wird. Doch ist beim Weibe wohl an und für sich eine erhöhte Tendenz zur Brustatmung wahrscheinlich, da durch die raumbeengende schwangere Gebärmutter die Zwerchfellatmung behindert wird; es ist denkbar, daß dann schließlich auch nach der Geburt aus Gewohnheit trotz der weggefallenen Hindernisse noch die Brustatmung beibehalten wurde, woraus sich dann im Laufe der Zeiten die Geschlechtsbegrenzung dieses Atmungstypus herausgebildet hat.

Von denjenigen, welche den Standpunkt vertreten, daß die Frau in ihrer geistigen Leistungsfähigkeit nicht dem Manne gleichwertig anzusehen ist, wird regelmäßig auf das zahlenmäßige Verhalten desjenigen Organs hingewiesen, das bereits im Altertum als der Sitz alles geistigen Lebens angesehen wurde: des in seiner knöchernen Umhüllung, der Schädelkapsel, ruhenden Gehirns.

Der Gehirnunterschied der Geschlechter

beweise, meint man, doch „klar und deutlich" die „Unterwertigkeit der Frau, die Überlegenheit des Mannes". Wie verhält es sich nun damit in Wirklichkeit?

Homer, dessen Gesänge 900–800 v. Chr. in Ionien enstanden, suchte den Sitz des Seelenlebens noch im Zwerchfell, während das etwa aus derselben Zeit stammende älteste Denkmal der indischen Literatur, die Vedas, bereits die Seele in das Haupt des Menschen verlegten. In einem späteren Werke der Inder (von *Susruta*), welches aus der Zeit der Gründung des Buddhismus (550–500 v. Chr.) stammt, wurde allerdings wieder das Herz als Organ des Denkens angegeben. Der etwa um dieselbe Zeit lebende griechische Naturphilosoph *Pythagoras* (584–504 v. Chr.) jedoch verlegte den denkenden Teil der Seele in das Gehirn, den fühlenden in das Herz. Etwa 100 Jahre nach ihm lebte *Hippokrates,* der bedeutendste Arzt des Altertums. Die Ansichten, welche dieser über das Gehirn als das beherrschende Organ des gesamten Seelenlebens geäußert hat, verdienen unsere höchste Bewunderung, wenn wir berücksichtigen, wie weitgehend sie mit dem übereinstimmen, was erst über zwei Jahrtausende später durch die feinen Instrumente und Unter-

suchungsmethoden der Neuzeit erhärtet wurde. *Hippokrates* schreibt in seiner Abhandlung über die Epilepsie: „Die Menschen müssen einsehen, daß unsere Freude und unsere Lust, unser Lachen und unser Scherzen, unsere Trauer und unser Zorn, unsere Verstimmung und unser Weinen nur aus dem Gehirn stammt; *durch das Gehirn denken und verstehen, sehen, hören und erkennen wir.*"

Daß die Summe der Intelligenz zur Masse und Oberfläche in einem bestimmten Verhältnis steht, lehrt eine vergleichende Betrachtung des Großhirns in der Wirbeltierreihe, das von den Fischen über die Kriechtiere und Vögel hinweg bis zu den Säugetieren nicht nur an Masse ständig zunimmt, sondern auch immer größere Ausbildung der Oberflächenwindungen zeigt, wodurch die graue Hirnrinde ebenfalls eine erhebliche Vergrößerung erfährt. Ist so schon durch das unterschiedliche anatomische Verhalten des Gehirns der große Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Seelenleben verständlicher geworden, indem er zugleich die Abhängigkeit dieses von jenem zeigt, so finden wir dieselben Beziehungen auch noch innerhalb der Gattung Mensch.

Das Gehirngewicht der primitiven Völker bleibt hinter dem der Kulturvölker ganz erheblich zurück. Aber nicht nur zwischen einer aufsteigenden Kultur und ihren Trägern besteht ein bestimmtes Verhältnis im Sinne einer Höherentwicklung des Gehirns, sondern, wie *Sergi* an Schädeln von Römern aus der Kaiserzeit und denen jetzt lebender Piemonteser zeigen konnte, geht die Schädelkapazität (= Fassungskraft) mit dem Niedergang einer Kultur ebenfalls zurück. Endlich übertreffen die Hirngewichte der geistigen Arbeiter die Durchschnittsgewichte der betreffenden Bevölkerung.

Ähnliche Unterschiede finden wir nun auch bei Mann und Frau. Der kleinere weibliche Schädel der europäischen Frau hat im Mittel nur eine Kapazität von 1300 ccm, während die des Mannes eine solche von 1450 ccm hat; die zur Aufnahme des Gehirns dienenden Hohlräume verhalten sich also wie 100 : 88,8. Entsprechend der räumlichen Ausdehnung bleibt nun auch das weibliche Gehirn an Gewicht beträchtlich hinter dem des Mannes zurück, und zwar um etwa 120 Gramm. Dieses quantitative Minus beträgt sogar schon beim weiblichen Neugeborenen etwa 50 Gramm. Außer dem Größen- und Gewichtsunterschied zeigen männliches und weibliches Gehirn auch in der Modellierung des Oberflächenreliefs auffallende Abweichungen, indem der Windungsreichtum des männlichen Gehirns den des weiblichen bedeutend übertrifft. Wie tief dieser Unterschied in der Sexualkonstitution verankert ist, zeigen die entwicklungsgeschichtlichen Befunde, wonach bereits in fötaler Zeit, nach *Rüdinger* bereits im 7. und 8. Monat, das weibliche Gehirn an Wachstumsintensität erheblich hinter dem männlichen zurückbleibt. Besonders die Furchung des Scheitellappens, die am männlichen Gehirn besonders in die Augen springt, erscheint beim gleichaltrigen weiblichen noch auffallend glatt und einfach.

Ob man nun wirklich berechtigt ist, aus diesen Daten eine körperseelische Minderwertigkeit der Frau gegenüber dem Manne zu folgern, erscheint vom biologisch-

anatomischen Standpunkt sehr zweifelhaft. *Die Fähigkeit der Organismen, ein besonders stark beanspruchtes Organ auch stärker auszubilden und bei Nichtgebrauch wieder verkümmern zu lassen, was zum Beispiel von der Muskulatur allgemein bekannt ist, gilt jedenfalls auch vom Gehirn.* Wenn wir sehen, daß mit steigender und sinkender Kulturhöhe auch Schädelkapazität und Hirngewicht Schritt halten, so ist die Annahme ohne weiteres berechtigt, daß auch das weibliche Gehirn die Möglichkeit einer erheblichen Entwicklungssteigerung in sich trägt (hat doch sogar die Gehirnentwicklung der amerikanischen Neger seit der Aufhebung der Sklaverei eine rapide Beschleunigung erfahren).

Aber auch trotz der heute noch bestehenden anatomischen Unterschiede, die scheinbar zuungunsten der Frau sprechen, muß man angesichts der großen Fähigkeit, mit der sie sich so schnell die Berufe erobert hat, die bis vor ganz kurzer Zeit ein Monopol des männlichen Geschlechts waren, ihr ein hohes Maß von Intelligenz und Entwicklungsfähigkeit zusprechen. Und so gilt vorläufig wohl auch noch für uns die Antwort jenes jungen Mädchens, das dem Zoologieprofessor in der Biologiestunde auf die Frage: Und was müssen Sie aus der Tatsache des kleineren weiblichen Gehirns schließen? antwortete: *Daß es nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt.* Die schlagfertige Studentin, in deren Antwort gleich eine Bestätigung ihres Inhalts lag, sagte eigentlich damit nichts anderes als Napoleon in seinen „Denkwürdigkeiten von St. Helena" (herausgegeben von dem Grafen von *Las Cases*, deutsch, Stuttgart und Tübingen 1825, Bd. V, Seite 61), wo er sich mit der „germanischen Träumerei" des Phrenologen *Gall* (geb. 1757 zu Tiefenbrunn bei Pforzheim, gest. 1828 in Paris) auseinandersetzt; er bemerkt hier: „Eine große Stirn mit vielem Hirn enthält zuweilen kleine Ideen, während eine große Intelligenz in einem kleinen Hirn thront."

Was ist nun das Gesamtergebnis alles dessen, was wir von den Geschlechtsunterschieden aussagen konnten? Es läßt sich dahin zusammenfassen, daß jeder, auch der kleinste Teil in Körper, Seele und Geschlecht des Menschen männlich oder weiblich betont ist – je nach dem Grade einer durchschnittlich bald beim Manne, bald beim Weibe stärkeren oder schwächeren Ausbildung.

Dieser Ausbildungsgrad ist nicht von den äußeren Geschlechtszeichen – den Genitalien – abhängig und läuft auch diesen keineswegs immer parallel. Vielmehr steht hinter beiden – sowohl der Entwicklungsstufe der äußeren Geschlechtscharaktere als aller übrigen körperlichen Geschlechtszeichen – der gleiche gemeinschaftliche Ursprung, die gleiche gemeinsame Ursache. Welches diese ist, erscheint zwar noch nicht in allen Einzelheiten geklärt, doch steht soviel fest, daß für die Entstehung der Geschlechtspersönlichkeit in ihrer Gesamtheit in erster Linie *Erblichkeitsgesetze*, der von dem Drüsensystem getragene *innere Chemismus* maßgeblich sind. Darüber Näheres in den nächsten Kapiteln.

Hier nur, daß wir auch in bezug auf die bisher übliche Auffassung der Ge-

schlechtspersönlichkeit und damit des männlichen und weiblichen Menschen in mehr als einer Hinsicht umlernen müssen. Vor allem bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß es in der Menschenbeurteilung nicht sowohl auf den Geschlechtscharakter als auf den Individualcharakter ankommt, nicht auf das Mann- oder Weibsein, sondern auf das Menschsein, auf die Persönlichkeit, von der *Goethe* im „Westöstlichen Divan" (Suleika Nr. 22) sagt, daß sie „höchstes Glück der Erdenkinder" sei. *Die jeweilige Mischung männlicher und weiblicher Elemente in Körper, Seele und Geschlecht,* aus welcher die Persönlichkeit als ein Ganzes emporwächst, *bestimmt ihren Wert, bestimmt ihre Welt.* In diesem Sinne sind auch die Worte zu verstehen, die sich in *Schleiermachers* „Katechismus der Vernunft für edle Frauen" finden:

„Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war,
ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm."

Im Grunde genommen ist *jedes Individuum* (= Einzelwesen) *ein Typus für sich.* Immerhin gibt es Individuen, die viel Übereinstimmendes, Gemeinsames, Verwandtes, Ähnliches aufzuweisen scheinen. Sie lassen sich in größere und kleinere Typenkreise zusammenfassen, unter denen

der Typus Mann und der Typus Weib

den größten Umfang haben. Aber jeder dieser Typenkreise zerfällt nach unendlich vielen Gesichtspunkten in unendlich viele Untergruppen, bis wir immer wieder am Individuum enden. Ich greife einige ganz beliebige Typenkreise heraus: Der Typus des Familienvaters, des Staatsmannes, des Sportsmannes, des Künstlers, des Gelehrten, der Typus der treuen Kameradin, der „Gretchen"-Typus, der Typus der Salondame, der „grande amoureuse", wie er durch *Ninon de Lenclos,* der Typus der Herrscherin, wie er durch *Katharina die Große* und *Maria Theresia,* der Typus der Künstlerin, wie er durch Charlotte *Wolter,* Eleonore *Duse,* Sarah *Bernhard* und viele andere verkörpert wird.

Noch fehlt uns eine groß angelegte, von modernen Anschauungen getragene *Typologie,* die freilich ganz anders beschaffen sein müßte wie unsere derzeitige „Rassenbiologie", mit deren Vertretern wir uns noch im eugenischen Kapitel auseinandersetzen werden. Vor allem heißt es hier, ohne Werturteile werten, eine schwierige, aber würdige Aufgabe, die nur jemand lösen wird, der noch über das Wort hinausgehen kann, das man im Siegelring des Philosophen *Leibniz* geprägt fand: „Je ne méprise presque rien" (= ich mißachte fast nichts). Er müßte in diesem Wahlspruch nämlich noch das Wörtchen „fast" weglassen und die Mißachtung keiner durch die Achtung jeder Persönlichkeit ersetzen, ja er müßte noch einen weiteren, beinahe schon unerfüllbaren Schritt tun, und sich statt auf den Boden der Achtung, auf den der Gleichachtung stellen.

Es trifft zwar nicht zu, was Heinrich *Heine* einmal gemeint hat: „Alle Menschen gleich geboren, sind ein adliges Geschlecht." Wir sind nicht alle gleich, sondern sehr verschieden geboren, aber dadurch, daß sich das Leben eines jeden nach dem richtet,

was in ihm ist und was um ihn ist, können doch alle, ob Mann ob Weib, ob alt ob jung, die *gleiche Achtung* beanspruchen.

Nur für eine unter den vielen Geschlechtstypen scheint mir eine Ausnahme am Platz: das ist das mütterliche Weib. Die echte Mutter ist tatsächlich unter allen Menschentypen das vollendetste Geschöpf. Es gibt keinen erhabeneren und ergreifenderen Anblick als den einer Mutter, die ihr Neugeborenes im Arm hält, keinen mächtigeren Eindruck als den einer Mutter, die – und die echten Mütter gleichen ihr fast alle — wie Klytämnestra (in der „Elektra" des Sophokles) sagt:

Der Mutter Lieb' ist mächtig,
Wenn ihr Böses auch geschah;
Sie kann nicht hassen,
Den ihr Schoß gebar.

In extremster Weise behandelt den gleichen Gedanken eine alte bretonische Volkslegende, die der Dichter *Richepin* aufgezeichnet, Paul *Heyse* ins Deutsche übersetzt, *Fragerotte* vertont und die Pariser Vortragskünstlerin Yvette *Guilbert* auch in Deutschland bekannt gemacht hat. Sie heißt: „La Glu". Dieser Ausdruck, vom gleichen Stamm wie das griechische *γλία* und das deutsche Kleister, bedeutet *Klebstoff* und dann jedes Ding, an dem man „klebt", von dem man nicht lassen kann; daher auch eine Liebe, die so fest hält, daß man sich nicht von ihr befreien kann. So spricht der Dichter F. de *Neufchâteau* von jemanden, der so fest „dans la glu du tendre amour" (= in dem Leim zärtlicher Liebe) sitzt, daß er sich nicht mehr herauszuziehen vermag. Der Inhalt des bretonischen Volksliedes, welches den Unterschied zwischen Mutterliebe und erotischer Leidenschaft kennzeichnen will, ist entsetzlich. Ein Jüngling hat sich in ein grausames Mädchen verliebt. Trotz ihrer abweisenden Härte kann er nicht von ihr lassen und erklärt sich bereit, ihr jedes Opfer zu bringen, das sie von ihm verlange. „So bringe meinem Hunde das Herz deiner Mutter," antwortet sie mit verächtlichem Hohn. Da wird der Jüngling zum Muttermörder. Als er zu dem Mädchen zurückläuft, stolpert er über einen Stein und stürzt. Da hört er, wie das Herz weinend spricht:

„Et le cœur disait, en pleurant:
T'es-tu fait mal, mon enfant?"

(hast du dir auch nicht weh getan, mein Kind?) Ich habe in meiner Gerichtspraxis noch keinen Muttermörder gesehen, aber oft fielen mir diese Worte ein, wenn ich bei Mördern und anderen Schwerverbrechern, die ich zu begutachten hatte, Briefe las, die sie von ihren Müttern erhalten hatten; fast nie war in ihnen ein Vorwurf vorhanden; nur Mitleid und Klage; keine Anklage, auch keine Klage über ihr eigenes Leid, sondern nur über das Los des Sohnes, der zum Verbrecher geworden war. Erst vor kurzem erzählte mir ein Untersuchungsrichter von einem Brief, den ein Mädchenmörder von seiner Mutter erhalten hatte; er enthielt nur die wenigen Worte: „Tue Dir nichts an, mein Sohn, das wäre mein größter Schmerz, und entziehe Dich nicht Deinen irdischen Richtern, die Dir die Möglichkeit geben, Deine Schuld su sühnen, und vertraue, daß Deine Mutter Dein schweres Schicksal mit Dir fühlt und Dir helfen wird, es zu tragen."

Wer da von Sentimentalität oder „Affenliebe" spricht, tut Unrecht. Sicherlich liegt in Mutterleid und Mutterglück, Mutterfreude und Mutterschmerz viel Animalisches (= Tierisches). Die Menschenmutter nimmt in dieser Beziehung keine Sonder-

stellung ein. Aber ruht ihre überragende Größe nicht vielleicht gerade in diesem Elementaren: *Jede Mutter ein Stück Mutter Erde* – nicht nur in ihrer Fruchtbarkeit, sondern in ihrer selbstlosen, unendlichen Sorge und Treue.

Jedenfalls gleicht an Würde und Höhe kein Menschentypus dem wahrhaft mütterlichen Weibe – ihr gebührt der Vorrang. Sollten wir nicht schon deshalb in der Geschlechtlichkeit etwas Edles und Reines sehen, weil sie es ist, in der die Mütterlichkeit wurzelt und gipfelt. Freilich ist nicht jede Mutter ein mütterliches Weib, aber auch nicht jedem mütterlichen Weib ist Mutterglück beschieden. Auch hier klafft zwischen Natur und Kultur eine Menschheitswunde.

XI. KAPITEL

Das Zwischengeschlecht

Die konstitutionelle Bedingtheit der Homosexualität

Motto:

So ist Natur — ein Buch lebendig
Unverstanden, doch nicht unverständlich.
Goethe.

Im Jahre 1913 veröffentlichte Ernst *Haeckel* in unseren „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" (Jahrgang XIII, Heft 3) eine seiner letzten Arbeiten unter der Überschrift: „*Gonochorismus* (von γόνος = Geschlecht und χωρίζειν = trennen) und Hermaphroditismus". In ihr übertrug er sein „biogenetisches Grundgesetz", das ihn für alle Zeiten in die erste Reihe der Naturforscher stellt, auch auf die Geschlechtsentwicklung. Dieses Naturgesetz (von ihm auch Palingenese genannt von πάλιν = wieder) lautet: Die Ontogenie ist eine gedrängte Phylogenie, d. h. die Entwicklungsgeschichte des Einzelnen (= τὸ ὄν) ist eine abgekürzte Stammesgeschichte (φυλή = Stamm) oder: Das Individuum jeder Art wiederholt in seiner Entwicklung in gedrängter Kürze die Entwicklungsstufen aller unter ihm stehenden Arten, aller seiner Vorfahren von den Einzellern bis zu der Tierreihe, in der es selber steht.

Für das Sexualgebiet lautet das Gesetz: *Der stammesgeschichtliche Weg von der Eingeschlechtlichkeit zur Zweigeschlechtlichkeit wiederholt sich einzelgeschichtlich. Haeckel* selbst beendet die erwähnte Abhandlung mit den Sätzen: „Wir dürfen schließen, entsprechend dem allgemeingültigen biogenetischen Grundgesetz, daß auch die älteren Vorfahren der Wirbeltiere Hermaphroditismus besaßen, und daß im Laufe ihrer Phylogenese die sexuelle Arbeitsteilung allmählich zu dem jetzt herrschenden Gonochorismus geführt hat."

Das Merkwürdige ist hier nur: die Vermischung der Geschlechter hat immer wieder die Trennung der Geschlechter und die Geschlechtertrennung die Geschlechtervermischung zur Voraussetzung. Mit diesem ewigen Wechsel des Aus- und Zueinander hängt eng die Tatsache zusammen, daß ein anderes großes Naturgesetz:

natura non facit saltum

(Die Natur macht keinen Sprung)

auch hinsichtlich des Übergangs vom Hermaphroditismus zum Gonochorismus, sowohl für die Entwicklungsgeschichte *aller* Arten als *jeder* Art voll und ganz seine Gültigkeit behalten hat. Dieses Axiom (= Grundsatz) stammt nicht, wie vielfach angenommen wird, aus dem Altertum, sondern findet sich in dieser Form zuerst bei Karl von *Linné* in seiner (1751 zu Stockholm erschienenen) „Philosophia botanica" (Nr. 77). Denselben Gedanken hat aber schon vorher *Leibniz* in seinen 1704 verfaßten und 1765 herausgegebenen „Nouveaux essais" (Neue Aufsätze) ausgedrückt, wo es (IV. 16, S. 302) heißt: „Tout va par degrées dans la nature et rien par sauts" (in der Natur geht alles stufenweise, nichts sprungweise). Vor ihm hatte Amos *Comenius,* der berühmte tschechische Pädagoge, in der — 1638 zu Breslau veröffentlichten — Schrift: „De sermonis latini studio" (Bl. A. 50) gesagt: „Natura et ars nusquam saltum faciunt, nusquam ferunt" (= die Natur und Kunst machen nie

einen Sprung und werden ihn nie machen), und bereits 1613 in „Discours véritable de la vie du géant Theutobocus“ (var. hist. et litt. IX. 247) sagte er: „Natura in operationibus suis (= in ihren Arbeiten) non facit saltum.“

Es sind also die drei großen Gelehrten auf philologischem, philosophischem und naturwissenschaftlichem Gebiet, *Comenius, Leibniz* und *Linné*, welche dieses Naturprinzip, dessen ganz außerordentliche Bedeutung auch zur Zeit noch nicht voll gewürdigt ist, im 17. und 18. Jahrhundert, wenn vielleicht auch nicht als erste aufgefunden, so doch in schärfster Form zum Ausdruck brachten.

Betrachten wir unter dem Gesichtspunkt dieser beiden Naturgesetze, *des biogenetischen Grundgesetzes und des Übergangsgesetzes*, noch einmal kurz zusammenfassend das im vorigen Kapitel über die Geschlechtsunterschiede Ausgeführte, so ergibt sich folgendes: Ein vollkommen weibliches, „absolutes“ Weib wäre ein solches, das nicht nur Eizellen hervorbringt, sondern das auch sonst in jeder anderen Beziehung dem weiblichen Typus entspräche, ein „absoluter“ Mann müßte ein solcher sein, der Samenzellen bildet und zugleich auch in allen übrigen Stücken den männlichen Durchschnittstypus aufweist. Derartige vollkommene Vertreter ihres Geschlechts sind aber zunächst nur *Grenzwerte*, theoretische Aufstellungen, denn in Wirklichkeit hat man bei jedem Manne wenn auch noch so geringfügige Anzeichen seiner Abstammung vom Weibe, bei jedem Weibe entsprechende Reste männlicher Herkunft nachweisen können. Nehmen wir jedoch selbst an, daß Menschen vorhanden wären, die, um es zahlenmäßig auszudrücken, zu hundert Prozent männlich wären oder einen ebenso hohen weiblichen Gehalt besäßen, so steht doch außer aller Frage, daß vielfach Personen vorkommen, die, trotzdem sie Eizellen tragen, Eigenschaften aufweisen, die im allgemeinen dem männlichen Geschlecht zukömmlich sind, und daß es anderseits Menschen gibt, die Samenzellen absondern, gleichwohl aber weibliche Eigentümlichkeiten erkennen lassen. Da wir im Sprachgebrauch den samentragenden Menschen gewöhnlich kurzweg Mann, den eitragenden Weib nennen, gibt es also zahlreiche Weiber mit männlichen und zahlreiche Männer mit weiblichen Eigenschaften.

So gelangen wir bei einer möglichst gewissenhaften und vorurteilslosen Betrachtung männlicher und weiblicher Individualtypen ganz von selbst zu einer großen Anzahl von Sexualtypen, die zwischen den extremen Vollmännern und Vollweibern eine lange Reihe bilden, in denen sich Mischformen männlicher und weiblicher Eigenschaften in größter Mannigfaltigkeit finden.

Wir bezeichneten diese Typen (das Wort typus vom griechischen τύπος bedeutet im Ursinn Schlag; vgl. Menschenschlag – dann der bestimmte Schlag, das Gepräge einer Münze; vgl. auch die „Typen“ des Buchdruckers) als

intersexuelle Varianten,

um damit zugleich der Auffassung Ausdruck zu geben, daß sie, ohne als solche pathologisch (= krankhaft) zu sein, nur zwischengeschlechtliche Abwandlungen, Ab-

weichungen, Abarten, Abstufungen, Spielarten der als Normaltypen bezeichneten Formen sind. Diese zunächst nur auf Beobachtung und unvoreingenommene Nachprüfung gestützten Erfahrungstatsachen führten mich im Jahre 1896 zur Aufstellung der Lehre von den sexuellen Zwischenstufen. Ich bediente mich, um sie übersichtlich zu ordnen, damals einer Einteilung, die mir, um ihrer Einfachheit willen, auch heute noch für die Abgrenzung der in Betracht kommenden Gruppen als die geeignetste erscheint; es wurden zur Bestimmung des Individualtypus in jedem einzelnen Fall untersucht:

I. die Geschlechtsorgane,
II. die sonstigen körperlichen Eigenschaften,
III. der Geschlechtstrieb,
IV. die sonstigen seelischen Eigenschaften.

In meinem Vortrage „Die intersexuelle Konstitution beim Menschen" (im März 1923) führte ich etwa folgendes aus: „Als ich vor 24 Jahren den ersten Band der ‚Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen' herausgab, war die Lehre von der menschlichen Intersexualität verhältnismäßig noch unbekannt und stieß auf wenig Verständnis. Das heute nahezu allen selbstverständlich, fast als banal Erscheinende galt noch als groteske Eigenbrötelei. Es waren damals weder die biologischen Arbeiten von *Neugebauer, Tandler* und *Steinach*, noch die aufsehenerregenden Werke von *Fließ, Freud* und *Weininger* herausgekommen, und auch die Kreuzungsversuche von *Morgan, Goldschmidt* und anderen hatten noch nicht begonnen. Gregor *Mendels* Vererbungsregeln wurden noch „totgeschwiegen" und *Brown Séquards* Ansichten über innere Sekretion nicht ernst genommen; der Begriff der Sexualwissenschaft selbst war fast ebenso unbekannt wie der Name.

Bei Aufstellung der Lehre von den sexuellen Zwischenstufen stützte ich mich auf rein klinische Beobachtungen, allerdings auf ein möglichst umfangreiches Massenmaterial, das nicht mich, sondern das ich aufsuchte. Jedes Sprechstundenmaterial, auch das des beschäftigtsten Psychiaters, gibt nur ein einseitiges Bild. Und so wichtig auch die Befunde künstlicher Züchtung an Wanzen und Schmetterlingen sein mögen, die in den Kreisen der Vererbungsforscher berechtigtes Aufsehen erregten, von wesentlich höherem Wert ist es doch, die Ergebnisse der von der Natur selbst vorgenommenen Züchtung zu erforschen.

Freilich muß die Naturbeobachtung auf dem Gebiete sexueller Varianten eine ganz besonders geschärfte, der Blick für feine und feinste Nuancen äußerst ausgebildet sein. Ich erinnere nur an die unendlich minimen (von minimus = der kleinste), aber niemals zufälligen Unterschiede in der Beschaffenheit und Anordnung der Haare der Geschlechter, an die grenzenlose, aber nie grundlose Variabilität der Körperproportionen. So ist es — um nur ein Beispiel herauszugreifen — bisher zwar nicht gelungen, bei einem einzelnen Zahn festzustellen, ob er von einem Manne oder Weibe stammt, aber zwischen einem normal (das heißt nicht krankhaft veränderten oder abgekauten) männlichen und weiblichen Gebiß bestehen proportionale (von portio = Teil herstammend, bedeutet proportional das Verhältnis der Teile zueinander) Unterschiede, die, wenn auch nicht auffällig, so doch durch sorgsame Messungen deutlich nachweisbar sind. Sie beschränken sich auf das Gebiet der Frontzähne und laufen darauf hinaus, daß der Eckzahn bei Männern um 0,1 mm länger ist als der mittlere Schneidezahn, während er bei Frauen um 0,4 mm kürzer ist. Theodor *Dobkowsky* hat nun in unserem Institut für Sexualwissenschaft und in Leipzig die Gebisse von Homosexuellen untersucht und fand bei ihnen deutliche Annäherungen an den intersexuellen Typus.

Auf die Erkenntnis gestützt, daß jeder Geschlechtscharakter für sich variieren kann, baute ich das System der sexuellen Zwischenstufen auf, wobei ich mich von Anfang an gegen die alsbald auftauchende Bezeichnung dieses von mir nur als *Einordnung* gedachten Prinzips als „Zwischenstufen*theorie*" wandte. Von einer Theorie kann hier um so weniger die Rede sein, als uns auf dem Wege erhaltenen Schrifttums Beobachtungen und Gedanken altasiatischer und altägyptischer, auch altamerikanischer Kulte und Kulturen überkommen sind, die, soweit überhaupt anthropologische (= menschenkundliche) Überlieferungen zurückreichen, auch Hinweise auf weibliche Eigenschaften bei männlichen und männliche bei weiblichen Personen enthalten. Es sei nur an das „tritja praktrit" im indischen Kamasutra und das „τρίτον γένος" (beides bedeutet „drittes Geschlecht") in *Platons* Symposion (= Gastmahl) erinnert. Lediglich die Registrierung (= Einreihung) und Ordnung intersexueller Varianten in ihrer außerordentlichen Vielgestaltigkeit, ihre Erfassung und Bewertung in biologischer, historischer, ethnologischer und soziologischer Hinsicht sah ich als Aufgabe der Lehre und der Lehrbücher von den sexuellen Zwischenstufen an.

Wenn wir die Fülle der uns hier entgegentretenden Erscheinungen in das obige Viergruppenschema einordnen, so ergibt sich zwanglos die folgende Einteilung:

I. *Der Hermaphroditismus als intersexuelle Bildung der Geschlechtsorgane,*
II. *die Androgynie als intersexuelle Mischform der übrigen körperlichen Eigenschaften,*
III. *der Metatropismus, die Bisexualität und Homosexualität als intersexuelle Geschlechtstriebvarianten,*
IV. *der Transvestitismus als intersexuelle Ausdrucksform sonstiger seelischer Eigenschaften.*

Die erste Gruppe der Zwischenstufen,

die auf dem Gebiet der Geschlechtsorgane liegt, bilden die in der früheren Literatur als eigentliche Zwitterbildungen oder auch als „Scheinzwitter" beschriebenen Fälle: Männer, die durch weibliche Entwicklungsgrade, Frauen, die durch ein gesteigertes Wachstum verschiedener Genitalabschnitte schon oft genug bei der Geburt zu Irrtümern in der Geschlechtsbestimmung Anlaß gaben. Franz von *Neugebauer,* der im Kriege allzufrüh ein trauriges Ende nahm, hat in seinem mehrfach erwähnten klassischen Handbuch, dem Ergebnis 15jähriger Sammelforschung, die hier vorkommenden Abstufungen und Kombinationen mit vorbildlichem Fleiße und größtem Verständnis gesammelt und nach den verschiedenen Gesichtspunkten geordnet. —

Auch ich habe bereits eine ganze Reihe hierher gehöriger Fälle veröffentlicht (von denen *Neugebauer* die meisten in seinem Handbuch aufgeführt hat), denen ich an dieser Stelle als Beispiel einen neueren Fall folgen lasse, dessen Schilderung ich den Bericht zugrunde lege, den unser Mitarbeiter Dr. B. *Schapiro* über ihn in der Berliner Urologischen Gesellschaft gab (veröffentlicht unter dem Titel „Demonstration eines Hermaphroditen" in der „Zeitschrift für Urologie" 1925, Bd. XIX, bei Thieme, Leipzig). Er führte etwa folgendes aus:

„Es handelt sich bei Anna Z. um eine 23jährige Person, die vorige Woche zu uns ins Institut für Sexualwissenschaft kam, da ihr Bräutigam, mit dem sie seit drei Jahren bekannt ist, den Koitus mit ihr nicht ausführen konnte.

Auf den ersten Blick hin, und in Kleidern, macht sie, wie Sie sehen, einen durchaus weiblichen Eindruck – *ein richtiges Frauengesicht, weibliche Stimme,* zurückhaltendes weibliches Wesen. Ihr ganzer physischer Habitus ist durchaus weiblich. Sie hat als Kind gern mit Puppen gespielt, als junges Mädchen deren Spiele und Handarbeiten mitgemacht – in ihrem heutigen Beruf ist sie Schneiderin – und zeigt auch sonst nicht die geringste Neigung für männliche Betätigungen oder Liebhabereien. *Ihr Geschlechtstrieb ist nur auf Männer gerichtet,* und sie ist, wie erwähnt, seit drei Jahren verlobt. Bei den Umarmungen ihres Bräutigams hat sie Wollustempfindungen wie andere Frauen. *In ihrem Seelenleben, ihren geschlechtlichen Neigungen und Trieben ist sie also durchaus Frau.*

Anders ist es mit ihren *körperlichen* Geschlechtsmerkmalen. Die äußeren Genitalien zeigen an Stelle der Klitoris ein penisartiges Gebilde von 5–6 cm Länge und etwa Daumendicke. Die Eichel ist deutlich abgesetzt. Ebenso ist die Vorhaut wahrnehmbar. Die Spitze des Gliedes ist aber nicht von einer Urethra (= Harnröhre) durchbrochen. Die beiderseits dieses Penis sich nach abwärts ziehenden Wülste gleichen hypertrophischen Labien, die rechte ist besonders groß, da rechts ein Leistenbruch vorliegt. Sowohl rechts wie links von diesen Wülsten fühlt man etwa haselnußgroße bewegliche Gebilde, die den Eindruck von Hoden hervorrufen und bei Betastung sehr empfindlich sind. Auf der rechten Seite habe ich sogar daneben noch ein zweites zylindrisches Gebilde gefunden, das ich als Nebenhoden ansprechen würde. Samenblase und -leiter und Prostata habe ich bisher palpatorisch nicht finden können. Medialwärts dieser großen Labien befinden sich beiderseits die kleinen Labien, welche als zwei dünne Falten den stark geröteten Vorhof umgeben. Die ganze Gegend zwischen den kleinen Labien erscheint mit feiner Schleimhaut überzogen und sieht blutig rot aus. In der Mitte ist eine kleine Öffnung von der Größe einer normalen weiblichen Urethralöffnung. Sie wurde bisher für die Urethralmündung gehalten, weil die Patientin angab, daß der Urin aus dieser Stelle entleert würde. Bei genauer Untersuchung fand ich aber, daß dieser Gang nicht nach der Blase führt, sondern nach 7–8 cm blind endet, und außerdem so weit ist, daß ich mit dem kleinen Finger hineinkommen konnte. Man kann an dieser Öffnung sogar die Andeutung des Hymens wahrnehmen. – Sehr große Schwierigkeit bot die Auffindung der richtigen Urethralmündung, da die Patientin in meiner Gegenwart nicht Urin lassen konnte. Nach langem Suchen fand ich sie, kaum wahrnehmbar, in der medialen Linie oberhalb der Vaginalöffnung.

Bei der bimanuellen, rektoabdominalen (= gleichzeitig mit beiden Händen von dem Mastdarm und der Bauchdecke aus vorgenommenen) Untersuchung konnte ich keine Andeutungen von Uterus und Eierstöcken finden, die Patientin gibt auch an, daß sie nie menstruiert hat. Sie hat allerdings von Zeit zu Zeit, etwa 2–3 Wochen hintereinander, starke krampfartige Schmerzen zu beiden Seiten oberhalb der Leistenbeuge und im Kreuz gehabt. Bei den Koitusversuchen glaubt sie, an den kleinen Labien eine gewisse Feuchtigkeit bemerkt zu haben; vorläufig ist es uns aus äußeren Gründen nicht möglich gewesen, dieses Sekret zu erhalten, um es zu untersuchen.

Die Patientin ist 1,74 m groß, 150 Pfund schwer.

Die Muskulatur ist kräftig, Hände und Füße sind groß.

Der Gesichtsausdruck ist ausgesprochen weiblich, auch das Becken zeigt weiblichen Typus – dagegen ist die Behaarung der unteren Extremitäten stark männlich, die Anordnung der Schamhaare zeigt Anlehnung an beide Geschlechtstypen. Die Schulterbreite ist größer als die Beckenbreite (39 : 35 cm). Die Brüste sind klein, Drüsengewebe ist aber zu tasten. Der Kehlkopf zeigt keinen Adamsapfel, Stimmwechsel hat nicht stattgefunden.

Zusammenfassend läßt sich über Anna Z. folgendes sagen:

A. *Vollkommen weiblich* geartet sind:
Geschlechtstrieb,
seelische Geschlechtscharaktere,
Gesichtsausdruck,
Gesichtsbehaarung,
Stimme,
Bewegungen,
Lage der Harnröhrenmündung.

B. *Mehr weiblich* geartet sind:
die großen Schamlippen,
die kleinen Schamlippen,
Scheide,
Becken,
Brüste.

C. Es *fehlen* von *weiblichen* Geschlechtszeichen:
Gebärmutter,
Eileiter,
Menstruation,
Ovarien (?) (Testovar?).

D. *Vollkommen männlich* geartet sind:
Behaarung der Schenkel,
Verhältnis von Schulterbreite zu Beckenbreite.

E. *Mehr männlich* geartet:
Penis,
Hoden, Nebenhoden,
Körpermuskulatur.

F. Es *fehlen* von *männlichen* Geschlechtszeichen:
Prostata (?)
Samenblase, Samenleiter,
Samenerguß.

G. *Gemischt* sind:
die Anordnung der Schamhaare, die Körperformen.

In der sich an die Vorstellung von Anna Z. anschließenden Aussprache hob ich hervor, daß dieser Fall ganz besonders dadurch an Bedeutung gewinnt, weil drei Jahre, bevor mich Anna aufsuchte, ihre zweieinhalb Jahre ältere Schwester Martha (jetzt Martin) bei uns war, deren äußerer Genitalbefund mit dem ihren vollkommen übereinstimmte. Während es aber Anna Z. darum zu tun war, auch äußerlich mehr Weib zu werden, kämpfte Martha Z. um ihre Mannesrechte.

Trotzdem die Eltern — der Vater war Beamter — sehr gegen die Umschreibung waren, weil sie das große Aufsehen scheuten, das der Fall in dem kleinen Ort machen würde, führte Martha diese mit Energie durch und erlangte mit Hilfe unseres Gutachtens die behördliche Änderung ihres Namens in Martin. Sie fühlt sich seither als Mann sehr wohl und „geht auch mit einer Freundin". Schon als sich diese Geschichte zutrug, munkelte man in dem Städtchen, mit der jüngsten Schwester wäre auch „nicht alles in Ordnung", und als sie einmal einen angetrunkenen Mann auf dem Tanzboden zurückwies, und dieser laut rief: „Ach, du bist ja auch kein Mädchen!" wurde Anna immer unglücklicher; als dann noch eines Tages ein Arzt in einer nahegelegenen größeren Stadt ihrer Mutter sagte, daß Anna kein normales Mädchen sei, war sie ganz verzweifelt und dachte ernst-

lich an Selbstmord. Nur die Liebe zu ihrer Mutter und die Aussicht, „operiert" werden zu können, hielten sie von diesem Schritt zurück.

Inzwischen hatte sich ein junger Schneider in sie verliebt, dessen Zuneigung sie erwiderte. Als sie ihm von ihrer körperlichen Beschaffenheit Mitteilung machte, erwiderte er, er sei mit allem zufrieden, was sie ihm geben könne. Dabei blieb er auch, nachdem er auf den Wunsch seiner Braut von uns vollkommen über ihren Zustand unterrichtet wurde. Um den weiblichen Charakter ihrer äußeren Genitalien zu verbessern, entschlossen wir uns, durch unseren Dr. *Kreiselmaier* aus der rechten Schamlippe die Geschlechtsdrüse entfernen zu lassen, die dort in einem Bruchsack mit Eingeweideschlingen lag und eine verunstaltende und oft schmerzhafte Anschwellung bewirkte. Die Geschlechtsdrüse wurde von Geheimrat *Benda* mikroskopisch untersucht. Aus seinem Bericht, der ein klassisches Beispiel ist, wie gewissenhaft solche Untersuchungen vorgenommen werden müssen, sei das Wesentlichste wiedergegeben:

„Die mir von Herrn Sanitätsrat Magnus *Hirschfeld* zur Untersuchung übergebene, aus der rechten großen Schamlippe entfernte Drüse der Anna Z. hat die ausgesprochene *Größe und Gestalt eines mittelgroßen reifen Hodens.* Sie ist ca. 4 cm lang, walzenförmig, mit einem Durchmesser von etwa 2 cm, mit abgerundeten Enden, auf deren einem ein kleiner, nur etwa 0,5 cm dicker Körper von der Form eines Nebenhodenkopfes aufsitzt. Letzterer setzt sich bis etwa zur halben Länge der Drüse in einen schmalen Wulst von der Form des Nebenhodenkörpers fort und läßt hier einen derben, nur bindfadenstarken Ductus deferens (= Samenleiter) hervortreten. Ein eigentlicher Nebenhodenschwanz ist nicht erkennbar. Die weitere Fortsetzung des Nebenhodens bis zum andern Pol der Drüse bildet lockeres Bindegewebe mit großen Blutgefäßen und geringer Fettgewebseinlagerung. Die Bedeckung der Hauptdrüse wird von einer typischen Albuginea (= weißlichen Umhüllung) mit gewöhnlicher Venenzeichnung gebildet, eine deutliche Hydatide ist nicht neben dem Nebenhodenkopf erkennbar.

Nach Härtung (in Müller-Formol) wird ein großer Schnitt durch das Präparat gelegt in einer Ebene, die die Hauptdrüse und den Nebenhoden halbiert. Die Schnittfläche bietet auch *das typische Hodenbild:* in einem lockeren Grundgewebe sind die Quer- und Längsschnitte von Samenkanälchen schon makroskopisch erkennbar. Ein hanfkorngroßer, dunkler Körper stellt sich als ein kleiner Bluterguß heraus und braucht nicht weiter erwähnt zu werden.

Eine Scheibe der einen Hälfte des so gewonnenen Präparates wird in Gelatine eingebettet und mit Gefriermikrotom geschnitten. Bei schwacher Vergrößerung zeigt sich folgendes:

Die Albuginea hat eine Dicke von etwa 0,5 mm; sie besteht aus lamellösem (= blättrigem) Bindegewebe mit reichlicher Einlagerung elastischer Fasern. *Die Hauptmasse des Querschnittes der Drüse besteht aus Längs-, Quer- und Schrägschnitten der Samenkanälchen, doch ist stellenweise, besonders gegen die Pole hin, das Zwischengewebe sehr entwickelt, so daß es hier an Masse die Kanälchendurchschnitte überflügelt, wenigstens erreichen dürfte.*

Die Maße der Kanälchen an genauen Querschnitten gemessen betragen:

Gesamtdurchmesser des Samenkanälchens . .		180–200 μ (= mikra)
Dicke der Membrana propria (= Umhüllung)	c. 15 μ	also 30 μ
Dicke der Epithelschicht	c. 40 μ	„ 80 μ
Stärke der Lichtung		70–90 μ

Die Membrana propria zeigt das Bild wie im Pubertätshoden . . . Das Epithel ist stellenweise fast ausschließlich aus vegetativen Zellen, nämlich unreifen Sertolischen Zellen gebildet, die als undeutlich abgegrenzte Zylinderzellen mit mehrzeilig oder unregelmäßig

angeordneten ellipsoiden chromatinreichen Kernen radiär auf das Lumen zugerichtet sind und meist ziemlich scharf gegen das Lumen abschneiden. Diese Epithelzellen enthalten reichlich dunkelbraunes feinkörniges Pigment, welches sich mit Sudan dunkelbraunrot färbt, also als Lipofuchsin oder sog. Abnutzungspigment anzusprechen ist.

Zwischen diesen Epithelzellen liegen, außerordentlich unregelmäßig verteilt, runde, membranös umgrenzte Zellen mit drehrunden Kernen, offenbar germinative Zellen. Während diese an einigen Zellen nur vereinzelt zwischen den vegetabilen Zellen erkennbar sind, kommen Kanälchendurchschnitte vor, wo sie eine große Menge erreichen und sogar Andeutungen einer Schichtung in eine äußere Spermiogonien- und innere Spermiozytenlage zeigen. Doch sind die Kernformen sehr wenig ausgeprägt. Reifungsteilungen oder gar Spermienmetamorphose ist sicher nirgends vorhanden.

Die Zwischenzellen bilden stellenweise außerordentliche Massen, sie zeigen die gewöhnliche Form der Leydigschen Zellen, enthalten aber kein Fett, sondern lediglich dasselbe Lipofuchsin wie die Sertolischen Zellen. An einigen Stellen liegen in den Interstitien zwischen den Leydigschen Zellen typische Fettgewebszellen mit großen runden Fettkugeln.

Die Retekanäle sowie die Nebenhodenkanäle zeigen ziemlich kleines Kaliber, enges Lumen, niedriges, sonst typisches Epithel, also *ganz infantilen Charakter.*

Das Verhalten des Hodens bildet ein ganz eigenartiges Gemisch von puberalen, aber nicht funktionierenden, degenerativen und infantilen Merkmalen.

Berlin, den 11. 11. 25.

gez. *Benda.*"

Es läge nahe, nach diesem Befund, der mit Sicherheit eine männliche Geschlechtsdrüse feststellt, wenn auch ohne Samenbildung, in einem mehr unentwickelten Zustand, wie er teils der Kindheit, teils der Pubertät entspricht, der jedenfalls an keiner Stelle weibliches Keimgewebe erkennen läßt, kurzweg zu erklären: Anna ist ein Mann und hat als solcher zu leben. Nichts wäre aber in diesem Falle falscher, abgesehen davon, daß es ihr Todesurteil wäre. Sie fühlt sich als Frau, sieht aus wie eine Frau und liebt einen Mann, den sie und der sie heiraten will.

Über die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen entscheidet nicht sein Leib, sondern seine Seele; nicht die Meinung eines Sachverständigen, sondern das eigene Empfinden ist maßgebend, falls zwischen beiden ein Widerspruch vorliegen sollte. Deshalb war auch das aus der Zeit Friedrichs des Großen stammende Gesetz so außerordentlich weise, das einem Zwitter selbst die Entscheidung überließ, ob er vom 18. Jahre dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehören wolle, und ebenso unbegreiflich wie unglücklich war es, diese Bestimmungen mit einer Begründung aufzuheben, die, indem sie sich über das Geschlechtsgefühl der Zwitter hinwegsetzte, wissenschaftlich nichts weniger als gerechtfertigt war.

Die Paragraphen im alten preußischen Landrecht lauteten:

§ 19. Wenn Zwitter geboren werden, so bestimmen die Eltern, zu welchem Geschlecht sie erzogen werden sollen.

§ 20. *Jedoch steht einem solchen Menschen nach zurückgelegtem 18. Jahre die Wahl frei, zu welchem Geschlechte er sich halten will.*

§ 21. Nach dieser Wahl werden seine Rechte künftig bestimmt.

Über das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch, das, wie in vielen andern Ländern jetzt auch bei uns, die Zwitter „totschweigt", äußerte sich bereits wenige Jahre nach seiner Einführung der ausgezeichnete Berliner Frauenarzt Theodor *Landau.* In „Über Hermaphroditen" in „Berliner Klinische Wochenschrift" Nr. 15 schreibt er: „In den Motiven zu dem Entwurf des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches werden die Gründe für diese Unterlassung angegeben, die den Gesetzgeber zum Stillschweigen veranlaßt haben." Sie lauten: „Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft darf angenommen werden, daß es

weder geschlechtslose noch beide Geschlechter in sich vereinende Menschen gibt, daß jeder sogenannte Zwitter entweder ein geschlechtlich mißgebildeter Mann oder ein geschlechtlich mißgebildetes Weib ist." Mit Recht betont *Landau*, daß angesichts der Irrigkeit dieser Voraussetzung in der Gesetzgebung eine Lücke vorliegt, indem die Geschlechtsbestimmung jedesmal dem freien Ermessen des Arztes als Sachverständigen überlassen bleibt, *„während doch wir Ärzte in vielen Fällen erklären müssen, außerstande zu sein, das Geschlecht zu entscheiden."* *Neugebauer* schließt sich dieser Meinung an und bemerkt seinerseits: „Das neue Bürgerliche Gesetzbuch trägt dem psychologischen Empfinden der betreffenden Person gar keine Rechnung, obwohl gerade diesem bei Entscheidung der sozialen Stellung das Hauptgewicht zufallen sollte, dem psychosexuellen Virilismus, resp. Feminismus."

Wenn in einem Falle, so zeigt der der hier geschilderten Geschwister Z., wie zutreffend diese Ansicht ist. *Wir haben kein Recht, einem Menschen der Weib sein will, zu sagen: „Du bist ein Mann", oder jemandem, der ein Mann sein möchte, zu befehlen: „Bleibe Weib"* – es sei denn, er sei im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht zurechnungsfähig oder verfügungsfähig, was weder für Hermaphroditen noch Transvestiten gilt. Die Aufgabe des Sachverständigen kann es nur sein, zu ergründen, worauf das Geschlechtsgefühl und der aus ihm entspringende Geschlechtstrieb beruht.

Bei dem Fall der Geschwister Z. müssen wir annehmen, daß, wenn auch der äußere Genitalbefund übereinstimmt, und bei Anna nur Hodengewebe hat nachgewiesen werden können, dennoch bei ihr in stärkerem Maße als bei ihrem Bruder Gynäzinquellen vorhanden sein müssen, die das Weibempfinden und andere körperseelische Zeichen der Weiblichkeit bei ihr hervorgerufen haben. Von wo diese strömen, entzieht sich unserer Kenntnis – vielleicht von den Nebennieren, deren Einfluß auf die Geschlechtscharaktere zweifellos ist und an denen *Marchand* (vgl. z. B. F. Marchand: „Über allgemeine Hyperplasie [= Überentwicklung] der Nebennieren und einer akzessorischen [= versprengten] Nebenniere im Lig. latum [= breitem Mutterband] bei Hermaphroditismus", in der „Festschrift für Rudolf *Virchow*" 1891, Bd. 1, S. 554) ebenso wie wir und andere häufig Veränderungen feststellen konnten.

Dem lückenlosen Vorhandensein aller intersexuellen Konstitutionstypen entspricht es, daß neben den krasseren Formen des Hermaphroditismus überall auch leichtere

„hermaphroditische Vorstufen"

vorkommen. Beim Weibe rechnen wir zu den Vorstufen eine mit Hypoplasie (= Unterentwicklung) der inneren Genitalien verbundene Hyperplasie (= Überentwicklung) der äußeren Geschlechtsorgane, einerseits Verkümmerung von Ovarien, Tuben, Uterus, Vagina, Amenorrhöe (= fehlende Periode), andererseits Peniklitoris, Ovarialektopie (= Eierstocksenkung), Überentwicklung der großen und kleinen Schamlippen. Oft ist dieser Genitalbefund beim Weibe mit somatischem Infantilismus (= körperlicher Unterentwicklung) verbunden und in vielen Fällen mit einer Triebrichtung verknüpft, die sich auf Frauen oder weibliche Männer erstreckt.

Die männlichen Konstitutionsvorstufen des Hermaphroditismus zeichnen sich im Gegensatz zu den weiblichen vor allem äußerlich durch zurückgebliebene Entwicklungsgrade aus, sei es durch Kleinheit des gesamten Genitalapparats, sei es durch

vereinzelte Hemmungsspaltbildungen, wie einfache oder peniskrotale Hypospadie, ein- oder doppelseitigen Kryptorchismus, Mikrorchie.

Die zweite Rubrik der sexuellen Zwischenstufen

bezieht sich auf körperliche Eigenschaften außerhalb der Geschlechtsorgane, die sogenannten somatischen (= körperlichen) Sexuszeichen. Wohl jedermann kennt männliche Personen mit weiblichem Knochen- und Muskelbau und weibliche mit männlichem Skelett und männlicher Muskulatur, von männlicher Größe und Figur, Männer mit weiblichen, Frauen mit männlichen Bewegungen, Männer mit dem zarten Teint der Frauen und Frauen mit der derben Haut des Mannes, Frauen, die für die Schuhe und Handschuhe „Herrennummern" und Männer, die „Damennummern" tragen müssen, kurzum, welchen Teil des Körpers wir auch herausgreifen mögen, stets werden wir in nicht zu seltenen Fällen männliche Durchschnittsformen bei Frauen, weibliche bei Männern wahrnehmen können.

Als besonders markante Typen wären zu nennen Männer mit weiblichem Milchdrüsengewebe (Gynäkomasten = Weibbrüstige, von *γυνή, γυναικός* = Weib, und *μαστός* = Brustwarze) und Frauen ohne solches (Andromastie, von *ἀνήρ, ἀνδρός* = Mann). Auch das Wort Amazone für kriegerische Frauen bedeutet in bezeichnender Weise Brustlose; allerdings nahm die griechische Sage an, daß die Amazonen die Brustlosigkeit künstlich durch frühzeitiges Ausbrennen der Brust, meist nur der rechten, erzeugten, um den Bogen besser spannen zu können). Ferner gehören zu den androgynen Typen: Frauen mit männlicher Behaarung, wie männlichem Bart oder männlichen Pubes (Androtrichie von *θρίξ, θριχός* = Haar), und Männer mit weiblichem Haartypus, wie weiblichen Pubes, angeborener Bartlosigkeit usw.; Frauen mit männlichem Kehlkopf und Organ (Androglottie von *γλωττίς* = Stimmwerkzeuge) und Männer mit weiblich geformten Stimmbändern und weiblicher Stimmbildung (Gynäkoglottie), Männer mit weiblichem Becken (Gynosphysie) und Frauen mit Männerbecken (Androsphysie).

Waldeyer (vgl. „Das Becken", topographisch, anatomisch usw. Teil II, Bonn 1899, S. 393) sagt bezüglich dieses Organs, bei dem man doch gewiß eine strenge geschlechtliche Differenzierung voraussetzen sollte: „Wir finden auch Weiberbecken vom Habitus der Männerbecken. Die Knochen sind massiver, die Darmbeine stehen steil, die Schambogen sind eng, die Beckenhöhle hat eine Trichterform. Meist haben die betreffenden Frauen auch in ihrem übrigen Körperhabitus etwas Männliches (Viragines), doch braucht es nicht immer der Fall zu sein."

Die dritte Abteilung sexueller Zwischenstufen

schließt die hinsichtlich ihres Geschlechtstriebes abweichenden Personen ein; zunächst rechnen wir hierzu das große Gebiet des Metatropismus (das Wort leitet sich ab vom griechischen *μετά* = umgekehrt – wie in Metamorphose = Umwandlung und Tropismus = Wendung von *τρέπω* = wenden, wie etwa in Chemotropismus – Hin-

wendung eines chemischen Elements zum andern – oder Heliotropismus – Hinwendung von Pflanzenteilen nach dem Sonnenlicht).

Der Metatropismus

ist gekennzeichnet durch ein weibliches Sexualverhalten des Mannes dem Weibe und durch ein männliches des Weibes dem Manne gegenüber. Wir ziehen den Begriff des metatropischen Menschen dem des Masochisten und Sadisten vor, die *Krafft-Ebing* durch seine „Psychopathia sexualis" so erfolgreich in Fach- und noch mehr in Laienkreise eingeführt hat.

Den Masochismus erklärte *Krafft-Ebing* als „eine eigentümliche Perversion der Vita sexualis (= Geschlechtsleben), welche darin besteht, daß das von derselben ergriffene Individuum in seinem geschlechtlichen Fühlen und Denken von der Vorstellung beherrscht wird, dem Willen einer Person des andern Geschlechts vollkommen und unbedingt unterworfen zu sein, von dieser Person herrisch behandelt, gedemütigt und selbst mißhandelt zu werden. Diese Vorstellung ist mit Wollust betont; der davon Ergriffene schwelgt in Phantasien, in welchen er sich Situationen dieser Art ausmalt; er trachtet oft nach einer Verwirklichung derselben und wird durch diese Perversion seines Geschlechtstriebes nicht selten für die normalen Reize des andern Geschlechts mehr oder weniger unempfänglich, zu einer normalen Vita sexualis unfähig; psychisch impotent."

An anderer Stelle umgrenzt *Krafft-Ebing* den Sadismus dahin, daß er unter ihm Akte der Grausamkeit versteht, „die vom Manne am Körper des Weibes verübt werden, nicht sowohl als präparatorische Akte des Koitus bei gesunkener Libido und Potenz, sondern als Selbstzweck zur Befriedigung einer perversen Vita sexualis". Die Ergänzung, das Gegenstück des Sadismus, ist der Masochismus, bei dem „der Mann auf Grund von sexuellen Empfindungen und Drängen sich vom Weibe mißhandeln läßt und sich in der Rolle des Besiegten statt des Siegers gefällt".

Krafft-Ebing hat die Bezeichnung Sadismus dem französischen Schrifttum entlehnt, den Ausdruck Masochismus selbst gebildet. Die Namengeber beider Anomalien entstammten altadeligen Familien. Während Marquis *de Sade*, welcher 1740 in Paris zur Welt kam und 1814 im Irrenhaus von Charenton endete, in seinem umfangreichen Lebenswerk Verbindungen aller Arten von Grausamkeit und Wollust mit ausschweifendster Phantasie schilderte, gefiel sich der österreichische Schriftsteller Leopold von *Sacher-Masoch* (geboren 1836 in Lemberg, gestorben 1895 in Lindheim bei Weinheim) darin, in seinen Romanen wieder und immer wieder Verhältnisse darzustellen, in denen eine stolze, gebieterische „Herrin", vielfach mit Pelz und Peitsche, als Herrschaftsembleme, einen ihr sklavenhaft ergebenen, willensschlaffen, wenn auch häufig geistig bedeutenden Mann demütigte und mißhandelte.

Krafft-Ebing erkannte bereits, und der gründlichste Kenner dieser Triebstörung, Albert *Eulenburg*, schloß sich ihm in dieser Auffassung völlig an, daß dem masochistischen Unterwürfigkeitsdrang des Mannes ein passiv-femininer Charakter innewohnt, während die sadistische Unterjochungsneigung des Weibes eine männlich-aktivistische Note besitzt. So meint *Krafft-Ebing* einmal, es liege nahe, den Masochismus überhaupt als eine pathologische Wucherung spezifisch weiblicher Elemente anzusehen, er sei eine krankhafte Steigerung einzelner Züge der psychisch-weiblichen Geschlechtscharaktere, man habe daher seine primäre Entstehung bei diesem Ge-

schlechte zu suchen. Er fügt hinzu, man könne als feststehend annehmen, daß sich eine Neigung zur Unterordnung unter den Mann beim Weibe bis zu einem gewissen Grade als normale Erscheinung vorfinde. Der Verfasser der „Psychopathia sexualis" zitiert in diesem Zusammenhange den Ausspruch der Lady *Milford* in Schillers „Kabale und Liebe" (II. Akt, 1. Szene): „Die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu sein, den wir lieben." Daß ähnliche Empfindungen und Anschauungen fast über den ganzen Erdball verbreitet sind, zeigt eine Stelle in dem von *Klabund* dem Chinesischen nachgedichteten „Kreidekreis" (Verlag J. M. Späth, Berlin 1925). Hier spricht Heitang zu Ma: „Ich weiß, was im Buch Siao steht: Das Weib hat zu schweigen, wenn der Mann spricht; es hat zu lächeln, wenn er tadelt; zu bitten, wenn er grollt; zu danken, wenn er züchtigt; zu lieben, wenn er verachtet und haßt."

An anderer Stelle (S. 150) sagt *Krafft-Ebing:* „Während der Sadismus als eine pathologische Steigerung des männlichen Geschlechtscharakters in seinem psychischen Beiwerk angesehen werden kann, stellt der Masochismus eher eine krankhafte Ausartung einer spezifisch weiblichen psychischen Eigentümlichkeit dar," und weiter (Anm. zu S. 155): „Es drängt sich der Gedanke auf, daß der Masochismus, wenn auch nicht immer, so doch in der Regel ein Erbstück der Hörigkeit weiblicher Vorfahren sei. Er tritt", so heißt es weiter, „in eine, wenn auch sehr entfernte Beziehung zur konträren Sexualempfindung, als Übergang einer eigentlich dem Weibe zukommenden Perversion auf den Mann." Später spricht sich dieser Pionier der modernen Sexualwissenschaft sogar direkt dahin aus, daß „der Masochismus eigentlich eine Form der konträren Sexualempfindung sei, eine partielle Effeminatio (= Verweiblichung), welche nur die sekundären Geschlechtscharaktere der psychischen Vita sexualis ergriffen hat"; er legt dar, daß der Masochismus eine ins Pathologische outrierte (= gesteigerte) Erscheinung weiblicher psychischer Geschlechtsmerkmale sei. . . . „Duldung, Unterwerfung unter den Willen und die Macht." Über den Sadismus, als einer pathologischen Steigerung männlicher Geschlechtscharaktere, hat sich *Krafft-Ebing* ganz ähnlich geäußert.

Eine wichtige Stütze seiner Annahme findet er darin, daß „heterosexuelle Masochisten sich oft als weiblich fühlende Naturen bezeichnen und bei Beobachtungen auch tatsächlich weibliche Züge aufweisen, ferner darin, daß masochistische Züge so überaus häufig bei homosexuell fühlenden Männern anzutreffen sind". Das Analoge findet sich bei sadistischen Frauen; sie haben oft seelisch und körperlich viele männliche Eigenschaften, auch findet sich weibliche Homosexualität nicht selten mit Sadismus vergesellschaftet vor. Ziemlich häufig kommt auch bei Männern und Frauen eine eigene Form der Bisexualität vor, die darin ihren Ausdruck findet, daß dem einen Geschlecht gegenüber masochistische Regungen vorhanden sind, während gegenüber dem anderen eine sadistische Neigung vorliegt.

Daß der metatropische Mann ganz ähnlich wie der homosexuelle und der transvestitische häufig einen recht femininen Eindruck, nicht nur psychisch, sondern auch

körperlich, in Gestik und Mimik macht, kann ich auf Grund eigener umfangreicher Erfahrungen bestätigen. Namentlich wird man, wenn man sie genauer kennen lernt, kaum je bei einem metatropischen Mann auch außerhalb der Sexualsphäre weibliche Einschläge im Seelenleben vermissen und umgekehrt männliche bei metatropischen Frauen. Damit wird auch der Gedankengang mancher Masochisten widerlegt, ihre Sonderart sei doch nur ein Ausfluß männlicher Ritterlichkeit, der sich der edelgesinnte Mann dem schwächeren und schöneren Geschlecht gegenüber pflichtgemäß zu befleißigen habe. Da der Ritter, der Kavalier, gerade als eine recht männliche Erscheinung gelte – geht ihr Gedankengang weiter –, so könne doch auch in ihrem Wesen nichts Unmännliches liegen.

Offenbar liegt gerade im Begriffe des Beschützens die Umschlagstelle zwischen aktivem Beherrschen und passivem Dienen. Der Ritter beschützt das Weib, indem er es aber unter seinen Schutz nimmt, bedient er es auch und gleitet, wenn seine Anlage dementsprechend ist, dann leicht weiter hinab bis zur völligen Hingabe an die geliebte Herrin, wie uns solches beispielsweise vom „Minnedienst" des Ritters Ulrich von *Lichtenstein* und anderer Minnesänger überliefert wird. Aber gerade dieses historische Beispiel zeigt uns wieder die enge Zusammengehörigkeit von Masochismus und Feminismus, wissen wir doch, daß Ritter Ulrich von *Lichtenstein,* der als „Königin Venus" durch die Lande zog, ebenso wie Ritter Otto von *Buchaue* und Friedrich von *Auchenfurt* Frauenkleider anlegten, um sich, so angetan, „züchtiglich vielen schönen Frauen zu zeigen" (vgl. meine „Transvestiten", S. 431 ff.). Ulrich rühmt sich sogar naiv selbst, daß, wenn er „ganz in Frauensitte ging, sein Tritt kaum händebreit war, und daß er ein dargereichtes Buch so nahm, wie Frauen tun".

Wer Einzelfälle genau untersucht, wird alsbald die Überzeugung gewinnen, daß die angeführten Erklärungen *Krafft-Ebings* den Kern des ganzen Problems treffen, nämlich, daß der Masochismus des Mannes und der Sadismus des Weibes metatropische Erscheinungen sind. *Krafft-Ebing* machte nur den Fehler, daß er hier keine genügend scharfe Grenze zwischen den Geschlechtern zog. Denn vom sexualpsychologischen Gesichtspunkt aus sind der Masochismus des Weibes und der Masochismus des Mannes grundverschiedene Dinge, und ebenso der Sadismus des Mannes und des Weibes. In dem einen Falle handelt es sich um einen Exzeß, im andern um eine Inversion (= Umwendung, von inverso = umwenden), in dem einen nur um eine Steigerung, in dem anderen aber um eine völlige Umkehrung des männlichen oder weiblichen Geschlechtstriebs. Als Metatropismus werden wir es beim Manne aufzufassen haben, wenn er sich zu Frauen von männlichem Aussehen und Charakter, zu sogenannten „energischen Frauen", manchmal sogar homosexuellen, hingezogen fühlt, auch zu männlich gekleideten sowie zu solchen, die wesentlich gereifter, intellektueller, älter als er selbst sind. Bei der Frau hinwiederum verrät sich die männliche Beimischung in einer Vorliebe für weiblich geartete Männer, viel jüngere, sehr anlehnungsbedürftige, ungewöhnlich zart besaitete Männer, überhaupt für solche, die in ihren Zügen, im Benehmen und Charakter mehr dem femininen Typus entsprechen.

Schon *Juvenal* (Satire 6) und *Martial* (6, 67) berichten von Fällen dieser Art, so von Frauen, die nur „schüchterne Eunuchen mit bartlosen Gesichtern" lieben. Die Kenntnis des Metatropismus ist ebenfalls nicht unwichtig, weil auch sie uns viele unverstandene Lebensvorgänge verständlich macht. So hatten wir, um nur ein Beispiel anzuführen, erst vor einiger Zeit einen jungen Mann aus der Provinz zu begutachten, der mit einer Frau ein Liebesverhältnis unterhielt, die doppelt so alt war wie er selbst. Der Vater, selbst ein hervorragender Mediziner, war darüber so empört, daß er die Entmündigung seines Sohnes im Sinne des § 6 BGB. (Geistesschwäche) beantragte. Auf Grund sehr eingehender Prüfung kamen wir zu dem Ergebnis, daß keinerlei krankhafte Züge des Gemüts- und Willenslebens vorlagen, daß auch die Intelligenz eine gute war. Die erotische Bindung beruhte „auf einer metatropischen Veranlagung und ist als solche keineswegs krankhafter Natur. Der Wunsch nach Verehelichung auf Grund dieser Bindung kann unter den obwaltenden Umständen objektiv keineswegs als unberechtigt oder gar unsittlich bezeichnet werden." Die Entmündigung wurde abgelehnt und aus dem großjährig gewordenen Jüngling mit femininem und der von ihm geliebten reifen Frau mit virilem Einschlag ist inzwischen ein sehr glückliches Ehepaar geworden.

Ich will den Typus der metatropischen Frau noch an einem Beispiel veranschaulichen, das mein Kollege *Kronfeld* im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" (Band XXIII) gegeben hat. Er hat hier einige in diese Gruppe gehörige Frauen geschildert, die unser Institut aufsuchten. In einem dieser Fälle handelt es sich um eine hervorragende ausländische Schriftstellerin, die er wie folgt beschreibt: „Groß, sehr schlank, schmale Hüften, breite Schultern, hochbeinig, etwas scharfe Gesichtszüge, aber in Wesen und Kleidung echt weiblich, nicht ohne Charme. Im 41. Lebensjahre kinderlos verheiratet. Scharfe, zielbewußte Intelligenz, nüchterner Verstandesmensch; anscheinend ausgeprägtes Selbstbewußtsein bei äußerer Anspruchslosigkeit. Glänzende Rednerin, politisch tätig, radikal gesonnen; völliger Welt- und Wirklichkeitsmensch; dennoch nicht recht warmherzig, eher feinsinnig-kühl ... Sie selber als Kind knabenhaft, wild, ehrgeizig: herzliches Verhältnis zur Mutter, gar keins zum Vater. Späte Pubertät; wurde mit 18 Jahren, ohne sexuell aufgeklärt zu sein und ohne bis dahin sexuell irgend etwas empfunden zu haben, der Ehe überantwortet. Ging gern in die Ehe, da ihr Selbstgefühl unter dem Elternhause litt, und ihr Freiheitsdrang Betätigung erhoffte. Das sexuelle Eheleben, das nun plötzlich über sie hereinbrach, war ihr fürchterlich. Es war nicht das Sexuelle an sich; ‚ich war schon damals nicht prüde'; auch nicht irgendeine Anomalie des Mannes lag vor, ‚er war ganz normal'; *aber das willenlose Genommenwerden, das Unterliegen, die Art der weiblichen Hingabe bildeten einen ihr unerträglichen Zwang.* Vergeblich suchte sie sich in die Illusion hineinzusteigern, es werde sich geben mit der Zeit, oder dem Manne gegenüber ‚kindlich' zu fühlen, um die Situation zu ertragen. ‚Stolz, Freiheit und Aktivität brachen davor zusammen.' *Nach wenigen Monaten lief sie ihm einfach davon.* Bald darauf Scheidung. Lebte nun vom 20. bis 33. Jahre allein, arbeitete sozial und literarisch, sehr fern allem Erotischen; fühlte bisweilen eine eigenartige Zärtlichkeit gegenüber zarten, etwas femininen Männern, verdrängte aber alles Sexuelle erfolgreich, bis zu einem ‚nervous break down' (= Nervenzusammenbruch). Heiratete danach zum zweiten Male; *ihr Mann, ein geistig hochstehender Literat, war äußerst feminin.* Aber auch da kam es zu Spannungen, sobald er sexuell oder erotisch aktiv wurde, sobald er zu selbständig wurde, eigene, auch für ihre Lebensführung verbindliche Anordnungen treffen wollte usw. Sie trennten sich in Freundschaft nach zweijährigem Zusammenleben. Seitdem ist sie wieder allein. Seit dem 30. Jahre sind sexuelle Wünsche stark in ihr rege: sie schämt sich ihrer nicht, aber sie wird mit ihnen nicht fertig: einige wenige Versuche der Anbahnung eines Liebesverkehrs, die sie nach langem Zaudern traf, scheiterten sofort, da sie sich dabei stets lächer-

lich oder entwürdigt vorkam. So unterdrückte sie die starke Sehnsucht immer zwanghafter ... Ihren zahlreichen Bewunderern gegenüber hat sie zwar den Wunsch, daß diese sie umwerben und ihr Beweise ihrer erotischen Werthaltung geben möchten; so wie dies jedoch aber einmal wirklich geschieht – und sei es nur durch ein paar Blumen –, schämt sie sich ihrer Rolle. *Sie selber muß aktiv auftreten;* unerträglich ist es ihr, wenn zum Beispiel ein Herr für sie bezahlen will oder wenn die Regelung der seelischen oder erotischen Beziehungen (Flirt usw.) beim Manne liegt, kurz, wenn die Initiative nicht von ihr ausgeht. Hat sie aber die Möglichkeit dieser Initiative, so macht sie keinen Gebrauch davon, sie fühlt sich geniert; etwas in ihr widerstrebt. Und so ist sie einsam, trotz ihrer starken Bedürftigkeit."

Diesen metatropischen Frauen stehen sexualbiologisch solche nahe, die nicht nur weiblich geartete Männer, sondern auch männlich geartete Frauen lieben. Das Gegenstück zu ihnen sind Männer, die sich nicht nur von männlichen Frauen, sondern auch von weiblichen Männern gefesselt fühlen. Man bezeichnet sie vielfach (und mit Vorliebe tun sie es auch selbst) als

Bisexuelle.

Sie fühlen sich also, und zwar kraft ihrer eigenen konstitutionellen Anlage, nicht etwa infolge stattgehabter Betätigung oder äußerer Beeinflussung, von androgynen Typen angezogen, die bei beiden Geschlechtern vorkommen. Mit anderen Worten: *Bisexuelle Männer und Frauen ziehen sich gegenseitig an.* Besonders zahlreich sind gerade Typen dieser Art in „intellektuellen Kreisen" (unter den in Kunst und Wissenschaft tätigen männlichen und weiblichen Personen).

Ihren Nachbarn im Zwischenreich stehen sie durchaus nicht immer freundlich gegenüber (wie dies ja auch sonst unter Nachbarsleuten häufig ist). Die Bisexuellen befinden sich nämlich in unmittelbarer Typennachbarschaft zu jenen mehr oder minder männlichen Frauen, die nach Männerart Frauen von mehr oder weniger weiblichem Charakter lieben, sowie auf der anderen Seite zu jenen Männern, die, selbst einen sehr verschieden starken Grad von Männlichkeit aufweisend, zu mehr oder weniger männlichen Männern neigen. Das sind

die homosexuellen Männer und Frauen.

Das Gebiet der Homosexualität ist in den letzten fünfzig Jahren mehr als irgendein anderes der Sexualwissenschaft durchforscht und erörtert worden. Weist doch die Bibliographie (= Anzahl der erschienenen Bücher) allein in dem einen Jahrzehnt von 1898 bis 1908 gegen tausend größere oder kleinere Arbeiten in deutscher Sprache über diesen Gegenstand auf. In diesem Zeitraume hat auch der aus dem Griechischen und Lateinischen zwitterhaft und darum nicht gerade glücklich gebildete Ausdruck Homosexualität (von ὅμος, richtiger ὅμοιος = gleich und sexus=Geschlecht) im Schrifttum so tiefe Wurzeln geschlagen, daß seine wiederholt vorgeschlagene Ausmerzung und Ersetzung durch eine Bezeichnung, die sprachlich und inhaltlich mehr

befriedigen und zu weniger Mißverständnissen Anlaß geben würde, kaum noch Erfolg verspricht.

Wie weit solche Mißverständnisse gehen können, zeigte mir erst vor kurzem wieder ein Vorfall; jemand, der sich zu den Gebildeten rechnet, meinte, es würde doch wohl richtiger sein, gleichgeschlechtlich empfindende Frauen nicht homosexuell, sondern feminosexuell zu nennen; es stellte sich heraus, daß er der Ansicht war, „homo" hätte in der Zusammensetzung homosexuell die Bedeutung von Mann. Zuerst findet sich das Wort „homosexuell" in einer 1869 erschienenen Broschüre eines im Jahre 1820 geborenen ungarischen Arztes *Benkert,* der sich *„Kertbeny"* nannte. Der Urheber dieser Schrift, die ich, nachdem sie über dreißig Jahre vergriffen und fast vergessen war, im Jahre 1905 neu herausgegeben habe, erklärt das, was er mit dem Ausdruck „homosexuell" bezeichnen will, in folgender, äußerst klarer Weise: „... Neben dem normalsexualen Triebe hat die Natur in ihrer souveränen Laune bei Mann wie Weib auch den homosexuellen Trieb gewissen männlichen oder weiblichen Individuen bei der Geburt mitgegeben und ihnen damit eine geschlechtliche Gebundenheit verliehen, welche sie sowohl physisch als geistig unfähig macht, auch beim besten Willen, zur normalsexuellen Erektion zu gelangen. Dieser Trieb setzt einen direkten Horror (= Widerwillen) vor *dem gegengeschlechtlichen* voraus und macht es den mit dieser Leidenschaft Behafteten unmöglich, sich dem Eindrucke zu entziehen, welchen einzelne Individuen des gleichen Geschlechts auf sie ausüben." In dieser Erklärung ist das Wesentlichste dieser Erscheinung wiedergegeben, *Benkert* hebt hervor, daß die Homosexualität sowohl beim Manne wie beim Weibe vorkommt; er betont, daß der homosexuelle Trieb ein angeborener ist und eine geschlechtliche Gebundenheit verleiht, welcher sich der von ihm Befallene nicht entziehen kann. Endlich betont er, daß diese Hinneigung zum gleichen Geschlecht mit einer Abneigung, einem Horror vor dem „gegengeschlechtlichen" verbunden ist.

Es ist nicht meine Absicht und auch nicht möglich, in diesem Lehrbuch, das einen Grundriß der ganzen Geschlechtskunde geben will, das weitschichtige Problem der männlichen und weiblichen Homosexualität auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln. Trotzdem eines meiner Hauptwerke: „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes" (1067 Seiten stark, bei L. Marcus, Berlin) diesem Gegenstande ausschließlich gewidmet ist, bin ich mir stets bewußt gewesen und habe es auch immer betont, daß es sich hier nur um ein einzelnes Teilproblem handelt unter den vielen, die das große gewaltige Gebiet des menschlichen Geschlechts- und Liebeslebens umfassen. Es wäre daher gewiß ein Fehler, die homosexuelle Frage zu überschätzen, aber man soll sie ebensowenig unterschätzen; denn tatsächlich ist die Zahl der Homosexuellen sehr viel höher, als man früher allgemein angenommen hat und auch heute noch vielfach glaubt (jeder größere Familienkreis muß damit rechnen, daß sich unter seinen Mitgliedern ein Homosexueller befindet), und dann gibt es unter den vielen Fehl- und Vorurteilen des Sexualgebietes kaum ein zweites, dem so viele an sich nützliche Menschen unnütz geopfert wurden wie diesem.

Wir werden noch in verschiedenen späteren Kapiteln der Geschlechtskunde, so wenn von der Gattenwahl nach eugenischen Gesichtspunkten, von den Gesetzen geschlechtlicher Anziehung und Abstoßung, vom Sexualstrafrecht die Rede ist, auf

die Erscheinung der Homosexualität zurückkommen müssen, in diesem Abschnitt, der von den *Sexualkonstitutionen* handelt, soll in der Hauptsache nur die Frage einer sachlichen Erörterung unterzogen werden:

Worauf beruht die Homosexualität?

Diese Untersuchung hat nicht nur theoretischen Wert, sondern wie die meisten Sexualfragen eine hohe praktische Bedeutung. Hat doch kein Geringerer als der Oberreichsanwalt Ludwig *Ebermayer,* zweifellos einer der hervorragendsten unter den gegenwärtigen Juristen Deutschlands, von der Erbringung dieses Beweises geradezu die Beurteilung, vor allem die Frage der Strafverfolgung homosexueller Männer abhängig gemacht.

In einem viel beachteten Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" (Nr. 24, 1924) schreibt *Ebermayer:* „Heißer noch als § 218 StGB. – und vielleicht mit mehr Grund – ist § 175 StGB. umstritten. Schon im Jahre 1897 richtete das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee eine Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften, die die Aufhebung der Bestimmung forderte. Sie trug schon damals 6000 Unterschriften, darunter Namen wie *v. Krafft-Ebing, Rubner, Winkel, Wildenbruch, Alfeld, Kleinfeller, Laband,* Gerhart *Hauptmann,* Max *Haushofer,* Detlev *v. Liliencron* und andere. Vorher, bereits im Jahre 1869, hatte die österreichische wie die deutsche oberste Sanitätsbehörde, der Männer wie *Langenbeck* und *Virchow* angehörten, sich gutachtlich dahin geäußert, daß die Strafandrohung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs aufzuheben sei. Seitdem hat die Agitation nicht nachgelassen; unendlich viel ist über die Frage geschrieben und geredet worden, ohne daß die gesetzgebenden Faktoren in Deutschland sich bisher entschließen konnten, dem Drängen auf Abschaffung des § 175 StGB. nachzugeben. Auch der letzte deutsche Entwurf hält an der Strafbestimmung fest und begründet dies damit, daß Verfehlungen dieser Art dem gesunden Empfinden des Volkes verwerflich und strafwürdig erscheinen, daß es sich bei der Homosexualität in Ausnahmefällen allerdings um die Betätigung einer angeborenen Veranlagung handeln könne, daß die Rücksicht hierauf aber nicht dazu führen dürfe, ein an sich strafwürdiges Verhalten ganz allgemein straffrei zu stellen. Neuerdings ist wieder eine Eingabe im Umlauf, die eine Abänderung des § 175 RStGB. dahin erstrebt, daß sexuelle Akte zwischen Personen desselben Geschlechts, ebenso wie solche zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nur dann zu bestrafen sind, wenn sie unter Anwendung von Gewalt oder an Personen unter 16 Jahren oder in einer öffentliches Ärgernis erregenden Weise vollzogen werden. Die Eingabe ist von einer großen Anzahl von Personen unterzeichnet, an deren Einsicht, hohem sittlichem Ernst und wahrhafter Überzeugung nicht zu zweifeln ist. Zur Begründung wird unter anderem darauf hingewiesen, daß in den Ländern, in denen ähnliche Strafbestimmungen aufgehoben wurden, keine entsittlichenden Folgen eingetreten sind, daß die wissenschaftlichen Forschungen immer klarer ergeben haben, daß es sich beim homosexuellen Verkehr um den Einfluß einer tiefinnerlichen konstitutionellen Anlage handeln müsse, daß die Ursache der auf den ersten Blick rätselhaften Erscheinung in Entwicklungsverhältnissen gelegen sei, die mit der bisexuellen Uranlage des Menschen zusammenhängen, so daß niemand eine sittliche Schuld an einer solchen Gefühlsanlage beizumessen sei, die in ebenso hohem, wenn nicht noch höherem Maße zur Betätigung dränge wie die normale. Das sind gewichtige Gründe, die, wenn sie zutreffen, was ich als Laie nicht beurteilen kann, zu denken geben. Handelt es sich hier wirklich, wie in der Eingabe behauptet wird, *in der Regel, um den*

Ausfluß einer tiefinnerlichen konstitutionellen Anlage' und Entwicklungsverhältnisse, die mit der bisexuellen Uranlage des Menschen zusammenhängen, und sind es *nicht nur Ausnahmefälle,* wie die Begründung zum Entwurf 1919 annimmt, in denen der gleichgeschlechtliche Verkehr sich als Betätigung einer angeborenen Veranlagung darstellt, dann wird man sich wohl fragen müssen, ob der Staat Anlaß hat, strafend einzuschreiten. Stellt der homosexuelle Verkehr in der Tat sich regelmäßig nur als Betätigung einer tiefinnerlich konstitutionellen Anlage dar, so besteht für den Staat kaum ein Anlaß, diese Tat als eine strafbare zu erklären; es würde aber auch, immer unter der Voraussetzung, daß obige Annahme zutrifft, die wesentlichste Voraussetzung der Strafbarkeit, die *Schuld,* fehlen, denn *der lediglich in Betätigung einer tiefinnerlichen konstitutionellen Anlage Handelnde handelt nicht schuldhaft, ihm fehlt der auf eine Widerrechtlichkeit gerichtete Wille, und strafbar ist nur, wer schuldhaft handelt.*

Es würde zu weit führen, auf die übrigen in der erwähnten Eingabe angeführten Gründe, keine Verletzung eines Rechtsgutes Dritter, seltene Möglichkeit der Verfolgung, Gefahr der Erpressung usw. im einzelnen einzugehen; der Kernpunkt scheint mir in dem oben hervorgehobenen zu liegen. Je nachdem man sich zu den in der Eingabe angeführten naturwissenschaftlichen Ergebnissen stellt, wird man zu der Frage der Abänderung des § 175 StGB. Stellung zu nehmen haben."

Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob tatsächlich ein solcher Nachweis, wie er hier so nachdrücklich und eindrucksvoll gefordert ist, notwendig ist, um den § 175 außer Kraft zu setzen, ob nicht die vielen anderen Einwände, die man gegen ihn sonst geltend gemacht hat, vollkommen ausreichen, seine Unhaltbarkeit zu erweisen. Es sind dies außer den bereits von *Ebermayer* selbst angeführten Motiven beispielsweise der von dem Bischof Dr. Paul *Haffner* von Mainz in einem an mich gerichteten Schreiben zum Ausdruck gebrachte Grund, „es sei inkonsequent und unhaltbar, die strengen Forderungen des Christentums nur auf eine einzelne Art von geschlechtlichen Handlungen zu beziehen, während die gleichen Verhältnisse unter Weibern, die tatsächlich ebenso oft vorkommen, und andere zum Teil viel schlimmere Dinge, welche nicht der Ausfluß konstitutioneller oder krankhafter Anlage sind, zum Beispiel die Weiberpädikation und anderes, straffrei bleiben."

Nicht unwesentlich ist auch der Grund, der *Cambacérès* (1753 – 1824), den Kanzler Napoleons I. und Urheber des Code Napoléon, veranlaßte, den entsprechenden Paragraphen im französischen Gesetzbuch fallen zu lassen: die Vermeidung der schmutzigen und skandalösen Untersuchungen, welche so häufig das Familienleben durchwühlen und erst recht Ärgernis geben (vgl. *Chauveau* und Faustin *Hélie:* Théorie du code pénal, Tome VI. S. 110). Wie berechtigt dieses Motiv ist, sollten die Skandalprozesse, denen England und Deutschland in den letzten Jahrzehnten ausgesetzt war – es sei nur an die Namen Oskar *Wilde* und Philipp *Eulenburg* erinnert –, jedem Einsichtigen zur Genüge gezeigt haben. In Frankreich waren seit der napoleonischen Gesetzgebung solche Skandale, die nicht nur den Beschuldigten und ihren Angehörigen, sondern der ganzen Nation unendlichen Schaden zufügten, ein Ding der Unmöglichkeit.

Zieht man zu diesem noch die außerordentlich schwierige Vollstreckbarkeit des Gesetzes in Betracht – ich habe berechnet, daß höchstens 0,001% der Straffälle vor

den Richter kommen –, die infolgedessen ungemein geringe Abschreckungskraft des Gesetzes, die große Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit des Tatbestandes (ob die strafbare Grenze „schon oder noch nicht" erreicht ist) — steht man vor allem auf dem grundsätzlichen Standpunkt, daß es nicht Sache des Staates sein kann, sich um Geschlechtsbeziehungen und Geschlechtshandlungen zu kümmern, die zwei Erwachsene in freier Übereinstimmung miteinander und aneinander vornehmen, ohne die Rechte eines Dritten zu verletzen — so wird man gewiß verstehen, daß ich der Überzeugung bin, daß alle diese Gründe zusammen schon, abgesehen von der konstitutionellen Anlage, eine Beseitigung des § 175 und entsprechender Strafbestimmungen in anderen Ländern erfordern, wie ja auch tatsächlich in keinem Lande, in dem ähnliche Strafbestimmungen aufgehoben wurden (u. a. zählen dazu sämtliche Staaten mit überwiegend katholischer Bevölkerung), entsittlichende oder sonst ungünstige Folgen aufgetreten sind.

Trotzdem verstehe ich es aber vollkommen, ja ich pflichte sogar *Ebermayer* bei, wenn er

die Schuldfrage der Homosexuellen

in erster Reihe von ihrer „tiefinnerlichen konstitutionellen Anlage" abhängig machen will. In dieser Linie hat sich auch der Kampf bewegt, den ich seit einem Menschenalter für die Rechte Entrechteter führe.

So viele Gründe auch an und für sich gegen die Bestrafung gleichgeschlechtlicher Handlungen sprechen, so sind diese doch wesentlich anders aufzufassen und zu beurteilen, wenn sie Akte bloßer Willkür wären, wie man offenbar glaubte, als man Gesetze gegen sie erließ oder wie noch heute viele fälschlich glauben, Erzeugnisse eines „ausschweifenden lasterhaften Lebenswandels" oder einer durch Verführung erworbenen Neigung, oder aber ob sie Auswirkungen einer gänzlich unverschuldeten, meist sogar unerwünschten Sexualkonstitution sind. Und auch für denjenigen, mit dem sich ein homosexueller Verkehr vollzieht, ist es wesentlich, ob sich seine Sexualität dadurch verändern kann, oder ob sie gleichbleibt. *Denn gibt es eine homosexuelle Konstitution, so gibt es keine homosexuelle Verführung.*

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, muß man sich freilich bei Erörterung dieser Frage völlig darüber im klaren sein, was man unter Homosexualität zu verstehen hat. Homosexualität oder Gleichgeschlechtlichkeit bedeutet eine bestimmte Artung, aus der eine bestimmte Empfindung erwächst, die sich in bestimmte Handlungen umsetzt (meist nicht in die, welche gewöhnlich darunter verstanden werden). Es ist hier wie in der Geschlechtlichkeit überhaupt: *die Artung des Menschen ist das Primäre, die Empfindung und Neigung das Sekundäre, die Handlung das Tertiäre.* Eine Handlung, die einer Empfindung nicht entspricht, erzeugt rückwirkend keine neue Empfindung und Artung. Tatsächlich habe ich noch von keinem einzigen unter den vielen Tausenden homosexueller Männer und Frauen, die ich im Laufe der Jahre kennen lernte, gehört, daß er ernstlich einen andern für seine homosexuelle Neigung verantwortlich machte (es sei denn seine Erzeuger).

So sehr ich mit *Ebermayer* in der Bewertung der konstitutionellen Anlage übereinstimme, so wenig kann ich es jedoch darin tun, daß er diesen Beweis noch nicht als erbracht ansieht (wie er mir noch vor kurzem persönlich schrieb). Wenn *überhaupt* ein Beweis für das Vorhandensein einer Naturerscheinung erbracht werden kann, so ist er in diesem Fall nicht etwa nur mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, sondern *mit voller Bestimmtheit erbracht.* Hier liegt nicht nur – um mich der Sprache der Juristen zu bedienen – ein „Indizienbeweis" vor, sondern ein Tatbestand, der sich auf unumstößliche und unwiderlegbare Beweise stützt.

Woran es bisher fehlt, sind lediglich Menschen, die zu unvoreingenommener Nachprüfung der Beweise, zu ihrer „Verifizierung" (= Wahrheitsfeststellung) bereit sind. Es ist durchaus nicht nötig, daß diese Menschen Ärzte oder gar Psychiater sein müssen. Jeder Laie, der sich der Mühe unterzieht, kann es. Wer dies allerdings verabsäumt hat, muß sich des Urteils enthalten. Daher kann ich es auch nur richtig finden, wenn der im September 1925 zu Leipzig versammelte Ärztetag, als er über das neue Strafgesetzbuch beriet, sich in der Frage der Homosexuellenbestrafung (des § 175 RStGB.) „für nicht kompetent" erklärte. Denn tatsächlich hätten ja hier nur ganz wenige einer auf selbständige Beobachtung gestützten Meinung Ausdruck geben können.

Ich will nun im folgenden kurz und klar die zwölf Hauptpunkte zusammenstellen, aus deren Gesamtheit, mag man den einen oder anderen Punkt für weniger entscheidend halten, sich für jeden, der überhaupt Gründen zugänglich ist, der unumstößliche Schluß ergibt, daß es sich bei der Homosexualität um eine „tiefinnerliche konstitutionelle Anlage" handelt.

I. *Der spontane (= von selbst eintretende) Durchbruch der gleichgeschlechtlichen Empfindung:*

Die homosexuelle Triebrichtung bricht sich Bahn, trotzdem von allen Seiten, in Wort und Schrift, in zahllosen Kunstwerken die Liebe zum andern Geschlecht gerühmt und gefeiert wird, trotzdem die ganze Umgebung wie eine mächtige Suggestion nach der entgegengesetzten Seite wirkt; sie bricht sich durch, trotzdem man noch nichts von der eigentlichen Bedeutung der Erscheinung weiß und man das, was man gelegentlich von gleichgeschlechtlichen Beziehungen raunen hörte, als etwas Abscheuliches ablehnt.

> Wie sehr ist die ganze Erziehung darauf gerichtet, später aus dem Knaben einen Vollmann zu entwickeln; zu Hause und in der Schule wird er genau so wie die anderen normalen Kinder erzogen, schon früh wird ihm förmlich alles als Unschicklichkeit ausgelegt, was man als dem andern Geschlecht zukömmlich ansieht. Ähnlich ist es in der Mädchenerziehung. Fangen die Kameraden oft schon mit dreizehn, vierzehn Jahren an, für das Weib zu schwärmen, so gibt sich der homosexuelle Jüngling die größte Mühe, es den anderen nachzutun, er schämt sich förmlich, daß er noch „keine Flamme" hat. Sehr häufig tritt auch die erste sexuelle Verführung von weiblicher Seite, namentlich durch Dienstmädchen, ein. Eine ganze Reihe von Urningen erklären auf das allerbestimmteste, daß sie sich genau erinnern, daß die erstmaligen Erregungsversuche vom anderen Ge-

schlecht ausgingen. Aber so wenig ein Heterosexueller durch die ebenfalls nicht seltene erste geschlechtliche Erregung einer männlichen Person homosexuell wird, ebensowenig wird ein Homosexueller dadurch weibliebend.

II. *Die bereits im Kinde vorhandene Andersartigkeit:*

Schon vor der Geschlechtsreife entwickeln sich bei dem Kinde, das später homosexuell wird, charakterologische Züge, die es anders geartet erscheinen lassen als Kinder, die, wenn sie erwachsen sind, heterosexuell fühlen; namentlich fällt ein mädchenhaftes Wesen bei Knaben und ein knabenhaftes bei Mädchen in die Augen. *Schrenck-Notzing* und andere sehen „diesen Nachweis als für die originäre (= ursprünglich bestehende) Anlage zur konträren Sexualempfindung beweisend an".

Ich habe diesen Typus ausführlich in einem Vortrage geschildert, den ich unter dem Titel

das urnische Kind

kurz nach 1900 auf der Naturforscherversammlung in Kassel hielt. Der Vortrag erschien später in der Zeitschrift „Kinderfehler" des Jenaer Pädadogen *Trüper*. Das Wort „urnisch" wurde zuerst im Jahre 1862 von Karl Heinrich *Ulrichs* angewandt in seinen Briefen an seine Verwandten, in denen er von „urnischen Neigungen" spricht, „die Gott ihm eingepflanzt habe"; er bezeichnet sich als „reinen unvermischten Uranier" und prägt in einem dieser Briefe den bemerkenswerten Satz: „Uranismus ist eine Spezies von Hermaphroditismus" (das heißt „die gleichgeschlechtliche Liebe ist eine Form des Zwittertums"). In den vielen kleineren Schriften, die *Ulrichs* später über den Gegenstand verfaßte, bedient er sich derselben Worte, gebraucht nur deutsche Endungen (statt Uranier Urning) und teilt mit, daß er sich bei seiner Wortbildung an *Platos* „Gastmahl" angelehnt habe, jenem berühmten Dialog, in dem die Teilnehmer am „Gastmahl" die Liebe von den verschiedensten Gesichtspunkten erörtern, um sich schließlich in einer Lobpreisung ihres Meisters *Sokrates* zu vereinigen. In dieser Aussprache ist auch von einem Mythos die Rede, nach welchem sich die von dem Eros der Venus Urania Angewehten sich ausschließlich zum männlichen Geschlecht hingezogen fühlen sollen. Und dies, führt dann der Redner *Pausanias* fort, ist der *παιδων ἔρως* oder die *„παιδεραστεία"* (=Päderastie). An und für sich hätte es für *Ulrichs* näher gelegen, statt aus dieser berühmten Stelle in Platos „Gastmahl" (berühmt vor allem auch deshalb, weil sich von ihr der Begriff der „platonischen Liebe" herleitet) einen neuen Ausdruck zu bilden, diese bereits vorhandene Bezeichnung zu übernehmen. Er hätte statt von seinen urnischen Neigungen auch von seinen „päderastischen" Neigungen schreiben und statt „Uranismus ist eine Art Zwittertum" mit gleichem Recht schreiben können: Die Päderastie ist eine Art Zwittertum. Denn das Wort Päderastie bedeutet tatsächlich nichts anderes als eine seelische Liebe (*ἐράω* = Liebe) zu jungen Männern (*παῖς* = Jüngling während der Reifezeit), es gibt nur Empfindungen, nichts von Handlungen wieder, geschweige denn von bestimmten Handlungen, die eine böswillige Beurteilung später ganz allgemein *in die Erscheinung und das Wort hineinlegten*. Zu *Ulrichs* Zeiten aber war es bereits durch viele Jahrhunderte so in Mißkredit gekommen, daß es kaum möglich schien, es von seinem üblen Beiklang zu befreien. Daher entschloß *Ulrichs* sich zur Bildung eines neuen Ausdrucks, der dann wenige Jahre später (1869) wieder durch einen anderen — nämlich Homosexualität — ersetzt wurde. *Ulrichs* schrieb im Jahre 1884 an den mir noch persönlich bekannten Schriftsteller Karl *Egells*, daß *Kertbeny*, den er 1864 oder 1865 als einen der ersten „Genossen" kennen gelernt habe, der Verfasser des „§ 143" sei, er habe „aus Eifersucht" seine — *Ulrichs* — Aus-

drücke nicht gebrauchen wollen, sondern eigene erfunden. Es hat übrigens nicht an Versuchen gefehlt, der platonischen Bezeichnung Päderastie ihre eigentliche Bedeutung wiederzugeben. Namentlich hat Ferdinand *Karsch-Haack* sich Mühe gegeben, es wieder zu Ehren zu bringen. In dem Artikel „Uranismus oder Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern" („Jahrb. f. sex. Zwischst." Jahrg. III, S. 72) gibt er folgende Abgrenzung der Begriffe Päderastie und Tribadie: „... jede Erregung geschlechtlicher Natur, in welche ein männliches Wesen durch ein anderes männliches Wesen seiner Art versetzt wird, fällt unter den Begriff der Päderastie; jede Aufwallung der Geschlechtstätigkeit, in welche ein weibliches Wesen durch ein anderes weibliches Wesen seiner Art gerät, fällt unter den Begriff Tribadie" (von τρίβειν = reiben; τρίβας = Tribade ist bei den Alten eine Frau, die an anderen reibende Bewegungen ausführt).

III. *Die ungeschlechtliche unterbewußte Strebung des Kindes zum späteren Sexualobjekt:*

Bereits lange vor der Pubertät fühlen die Homosexuellen sich zu Personen hingezogen, die ungefähr dem Typus entsprechen, der sie später erotisch reizt; es bleibt ihnen dabei völlig verborgen, daß es sich hier bereits um Keime sexueller Hingezogenheit handelt.

Von 500 Urningen, die bereis das 25. Jahr überschritten hatten, antworteten auf die Frage nach dem ersten Auftreten gleichgeschlechtlicher Regungen:

3 mit 4 Jahren	4 mit 8–9 Jahren	68 mit 14 Jahren
5 „ 5 „	22 „ 9 „	48 „ 15 „
5 „ 5–6 „	6 „ 9–10 „	25 „ 16 „
14 „ 6 „	40 „ 10 „	14 „ 17 „
4 „ 6–7 „	32 „ 11 „	18 „ 18 „
15 „ 7 „	54 „ 12 „	4 „ 19 „
6 „ 7–8 „	43 „ 13 „	6 „ 20 „
18 „ 8 „		
70 mit 4–8 Jahren	201 mit 8–13 Jahren	183 mit 14–20 Jahren

Mithin zwischen 4 und 13 Jahren 271 = 54,4%
„ „ 14 „ 20 „ 183 = 36,6%

Von den restlichen 9% antworteten: In frühester Kindheit 5, sehr früh 16, nicht erinnerlich 24.

In einem anderen Untersuchungsmaterial von 930 Fällen ergaben sich ganz ähnliche Zahlen. *Magnan*, der bedeutende französische Psychiater, sagt: die Verkehrung des geschlechtlichen Empfindens (inversion du sens génital) zeigt sich oft schon in früher Jugend, und gerade das ist charakteristisch; *nichts spricht deutlicher für die ererbte Beschaffenheit dieser Anomalie als ihr frühzeitiges Auftreten.*

Fast alle homosexuellen Männer und Frauen können sich erinnern, daß ihr bewußter Geschlechtstrieb sich von seinem ersten Erwachen auf Personen des gleichen Geschlechtes richtete.

IV. *Das Ausbleiben der Lust zum und am anderen Geschlecht:*

Die Potenz als solche ist ein vom Willen unabhängiger reflektorischer Vorgang. Da nun diese beim durchschnittlichen Homosexuellen nur demselben Geschlecht gegenüber vorhanden ist, während dem anderen Geschlecht gegenüber eine völlige Impotenz oder eine sehr abgeschwächte, meist nur mit gleichgeschlechtlichen Vor-

stellungen erreichbare Potenz besteht, so geht auch daraus hervor, daß es sich bei der homosexuellen Triebrichtung um eine vom Willen und von Wünschen unabhängige, in der Konstitution der Betreffenden selbst gelegene Erscheinung handelt.

V. *Der Inhalt der Sexualträume:*

Es spricht für das Angeborensein der homosexuellen Triebrichtung, daß sich bereits die ersten erotischen Träume (Pollutionsträume) wie auch die späteren auf Personen desselben Geschlechts zu beziehen pflegen.

VI. *Die Übereinstimmung zwischen Geschlechtspersönlichkeit und Geschlechtstrieb:*

Das Konstitutionelle der Homosexualität läßt sich ferner daraus folgern, daß es mit dem ganzen Wesen der Persönlichkeit auf das innigste verbunden ist. Der homosexuelle Mann und die homosexuelle Frau unterscheiden sich nicht nur in der Richtung des Geschlechtstriebes von heterosexuellen Männern und Frauen, sondern durch die Sonderart ihres Wesens. Dies gilt nicht etwa nur für die Femininen unter den männlichen und die Virilen unter den weiblichen Homosexuellen, sondern auch die anscheinend männlichen unter den homosexuellen Männern und die weiblichen unter den homosexuellen Frauen unterscheiden sich von den Volltypen ihres Geschlechts.

> Bemerkenswert ist folgender Ausspruch eines ausländischen, selbst urnischen Psychiaters: „Ich kann und muß erklären, daß ich niemals einen Fall von Homosexualität kennengelernt habe, dem ich nicht das Prädikat ‚angeboren' hätte beilegen müssen. In allen von mir untersuchten Fällen – sobald die Betreffenden sich natürlich gaben und ihren äußerlich zur Schau getragenen ‚Normalmenschen' beiseite ließen – war die Homosexualität etwas so sehr dem ganzen Wesen des Einzelnen Entsprechendes, dem Individuum Adäquates (= Entsprechendes), daß mir jede andere Auffassung als die einer angeborenen, sozusagen psychisch konstitutionellen Anlage geradezu unmöglich erschien."

VII. *Die körperbauliche Erkennungsmöglichkeit der Homosexualität:*

Was ich bereits in dem einleitenden Artikel im ersten Bande der „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen", der den Titel führt: *„Die objektive Diagnose der Homosexualität"*, als notwendigen Forschungsgegenstand bezeichnete und was bereits längere Zeit vorher ein Darmstädter Arzt in einem Schreiben an *Ulrichs* nach seinen ersten Veröffentlichungen mit den Worten ausdrückte: „Exakte Forschungen müssen angestellt werden an Urningen und Nichturningen über mögliche und wahrscheinlich vorhandene anatomische Unterscheidungen körperlicher Bestandteile, um, hierauf gegründet, einen unzweifelhaften körperlichen Unterschied in der Natur beider behaupten zu können", hat in den seither verflossenen Jahrzehnten weitgehende Erfüllung gefunden.

> Schon in meinem „Urnischen Menschen" konnte ich eine Reihe von Abbildungen bringen (beispielsweise Gegenüberstellungen über das Verhältnis der Schultern zum Beckengürtel beim männlichen, weiblichen und urnischen Typus), die mit aller Klarheit zeigten, daß bei dem Homosexuellen ein bestimmter Sexualtypus vorhanden ist, von dem es gänzlich ausgeschlossen ist, daß er erworben sein kann.

Ich will von den vielen dort geschilderten Stigmen (von στίζω = stechen ist stigma sprachlich und begrifflich dasselbe wie unser Stich, das ja auch übertragen im Sinn von Eigenschaft gebraucht wird) nur ein einziges Beispiel herausgreifen. Es heißt dort: „Die Muskeln der Uranier sind schwächer als die männlichen. Infolgedessen besteht meist ein natürlicher Trieb zu ruhigen Bewegungen, wie Fußtouren, Wandersport, Bergsport, Radfahren, Schwimmen und Tanzen. Wo die Körpermuskulatur zu wünschen übrig läßt, zeigt gewöhnlich die Zungenmuskulatur eine stärkere Aktivität, und so finden wir denn, daß bei den Urningen, ähnlich wie bei den Frauen, die Redseligkeit oft eine recht beträchtliche ist."

Von jeher haben Kenner den Gang und die übrigen Bewegungen des Homosexuellen als kennzeichnendes Merkmal hervorgehoben. Es finden sich oft kleine, trippelnde, tänzelnde, nicht selten geziert erscheinende Schritte, auch ein leicht schwebender Gang, mit leichtdrehenden Bewegungen in Schulter- und Beckengürtel; der Rumpf ist vielfach ein wenig vornübergebeugt, der Kopf erscheint unruhiger, als dies beim ausgesprochen männlichen Individuum der Fall ist. Die Gangart ist so charakteristisch, daß ich es sehr oft von meinem Sprechzimmer aus am Auftreten erkannte, wenn ein Urning ins Wartezimmer kam. Der Gang eines Menschen ist von anatomischen und psychischen Faktoren abhängig. Ich meine, daß die somatischen Verhältnisse des Urnings, die Breite der Hüften, die infolgedessen stärker konvergierenden (= sich einander nähernden) Oberschenkel, die schwache Entwicklung der Beuge- und Streckmuskeln auf den Gang nicht ohne Einfluß sein können, daß aber auch seelische Einwirkungen in Frage kommen. Dafür spricht, daß Urninge, die sich, um sich nicht zu verraten, ruhigere gravitätischere Schritte angewöhnen, leicht bei Erregungen, oft schon beim Laufen in ihre natürliche Gangart verfallen. Ein Polizeikommissar bemerkte einmal: „Meine Schritte waren sehr klein und hüpfend, ich habe es mir aberzogen, es tritt aber immer wieder hervor, sobald ich neben jungen schönen Herren gehe." Auch die urnischen Armbewegungen sind meist typisch, insbesondere sind es auch diejenigen Bewegungen, aus denen die Handschrift resultiert, welche von ähnlichen körperlichen und psychischen Momenten abhängig ist wie der Gang.

Spätere Untersuchungen haben für die Notwendigkeit der hier empfohlenen und hier eingeschlagenen Methode immer schlagendere Beweise erbracht; zu den beweiskräftigsten gehören wohl die vergleichenden Messungen, die A. *Weil* in unserem Institut für Sexualwissenschaft anstellte. In der von ihm gelösten Preisaufgabe der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung: „Sprechen anatomische Grundlagen für das Angeborensein der Homosexualität?" (erschienen im „Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung" X. Band, Heft 1) faßt er die Ergebnisse seiner Messungen, die er an 370 homosexuell empfindenden und 1000 heterosexuellen Männern vornahm, zusammen und gelangt zu dem Schluß: daß bei mehr als der Hälfte bis zu zwei Dritteln aller untersuchten Homosexuellen Abweichungen von der „Norm" vorkommen, anatomische Abweichungen, die bedeuten, daß hier eine andere Körperbeschaffenheit, eine andere Konstitution vorliegt als bei den heterosexuell empfindenden Männern. Er fügt hinzu: *„Mit dieser Feststellung ist zugleich auch die Frage nach dem Angeborensein beantwortet."* Diese Messungen eines ernsten zuverlässigen Forschers sind bisher von keiner Seite widerlegt worden; sie *ohne Nachprüfung* zu bezweifeln, muß als unwissenschaftlich und unangebracht zurückgewiesen werden.

VIII. *Die Unbeeinflußbarkeit der Homosexualität:*

Dafür, daß der homosexuelle Trieb nicht erworben, sondern angeboren ist, spricht auch seine Festigkeit. Wäre er durch äußere Anlässe entstanden, dann, so müßte man

folgern, würde er auch einmal durch äußere Einflüsse zum Schwinden gebracht werden können. Es müßten nicht nur Heterosexuelle homosexuell, sondern auch einmal Homosexuelle heterosexuell werden können. Beides steht mit den Ergebnissen einer sehr reichen Erfahrung in Widerspruch. Hingegen steht es fest, daß Männer und Frauen von ungewöhnlich starker Willens- und Geisteskraft trotz größter Mühe außerstande waren, die Richtung ihres Geschlechtstriebes umzuändern.

Zwei Beispiele aus ähnlichen Zuschriften mögen das Gesagte bestätigen: Ein Homosexueller aus der Schweiz schreibt: „Von Jugend an bin ich hartnäckig gegen mich angegangen und habe mir die größte Mühe gegeben, meine Neigungen zu beherrschen. Es gelang mir hie und da, aber leider machte ich stets dieselbe Erfahrung: je länger ich anscheinend diesen Trieb siegreich unterdrückte, um so heftiger kehrte er auf einmal zurück ... Was habe ich nicht alles angewandt: feste Entschlüsse und Gelübde, Ärzte zu Rate gezogen, Wasserkuren, Hypnose und Elektrizität, systematische Ablenkung der gefährlichen Gedanken durch körperliche Übungen, Ackerbau, Reisen, Militärdienst, Studien usw. Ich opferte geliebte Gegenstände; weder Philosophie noch Religion waren mir behilflich. Ich litt stark an Lebensüberdruß. Vier Jahre war ich leidenschaftlich in einen jungen Mann gleichen Alters verliebt, bis derselbe im 24. Jahre starb, ohne daß ich ihm jemals eine Äußerung machen durfte. Es war ein Höllenleben." Und ein urnischer Arbeiter äußert sich wie folgt: „Durch meine sehr fromme Mutter stark zur Religion erzogen, habe ich nach Erkenntnis meines seelischen Zustandes Gott in heißen Gebeten angefleht, er solle mir in meiner Not einen Ausweg zeigen. Als ich sah, daß sich trotz eiserner Beherrschung und ungeheurer Kämpfe mein Zustand nicht änderte, habe ich mein Gottvertrauen verloren." Ähnliche Berichte könnte ich aus Zuschriften und unseren Fragebogen in Menge vorlegen.

IX. *Der Parallelismus in allen Begleiterscheinungen zwischen der Liebe zum andern und gleichen Geschlecht:*

Für das Angeborensein spricht ferner die völlige Übereinstimmung der homosexuellen mit der heterosexuellen Gefühlsrichtung in allen ihren seelischen Begleiterscheinungen, ihrem Suchen und Sehnen, Freuden und Leiden, ihren Formen und Folgen, ihrer oft so idealen und oft viel weniger idealen Gestaltung, in ihrer ungemein großen Differenziertheit und ihren sämtlichen Anomalien. Nehmen wir an, daß die Liebe zum andern Geschlecht dem größten Teil der Menschheit als von Natur eigen angeboren ist, so müssen wir aus ihren völlig analogen Erscheinungen folgern, daß bei einem kleineren Teil der Menschheit auch die homosexuelle Liebe dieselbe Ursache hat.

Greifen wir aus vielen brieflichen Schilderungen, um den Parallelismus zwischen homosexueller und heterosexueller Artung zu kennzeichnen, nur eine einzige heraus. „Kurz bevor ich meine Natur entdeckte, hatte ich mein Herz an einen Unteroffizier der Artillerie verloren, einen Mann von stolzer, herrlicher Schönheit. Er wohnte ganz in meiner Nähe. Als ich ihn zum ersten Male auf der Straße sah, blieb ich wie festgewurzelt stehen und blickte ihm nach, bis er mir entschwand. Von nun an sah ich ihn öfter, und wie sehnte ich mich nach diesen Begegnungen, und wenn er kam, wie stockte mir der Atem, die Kehle war mir wie zugeschnürt. Gingen wir entgegengesetzt, dann kehrte ich um und folgte ihm, mit den Blicken die wunderbare Gestalt verschlingend. Ich fand bald heraus, um welche Zeit er ungefähr abends aus der Kaserne nach Hause kam. Ich saß

dann am Fenster und wartete geduldig (ein moderner Toggenburg), um ihn bloß für einige Sekunden zu sehen. Wenn sich seine Heimkehr verzögerte, saß ich so wohl eine Stunde und länger, ein Buch oder eine Zeitung in der Hand, bei jedem Säbelklirren zusammenfahrend. Oft fürchtete ich, er könnte mein Benehmen bemerken, aber nein, gleichgültig streifte mich sein Blick wie jeden beliebigen anderen Menschen, wenn ich an ihm vorbeiging. So ging es viele Jahre, ohne daß ich es je gewagt hätte, seine Bekanntschaft zu machen."

X. *Das familiäre Auftreten der Homosexualität:*

Daß die Homosexualität auf angeborener Grundlage beruht, geht ferner daraus hervor, daß sich in der Blutsverwandtschaft homosexueller Männer und Frauen vielfach ebenso veranlagte Personen oder doch solche befinden, die ausgesprochenen Zwischenstufencharakter tragen.

Bereits einer der älteren Erforscher dieses Gebietes, der Holländer L. S. A. M. v. *Römer* („Die urnische Familie, Untersuchungen über die Aszendenz der Uranier", Amsterdam), sagt: „In mindestens 35% der Fälle tritt der Uranismus familiär auf." Und in völliger Übereinstimmung sowohl hiermit als mit den vielen Beispielen, die ich hierfür selbst in meiner „Homosexualität d. M. u. d. W." angeführt habe, gibt einer der jüngsten Bearbeiter dieser Fragen, Dr. Walter *Wolf,* in seiner Arbeit im „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten" (Bd. 73, Heft 1), betitelt: „Erblichkeitsuntersuchungen zum Problem der Homosexualität" (aus der neurologischen Abteilung des Instituts für Sexualwissenschaft zu Berlin) folgende Zusammenfassung: „Das Ergebnis der vorliegenden Stammbaumforschung ist im wesentlichen die Feststellung, daß Homosexualität eine *erbbiologische Resultante* aus dem Zusammentreten von solchen Aszendenten ist, die, auch wenn sie heterosexuell empfinden, doch mit psychischen Eigenschaften ausgestattet sind, die denen des entgegengesetzten Geschlechts entsprechen. Derartige psychosexuelle Übergangsformen sind in Familien Homosexueller gehäuft, in Familien Normaler weit spärlicher zu finden. Demnach wäre die Homosexualität nicht als eine biologische Besonderheit anzusehen, sondern als die extreme Variante einer in allen Übergangsformen zwischen Mannesart und Weibesart vorkommenden Geschlechtsstruktur. Eine naheliegende theoretische Folgerung hieraus wäre die Annahme der doppelgeschlechtlichen Anlage des menschlichen Psychosexus. Die Perpetuierung (= Fortdauer) der homosexuellen Varianten wird von der Natur selber dadurch begünstigt und gewährleistet, daß, wie meine Stammbäume ebenfalls erweisen, vermöge einer spezifischen Anziehungstendenz der feminine Mann und die virile Frau sich miteinander zu verbinden pflegen."

Um an einem Beispiel zu zeigen, wie solche Stammbaumforschung in unserem Institut vorgenommen wird, greife ich unter vielen ähnlichen

die intersexuelle Familie Fenn

(Fenn ist Deckname) heraus. Es wurden durchforscht:

1. die Probandenreihe, d. h. der Proband (= der Begutachtete) und seine Geschwister,
2. die Eltern des Probanden,
3. die Geschwister seines Vaters und deren Kinder,
4. die Geschwister seiner Mutter und deren Kinder,
5. die Eltern des Vaters,
6. die Eltern der Mutter.

Das Zeichen ♂ = M. bedeutet männlich im Standesregister eingetragen.
Das Zeichen ♀ = W. bedeutet weiblich im Standesregister eingetragen.

I. Die Probandenreihe (Geschwister):

1. ♂ 35 Jahre; *homosexuell;* Kaufmann; verheiratet, Frau kalt, egoistisch; Versorgungsheirat (M. Nr. 1).

   4 Monate altes Kind.

2. ♀ 33 Jahre; *bisexuell;* männliches Gebaren, auffallend laute Stimme, verheiratet, liebt ihren Mann, hat aber nebenher homosexuelle Freundinnen. Kinderlos (W. Nr. 1).
3. ♀ 28 Jahre; heterosexuell; ganz weiblich; verheiratet. Der Gatte herrscht in der Ehe; ist ganz männlich von Wesensart (W. Nr. 2).

   Kinder: ♂ 5 Jahre,
   ♂ 3 Jahre,
   ♂ 2 Jahre.

4. ♂ 25 Jahre; heterosexuell; Ingenieur, sehr männlich; harter Charakter, brutaler Schürzenjäger; unverheiratet (M. Nr. 2).
5. ♀ 23 Jahre; *metatropisch;* resolut, bestimmt; beherrscht ihren Mann. Kinderlos (W. Nr. 3).
6. ♂ 21 Jahre; *homosexuell;* Kaufmann (M. Nr. 3).
7. ♂ 16 Jahre; *homosexuell* (M. Nr. 4).

II. Die Eltern:

1. Vater, Kaufmann; weichmütig; *bisexuell;* liebte Frauen und junge Leute (M. Nr. 5).
2. Mutter; stolz, herrisch, herrschsüchtig; männliches Wesen; *metatropisch* (W. Nr. 4).

III. Die Geschwister des Vaters:

1. ♂ 60 Jahre; Kaufmann, Wesensart unbekannt (landesabwesend), verheiratet (M. Nr. 6), Art der Gattin unbekannt. Kind ♂, Art unbekannt.
2. ♂ Heterosexuell, Maschinenmeister; harter, energischer Mann, verheiratet (M. Nr. 7), Gattin weich, weiblich. Kinder:
   1. ♂ früh verstorben.
   2. ♂ 27 Jahre; *bisexuell;* liebt Frauen seines Alters und ältere Männer; weich, verheiratet, kinderlos (M. Nr. 8). Art der Gattin unbekannt.
   3. ♂ 25 Jahre; Art unbekannt; Eisenbahnangestellter; unverheiratet (M. Nr. 9).
   4. ♂ *Homosexuell;* feminin; Ingenieur; weich, liebt ältere Männer (M. Nr. 10).
   5. ♂ 5 Jahre; sieht ganz mädchenhaft aus.
3. ♀ Heterosexuell; weiblich, normal empfindend, verheiratet (W. Nr. 5). Mann energisch, männlich; neun Kinder, deren Art unbekannt.

IV. Die Geschwister der Mutter:

1. ♂ *Homosexuell;* Opernsänger; heiratete eine ältere Frau, die ihn hatte studieren lassen (M. Nr. 11).

   Kind: ♂ ganz männlich, verlobt; Hotelbesitzer.

2. ♂ *Homosexuell;* Musikdirektor; unverheiratet (M. Nr. 12).
3. ♀ *Metatropisch;* energische, geistig hochstehende Frau, selbstbewußt, nüchtern, männlicher Gang. Für Politik lebhaft interessiert (W. Nr. 6). Gatte: weich, untergeordnet. Kinder:
   1. ♂ Missionsbischof im Orient; weich, gütig; gilt als *homosexuell* (M. Nr. 13).
   2. ♂ Normal; Großkaufmann; energisch; verheiratet (M. Nr. 14).

      Kinder: ♀ 4 Jahre,
      ♂ 6 Jahre.

4. ♀ *Homosexuell;* energisch, stolz. Liebt junge Mädchen. Verheiratet der Versorgung halber mit einem homosexuellen Mann. Kinderlos (W. Nr. 7).

V. Die Eltern des Vaters:

Vater des Vaters: Fuhrunternehmer; *homosexuell;* vielleicht *bisexuell* (M. Nr. 15).
Mutter des Vaters: Art unbekannt (W. Nr. 8).

VI. Die Eltern der Mutter:

Vater der Mutter: Art unbekannt (M. Nr. 16).
Mutter der Mutter: *Metatropisch;* sehr energisch, zielbewußt, klug; selbständige Leiterin eines großen Geschäfts (W. Nr. 9).

Es befanden sich hiernach unter 25 jenseits des Pubertätsalters stehenden Blutsverwandten einer einzigen Familie (16 Männern und 9 Frauen):

5 normalsexuelle	Personen,	davon	3	Männer	und 2	Frauen
4 metatropische	„	„	0	„	„ 4	„
2 bisexuelle	„	„	1	„	„ 1	„
10 homosexuelle	„	„	9	„	„ 1	„
4 artunbekannte	„	„	3	„	„ 1	„
25			16		9	

Sicherlich liegt hier ein besonders krasser Fall vor, dessen hohe Bedeutung für den ererbten Charakter der Homosexualität aber keineswegs dadurch beeinträchtigt wird, daß er in dieser Ausgedehntheit sicherlich eine Seltenheit darstellen dürfte. Weniger starke habe ich selbst wieder und wieder beobachtet. So lernte ich erst kürzlich aus einer rheinischen Familie von fünf Geschwistern den vierten als homosexuell kennen; zwei Brüder und eine Schwester hatten mich bereits früher aufgesucht; in einem Falle fanden sich unter 8 Geschwistern 3 homosexuelle Töchter und 2 bisexuelle Söhne. Die Eltern waren blutsverwandt. Drei homosexuelle Brüder habe ich wiederholt, zwei außerordentlich oft beobachten können.

Sehr stark für den Konstitutionscharakter der Homosexualität sprechen die Beobachtungen, die man an eineiigen Zwillingen gemacht hat. Diese sind stets entweder beide männlich oder beide weiblich, weisen aber auch außer der Geschlechtsgleichheit eine weitgehende Übereinstimmung auf (der Volksmund sagt: „sie gleichen sich wie ein Ei dem andern"), daß selbst die Eltern sie anfänglich oft schwer voneinander unterscheiden können. Besonders die Übereinstimmung in konstitutionellen Störungen ist verblüffend, so gehen z. B. die Berechnungsabweichungen des Auges (Kurzsichtigkeit usw.) auf Bruchteile einer Dioptrie (= Brechung). Wie ist es nun mit der Homosexualität bei eineiigen Zwillingen? Ich habe in meinem großen Material nur zweimal Männer kennen gelernt, die als eineiige Zwillinge geboren waren. In beiden Fällen war auch der Zwillingsbruder homosexuell. Dr. med. *Spiro* in Recklinghausen, der dem Problem der eineiigen Zwillinge besondere Aufmerksamkeit zuwandte, teilt mir brieflich mit, daß er in vier männlichen Fällen eineiiger Zwillinge feststellen konnte, daß die Übereinstimmung auch die homosexuelle Triebrichtung umfaßte. Eineiige Zwillinge, von denen ein Bruder oder eine Schwester homosexuell, der andere Zwilling heterosexuell waren, haben bisher weder Spiro noch ich kennen gelernt; ihr Vorkommen würde die Beweiskraft obiger Fälle keineswegs aufheben.

Nicht nur die Vorfahren und die Seitenverwandten, sondern auch die Nachkommenschaft der homosexuellen Männer und Frauen beweist ihren konstitutionellen

Charakter. Darüber Näheres im eugenischen Abschnitt. Hier nur, daß sich in mir, je mehr ich rein oder überwiegend homosexuelle Männer und Frauen kennen lernte, um so stärker die Überzeugung festigte:

Das wahre Verbrechen der Homosexuellen ist ihre Verheiratung. Es steht für mich außer Zweifel, daß sich Männer und Frauen, welche eine Ehe eingehen, trotzdem sie sich ihrer homosexuellen Veranlagung bewußt sind, eines schweren Betruges schuldig machen, zum mindesten dann, wenn sie den anderen Teil nicht vorher unzweideutig über sich aufklären.

In einem Artikel, den ich im Jahre 1918 in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" (Nr. 11, S. 298–300) unter dem Titel: „Ist die Homosexualität körperlich oder seelisch bedingt?" als Erwiderung auf einen kurz vorher an derselben Stelle erschienenen Aufsatz *Kräpelins* veröffentlichte, gelangte ich zu folgenden Schlußsätzen:

1. Die Homosexualität gehört zu den intersexuellen Abweichungen vom Geschlechtstypus. Diese Atypien (= vom Durchschnittstypus abweichende Typen) beruhen darauf, daß Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts ihre innersekretorische Wirksamkeit beibehalten.

2. Gleichgeschlechtliche Handlungen nicht homosexuell veranlagter Personen können ebensowenig eine Triebumkehrung herbeiführen, wie ein forcierter (= erzwungener) normalsexueller Verkehr Homosexueller imstande ist, die Homosexualität zu beseitigen.

3. *Eine quantitative und qualitative Beeinträchtigung der Volkskraft wird nur durch die Ehen Homosexueller insofern verursacht, als sie häufig die Fortpflanzungsmöglichkeit gesunder Frauen verhindern; auch sind die etwa von ihnen erzeugten Kinder selten vollwertig.*

4. Ein verschiedenes Schutzalter für das männliche und weibliche Geschlecht ist nicht zu empfehlen, doch sollte der Geschlechtswille in höherem Maße als bisher durch Wissen über geschlechtliche Fragen geleitet werden.

5. Neben der sexuellen Aufklärung (als Zweig der sexuellen Hygiene) würde vor allem eine Körper und Geist kräftigende und Nervengifte (vor allem Alkohol) meidende Lebensweise sowie eine rationelle Vererbungshygiene einem gesunden Geschlechtsleben förderlich sein.

6. Menschen mit Geschlechtsanomalien gehören nicht vor ein juristisches, sondern vor ein medizinisches Forum.

XI. *Die örtlich und zeitlich gleichbleibende Ausbreitung der Homosexualität:* Daß die Homosexualität in der Organisation der Menschheit gelegen ist, findet eine Bestätigung in ihrer gleichmäßigen Verbreitung in allen Jahrhunderten, unter allen Himmelsstrichen, bei allen Völkern, unter allen Berufen und innerhalb aller Kulturstufen. Sie beschränkt sich auch nicht auf das Genus humanum (= Menschengeschlecht), sondern es ist erwiesen, daß auch bei allen getrenntgeschlechtlichen Arten im Tierreich und Pflanzenreich stets eine Gruppe von Einzelwesen vorhanden ist, die zwischengeschlechtlich gebaut und nicht von andersgeschlechtlichen, sondern von gleichgeschlechtlichen Partnern angezogen werden.

Schopenhauer, der im übrigen den Ursachen und dem Wesen der Homosexualität ein für seinen großen Geist erstaunlich geringes Verständnis entgegengebracht hat, legte auf diese Ubiquität (= Allgemeinverbreitung) besonderen Nachdruck, um zu beweisen,

„daß sie irgendwie aus der menschlichen Natur selbst hervorgehen müsse". Er schreibt in dem „Metaphysik der Geschlechtsliebe" überschriebenen Abschnitt von der „Welt als Wille und Vorstellung" u. a., nachdem er ihre Verbreitung vom Altertum bis zur Neuzeit, von den tiefstehenden Natur- bis zu den höchststehenden Kulturvölkern geschildert hat, folgendes: „Auch den Hebräern war dieses Laster nicht unbekannt, da Altes und Neues Testament dasselbe als strafbar erwähnen. Im christlichen Europa hat Religion, Gesetzgebung und öffentliche Meinung ihm mit aller Macht entgegenarbeiten müssen; im Mittelalter stand überall Todesstrafe darauf, in Frankreich noch im 16. Jahrhundert der Feuertod, und in England wurde noch während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts die Todesstrafe unnachlässig vollzogen; jetzt ist es Deportation auf Lebenszeit. So gewaltiger Maßregeln bedurfte es, um dem Laster Einhalt zu tun; was denn zwar in bedeutendem Maße gelungen ist, jedoch keineswegs bis zur Ausrottung desselben; sondern *es schleicht unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses allzeit und überall umher, in allen Ländern und unter allen Ständen, und kommt, oft, wo man es am wenigsten erwartete, plötzlich zutage.* Auch ist es in den früheren Jahrhunderten, trotz aller Todesstrafen, nicht anders damit gewesen; dies bezeugen die Erwähnungen desselben und Anspielungen darauf in den Schriften aus allen jenen Zeiten. Wenn wir nun alles dieses uns vergegenwärtigen und wohl erwägen, so sehen wir die Päderastie zu allen Zeiten und in allen Ländern auf eine Weise auftreten, die gar weit entfernt ist von der, welche wir zuerst, als wir sie bloß an sich selbst betrachteten, also a priori (= von vornherein) vorausgesetzt hatten. Nämlich die gänzliche Allgemeinheit und beharrliche Unausrottbarkeit der Sache beweist, daß sie irgendwie aus der menschlichen Natur selbst hervorgeht; da sie nur aus diesem Grunde jederzeit und überall unausbleiblich auftreten kann als Beleg zu dem naturam expellas furca, tamen usque recurret (= wenn du das Natürliche mit der Heugabel heraustreibst, es wird doch immer wieder zurückkehren). Dieser Folgerung können wir uns schlechterdings nicht entziehen, wenn wir redlich verfahren wollen."

Es ist zweifellos wohlbegründet, wenn der anonyme Gewährsmann, auf den sich der bekannte Naturforscher Gustav *Jäger* in seiner Seelenlehre stützt, schreibt (zitiert nach „Jahrb. für sex. Zwischenst.", Jahrg. II, S. 86 f.): „Seit neunzehn Jahrhunderten sind sogar Vatermord und frechster Raub nicht so verachtet, gehaßt, lange sogar mit Feuertod, dann doch noch mit schwersten Strafen, mit Entehrung, Brotlosmachung, Zerreißung aller Verwandtschaftsbande usw. bedroht wie der Homosexualismus, ja, der bloße Ruf, demselben zuzuneigen. Und siehe da — von antiker Welt gar nicht zu sprechen — bis in das moderne Zeitalter weist die Geschichte uns evident eine Reihe von berühmten Männern nach, welche die Welt mit ihren edlen Ideen erfüllten, als Menschen und als Bürger gleich gut waren, wirkten und sich doch nicht so weit beherrschen konnten, ihre geheime Leidenschaft nicht zu verraten. *Fürsten, Mächtige und Reiche, die sich willkürlichst ganze Weiberharems halten oder sich zu willigsten Sklaven von Mätressen hätten machen können, bei freiester Wahl unter allen Schönen der Welt, auch sie ergaben sich dieser sie brandmarkenden Leidenschaft. Kann man sich ein schlagenderes Argument für das Angeborensein denken?"*

Diese gleichmäßige Verbreitung der Homosexualität geht noch viel weiter, als *Goethe, Schopenhauer* und andere, die darüber schrieben, glaubten. Statistische Erhebungen, die unter großen Schwierigkeiten, aber mit ebenso großer Sorgfalt an-

gestellt wurden, haben Verhältniszahlen ergeben, die immer wieder innerhalb derselben Größenordnung belegen sind, und zwar betrug die Anzahl derer, *die sich selbst als rein gleichgeschlechtlich gerichtet bekannten, unter 1000 Personen 15*, derer, die sich für bisexuell ausgaben, 40, darunter 8, welche sich als überwiegend homosexuell bezeichneten. Diese Ziffern besagen, daß unter uns jeder 66ste ganz, jeder 45ste ganz oder vorwiegend homosexuell ist, daß jeder 25ste zu beiden Geschlechtern neigt und jeder 18te von der Norm abweichend veranlagt ist, sie würden bedeuten, daß es in unserm deutschen Vaterlande 1437500 (2,3% von 62,5 Millionen), in Europa 10327000 (2,3% von 449 Millionen), auf der Erde 41883000 (2,3% von 1821 Millionen) Männer und Frauen gäbe, deren konstitutionelle Anlage völlig oder zum größeren Teil homosexuell ist.

Die außerordentlich große Konstanz (= Beständigkeit) der homosexuellen Verhältniszahl kann nur auf demselben Naturgesetz beruhen, auf dem das „Sexualverhältnis" zwischen Knaben und Mädchen (106 Knaben- auf 100 Mädchengeburten) gegründet ist; auch hier findet sich eine imposante Gesetzmäßigkeit.

> Als Sexualverhältnis bezeichnet man in der Geschlechtskunde das durch die Statistik festgelegte Verhältnis der Knaben- zu den Mädchengeburten. Die umfangreichste Statistik in dieser Hinsicht stellte *Österlen* an 59352000 Geburten an; die grundlegenden Arbeiten auf diesem Gebiet sind die von *Goehlert:* „Über das Sexualverhältnis der Geborenen" (vgl. den Bericht der Akademie der Wissenschaften XII in Wien aus dem Jahre 1854) und die noch frühere 1830 in London erschienene „Law of population" (= Bevölkerungsgesetz) von *Sadler*.

XII. *Ein weiterer Beweis für das Angeborensein der Homosexualität ist* (um mich eines Ausdrucks aus dem Gebiet der Logik zu bedienen) *„per exclusionem" (= durch das Ausgeschlossensein anderer Gründe) zu erbringen:*

Sämtliche Gründe, die von denen, welche annehmen, daß heterosexuelle Menschen die Homosexualität erwerben können, als Entstehungsursache der veränderten Triebrichtung angegeben werden, erweisen sich nämlich an Hand ausreichenden Beobachtungsmaterials als irrtümlich. Es sind nicht weniger als hundert Motive, auf die die Erscheinung der Homosexualität zurückgeführt worden ist. Keine dieser Begründungen hält aber einer sorgsamen Nachprüfung stand, so daß eine unvoreingenommene Untersuchung dieser angeblich ausschlaggebenden Faktoren zu dem Ergebnis führen muß, daß echte Homosexualität nicht durch äußere Momente erworben werden kann, sondern stes eine ausschließlich in der angeborenen Konstitution begründete, mit der Individualität eines Menschen untrennbar und unabänderlich verknüpfte Eigenschaft ist.

Iwan *Bloch* hat das Verdienst, in einer seiner gründlichen Arbeiten („Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis") allein über sechzig „okkasionelle Momente" zusammengestellt zu haben, aus denen nach einer früher allgemein verbreiteten und auch jetzt noch keineswegs erloschenen Ansicht „die gleichgeschlechtliche Liebe ohne jede originäre Anlage entspringen kann". Das Unzureichende fast aller dieser Motive geht daraus hervor, daß es wohl überhaupt keinen Menschen gibt, der nicht im

Leben einem oder mehreren der genannten Faktoren nachdrücklichst und wiederholt ausgesetzt war. Tatsächlich wird von diesen aber nur ein kleiner Teil homosexuell, nämlich der, welcher es von Hause aus ist. Der Grund hierfür kann nur in der verschieden gearteten körperseelischen Beschaffenheit der Beteiligten gefunden werden, nur die unterschiedliche Konstitution kann bewirken, daß sich Menschen denselben Umständen gegenüber so unterschiedlich verhalten.

Es entspricht vollkommen den Tatsachen, wenn R. *Loewenfeld* („Homosexualität und Strafgesetz", S. 18 f.) sagt: „Unter allen den okkasionellen (= gelegentlichen, d. h. gelegenheitlichen) Schädlichkeiten, die nach den bisherigen Ermittlungen für die Ablenkung des Geschlechtstriebes in die homosexuelle Bahn in Betracht kommen können, findet sich keine einzige, die mit Regelmäßigkeit die Inversion nach sich zieht. Den gleichen Schädlichkeiten sind zahlreiche Individuen im Laufe ihres Lebens ausgesetzt gewesen, deren Geschlechtstrieb den heterosexuellen Charakter beibehielt. Auch bei hereditär neuropathisch veranlagten Personen können die fraglichen Schädlichkeiten ohne Einfluß auf die Richtung des Sexualtriebes bleiben."

Es gibt nach *Blochs* „Ätiologie der Psychopathia sexualis" (die hinter den Gründen eingeklammerten Seitenzahlen beziehen sich auf dieses Werk des fleißigen Autors) fast nichts, was nicht schon als Entstehungsursache der Homosexualität in Betracht gezogen wurde. Unter den Dingen, die durch ihre Einwirkung Homosexualität erzeugen sollten, befinden sich vielfach die vollkommensten Gegensätze. So wird in *Blochs* Zusammenstellung aus der Literatur als Ursache der Homosexualität angeführt bald zu heißes (Bd. 1, S. 21 und 174), bald zu rauhes (S. 33) Klima, Askese (S. 97) und Übersättigung (S. 67 und 221), Ehelosigkeit (S. 61) und Vielweiberei (S. 170), Jugend (S. 52) und Greisenalter (S. 53), mangelnder (S. 38) und übermäßiger (S. 68) Geschlechtstrieb, Verehrung (S. 74) und Verachtung (S. 96) der Körperschönheit, Anblick des bekleideten (S. 141) und des nackten Körpers (S. 185 und 221), Leben in Arbeiterwohnungen (S. 179) und bei Hofe (S. 179), in Fabriken (S. 184) und auf dem Lande (S. 51). *Sadger*, „Fragment der Psychoanalyse eines Homosexuellen" („Jahrb. f. sex. Zwischenst.", 9. Jahrg. 1908, 341 ff.), erklärt einmal, daß „die *regelmäßig* zu findende Ätiologie der passiven Päderastie" das häufige Klistiertwerden durch die Mutter sei.

Als weitere ätiologische Momente, welche bei normalsexuellen gesunden Menschen *zur* Homosexualität führen könnten, findet man Berufe angegeben, die mehr dem weiblichen Charakter entsprechen, wie die der Köche, Friseure, Damenschneider, Damenkomiker (S. 65), sehr lebhafte oder irregeleitete Phantasie (S. 70), besonders beim Künstler (S. 74), religiöser Affektzustand (S. 78 ff.), Abnormitäten der Genitalien (S. 126), wie übermäßige Kleinheit des Membrum virile, abnorme Weite oder Kürze der Vagina (S. 172), Gonorrhöe (S. 127), Kastraten- und Eunuchentum (S. 128), körperlicher Hermaphroditismus (S. 130), Onanie (S. 132), chronischer Alkoholismus (S. 137), Opiumgenuß (S. 138), Haschischgebrauch (S. 138), Effemination in Tracht und Sitte (S. 161), Bedürfnis nach Variationen in den sexuellen Beziehungen, welches sich zum geschlechtlichen Reizhunger steigern kann (S. 166), Wüstlingstum, Don-Juanismus, Müßiggang und Blasiertheit, Verführung, besonders durch Aufsichtspersonen (S. 174) und in Bordellen (S. 177) sowie durch andere Urninge (S. 238), Zusammenkommen gleichgeschlechtlicher Personen in Kasernen (S. 179), Schulen, Pensionaten (S. 180), Kadettenhäusern, Harems (S. 182), Mönchs- und Nonnenklöstern, Gefängnissen (S. 183), in großen Hotels, Theatern (S. 184), öffentlichen Bedürfnisanstalten (S. 185).

Ferner werden genannt: Der Anblick tierischer Geschlechtsakte sowie das intime Zusammenleben mit Tieren (S. 186), die erotische und obszöne Literatur (S. 186) – auch Werke wie die Bibel und die Schriften der Kirchenväter (S. 189) wurden verantwortlich gemacht –, der Anblick geschlechtlich erregender Kunstwerke (S. 200), die Betrachtung des eigenen Spiegelbildes (S. 201), obszöne Photographien und Bilder (S. 202 ff.), obszöne Tätowierungen (S. 210). Ähnliche Wirkung sollen haben: der Besuch von Museen mit antiken und modernen Statuen, „noch mehr aber von anatomischen Museen mit plastischen Nachbildungen männlicher und weiblicher Geschlechtsteile" (S. 210) sowie der Aufenthalt in öffentlichen Kunstausstellungen (S. 212). Auch Balletts, Tänze, gewisse Darbietungen im Zirkus und Spezialitätentheater (die „Revuen" im heutigen Sinn kannte das ältere Schrifttum noch nicht), lebende Bilder, „Poses plastiques heroischer oder idyllischer Natur", sowie der Anblick von Männern in Damen- und Mädchenkleidern (S. 214) werden als Entstehungsgründe der Homosexualität herangezogen; weiterhin „die zufällige Beobachtung männlicher Genitalien, z. B. des väterlichen Membrums" (S. 221), eigene abstoßende Häßlichkeit (S. 222), Furcht vor venerischen Leiden, abnorme Beschaffenheit der Analgegend (S. 224), Analmasturbation (S. 224), Flagellation der Analgegend (S. 227), Annahme männlicher Lebensführung, namentlich bei Prostituierten (S. 232), umgekehrt weibliche Angewohnheiten bei Männern (S. 233), „die Misogynie des Lebemannes" (S. 235), die männliche Prostitution (S. 241). Als besondere Ursachen der weiblichen Homosexualität werden angeführt: die „mutuelle Masturbation der Klitoris cum digito et lingua" (S. 244), „Überdruß am Manne, Widerwillen gegen den Verkehr mit dem Manne" (S. 244 und 245), der Wunsch mancher Männer, besonders Voyeurs (= sexuell Schausüchtiger) (S. 247) und endlich die „moderne Frauenbewegung, die das Weib auf sich allein stellt und männlich empfindende Charaktere züchtet" (S. 248).

Der Beweis, daß diese „äußeren okkasionellen Momente" unmöglich für die Entstehung der Homosexualität genügen, ist leicht zu erbringen. Zunächst die zahlreichen Dinge, die viel zu allgemein verbreitet sind, um überhaupt als einigermaßen vollgültiger Grund in Frage kommen zu können. Da Millionen und aber Millionen Menschen tierische Geschlechtsakte erblicken oder eine Bedürfnisanstalt benutzen, von diesen aber nur ein sehr geringer Bruchteil homosexuell oder bisexuell sind, so kann nach allen Gesetzen der Logik hier unmöglich ein ursächlicher Zusammenhang vorliegen. Wenn von den vielen, die im heißen oder rauhen Klima, in Arbeiterwohnungen oder bei Hofe leben, die eine sehr lebhafte Phantasie oder ein sehr religiöses Gemüt besitzen, die öffentliche Kunstausstellungen oder Museen aufsuchen, in Schulen oder Pensionaten zusammenwohnen, sich nackt im Spiegel erblickt haben oder Ipsation treiben, nur ein ganz verschwindend kleiner (und auffallend gleichmäßiger) Prozentsatz Urninge sind oder werden, so müssen die genannten Umstände im Verhältnis zu einer anderen Kausalität (= Begründung), die den Ausschlag gibt, als irrelevant (= unerheblich) erachtet werden.

Zu der zweiten Gruppe gehören die nicht weniger zahlreichen Momente, bei denen die Verwechslung von Ursache und Wirkung unverkennbar ist. Nicht aus der Ehelosigkeit oder Impotenz eines Menschen entsteht seine gleichgeschlechtliche Neigung, sondern diese hat seine Ehelosigkeit zur Folge, ebenso ist der Widerwillen der Frau vor dem Manne nicht die Ursache, sondern eine Wirkung ihrer homo-

sexuellen Natur. Auch bedingt nicht die weibliche Kleidung eine Umgestaltung des inneren Menschen, sondern der innere Mensch verschafft sich die Kleidung, die ihm zusagt. Die Ursache des Charakters liegt nicht in der Tracht, sondern die Ursache der Tracht liegt im Charakter des Menschen. Ebenso ist es mit dem erwählten Beruf. Der Urning wird nicht feminin, weil er Frauenrollen spielt, sondern weil er feminin ist, bevorzugt er Frauenrollen. An homosexuellen Kunst- und Literaturwerken wird außer Fachleuten nur derjenige ein stärkeres Interesse nehmen, der dafür eine bestimmte Empfänglichkeit besitzt. Dem Normalsexuellen wird ein urnischer Roman gleichgültig oder abstoßend sein. Es mußten beispielsweise in Berlin zwei Dramen homosexuellen Inhalts: „Eduard II." von *Marlowe* und „Oskar Wilde" von *Sternheim,* trotz vorzüglichster Aufführung sehr bald vom Spielplan abgesetzt werden, weil das Durchschnittspublikum von dem dramatischen Konflikt nicht persönlich berührt wurde und sich langweilte. Wer keine Jünglingsphotographien liebt, wird sich auch keine kaufen. Wenn es heißt, jemand habe sich aus Überdruß am Weibe dem Manne zugewandt, so gemahnt die oberflächliche Logik dieser Begründung an die so häufige in Polizeiberichten und Zeitungsnotizen, jemand habe „aus Lebensüberdruß" Selbstmord verübt – als ob es Menschen geben könnte, die aus Freude am Weibe das Weib oder aus Freude am Leben das Leben verlassen.

Die dritte Rubrik endlich umfaßt jene Hypothesen, die gänzlich eine Kenntnis der Homosexuellen vermissen lassen. Wer auch nur 200 Homosexuelle untersucht hat, kann nicht schreiben, daß „Abnormitäten der Genitalien", abnorme Beschaffenheit der Analgegend, abstoßende Häßlichkeit (selbst *Voltaire,* dessen Häßlichkeit doch sprichwörtlich war, und der am preußischen Hofe in einer Umwelt lebte, die der Homosexualität durchaus nicht abhold war, wurde nicht „so") oder chronischer Alkoholismus zur Homosexualität führen. Es entspricht einfach nicht den Tatsachen, daß der Durchschnitt der Homosexuellen häßlicher, trunksüchtiger oder in höherem Grade mit Genitalanomalien behaftet ist als der Durchschnitt der Normalsexuellen.

Geradezu naiv muß einem Kenner sexueller Attraktionsgesetze der Versuch anmuten, die Homosexualität „objektiv" durch die größere Schönheit der Männer und Jünglinge zu erklären; weil ihr schlanker Körper den Anforderungen der Ästhetik mehr entspräche als der der breithüftigen Weiber, meinen die Verfechter dieser Anschauung, empfänden viele homosexuell; nicht selten wird hinzugefügt, daß „bekanntlich auch fast im ganzen Tierreiche das männliche das schönere Geschlecht" sei. Nicht nur Homosexuelle haben ihre Neigung in dieser Weise begründet, sondern auch von Heterosexuellen ist diese Ansicht vertreten worden, so von *Driesmanns* („Das Geschlechtsempfinden der Griechen" im „Magazin für Literatur" von Gaulke und Philipps Nr. 51 und 52 vom 22. und 29. Dezember 1900). Auf die weibliche Homosexualität wird dabei, wie bei fast allen exogenen Hypothesen (= Erklärungen), durch äußerliche Gründe nicht Bezug genommen. Es verdient erwähnt zu werden, daß kein Geringerer als *Goethe* eine ähnliche Ansicht verfocht. Als in den Gesprächen mit *Eckermann* eines Tages die Rede „auf die griechische Liebe und Joh. *v. Müller*" kam, entwickelte er, „wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstab immerhin der Mann weit schöner, vorzüglicher, vollendeter als die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke

dann leicht ins Tierische, grob Materielle hinüber." Unter den Neueren ist hier noch Thomas *Mann* zu nennen, der in seinem hervorragenden Beitrag zum „Ehebuch" des Grafen Hermann *Keyserling* „die Homoerotik als erotischen Ästhetizismus" bezeichnet. Übrigens hat, während *Goethe* die homosexuelle Neigung auf die Schönheit des Mannes zurückführt, einer seiner Zeitgenossen, *v. Archenholtz* (J. W. v. Archenholtz, „England und Italien", Leipzig 1787, Bd. II, S. 267, vgl. auch dessen „Annalen der britischen Geschichte", Hamburg 1791, Bd. V, S. 352), den Abscheu gegen die Homosexuellen durch die Schönheit der Frau erklärt; er bemerkte: „Da das englische Frauenzimmer so schön ist, so übersteigt auch der Abscheu dieser Insulaner gegen die Päderastie alle Grenzen."

Auf einige angebliche Entstehungsursachen, die auch heute noch, wenn auch bei weitem nicht mehr so oft wie früher, angeführt werden, sei noch etwas näher eingegangen; es sind dies die Übersättigung, die Ipsation und Verführung.

Selbst von Ärzten und Juristen wird noch die Übersättigungstheorie vertreten. So meinte *Wollenberg* („Über die Grenzen der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit bei psychischen Krankheitszuständen", im „Neurologischen Zentralblatt" 1899, Nr. 9), daß die Homosexualität in den meisten Fällen als das Endprodukt eines lasterhaften Geschlechtslebens betrachtet werden müsse. Und *Wachenfeld* sagt: „Den Verkehr mit dem gleichen Geschlecht als einen spezifisch stärkeren Reiz sucht der Roué, der nach Durchkostung aller natürlichen und unnatürlichen Genüsse am Weibe übersättigt ist."

Bemerkenswert sind zu diesem Punkte folgende Sätze von Frau Dr. Käthe *Schirrmacher*; sie schrieb, als nach einem der Vorentwürfe zu einem neuen deutschen Reichsstrafgesetzbuch der Homosexualitätsparagraph auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt werden sollte, folgendes: „Es gibt besonders eine Kategorie von Frauen, unter denen gleichgeschlechtliche Beziehungen häufig sind: die Prostituierten. Aus welchen Gründen, läßt sich mit vier Worten sagen: Aus Ekel am Manne. Für ihren Verkehr mit dem Manne werden sie nun schon in einer Weise gestraft, die bürgerlichen Tod bedeutet. Sollen diese Leichen nun noch einmal totgeschlagen, soll auch noch der Verkehr mit Frauen unter Strafe gestellt werden? Dann hat die Prostituierte ja nicht in den eigenen vier Wänden Ruhe, und das Gebiet der Willkür verschlingt ihr letztes Refugium (= Zuflucht)."

Es liegt ja in der Tat nahe, zu vermuten, daß die unter den Prostituierten verhältnismäßig häufige Neigung zu Liebesverhältnissen mit Frauen durch Überdruß am Manne entstanden sei. In Wirklichkeit verhält sich die Sache aber ganz anders, nämlich so, daß gewisse sozial und ethisch auf sehr tiefer Stufe stehende Urninden durch die völlige Gleichgültigkeit, mit der sie dem Manne gegenüberstehen, es eher noch als mannliebende Frauen ertragen können, ihren Körper rein geschäftsmäßig als Handelsartikel auszuschlachten und ausschlachten zu lassen.

Ich habe mir große Mühe gegeben, die Wüstlinge und Roués, die übersättigten Frauen ausfindig zu machen, von denen es heißt, daß sie aus „Raffinement" und Lasterhaftigkeit schließlich auf das eigene Geschlecht verfallen. Es ist mir nicht gelungen. Unter der großen Anzahl Homosexueller, die ich beobachtete, war *nicht ein* vom Weibe übersättigter; die meisten hatten nicht einmal vom Weibe kosten können, geschweige denn, daß sie von ihm zu viel genossen hätten. Zweifellos hätten auch

einmal homosexuelle Jünglinge, die eine Vorliebe für ältere Männer haben, solche „Wüstlingspäderasten" kennen lernen müssen. Sie stellen ihr Vorkommen vollkommen in Abrede. Es müßte nach Analogie dieser Lebemänner doch auch einmal ein homosexueller Lebemann — und es gibt deren genug — aus Reizhunger auf das Weib verfallen. Es wäre damit vielleicht sogar ein Weg gegeben, sie zu „heilen". Aber es kommt nicht vor. Ich halte nach meinen Forschungen diese übersättigten „Unholde" für ebensolche Fabelwesen wie die Hexen, von deren Aussehen, Sitten und Gewohnheiten man zur Zeit der Hexenprozesse auch so ausführliche Schilderungen zu geben wußte.

Einer unserer hervorragendsten Kriminalisten, *Groß* („Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" 10. Band, 1. u. 2. Heft, S. 195), hat demnach vollkommen recht, wenn er einmal sagt, daß ein solcher Umschlag der Geschmacksrichtung außer aller Logik und Wahrscheinlichkeit liegt. Das Variationsbedürfnis hat wohl auf die Art der Betätigung einen Einfluß, nicht aber auf die Neigung des Geschlechtstriebes an und für sich. *Groß* bemerkt zutreffend weiter: „Der sogenannte sexuell Übersättigte ist nicht übersättigt worden, sondern er empfindet nur, daß von den zwei Wegen, die seiner Natur offen gestanden — dem heterosexuellen und dem homosexuellen — der erstere für ihn nicht der richtige war, und so gelangt er auf den zweiten Weg."

Daß der Ipsation eine entscheidende Bedeutung für die Entstehung der Homosexualität nicht innewohnt, habe ich bereits im Kapitel „Selbstbefriedigung" erörtert.

Es ist ein sehr einfaches Rechenexempel. Wenn beispielsweise von 120 Waisenknaben, die unter gleichen Verhältnissen erzogen, sämtliche ipsierten, nachweislich nur einer homosexuell geworden ist, wenn in einem andern Beispiel aus dem Leben unter 100 Menschen 98 Ipsanten sind, und unter diesen sich später nur einer als dauernd homosexuell herausstellt, 2 als bisexuell, 96 als völlig heterosexuell, so werden wir unmöglich die Ipsation als ausreichenden Grund homosexueller Triebrichtung ansehen können. Unter den vielen männlichen und weiblichen Personen, die mich wegen Befreiung von Ipsation um Rat fragten, befand sich nicht eine, deren seelische Triebrichtung infolge der Ipsation eine Änderung erfahren hatte. Die heterosexuelle Mehrzahl blieb heterosexuell, die homosexuelle Minderzahl homosexuell. Auch die Phantasievorstellungen hatten, soweit vorhanden, gleichbleibend entweder homosexuellen oder heterosexuellen Inhalt. Richtig ist, daß im allgemeinen Homosexuelle die Selbstbetätigung noch in einem Alter betreiben, in dem sie bei Heterosexuellen bereits dem Geschlechtsverkehr mit dem anderen Geschlecht Platz gemacht hat. Vielfach geschieht dies aus prophylaktischen (= vorbeugenden) Gründen. So suchte mich einmal ein höherer protestantischer Geistlicher auf, der mitteilte, daß er seit seinem 20. Jahre — er war 54 — täglich zwei- bis dreimal mit homosexuellen Vorstellungen ipsiere, um sich vor Anfechtungen zu schützen, die ihm gefährlich werden könnten.

Man hat geäußert, daß Ipsation dadurch Homosexualität erzeuge, weil sie die Willenskraft der Ipsanten derartig schwäche, „daß er den Mut verlöre, sich an Weiber zu wenden und daher Männer angehe". Als ob, wie *Meisner* einmal ganz richtig einem Pfarrer, der diesen Standpunkt vertrat, entgegenhielt, unter heutigen Verhältnissen nicht mehr Mut dazu gehöre, ein männliches als ein weibliches Wesen (beispielsweise eine Prostituierte) um Geschlechtsverkehr „anzugehen". Sollte aber eine Schwächung der Potenz an sich gemeint sein, so kann nicht unerwähnt bleiben, daß zum homosexuellen Verkehr genau dieselbe Potenz notwendig ist wie zum heterosexuellen.

Es seien hier noch die Ansichten zweier Autoren angeführt, von denen der eine der Masturbation, der andere der konträren Sexualempfindung eine besondere Monographie gewidmet hat. *Rohleder*, der Verfasser von „Die Masturbation", betont, daß die Onanie wohl als eine Folgeerscheinung der konträren Sexualempfindung anzusehen sei, daß aber von einer Entwicklung der letzteren aus der Ipsation nicht die Rede sein könne, und *Moll* meint, „ganz entschieden muß ich die Annahme einiger zurückweisen, daß die Onanie die Ursache des perversen Triebes sei. Es ist dies eine falsche Auffassung, bei der Ursache und Wirkung verwechselt werden; es sind eben sehr viele Urninge gezwungen, zu onanieren, weil ihnen eine andere Art der Befriedigung fehlt."

Was nun die so sehr gefürchtete Verführung betrifft, so möchte ich in dieser Hinsicht auf die Ausführungen verweisen, die ich in H. *Groß'* Archiv (*Hirschfeld*, „Kritik des § 250 und seiner Motive im Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch." Im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik." Herausgegeben von Professor Dr. Hans *Groß* in Graz. Band 38, 1910, S. 101 f.) gegeben habe. Es heißt dort: „Auf die Gefahr der Verführung wird in den Motiven des Vorentwurfs ebenfalls hingewiesen. Da dieser Grund auch von anderen Gegnern der Aufhebung des § 175 wiederholt ins Treffen geführt ist, scheint es besonders wichtig, genau zu untersuchen, inwieweit er zutreffend und inwieweit er hinfällig ist. Von einer Verführung zur eigentlichen Homosexualität sprechen die Motive des Vorentwurfs nicht, offenbar weil sie ja überhaupt in Zweifel ziehen, ob es homosexuell empfindende Menschen gibt, sondern annehmen, daß alle Menschen, die homosexuelle Akte begehen, Verbrecher sind, die, wenn sie nur den ernsten Willen hätten, genau so gut wie die Mehrzahl anderer Menschen anstatt mit dem eigenen mit dem anderen Geschlecht verkehren könnten. Daß normalsexuelle Menschen sich gelegentlich homosexuell betätigen, ist unbedingt zuzugeben. Es ist aber völlig unrichtig, anzunehmen, daß sie dadurch homosexuell werden. Die Handlung, die sie mit einem Homosexuellen vornehmen, ist in solchen Fällen der Ipsation gleichzustellen und auch als solche zu beurteilen. Sowie die Gelegenheit vorhanden ist, wird stets der ihnen eigentümlichen Art der Betätigung bei weitem der Vorzug gegeben. Es ließen sich viele Beispiele dafür anführen, daß junge Männer und Mädchen, die zeitweise zwischen dem 16. und 21. Jahre homosexuell verkehrten, sich später vollkommen normalsexuell verhielten. Um nur ein bekannteres, aber sehr typisches Beispiel anzuführen, sei etwa auf den Zeugen im Eulenburg-Prozeß, den Fischer Ernst verwiesen, der beschwor, daß im Jünglingsalter mit ihm homosexuelle Handlungen vorgenommen worden seien, und der dennoch völlig heterosexuell geblieben ist."

Es entspricht vollkommen meinen Erfahrungen, wenn *Ellis* und *Symonds* (H. *Ellis* und J. A. *Symonds*, „Das konträre Geschlechtsgefühl." Deutsch, unter Mitwirkung von Dr. Hans *Kurella*, Leipzig 1896, S. 245 ff.) sagen: „Daß ein Versuch der Verführung, der manchmal nur ein plötzlicher und unüberlegter Akt einer bloß sinnlichen Befriedigung ist, für sich allein einen Geschmack an konträren Praktiken hervorrufen sollte, ist höchst unwahrscheinlich; in nicht abnorm veranlagten Individuen wird er wahrscheinlich Widerwillen hervorrufen, wie in dem Jugenderlebnisse J. J. *Rousseaus*."

v. *Krafft-Ebing* drückt seine analoge Auffassung in der „Psych. sex." einmal so aus: „Es ist kein Fall nachzuweisen, in welchem die Perversität zur Perversion, zur Umkehr der Geschlechtsempfindung geworden wäre," und selbst *Moll* möchte es einstweilen bezweifeln, „ob aus zahlreichen homosexuellen Akten bei Heterosexuellen ein homosexueller Trieb hervorgehen kann".

Man hat nun eingewandt, daß, wenn auch nicht durch die Verführung oder richtiger Ausführung homosexueller Akte eine Umwandlung heterosexuellen Empfindens in homosexuelles stattfinden könne, dies durch die dem Verkehr mit einem Homosexuellen innewohnende Kraft der Suggestion geschehen könne, wie *Tarnowski* („Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Eine forensisch-psychiatrische Studie", Berlin 1886, S. 63) sich einmal ausdrückt: durch ein moralisches Kontagium (= Ansteckung).

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß vorübergehend einmal völlig normale Leute, namentlich im jugendlichen Alter, eine homosexuelle „Pose" annehmen können. Von einer dauernden Metamorphose (= Umwandlung) kann hier aber ganz und gar nicht die Rede sein. Wäre diese auf suggestivem Wege zu erzielen, dann müßte bei den starken Realsuggestionen, die das Leben dem homosexuell Veranlagten nach der entgegengesetzten Richtung erteilt, bei den Auto- und Fremdsuggestionen, die fortgesetzt auf ihn wirken, bei den Verbal- (= Wort-) Suggestionen ihm nahestehender Personen der gleichgeschlechtliche Trieb als Naturphänomen längst erloschen sein.

> Ist doch die Suggestionskraft der gesamten Literatur, die in ihren Romanen und Epen, ihren Dramen und lyrischen Gedichten nahezu ausschließlich die normale Liebe zum Mittelpunkte hat, nicht imstande, den Trieb urnischer Menschen auf das Weib zu richten. Wenn es dem jungen Mann allmählich klar wird – was meist um das zwanzigste Jahr herum der Fall ist –, daß sich sein Begehren von dem seiner Umgebung wesentlich unterscheidet, beginnt gewöhnlich ein Kampf gegen sich selbst, der an Stärke wohl kaum seinesgleichen hat. Ein homosexueller Künstler berichtet, und ähnliches hörte ich unendlich oft: „Ich habe ganz furchtbar gekämpft, mit Aufgebot meiner ganzen Willenskraft; vergebens; ich habe so gelitten, daß ich eine langjährige Nervenkrankheit bekam. Kaum genesen, begann der aufreibende Kampf von neuem. Als ich merkte, daß sich die ureigenste Natur nicht umwandeln läßt, verfiel ich in eine tiefe, lange Melancholie, die sich – obwohl ich nie äußere Konflikte hatte – bis zum ärgsten Lebensüberdruß steigerte" usw.

Einen besonders starken suggestiven Einfluß hat man der Literatur zugeschrieben, und zwar sowohl den wissenschaftlichen als den belletristischen Werken, die sich mit der Frage der Homosexualität beschäftigen. Selbst Autoren wie *Schrenck-Notzing* („Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes" usw., Stuttgart 1892, S. 195) und *Cramer* („Die konträre Sexualempfindung in ihren Beziehungen zum § 175 RStGB.", „Berliner Klin. Wochenschrift" 1897, Nr. 43, S. 964) glauben an durch Lektüre bedingte „Autosuggestion" (= Selbstbeeinflussung). Wiederholt habe ich im Gerichtssaal gehört, daß von Staatsanwälten, Richtern und Mitgutachtern die Meinung ausgesprochen wurde, der Angeklagte hätte sich seine

Homosexualität vermutlich aus *Krafft-Ebing* „angelesen" – auch meinen Schriften über diese Frage sind gelegentlich ähnliche Wirkungen zugesprochen worden –, als ob es nicht Homosexuelle gegeben hätte, längst ehe von einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Frage die Rede war.

Im *Casper-Liman* („Handbuch der gerichtlichen Medizin", Berlin, 1881, S. 195) ist der Fall eines Buchhändlergehilfen erwähnt, der „durch die Lektüre der Alten zur Päderastie gekommen sein will". Ähnlich behaupteten verschiedene Zeitgenossen von Johann Joachim *Winckelmann*, dem Begründer der Archäologie (= Altertumsforschung), er sei durch das Studium der Antike, den Anblick griechischer Götterstatuen zur griechischen Liebe gekommen. Man übersah dabei jedoch, daß die griechischen Bildhauer nicht nur Zeus, Apollo und Mars, sondern auch Juno, Artemis und Venus in zahlreichen Skulpturen der Nachwelt überliefert haben.

Ich habe einmal, als ein anonymer Autor zur Zeit der großen Sensationsprozesse gegen zahlreiche Persönlichkeiten am Hofe Wilhelms II. (wie die Brüder Hohenau, die Brüder Eulenburg, Krupp usw.) in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" 1907 (Nr. 50) behauptete, daß „die sexuelle Literatur direkt sexuelle Anomalien erzeugen könne", etwa folgendes erwidert: „Gewiß ist es richtig, daß von der Norm abweichende Personen, die nur eine undeutliche Vorstellung von ihrem Zustande haben, vielfach nach Büchern fahnden, in denen sie Gewißheit und Beruhigung zu finden hoffen, genau so, wie der Nervenkranke nach Schriften über Neurasthenie, der Zuckerkranke nach solchen über Diabetes greift. Es ist auch zuzugeben, daß der sexuell Leidende in vielleicht noch höherem Grade Schriften kauft als andere, und zwar, weil ihn eine größere natürliche Scheu zurückhält, sich Fachleuten anzuvertrauen, und – ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entscheiden – vielfach die Meinung verbreitet ist, daß die ihm zur Verfügung stehenden Ärzte seiner Familie, seiner Stadt usw. seinen Fall nicht völlig zu beurteilen imstande sind. Erkennen und Entstehen ist nicht dasselbe. So wenig ein unmusikalischer Mensch dadurch, daß er Werke über Musik liest, musikalisch wird; so wenig jemand durch *Blochs* ‚Ursprung der Syphilis' syphilitisch wird, ebensowenig kann jemand durch ein Buch über die ‚konträre Sexualempfindung' konträrsexuell werden." Es gibt übrigens eine recht beträchtliche Zahl homosexueller Männer und Frauen – nach meiner Erfahrung sind es mehr als 75 Prozent aller –, die niemals ein Buch über Homosexualität gelesen haben; so ist es eine völlig irrige Annahme, daß sich, wie schon vor Jahren einmal angegeben wurde, die Schriften von *Ulrichs* in den Händen aller Urninge befinden. Wie wohl wäre Ulrichs gewesen, wenn auch nur der tausendste Teil dieser Behauptung entspräche, dem armen *Ulrichs*, der sich noch wenige Jahre vor seinem Tode bitter darüber beklagte, daß die Schriften, die er auf eigene Kosten drucken ließ, ihn an den Bettelstab gebracht hätten.

Auch die zuerst von *Binet* in der „Revue philosophique" (Paris 1887, Nr. 8) aufgestellte, später in ähnlicher Weise oft wiederholte These, daß die konträre Sexualempfindung durch „pathologische Assoziationen" in frühester Kindheit, durch einen „choc fortuit", ein psychisches Trauma bedingt sei, ist in Wirklichkeit nur eine bisher durch einwandfreies Tatsachenmaterial nicht erhärtete Hypothese.

Wenn es wirklich lediglich darauf ankäme, ob jemand die erste Erektion durch ein Weib oder durch einen Mann gehabt hat, dann müßte die Zahl der Homosexuellen weit größer sein, da nachweislich in den Schulen sehr viele zuerst gleichgeschlechtlich erregt werden. Wie soll aber ein derartiger „choc" die doch meist im Vordergrunde negative

Seite der Erscheinung, die Abneigung gegen das Weib, bei der Urninge die gegen den Mann erklären, und wie vor allem soll er imstande sein, eine solche Umgestaltung der ganzen körperlichen und geistigen Beschaffenheit hervorzurufen, wie sie sich bei dem Homosexuellen so häufig findet? Ich erinnere mich der Bemerkung eines Kollegen, dem ich einmal einen Homosexuellen vorstellte, der in jeder Linie seines Gesichts, in der kleinsten Bewegung, in der Stimme und im ganzen Gebaren den geborenen Urning verriet. Der Kollege rief mit feiner Ironie aus: „Wie stark muß bei diesem Manne der choc fortuit gewesen sein!"

Die Auffassung *Binets* über die Entstehung der Homosexualität, die namentlich bei den Franzosen viel Anklang gefunden hat, zeigt insofern eine gewisse Verwandtschaft mit der Lehre *Freuds*, als beide den infantilen (= in der Kindheit wirksamen) Sexualeinflüssen eine entscheidende Bedeutung beimessen. Allerdings wird nach der Freudschule die zwangsmäßige Homosexualität nicht durch einen plötzlichen Chock, sondern durch eigenartige Bindungen eines Kindes an seine nächste Umgebung, vor allem seine Mutter, hervorgerufen. Wir haben uns hierzu bereits früher eingehend geäußert, besonders auch darüber, daß wir in der Mutterfixierung femininer Söhne und der Vaterbindung viriler Töchter Vorgänge erblicken, die ihrerseits auf der körperseelischen Eigenart der Kinder beruhen, also ebenso konstitutionell bedingt sind wie die später sich aus derselben Grundlage entfaltende Homosexualität.

Es scheint mir, daß schlüssigere Beweise, wie sie in dieser Zusammenstellung für das tatsächliche Bestehen tiefinnerlicher konstitutioneller Anlage erbracht worden sind, nicht beigebracht werden können. Wer durch sie nicht zu überzeugen ist, ist nicht zu überzeugen. Soweit es sich um Behauptungen der nach unserer Meinung zu Unrecht verfemten und verfolgten Personen handelt, kann vielleicht nicht beansprucht werden, daß man ihnen ohne weiteres glaubt. Was man aber angesichts eines so einzigartigen und schwerwiegenden Justizirrtums beanspruchen muß, ist, daß man die Behauptungen nachprüft. *Vor allem haben die Gesetzgeber und alle die, die auf die Gesetzgebung Einfluß haben, diese Pflicht,* und sie besitzen auch die Möglichkeit, da bei dem heutigen Stande wissenschaftlicher Erkenntnis zweifellos genügend homosexuelle Männer und Frauen aller Stände vorhanden sind, die sich auch außerhalb eines den klaren Eindruck stets etwas trübenden Gerichtsverfahrens gern in den Dienst einer solchen Kulturforderung stellen würden. Den Herren vom preußischen Landesgesundheitsrat, die kürzlich (am 30. X. 25) für eine geradezu ungeheuerliche Verschärfung des bestehenden § 175 eintraten (statt wie ihre Vorgänger bereits 1869 für seine Streichung), kann und wird der schwere Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie die Erfüllung dieser Pflicht in einer Frage, bei der das Lebensschicksal Tausender von Menschen und Familien auf dem Spiele steht, in höchst bedauerlicher Weise verabsäumt haben.

Die aus der Beobachtung von uns und anderen gezogenen Schlüsse haben ihre volle Bestätigung durch die glänzenden, an anderer Stelle ausführlich von mir geschilderten Experimente gefunden, die von *Steinach* in Wien, *Pézard* in Paris und Prof. Knud *Sand* in Kopenhagen angestellt wurden, um die körperseelischen Ge-

schlechtscharaktere zu beeinflussen. Hier nur soviel, daß es mir weniger darauf anzukommen scheint, ob, wie *Steinach* glaubt (von *Benda* und anderen Gewebsforschern aber bestritten wird), tatsächlich weibliche Zellen in den Geschlechtsdrüsen Homosexueller nachgewiesen wurden, als darauf, daß der über jeden Zweifel feststehende Nachweis geführt werden konnte, daß sich bei den verschiedensten Tierarten durch Einpflanzung bestimmter Geschlechtsdrüsen der männliche, weibliche und intersexuelle Konstitutionstypus willkürlich herstellen läßt, mit anderen Worten, *daß der intersexuelle genau so wie der männliche und weibliche Geschlechtstypus in seinen mannigfachen Abstufungen von der Geschlechtsdrüse abhängig ist.*

Es bleibt uns nun noch übrig, in der Übersicht intersexueller Varianten

die vierte Gruppe sexueller Zwischenstufen

zu besprechen; diese umgreift die Eigenschaften der menschlichen Seele, die nicht unmittelbar mit dem Liebes- und Geschlechtstrieb zusammenfallen. Sie umfassen nach der Dreigliederung der Seele, die uns immer noch als die klarste erscheint, alles, was das Fühlen, Denken und Streben des Menschen betrifft. Es kommen hier also in Betracht: Männer von femininer Geistes- und Sinnesart, wie sie sich in ihrem Benehmen, ihrer Lebensweise und Geschmacksrichtung widerspiegelt, und andrerseits Frauen von männlichem Charakter, männlicher Denkweise, ausgesprochener Neigung zu männlichen Beschäftigungen. In dem einleitenden Aufsatz der „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen" (1899) hieß es über diese seelischen Intersexualvarianten unter anderm: „Daß es innerhalb der geistigen Geschlechtsunterschiede sehr viele Übergänge und Umkehrungen des sexuellen Durchschnittstypus gibt, lehrt die Geschichte und die tägliche Erfahrung; es gibt Männer mit dem zarten, weichen Gemüt einer Marie *Baskiertschew,* mit weiblicher Treue und Schamhaftigkeit, von überwiegend rezeptiver Veranlagung mit fast unüberwindlicher Neigung zu weiblichen Beschäftigungen wie Putz und Kochen, auch solche, die an Untugenden, die man gewöhnlich als mehr dem Weibe zukömmlich ansieht, wie an Eitelkeit, Koketterie und Klatschsucht das weibischste Weib hinter sich lassen, und auf der anderen Seite befinden sich Frauen, die an Energie und Großzügigkeit, an Abstraktheit und Tiefe, Aktivität und Ehrgeiz, welche an Vorliebe zu männlichen Spielen, wie Turnen und Jagen, an Härte, Tollkühnheit, Rauheit und Roheit den Durchschnittsmann hoch überragen. Es gibt Frauen, die mehr an die Öffentlichkeit, und Männer, die mehr in die Häuslichkeit passen. Es gibt nicht eine spezifische weibliche Eigenschaft der Seele, die sich nicht auch gelegentlich beim Manne, keinen männlichen Charakterzug, der sich nicht auch bei Frauen fände."

Die markantesten unter diesen psychosexuellen Übergangsstufen sind diejenigen, die eine heftige, oft fast unüberwindliche Neigung haben, in der Tracht des andern Geschlechts zu erscheinen:

die Transvestiten.

Seit ich auch dieser Gruppe im Jahre 1910 ein besonderes Buch gewidmet habe: „Die

Transvestiten, eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb mit umfangreichem kasuistischem und historischem Material" (1910, bei Alfred Pulvermacher & Co., Berlin, 2. Auflage 1925 bei Spohr, Leipzig), habe ich auch von diesen Zwischenstufen eine überraschend große Anzahl gesehen.

Die andersgeschlechtliche Kleidung ist in diesen Fällen nie etwas *nur* Äußerliches, sondern das Abbild, die Widerspiegelung, die Projektion (von projicere = herausschleudern, vgl. Projektil, bedeutet dieser Ausdruck hier das Hervorwerfen eines inneren Seelenzustandes nach außen) einer ganz bestimmten Empfindung, die sich niemals auf die Kleidungsstücke allein erstreckt, sondern stets mit dem Drang verbunden ist, auch in dieser Tracht entsprechende Beschäftigungen auszuüben; beispielsweise werden vielfach weibliche Handarbeiten von männlichen Transvestiten ausgeführt. Die mit Energie betriebene Durchführung dieser Selbstentäußerungen wirkt besonders kraß bei solchen Personen, die ihrer ganzen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung zu allem andern eher als zur Verrichtung niederer Dienste berufen erscheinen und doch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, man möchte sagen mit größter Aktivität, größte Passivität anstreben.

Von einigen Transvestiten ist bemängelt worden (und nicht mit Unrecht, wie ich, nachdem ich so viele von ihnen kennen lernte, zugeben muß), daß im Untertitel meines Buches vom „Verkleidungstrieb" die Rede ist, weil es sich bei ihnen nicht um eine Verhüllung, sondern Enthüllung ihrer Eigenart handle. Dieselben Gründe, die ich für den konstitutionellen Charakter der Homosexualität angeführt habe, beweisen auch, daß der Transvestitismus einen Sexualtypus für sich verkörpert. Je mehr Transvestiten ich kennen lernte, um so deutlicher ist es mir auch geworden, daß die Transvestiten physiognomisch und gestaltlich charakteristische Typen erkennen lassen, die nicht anders als glandulär (= durch Drüsen veranlaßt) erklärlich sind. Wie beim Geschlechtsdrüsenausfall und anderen intersexuellen und infantilistischen Gruppen, sind sich allerdings auch nicht die Transvestiten im Gesichtsschnitt und Körperbau sämtlich untereinander ähnlich, sondern es gibt verschiedene Untergruppen. Eine der häufigsten entspricht dem Typus, für den ein klassisches Beispiel der Ritter d'*Eon* ist. Immer wieder suchen mich Transvestiten auf, deren physiognomische Ähnlichkeit (*φυσιογνωμονέω* bedeutete schon im Altertum: den Charakter eines Menschen nach seiner Gesichtsbildung beurteilen) mit dem d'*Eontypus* unverkennbar ist.

Wenn mir mehr Raum zur Verfügung stände, würde ich gern aus der Fülle transvestitischer Lebensbeschreibungen, die sich seit dem Erscheinen meiner „Transvestiten" in unseren Archiven angehäuft haben, einige lehrreiche Beispiele wiedergeben; da dies aber zu weit führen würde, will ich mich hier darauf beschränken, einiges aus der in den „Transvestiten" geschilderten einzigartigen Lebensgeschichte des Chevalier d'*Eon* zu wiederholen, die tatsächlich für jeden, der sich mit der Frage der Zwischengeschlechtlichkeit beschäftigt, eine wahre Fundgrube der Erkenntnis ist. Vieles, was auch jetzt noch über d'*Eon* an die Öffentlichkeit kommt, hat wenig historischen Wert. Offenbar wird sein Leben auch gegenwärtig noch oft mißverstanden. Ging doch noch jüngst eine Wiener Operette über die deutschen Bühnen, in der die Verfälschung der Wahrheit so weit ging, daß aus

dem Manne d'*Eon*, der als Weib lebte, ein Mädchen gemacht wurde, das sich als Mann verkleidete.

Als dokumentarisch belegt sehe ich folgendes an: Von seinen 83 Lebensjahren verbrachte d'*Eon* 49 als Mann und 34 als Weib. Der Streit, welchem Geschlecht er in Wirklichkeit angehörte, wurde jahrzehntelang mit größter Lebhaftigkeit geführt; namentlich in England wirbelte er sehr viel Staub auf. Es wird mitgeteilt, daß die Wetten auf sein Geschlecht in England mehr als 200000 Pfund Sterling betrugen, während von den Franzosen 80000 Pfund aus demselben Grunde verwettet wurden. Einige behaupteten, mit großer Bestimmtheit zu wissen, er sei ein Mann, andere beanspruchten ihn mit demselben Eifer für das weibliche Geschlecht, wieder andere erklärten ihn für einen Hermaphroditen.

d'*Eon* wurde am 5. Oktober 1728 zu Tonnerre, einem Städtchen der Bourgogne, geboren. Es scheint nicht richtig zu sein, daß, wie manche erzählen, er bis zu seinem 10. Jahre als Mädchen erzogen wurde. Er soll vielmehr ein ganz munterer Junge gewesen sein. *Gaillardet* bezeichnet ihn als einen rechten „Gamin". Dagegen heißt es bei demselben Autor: „Der Chevalier d'*Eon* hatte von der Natur sehr zarte Formen erhalten. In seinem 10. Jahre zog ihm die Mutter gern die Kleider seiner Schwester an (man geht schwerlich in der Annahme fehl, daß sie darin seinen Wünschen nachkam); in diesem Kostüm hätte ihn jeder für ein kleines Mädchen gehalten, so fein war seine Taille, so zart seine Hand, so klein sein Fuß; aber unter der äußeren Form des jungen Mädchens regte sich der junge Knabe; beider Naturen teilhaftig, besaß er männliche Kraft unter einer weiblichen Hülle. Noch im 20. Jahre besaß er alle diese Vorzüge, lange blonde Haare, zärtliche, durchsichtige Augen; nicht groß, aber robust, hatte er doch sehnige Kräfte. Sein Arm war äußerst zart geblieben, seine Finger schlank und dünn; zogen sich aber die Muskeln dieser Arme zusammen, so war seine Hand so stark, daß man unter dieser rosigen Haut eiserne Zangen versteckt wähnte. Seine Taille konnte man mit zwei Händen umspannen. Er zog einen Frauenhandschuh an, hatte keinen Bart, kaum zeigte sich ein leichter Flaum um das Kinn." So sein Biograph.

d'*Eons* Geschlechtstrieb scheint noch lange Zeit nach der Reife ein außerordentlich geringer gewesen zu sein, besonders wird darauf hingewiesen, daß seine „Herzensreinheit sich an der Schwelle der Lupanare (= Bordelle) empörte". Er selbst äußert sich noch im Jahre 1771, also 43 Jahre alt, in einem Briefe an den Grafen *Broglie*: „Es peinigt mich, daß ich noch so bin, wie mich die Natur geschaffen hat; und daß mein ruhiges Temperament mich nie der Wollust zuführte; dies hat meinen Freunden in Frankreich, Rußland und England den Gedanken eingegeben, ich sei weiblichen Geschlechts."

Dafür, daß d'Eon homosexuell gewesen sei, fehlen alle Anhaltspunkte. Man sprach zwar einmal zu der Zeit, als er als Frau lebte, er hätte ein Liebesverhältnis mit *Beaumarchais*, dem berühmten Verfasser des „Barbiers von Sevilla" und „Figaros Hochzeit", aber offenbar handelt es sich hier nur um ein bloßes Gerede der Wettenden, eine Legende, wie sie sich begreiflicherweise um seine Person in Menge bildeten. Dagegen spielen erotische Zuneigungen zu schönen Frauen, wie zu der Gräfin Marie *Rochefort* und Mylady *Ferrers*, vor allem zu Nadège *Stein* und anderen in seinem Leben eine große Rolle.

Im Jahre 1755 finden wir ihn in Paris im Hause der Gräfin *Rochefort*, einer jungen Witwe, die zu ihrem „Benjamin", wie sie ihn nannte, „eine mehr als mütterliche Zuneigung" gefaßt hatte. Er selbst schreibt damals in seiner Biographie: „Die weißen zarten Finger der sorglosen Gräfin spielten in den blonden Locken meines weichen Haares, als ich plötzlich erbebte und bei der Berührung dieser weiblichen Hand mich eine mir bis dahin unbekannte Empfindung ergriff." Sie führte ihn anläßlich eines Kostümfestes in Versailles bei Hofe ein. Er erschien hier in einem eleganten Ballkleid, das ihm seine Gönnerin, die Gräfin *Rochefort*, aus ihren Toiletteschätzen zur Verfügung stellte. Auf dem Hofball zieht

er die Augen *Ludwigs XV.* auf sich, der keine Ahnung hat, daß in dem schönen Mädchen ein Mann steckte. Es folgt ein drolliger Vorgang. Der König läßt Mademoiselle d'*Eon* zu sich bitten und zieht sich mit ihr in ein Nebengemach zurück. Eben klärt dieser den galanten Monarchen über seinen Irrtum und sein wahres Geschlecht auf, als die *Pompadour,* des Königs Favoritin (= Geliebte), die sich inzwischen über d'*Eon* informiert hatte, eintritt, herzlich lacht und verzeiht.

Der König erhielt von da ab dem jungen, geistvollen und geschickten Chevalier seine Gunst und beschloß bald darauf, in einer diplomatischen Mission (es war die politisch so bewegte Zeit des Siebenjährigen Krieges) ihn als Dame verkleidet nach Rußland an den Hof der Kaiserin Elisabeth zu senden, um diese mit Frankreich zu versöhnen. Anfang Juni 1755 empfing der Chevalier d'*Eon,* 27 Jahre alt, aus der Hand des Prinzen von *Conti* eine vollständige Mädchenaussteuer und reiste in dem Kostüm einer vornehmen jungen Dame mit dem Chevalier *Douglas* ab. Unterwegs nahmen die Reisenden längeren Aufenthalt in Neustrelitz, wo die junge, interessante Französin, welche Chevalier *Douglas,* ihr Begleiter, für seine Nichte ausgab, von der herzoglichen Familie aufs freundlichste empfangen wurde; namentlich eine der Töchter des verstorbenen Herzogs, die junge Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (spätere Königin von England), schloß zärtliche Freundschaft mit dem vermeintlichen jungen Mädchen und schloß sich an sie so innig an, daß dem Chevalier *Douglas* angst und bange wurde. Er beschleunigte daher die Abreise, bei der die Prinzessin Mademoiselle d'*Eon* eine Empfehlung an eine Petersburger Freundin Nadège *Stein,* „Ehrenfräulein Ihrer Majestät der Kaiserin aller Reußen", mitgab.

Diese Empfehlung sollte für d'*Eon* von größter Bedeutung werden; denn Nadège wurde die überaus treue Geliebte seines Lebens, die Stütze seines Alters. Die Kaiserin Elisabeth (die, wie ich an anderer Stelle in meinen „Transvestiten", S. 490, anführe, selber starke transvestitische Neigungen hatte; sie ging oft „als Mann",) war von der schönen Mademoiselle, die sie bald als Vorleserin französischer Schriften engagierte, entzückt, noch entzückter, als diese ihr schließlich anvertraute, daß sie dem männlichen Geschlecht angehöre. Die Zarin war nicht die einzigste, die sich in Petersburg in sie verliebte. Noch mehrere andere befanden sich völlig im Banne der schönen Französin. Zu ihnen gehörte Mylord *Ferrers,* Pair von England, Admiral, berühmter Mathematiker und Physiognomiker der Lavaterschen Schule, der sich rühmte, die Symbolik des menschlichen Gesichts fließend lesen zu können, eine Kunst, die jedoch im Falle d'*Eon* Schiffbruch erlitt; denn während der verliebte Mylord mit dem vermeintlichen Fräulein seine Gattin zu hintergehen gedachte und sie veranlaßte, „da es doch schon so spät sei, die Nacht im Zimmer seiner Gemahlin zu verbringen", bestrafte und betrog d'*Eon* ihn mit Mylady.

Es gestattet leider nicht der Raum, so verlockend es wäre, die äußerst seltsamen Lebensschicksale des Ritters d'*Eon* hier im einzelnen zu erzählen. Seiner Mission in Rußland entledigte er sich mit großem Geschick. Als er nach Frankreich zurückkehrte, schrieb sein Biograph: „Triumphierend reiste der Chevalier d'*Eon* mit kostbaren Depeschen nach Versailles ab, doch Herz und Augen blieben nach Rußland gekehrt. Trotz ihrer schönen blassen Stirn und ihres schmachtenden Auges ist es nicht Mylady *Ferrers,* trotz des Glanzes ihres Thrones, trotz ihrer Gunstbezeugungen nicht die Kaiserin *Elisabeth,* welche er betrauert. Es ist Nadège, seine arme verlassene Nadège."

Noch zweimal wurde er, allerdings in männlicher Tracht als angeblicher Bruder des Fräulein d'*Eon,* in politischen Angelegenheiten nach Rußland entsendet. Bei seinem dritten Aufenthalte gab sich die Zarin die größte Mühe, ihn dauernd an Rußland zu fesseln, doch konnte er sich nicht entschließen, dort zu bleiben. Bevor er heimkehrte, erledigte er noch wichtige Aufträge in Wien und besuchte von dort, wiederum in Frauenkleidern, nochmals Neustrelitz. Hier erkrankte er ernstlich und wurde mit größter Hingabe von

der Herzogin Sophie Charlotte gepflegt, die noch immer keine Ahnung von seinem wahren Geschlecht hatte.

Wieder genesen, ging er nach Paris, verweilte aber hier nicht lange, sondern begab sich zur oberrheinischen Armee, die gegen Friedrich den Großen im Felde stand. Er beteiligte sich unter Marschall *Broglie* an den schwierigsten Operationen des Siebenjährigen Krieges, leitete bei Höxter den Transport der Pulvervorräte über die Weser, wird im Treffen von Ultropp an Hand und Kopf verwundet, zeichnet sich bei der Belagerung und Eroberung von Wolfenbüttel aus, wird zum Dragonerkapitän und Ritter des heiligen Ludwig ernannt und kehrt nach Beendigung des Feldzuges nach Frankreich zurück, um alsbald als „bevollmächtigter Minister" (Botschafter) an den Hof von St. James (London) entsandt zu werden.

König Ludwig schrieb ihm damals (Versailles, 4. Oktober 1763): „Sie haben mir ebenso nützlich unter Frauenkleidern als in denen gedient, welche Sie gegenwärtig tragen", und der Marquis von l'*Hôpital* gratuliert ihm mit folgenden Worten: „Ich wünsche Ihnen Glück zu dem neuen Charakter eines bevollmächtigten Ministers. Sie eignen sich für jede hohe Stellung und werden ihr Ehre machen. Sie haben dasjenige in sich, was den Menschen erhebt, Geist und Mut, und verbinden damit die Eigenschaften, welche stets die beiden ersten begleiten, Tugend und Ehre. Sie sind also jetzt als ein echter, reiner Mann, Vir, anerkannt! Was Ihnen in physischer Hinsicht mangeln möge: die ausgezeichnete Wirksamkeit Ihrer Eigenschaften und die gute Anwendung Ihrer Zeit, steht außer aller Frage."

Je höher sein Ruhm und seine Beliebtheit stiegen, je reicher ihn der Monarch ehrte und beschenkte, um so mehr nahm die Anzahl seiner Feinde, an deren Spitze der Graf von *Guerchi* stand, zu. Sie schrieben Pasquille und Schmähschriften gegen ihn, in denen natürlich auch immer wieder behauptet wurde, er sei Hermaphrodit. Schließlich brachten seine Widersacher es so weit, daß er bei dem König in Ungnade fiel. Als bald darauf der allen Skandalen abholde, sehr religiöse König Ludwig XVI. den französischen Thron bestieg, wurde mit dem bald fünfzigjährigen d'*Eon* am 27. August 1777 ein Vertrag abgeschlossen, in dem es so dargestellt wurde, als ob d'*Eon* bisher als Weib in männlicher Kleidung (nicht etwa umgekehrt) gelebt hätte; man sicherte ihm eine jährliche Pension von 12000 Livres außer der Bezahlung seiner Schulden zu. Er selbst schreibt in der Vereinbarung: „So willige ich ein, mein Geschlecht öffentlich für weiblich zu erklären und bis zu meinem Tode wiederum weibliche Kleidung zu tragen." Seine neue Aussteuer besorgt ihm die junge Königin Maria Antoinette in eigener Person.

„An einem Novemberabend 1777", schreibt *Gaillardet*, „verschwand der Chevalier d'*Eon*, um am folgenden Tage mitten in dem erstaunten Paris und Versailles als Chevalière zu erscheinen. Hof und Stadt klatschten bei dieser Art sichtbarer Verwandlung in die Hände. Jeder drängte sich, die neue, in einem Dragoner gefundene *Jeanne d'Arc* in der Nähe zu betrachten, die von ihrer Uniform nichts behalten hatte, als ein großes, schönes Ludwigskreuz, welches stolz auf einem Baumwollkissen ruhte, das bestimmt war, dem Mangel eines vollen Busens nachzuhelfen. Kupferstiche stellten sie um diese Zeit von allen Seiten und in jedem Kostüm den Augen des begierigen Publikums dar."

Bald nachdem er die Frauenkleider angenommen hatte, um sie nicht wieder abzulegen, hatte er die große Freude, seine totgeglaubte, in Wirklichkeit aber nur von der Kaiserin Elisabeth verbannte Jugendgeliebte Nadège *Stein* wiederzusehen. Es heißt in seinem Tagebuch darüber: „Eines Tages öffnete sich die Türe, es erschien eine Frau, in die Tracht des nördlichen Rußlands gekleidet; meine Augen fallen auf ihr Gesicht; ich schreie laut auf und stürze mich rascher als ein Blitz in ihre Arme. Nadège! rief ich, denn sie war es. Ich erkannte ihr schönes *männliches* Gesicht trotz der Veränderungen, welche

Leiden und Zeit darin hervorgebracht hatten . . . Ich hänge an ihrem Halse, umschlinge sie, bedecke, ersticke sie mit meinen Küssen".

Beide ziehen nun gemeinsam nach Tonnerre, seiner alten burgundischen Heimat, und zwei Jahre später nach dem Friedensschluß zwischen England und Frankreich nach London. Während seines Aufenthaltes in Tonnerre empfing er einen Besuch, der für den Kenner der Geschichte der sexuellen Zwischenstufen recht interessant ist: den des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des Alten Fritz. Als d'*Eon* nach England übersiedelte, war sein erstes, sich der Königin Sophie Charlotte, die ihn bis zu diesem Augenblicke für ein Weib gehalten hatte, zu entdecken und ihr mitzuteilen, daß Nadège *Stein*, die Freundin ihrer Kindheit, noch lebe, und daß beide als ein glückliches Paar in London weilten; d'*Eon* schreibt: „Am folgenden Tage kam die Königin von England, als einfache Bürgerfrau der City von London gekleidet, in mein Haus in der Brewer Street. Seit 28 Jahren hatten Nadège und sie sich nicht gesehen. Als sie nach dieser Trennung einander sich gegenüberstanden, schauten sie sich einen Augenblick mit Rührung an; dann aber flogen sie sich in die Arme. Ich entfernte mich, um eine Unterredung nicht zu stören, bei welcher meine Gegenwart lästig sein mußte."

Noch 17 Jahre hindurch sah man in London zwei alte Frauen, welche stets zusammen ausgingen und zurückkehrten: die eine, von Jahren gebeugt und stets einen kleinen Rohrstock mit elfenbeinernem Knopfe in der Hand, trug auf der Brust eine große schöne Dekoration, welche sonst nur auf der Brust tapferer Krieger zu glänzen pflegte. Die andere, nicht so alt, und etwas mehr bei Kräften, gab ihrer 80jährigen Begleiterin den Arm, welche sich mit Freude darauf zu stützen schien. Wenn die beiden Greisinnen bisweilen langsamen Schrittes eben in ihre kleine Wohnung zurückgekehrt waren, sah man einen mit dem königlichen Wappen geschmückten Wagen vor der Tür ihres Asyls halten, und die nun auch schon bejahrte Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Königin von England, stieg aus, um an die Tür dieser bescheidenen Einsiedelei von d'*Eon* und der Nadège *Stein* zu klopfen.

Nachdem der Chevalier d'*Eon* am 21. Mai 1810 in London (New Wilman Street 26) verstorben war, wurden auf Veranlassung der Wettbureaus eine Reihe von Attesten ausgestellt — um endlich die vielen auf sein Geschlecht geschlossenen Wetten zur Entscheidung zu bringen. Er hatte sich nämlich bei Lebzeiten, trotz hoher Angebote, energisch geweigert, sein Geheimnis zu lüften, und auf seine Sektion verwiesen, mit der er sich ausdrücklich einverstanden erklärt hatte. Von diesen Attesten mögen hier drei kleinere abgedruckt werden, von denen das erste von dem Chirurgen *Copeland*, das zweite von einem Kriegskameraden und das dritte von seinen letzten Wirtsleuten herrührt. Sie lauten:

A. (aus dem englischen Text übersetzt): „Ich bescheinige durch Gegenwärtiges, daß ich in Gegenwart der Herren *Adair*, *Wilson* und des Paters *Elysée* den Körper des Chevalier d'*Eon* untersucht und seziert und die männlichen Zeugungsorgane in jeder Hinsicht vollkommen ausgebildet gefunden habe."

Wilman Street, 23. Mai 1810. Tho. *Copelana*, Chirurg.

B. (aus dem Französischen): „Ich erkläre, das sogenannte Fräulein d'*Eon* gekannt und im Regimente Harcourt als Dragonerkapitän gedient zu haben, als das genannte Fräulein im Jahre 1757 als Leutnant im Regiment Caraman stand und daß ich, als man mich aufforderte, den Körper nach dem Tode zu besichtigen, dieselbe Person des Chevaliers d'*Eon* erkannte, sowie, als man mir den Körper nackt gezeigt hat, alles an ihm sah, was die männlichen Zeugungsteile bildet."

London, 68. Deanstr., 24. Mai 1810. Graf v. *Behague*, Generalleutnant.

C. „Ich erkläre, daß der Chevalier d'*Eon* bei mir etwa drei Jahre gewohnt hat, daß ich ihn stets für eine Frau hielt, nach seinem Tode aber bei Untersuchung des Leichnams gefunden habe, daß er ein Mann war. Meine Frau erklärt das nämliche."

New Wilman Street 26. William *Bouning.*

Überschauen wir dieses Lebensbild, das an Seltsamkeit in der Weltgeschichte wohl nur wenige seinesgleichen haben dürfte, so ist das Rätsel, welches der Ritter d'*Eon* seinen Zeitgenossen und vielen späteren Psychologen und Historikern aufgegeben hat, nach dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht mehr schwer zu lösen. Sicherlich war er, der dreieinhalb Jahrzehnte als Weib, nahezu fünf Jahrzehnte als Mann lebte, eine in das Bereich der Zwischenstufen fallende Persönlichkeit. Zu denen ersten Grades, den Hermaphroditen, gehörte er nicht, das beweisen die Obduktionsprotokolle, auch nicht zu denen dritten Grades, die als Homosexuelle bezeichnet werden, da nach allem, was wir erfahren haben, sein Geschlechtstrieb zwar nicht stark, aber doch auf das Weib gerichtet war. Da der weibliche Mann selbst das männliche Wesen der Frau hervorhebt, die er liebt, dürfen wir ihn aber nach unserer Einteilung als *metatropisch* ansehen.

Zweifellos war er aber eine Zwischenstufe zweiten Grades, denn übereinstimmend wird hervorgehoben, daß seine Körperformen deutliche Annäherungen an weibliche Beschaffenheit zeigten, auch auf dem von Angelika *Kaufmann* gemalten Bilde ist weibliche Brustbildung (Gynäkomastie) unverkennbar. Sicherlich war er aber auch eine Zwischenstufe vierten Grades, ein Transvestit, denn aus äußeren Gründen (Mission nach Rußland, Pensionierung in England) seine Frauentracht zu erklären, wie es einige taten, wäre ebenso oberflächlich, als wenn man sie auf seine weiblichen Gesichtszüge zurückführen wollte. Dem starken weiblichen Einschlag steht nicht entgegen, daß er auch viele männliche Eigenschaften aufwies, war doch, wie einer seiner Biographen berichtet, „seine in mehr als dreißig Duellen erprobte Klinge nicht nur in Frankreich und England, sondern in ganz Europa die gefürchtetste seiner Zeit".

Zwei der berühmtesten Maler des achtzehnten Jahrhunderts haben uns d'*Eons* Bild als Frau überliefert: Angelika *Kaufmann,* die ihn im Alter von 25 Jahren als junge Hofdame malte, und *Reynolds*, der im Jahre 1782 (als d'Eon 54 Jahre alt war) ein ausgezeichnetes Gemälde von ihm anfertigte, das sich jetzt im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum befindet. Ahnungslos gehen, wie ich des öfteren beobachtete, die meisten an diesem Bilde vorüber – sie halten es für das einer alten Dame – und wissen nichts von der historischen, geschweige denn sexualwissenschaftlichen Bedeutung der dargestellten Persönlichkeit. In unserem Archiv besitzen wir außer von diesen beiden Gemälden noch Photographien mehrerer anderer, unter anderem eines Bildes, das ihn als Gesandten am englischen Hofe (1770) zeigt, eines, auf dem er die Uniform eines Dragonerhauptmanns trägt, und eines nach einem Stich aus dem Jahre 1779, auf dem er als Amazone dargestellt ist. Dieses trägt die Unterschrift:

Son Esprit vaut son Cœur; c'est Pallas elle même!
Long-temps on la craignit, et maintenant on l'aime. (Guichard.)

(Die sinngemäße Übersetzung würde etwa lauten: Sein Geist war wie sein Herz. Er ist Pallas Athene in eigner Person. Lange Zeit fürchtete man, jetzt liebt man sie.)

So undurchsichtig und unverständlich die Erscheinung d'*Eons* seinen Zeitgenossen erscheinen mußte, so klar und durchsichtig ist sie uns heute auf Grund der Lehre von den *sexuellen* Zwischenstufen. Er war ein *androgyner metatropischer Transvestit,* wie sie auch heute unter uns in beträchtlicher Anzahl leben.

Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß sich sowohl unter den männlichen als weiblichen Transvestiten ungezwungen folgende Untergruppen ziemlich scharf voneinander unterscheiden lassen.

1. *Totale (= vollständige) Transvestiten.* Sie haben den Drang, von Kopf bis Fuß (die männlichen von den langen, die weiblichen von den kurzen Haaren bis zu den hohen oder kurzen Hacken und vom Mantel bis zu jedem Stückchen der Unterwäsche) sich andersgeschlechtlich zu tragen und zu betragen.

2. *Extreme Transvestiten.* Die stärksten Formen des totalen Transvestitismus finden wir bei denen, die nicht nur ihr künstliches, sondern auch ihr natürliches Kleid, ihre Körperoberfläche andersgeschlechtlich umgestalten möchten. In den verhältnismäßig leichteren Graden bezieht sich dieser Drang auf das „Haarkleid"; wir sehen da Männer, denen das tägliche Rasieren seelisch so unbehaglich ist, daß sie nichts unversucht lassen, um durch Epilation (= Enthaarung von e = aus und pilum = Haar) davon befreit zu werden – ihnen entsprechen Frauen, die allerlei „Bartwuchsmittel" anwenden, um wenigstens einen „Bartflaum" zu besitzen. In der Röntgenabteilung unseres Instituts für Sexualwissenschaft sind diese epilationssüchtigen Männer seit seiner Gründung eine häufige Erscheinung. Stärkere Grade dieses sich auf den Körper selbst erstreckenden Transvestitismus weisen die schon früher kurz erwähnten Personen auf, die ihren Brüsten durch Vergrößerung weibliche Formen geben oder sie „abschneiden" lassen wollen, dies auch tatsächlich durchführen. Den höchsten Grad dieser körpertransvestitischen Zwangszustände beobachten wir bei denen, die eine mehr oder weniger vollständige Umwandlung ihrer Genitalien anstreben, vor allem also ihre Geschlechtsteile nach ihrer Seele formen wollen. Voran steht bei transvestitischen Frauen die Beseitigung der Menstruation durch Entfernung der Eierstöcke, bei transvestitischen Männern die Kastration. Diese Fälle sind viel häufiger, als man früher auch nur im entferntesten ahnte.

3. *Partielle* (= sich auf Teile erstreckende) *Transvestiten.* Sie begnügen sich mit Stücken der andersgeschlechtlichen Ober- oder Unterkleidung in sehr verschiedenem Umfange; manche sind schon „befriedigt", wenn sie lange weibliche Strümpfe, andere, wenn sie weibliche Wäsche tragen usw. (und zwar von ihnen selbst angeschaffte neue, was sie wesentlich von den „Fetischisten" unterscheidet). Vor einiger Zeit suchte mich ein hochgebildeter skandinavischer Akademiker auf, der nur Wert darauf legte, einen weiblichen Rock bei männlicher Bekleidung des Oberkörpers zu tragen;

er hatte im Hause gewöhnlich zu seinem Männeranzug den „Kilt" (= kurzen Rock) der schottischen Volkstracht an.

4. *Namenstransvestiten;* dies sind solche, denen vor allem daran liegt, einen andersgeschlechtlichen Vornamen zu „tragen" (Typus „George" *Sand)*; isoliert kommen sie selten, mit anderen Formen des Transvestitismus verbunden, sehr häufig vor.

5. *Dauertransvestiten;* sie haben den Drang, dauernd die äußere Erscheinung des andern Geschlechts anzunehmen; Männer dieser Art sträuben sich bereits als Knaben gegen die ersten Hosen (während die Frauen schon früh „die Hosen anhaben wollen"). Dies dauert gleichmäßig bis zu ihrem Tode an. Es gibt nicht wenige, sowohl männliche als weibliche Transvestiten, deren wahres Geschlecht zum größten Erstaunen ihrer Umgebung erst nach ihrem Ableben entdeckt wurde.

6. *Periodische Transvestiten.* Bei diesen wechselt der Drang, das Aussehen und Ansehen des andern Geschlechts zu haben, mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen dagegen. Ich kannte mehrere, die wiederholt von solcher Abneigung gegen ihren Transvestitismus erfaßt wurden, daß sie eines Tages die teuer erstandenen Perücken, Kostüme und Schuhe, kurz jedes Stück, das sie an ihre Weiblichkeit erinnerte, ins Feuer warfen, um sich nach einiger Zeit doch wieder alles neu zuzulegen. In anschaulicher Weise findet sich dieser Kampf des periodischen Transvestiten für und gegen das Weib in ihrem Innern von Hanns Heinz *Ewers* in der „Geschichte des Barons Joseph Maria von Friedel" geschildert (in dem Buche „Die Besessenen"), die überhaupt die seelischen Zustände der Transvestiten meisterhaft behandelt.

7. *Narzistische Transvestiten.* Diese finden ihr volles Genüge darin, die Gestalt des andern Geschlechts anzunehmen; der Anblick ihres andersgeschlechtlichen Ichs (beispielsweise im Spiegel) löst in ihnen lustbetonte Gefühle aus, die einen mehr oder minder bewußten erotischen Charakter haben. Der Mann in ihnen liebt das Weib in ihnen oder umgekehrt.

8. *Metatropische Transvestiten,* eine ziemlich umfangreiche Gruppe; sie fühlen sich zu Frauen hingezogen, die viel Männliches in sich (oft auch an sich) haben, und die an dem weiblichen Einschlag, der in ihnen selbst ist, Gefallen finden. Mithin finden sie ihre natürliche Ergänzung in metatropischen Frauen. Auch diese sind oft zugleich transvestitisch. So war George *Sand*, die nicht nur einen männlichen Namen, sondern auch männliche Kleider trug, keineswegs frauenliebend; vielmehr verließ sie den femininen Dichter Alfred de *Musset* aus Liebe zu dem noch femineren Tonkünstler Frédéric *Chopin.* In Künstlerkreisen sind diese metatropischen Typen und Beziehungen besonders weit verbreitet, und zwar deshalb, weil das eigene Wesen des Künstlers (zu denen auch viele auf wissenschaftlichem Gebiet tätige Menschen zählen) in seiner Mischung von Rezeptivität und Produktivität (= Empfangsbereitschaft und Schaffenslust) engere Beziehungen zum androgynen (mannweiblichen und weibmännlichen) Typus aufweist, als hochprozentig männliche und weibliche Persönlichkeiten. Die wallenden Haare („Künstlertolle"), Krawatten und Gewänder, die

man so oft beim Künstler, die umgekehrte Vorliebe für kurze Haare, hohe Kragen und eng anliegende „Kostüme", wie man sie häufig bei künstlerisch und wissenschaftlich tätigen Frauen findet, sind weder etwas Zufälliges noch rein Willkürliches, sondern im Sexualtypus des Künstlers begründet.

9. *Bisexuelle Transvestiten;* entsprechend ihrer eigenen Doppelheit finden sie in beiden Geschlechtern Typen, die ihnen liegen, meist aber mehr in dem einen als in dem andern Geschlecht.

10. *Homosexuelle Transvestiten;* ihr sich in ihrer äußeren Erscheinung projiziertes (= ausdrückendes) Geschlechtsgefühl findet zugleich auch seine entsprechende Übertragung in ihrer Neigung zu männlichen Personen. Ein gutes Beispiel war der mir auch persönlich gut bekannte *„Paradeda"*, dessen Schicksal kurz vor dem Kriege unter der Spitzmarke „die männliche Braut" durch die Presse ging. Es war ein Brasilianer, der sich in Paris in einen deutschen Lehrer verliebt hatte und sich mit ihm, der „ihr" Geschlecht nicht kannte, verlobte; „sie" folgte ihm nach Breslau, wo „sie" sich vergiftete, als ein Polizeiarzt in ihre Pension kam, um eine körperliche Untersuchung vorzunehmen. Seine Wirtin, der verschiedenes (z. B. tägliches Rasieren) aufgefallen war, hatte eine Anzeige erstattet, weil sie ihn für einen verkleideten Verbrecher (Spion) hielt.

Es gibt noch eine Reihe anderer Gesichtspunkte, nach denen sich die Transvestiten ordnen lassen, so nach ihrer körperlichen Beschaffenheit (z. B. „androgyne", „eunuchoide", körperlich überentwickelte und unterentwickelte usw.), sowie nach der von ihnen bevorzugten Bekleidungsweise. Einige wollen die schlichte Bürgersfrau „markieren", andere ein Dienstmädchen (ich habe von mehreren Bilder, auf denen sie sich mit einem Besen photographieren ließen), wieder andere geben sich wie „Backfische" oder wie Damen der Halbwelt, wie Salondamen größten Stils, oder bevorzugen Reitkostüme, sportliche oder Nationaltrachten.

Ich kannte einen Transvestiten, der jahrelang als Bruder und Schwester lebte; er trat abends in demselben Lokal als zitherspielende „Tirolerin" auf, in dem er als sein angeblicher Zwillingsbruder – er war Postschaffner – Mittag aß, ohne daß der Wirt wußte, daß Bruder und Schwester (die er niemals beisammen sah, weil eines von ihnen „stets das Haus hüten mußte") ein und dieselbe Person war. Das Leben transvestitischer Männer und Frauen ist überhaupt sehr reich an romantischen Geschehnissen; ich selbst könnte Bände füllen, wenn ich schildern wollte, wie oft und wie weit die Wahrheit in dem, was ich bei ihnen beobachtete, jede Wahrscheinlichkeit in den Schatten stellte.

Der Transvestitismus bietet in seinen vielseitigen Verbindungen ein gutes Beispiel für

die Fülle der Kombinationsmöglichkeiten,

die es auf sexualtypologischem Gebiet gibt. Hierüber noch einiges. Alle anders-

geschlechtlichen Einschläge, gleichviel ob körperlich oder seelisch, können bei den Menschen in sehr verschieden hohem Grade vorhanden sein. So kommt es vor, um ein recht augenfälliges Beispiel herauszugreifen, daß ein Bartflaum im Gesicht eines Weibes nur eben kaum angedeutet ist, es kann der Bartwuchs auf der Oberlippe aber auch so erheblich sein, daß er mehrmals wöchentlich die Entfernung mittels des Rasiermessers erfordert, und es kommt sogar ausnahmsweise ein stattlicher Vollbart bei einem Weibe vor.

Weiter ist von Wichtigkeit, daß alle diese Einschläge isoliert oder kombiniert (d. h. vereinzelt oder verbunden) auftreten können. So findet man – auch ich sah solche Fälle wiederholt – um bei dem gegebenen Beispiel zu bleiben, daß eine Femina barbata (= „Bartdame") einen Vollbart besitzen, in jeder sonstigen Beziehung körperseelisch aber durchaus weiblich sein kann. Vielfach zeigen Frauen mit sehr starkem Bartwuchs auch eine übermäßig „üppige" Entwickelung der Milchdrüse.

Es kommen alle möglichen Verbindungen männlicher und weiblicher Eigenschaften, alle nur erdenklichen Variationen vor. Legen wir der Berechnung der Anzahl möglicher und wirklicher Kombinationen nur jede der vier Hauptgruppen als ein Ganzes zugrunde, vergegenwärtigen wir uns also, daß erstens die Geschlechtsteile = „A", zweitens die übrigen körperlichen Eigenschaften = „B", drittens der Geschlechtstrieb = „C", viertens die sonstigen seelischen Eigenschaften = „D", männlichen = „m", weiblichen = „w", oder gemischtgeschlechtlichen = „m+w" Charakter tragen können, so ergibt sich in diesen vier Hauptgruppen von Eigenschaften als Möglichkeitszahl

$3^4 = 81$ Kombinationen von Geschlechtscharakteren.

Um sich von der ungeheuren Anzahl aller hier in Betracht kommenden Variationsmöglichkeiten eine Vorstellung machen zu können, habe ich seinerzeit mit Prof. Karl Friedr. *Jordan* folgende Berechnung aufgestellt: Die Eigenschaftsgruppen A, B, C und D setzen sich aus einer Anzahl von Einzeleigenschaften zusammen, die wiederum jede für sich männlichen, weiblichen oder gemischten Charakter haben; so ließe sich jede der vier Hauptgruppen mit Leichtigkeit in vier Untergruppen einteilen, beispielsweise die Geschlechtsorgane in einzelne Abschnitte der geschlechtlichen Leitungs- und Verbindungswege, ebenso die übrigen körperlichen Geschlechtsunterschiede (etwa die Beschaffenheit der Behaarung, des Kehlkopfs, der Brust- und Beckenbildung); und auch bei dem Geschlechtstrieb (Triebrichtung, Annäherungsart, Triebart, Betätigungsart) und vollends den seelischen Geschlechtsunterschieden wäre solche Unterteilung unschwer möglich. Jede dieser viermal vier Eigenschaften kann nun abermals von männlicher, weiblicher oder gemischter Beschaffenheit sein, so daß sich, da alle 16 Eigenschaften irgendwie in jedem Individuum vorhanden sind, eine viel mannigfaltigere Möglichkeit von Kombinationen ergibt als bei unserer ersten Berechnung, wo wir die Geschlechtscharaktere noch als Einheiten betrachten. Welche Größe hat nun die Zahl der sich aus diesen Gesichtspunkten ergebenden Kombina-

tionen? Da jedes der 16 Elemente einen dreifach (m, w, m+w) verschiedenen Typus haben kann, ergäbe sich als Gesamtzahl aller möglichen Kombinationen

3^{16} oder 43046721 Sexualtypen.

Diese ungeheure Zahl könnte zunächst überraschen, da sie etwa schon den vierzigsten Teil der Gesamtzahl aller auf der Erde lebenden Menschen beträgt (diese Zahl 1800 Millionen gerechnet), aber bei genauerem Nachdenken wird sie nicht nur verständlich, sondern als viel zu klein zu erachten sein, da wir beobachten, daß kein Mensch einem anderen vollkommen gleicht. Im Aussehen wie im Wesen finden sich so außerordentlich zahlreiche Abweichungen und Nuancierungen, daß jedes Individuum als etwas Besonderes erscheint.

Das bezieht sich nicht nur auf den Menschen in seiner Totalität (= Ganzheit), sondern auf den kleinsten seiner Teile. Alles im Menschen trägt den Stempel des Persönlichen und damit der Persönlichkeit. Daß es nur Verschiedenes und Ähnliches, nichts Gleiches gibt, geht besonders deutlich aus den Methoden zur Identifizierung (= Wiedererkennung von idem = derselbe) einer Person hervor, deren sich die Kriminalbehörden aller Kulturländer seit Einführung des von dem Pariser Alphonse *Bertillon* (1853–1914) erfundenen Maßverfahrens und des Fingerabdrucksystems von James *Herschel* (1833–1917), der sogenannten Daktyloskopie (vom griech. δάκτυλος = Finger und σκοπέω = schauen), mit so großem Erfolg bedienen.

Erst nachträglich wurde festgestellt, daß es sich auch hier nur um eine Wiederentdeckung handelte und man sich bereits im alten China der Fingerabdrücke zur Unterfertigung von Verträgen und Protokollen bediente. Aus der chinesischen Literatur des siebenten Jahrhunderts n. Chr. geht hervor, daß man, um vor Fälschungen geschützt zu sein, die Fingerschrift der Handschrift und die Tusche der Tinte vorzog – „denn" (wie es in der Gesetzesverordnung *Yung Hwuis* hieß) „dieser Fingerabdruck ist bei jedem Menschen verschieden und ändert sich nicht, solange er lebt." *Galton, Ramos* u. a. haben berechnet, daß es vier Millionen Jahrhunderte dauern wird, bis sich nach den Wahrscheinlichkeitsgesetzen das genaue Linienbild der Fingerspitze eines Menschen wiederholen wird.

Dies gilt für die Wiederkehr des Gleichen überhaupt. Bis ein Typus wiederkehren wird, der in allem und jedem, bis in die kleinsten Einzelheiten einem *Shakespeare* oder *Goethe, Wilhelm II.* oder *Mussolini,* oder uns beiden, dir, meinem Leser, und mir, deinem Lehrer, gleicht, werden mindestens vierhundert Millionen Jahre vergehen.

Daß man sich im Erkennungsdienst der Abdrücke der feinen Hautlinien an der Innenseite der Fingerkuppe bedient, ist nur eine Sache der Bequemlichkeit (die Fingerlinien lassen sich am leichtesten durch Eintauchen von Druckerschwärze auf Papier übertragen), man könnte das System sonst ebensogut auf den Bau des Ohres, der Nase oder eines einzigen Haares gründen. Da auch jedes dieser Gebilde ein persönliches Gepräge trägt, würde man mit der Otoskopie (von οὖς, ὠτός = Ohr), Nasoskopie (von nasus = Nase), Crinoskopie (von crinis = Haar) dasselbe erreichen

können. Im Stuttgarter Kriminalmuseum sah ich eine umfangreiche Sammlung vergrößerter Photographien von Verbrecherohren. Die Gestirne im Weltenraum können untereinander nicht verschiedener sein als die Ohren der Menschen, mit ihren vielen Buchten, Erhebungen und Vertiefungen.

Auch der Rückschluß von der äußeren Oberfläche auf das Innere, die Auffassung, daß – um mit *Carus* zu reden – in allen diesen Gestaltungsformen sich „die Seele leibt", wurde im Volke immer wieder gezogen, man denke nur an die uralte Handlesekunst, das „Wahrsagen" aus der Hand – ex ungue leonem (= aus der Klaue den Löwen) war ein beliebtes Sprichwort der Römer; auch Franz Joseph *Galls „Phrenologie"*, die Lehre, nach der man aus der Schädelform Schlüsse ziehen könne auf die geistigen Fähigkeiten, Tugenden und Laster eines Menschen – es war mehr für seine Zeit als für ihn bezeichnend, daß die Entwicklung der höchsten Stellen am Schädel die Stärke der Gottesfurcht, die der tiefsten den Geschlechtstrieb ausdrücken sollte – gehört hierher und ebenso die *„Seelendufttheorie"* des Zoologen und Hygienikers Gustav *Jäger* (1832–1917) und noch viele andere „Deutungs"künste, die zunächst von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und dann von einer symbolischen „Be–deutung" ausgehen, die ihre Verschiedenheit „an–deutet".

Freilich handelt es sich in allen diesen Dingen vorläufig mehr um Künste als um Wissenschaften, mehr noch um Kunstfertigkeiten, und bisher galten noch für solche Formen der „Magie", die von ihren Anhängern vielfach ebensosehr überschätzt wie von ihren Gegnern unterschätzt wurden, die weisen Worte Mirza *Schaffys*, des kaukasischen Lehrers Friedrich von *Bodenstedts* (1819–92), in dessen Namen er dichtete:

„In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben.
Sein inneres Wesen,
Hier tritt es ans Licht,
Doch nicht jeder kann's lesen
Und verstehn jeder nicht."

Mit dem Rückschluß von der Mimik, Gestik und äußeren Gestalt auf den Sexualtypus des Menschen verhält es sich genau so. Die jeweilige Mischung des Männlichen und Weiblichen spiegelt sich auch hier in allen Einzelheiten wider. In jeder Form und in jeder Bewegung drückt sich etwas vom Seelischen und Sexuellen aus – „doch nicht jeder kann's lesen, verstehen jeder nicht"; vor allem bedarf es einer natürlichen Beobachtungsgabe für das Kleinste, die sich mit Fleiß und Übung verbinden muß. So wie ein guter Hirt in einer zahlreichen Herde jedes Schaf von dem andern herauserkennt und ein Sammler in einem Ameisenhaufen an jedem Insekt gewisse Eigentümlichkeiten und Unterschiede wahrnimmt, die dem oberflächlichen Beobachter – und fast alle Menschen beobachten oberflächlich – völlig entgehen, so ist es auch „in der Masse Mensch" – auch hier sagt dem wahren Menschenforscher die Sprache

des Leibes und der Kleider unendlich viel mehr als die Sprache des Mundes, von der ich bereits das Wort eines französischen Staatsmanns anführte, daß sie nur zu oft die Gedanken (und – fügen wir hinzu – auch die Gefühle) verbirgt.

Eine noch größere Zahl intersexueller Varianten, als wir oben berechneten, würde sich ergeben, wenn wir, was durchaus als berechtigt anzuerkennen wäre, in jeder der genannten vier Eigenschaftsgruppen A, B, C und D noch mehr als je vier Elemente unterscheiden würden. Wenn man beispielsweise jedes der vier Elemente nur noch in zwei Unterabteilungen trennen wollte, etwa die Behaarung in Barthaar und Haupthaar, oder die Kleidung in Ober- und Unterkleidung usw., so würde die Menge der Verschiedenheitsmöglichkeiten schon die Zahl der Erdbewohner sehr weit übersteigen.

> Wollen wir uns von dieser Vermischung männlicher und weiblicher Substanz auch noch auf andere Weise eine zahlenmäßige Vorstellung machen, so müssen wir einen theoretisch aufgestellten „hundertprozentigen Geschlechtstypus" zum Ausgangspunkt nehmen, beispielsweise einen Vollmann von denkbar ausgesprochenster Art. Dies würde heißen: Keimstock, Samenleiter, Geschlechtsglied und Geschlechtsröhre wären bei ihm von männlichem Typus; desgleichen seine Behaarung (Bart usw.), der Kehlkopf, die Brustbildung und Becken; sein geschlechtlicher Trieb und sein geschlechtliches Verhalten würden in der Richtung (auf ein feminin geartetes Weib), in der werbenden Art der Annäherung, in der aktiven Gefühlsart und in der Art der Betätigung (wie Inkubismus) männlichen Charakter offenbaren; er würde auch im Gefühlsleben, in der Denktätigkeit, in der ihm konformen Beschäftigung und der gewählten Kleidung sich voll und ganz als männlich erweisen, ohne Vorliebe für weibliche Kleinarbeit, wie Sticken, Kochen und dergleichen, sondern durch und durch eingestellt auf präzise Muskelkraft und Denktätigkeit. Entsprechend ließe sich ein *Vollweibtypus* aufstellen. Es würde nun aber der männliche Einschlag einem Weibe, welches sich von dem absoluten Frauentypus nur wenig unterscheidet, auf 1 – 10% beziffert werden, er kann aber auch wesentlich mehr, etwa 25%, betragen. Es können schließlich ebenso viele männliche wie weibliche Eigenschaften vorhanden sein, ja es können sogar bei einer Trägerin weiblicher Keimzellen, also einem Weibe, die männlichen Eigenschaften zahlreicher vertreten sein als die weiblichen, und so gelangen wir nach und nach zu einem Punkte, wo außer den Geschlechtsorganen die Geschlechtscharaktere der drei übrigen Gruppen, der Geschlechtstrieb sowohl als die allgemeinen körperlichen und seelischen Erscheinungen, männlich geartet sind. Dieser Typus grenzt an den absoluten „hundertprozentigen" Mann, bei dem dann eben auch noch die vierte Gruppe, die Geschlechtsorgane, männlich ist. Und nun wiederholt sich dasselbe. Es kann dem Manne nur eine Spur von Weiblichkeit beigemischt sein, die weiblichen Qualitäten können den männlichen gleichkommen, sie können diese sogar überragen, trotzdem es sich um einen Träger männlicher Keimzellen, also einen Mann handelt, und so geht es weiter, bis wir allmählich wieder zu einem Punkte kommen, wo Gruppe zwei, drei und vier bereits weiblich, nur Gruppe eins noch männlich ist, oder womöglich gar noch in diesen Annäherungen an den femininen Typus vorhanden sind. Damit nähern wir uns wieder unserm Ausgangspunkte, dem vollkommen weiblichen Geschlecht.

Der englische Biologe William *Bateson* in Cambridge unterscheidet in „Materials for the study of variation treated with special regard to discontinuity in the origin of species", London 1894 (S. 38), die Männchen mehrerer Insektengattungen je

nach der Ausbildung der Geschlechtscharaktere in „high males", „low males" (hochmännliche oder mindermännliche); ähnlich ließen sich auch Weibchen in high females und low females (= stark und schwach weiblich) und überhaupt alle Einzelwesen aller übrigen geschlechtlich differenzierten Pfanzen- und Tiergattungen, vor allem auch die Menschen, einteilen.

Alle diese sexuellen Varietäten bilden einen geschlossenen Kreis, in dem gewisse Zwischenstufentypen nur besonders markante Punkte darstellen, zwischen denen aber nirgends leere Punkte vorhanden sind, sondern lückenlose Verbindungslinien. *Die Zahl der denkbaren und tatsächlichen Sexualtypen ist unendlich;* in jedem Menschen findet sich eine verschiedene Mischung männlicher und weiblicher Substanz, und wie wir nicht imstande sind, zwei gleiche Blätter an einem Baume ausfindig zu machen, so werden wir auch nie zwei menschliche Wesen auffinden können, in denen das Mischungsverhältnis des männlichen und weiblichen Prinzips nach Art und Menge vollkommen übereinstimmt.

Ob nun jemand die sexuellen Zwischenstufen für pathologisch ansieht – eine für einen darwinistisch geschulten Biologen meines Erachtens unhaltbare Ansicht –, oder ob man nur die stärkeren Einschläge von Männlichkeit bei einem Weibe und Weiblichkeit bei einem Manne für pathologisch hält, die schwächeren Grade für physiologisch – wobei es schwer halten dürfte, in der Reihe der unmerklich ineinander übergehenden Typen eine Grenze zu ziehen – oder ob man, wie ich es tue, alle diese Zwischenstufen als sexuelle Varietäten auffaßt – alles das sind verhältnismäßig untergeordnete Fragen gegenüber der Tat- und Hauptsache, daß *wir mit den sexuellen Zwischenstufen als einem unumstößlichen Naturgesetz und einer weitverbreiteten und bedeutsamen Naturerscheinung zu rechnen haben.*

Man hat diese Lehre *Zwischenstufentheorie* genannt. Zum ersten Male findet sich dieser Ausdruck in dem 1904 erschienenen Werk von August *Forel*, „Die sexuelle Frage" (S. 264) unter Bezugnahme auf die von mir herausgegebenen „verdienstvollen und lehrreichen Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen"; auch Iwan *Bloch* spricht in dem zwei Jahre später (1906) veröffentlichten „Sexualleben unserer Zeit" (S. 560) von der „Zwischenstufentheorie *Hirschfelds*, die übrigens auch *Krafft-Ebing* in seiner letzten Arbeit anerkannt zu haben scheint", und wiederum zwei Jahre später (1908) schreibt Franz von *Neugebauer* in seinem vorherzitierten Werk: „In der Tat gibt es eine Unmenge von Menschen, welche somatisch (= körperlich) wie in psychosexueller Beziehung sexuelle Zwischenstufen darstellen, worauf zuerst in prägnanter Weise Magnus *Hirschfeld* hingewiesen hat." Hier ist am klarsten zum Ausdruck gebracht, daß die Lehre von den sexuellen Zwischenstufen überhaupt keine eigentliche Theorie ist, sondern nichts anderes als ein Einteilungssystem, das bekannte und verwandte Phänomene methodisch ordnen will.

Von einer eigentlichen Zwischenstufentheorie kann nach meinem Dafürhalten genau genommen erst dort die Rede sein, wo eine Theorie aufgestellt wird, welche das Vorhandensein und die Häufigkeit solcher Mischformen zu erklären sucht.

Diese Erklärung wird sich zunächst darauf stützen müssen, daß nach den Gesetzen der gemischten oder beiderseitigen Vererbung in jedem Kinde, ob männlich oder

weiblich, das aus der geschlechtlichen Verbindung von Mann und Weib entsteht, väterliche und mütterliche Eigenschaften eingeboren sind. Nach den Gesetzen der latenten (= ruhenden) und alternierenden (= überspringenden) Vererbung übertragen sich auf jeden Sohn auch noch Eigentümlichkeiten aus der mütterlichen Ahnenreihe beider Eltern, auf jede Tochter Eigenschaften der Vorväter. Der Anteil der konkurrierenden (= zusammenlaufenden) Erblasser ist in jedem einzelnen Fall ein variabler (= verschiedenartiger). Das erhellt schon aus der stets vorhandenen, oft beträchtlichen Unähnlichkeit der Geschwister, über die man sich eigentlich mehr wundern sollte als über die Ähnlichkeit – meist geschieht das Gegenteil.

Einer unserer bedeutendsten Vererbungsforscher, August *Weißmann*, sagt einmal in seinem Werk „Das Keimplasma", „eine Theorie der Vererbung" (Jena 1892, S. 467): „Vom Menschen her wissen wir, daß sämtliche sekundären Geschlechtscharaktere nicht nur von den Individuen des entsprechenden Geschlechts vererbt werden, sondern auch von denen des anderen. Die schöne Sopranstimme der Mutter kann sich durch den Sohn hindurch auf die Enkelin vererben, ebenso der schwarze Bart des Vaters durch die Tochter auf den Enkel. Auch bei den Tieren müssen in jedem geschlechtlich differenzierten Bion beiderlei Geschlechtscharaktere vorhanden sein, die einen manifest (= offenkundig), die anderen latent (= versteckt). Die latente Anwesenheit der entgegengesetzten Geschlechtscharaktere in jedem geschlechtlich differenzierten Bion muß deshalb als allgemeine Einrichtung aufgefaßt werden." Niemand hat den Einfluß der gemischten (und latenten) Vererbung jedoch schöner zum Ausdruck gebracht, als *Goethe* in dem bekannten autobiographischen Gedichtchen, dessen zweite, für die Vererbungsgesetze ebenso bemerkenswerte Hälfte sonderbarerweise meist bei der Anführung fortgelassen wird:

„Vom *Vater* hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom *Mütterchen* die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau hatte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder."

Im Kampf mit dieser doppelgeschlechtlichen Vererbung liegt diejenige, welche *Darwin* die geschlechtliche nannte. Diese bewirkt, daß manche Eigentümlichkeiten nur bei männlichen, andere nur bei weiblichen Sprößlingen zur Entwicklung gelangen. So überträgt der Hirsch das Geweih in der Regel nur dem männlichen Nachkommen, das weibliche Tier die milchgebende Drüse nur der weiblichen Nachkommenschaft. Doch sind diese Anlagen für diese charakteristischen Geschlechtszeichen stets auch bei den andersgeschlechtlichen Abkömmlingen vorhanden, nur wachsen sie dort wenig oder gar nicht. Auch hier mag noch ein hervorragender Gewährsmann gehört werden: Der bekannte Gynäkologe A. *Hegar* legt in seiner vortrefflichen Arbeit „Über die Exstirpation normaler und nicht zu umfangreicher Tumoren degenerierter Eierstöcke" (Erstes Zentralblatt für Gynäkologie, 10. Nov. 1875, S. 297–307) klar, „daß ursprünglich in jedem Individuum zwei geschlechtsbedingende Momente vorhanden sind, von denen das eine zum Manne, das andere zum Weibe führt". „Diese suchen nicht bloß die spezifischen Keimdrüsen, sondern gleichzeitig auch die anderen Geschlechtscharaktere herzustellen. Für gewöhnlich überwiegt eine Bewegungsrichtung so, daß nur ein spezifischer Typus geschaffen, während der andere verdrängt wird." Er setzt dann auseinander, daß diese Verdrängung wahrscheinlich auf

mechanischen Ursachen beruht – heute nehmen wir chemische an – und endet mit den Worten: „Es wird dann (wenn nämlich die Verdrängung nicht oder nur teilweise stattfindet) das andere, geschlechtsbedingende Moment zur Geltung kommen, und wir sehen so ein Individuum entstehen, welches einen anderen Geschlechtstypus hat als denjenigen, welcher ihm seiner Keimdrüse nach zukommt. Meist sind freilich Gemische männlicher und weiblicher Eigenschaften in den mannigfachsten Kombinationen vorhanden, bis zu jenen feinen Nuancen herab, bei denen wir von einem weibischen Manne und einem Mannweib sprechen."

Das biologische Gesetz, daß in jedem Menschen auch das Geschlecht ruht, dem er anscheinend nicht angehört, bildet die Grundlage für die Entstehung und das Verständnis der Lehre von den sexuellen Zwischenstufen; ich habe diese Grundtatsache in dem einleitenden Aufsatz der „Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen" in die kurzen Worte gefaßt: „Alles, was das Weib besitzt, hat, wenn auch in noch so kleinen Resten, der Mann, und ebenso sind bei jedem Weibe zum mindesten Spuren aller männlichen Eigenschaften vorhanden" und in den „Geschlechtsübergängen". „In jedem Lebewesen, das aus der Vereinigung zweier Geschlechter hervorgegangen ist, finden sich neben den Zeichen des einen Geschlechts die des anderen oft weit über das Rudimentärstadium hinaus *in sehr verschiedenen Gradstufen* vor."

Die allerletzten Gründe freilich, weshalb das Geschlecht im ganzen oder ein Geschlechtszeichen im einzelnen sich aus der einheitlichen Grundlage das eine Mal nach der männlichen Seite, ein anderes Mal nach der weiblichen wendet, während es sich in einem dritten Falle gemischt gestaltet, die Endursachen also, welche bewirken, daß das eine Mal Knaben, ein anderes Mal Mädchen und wieder ein anderes Mal sexuelle Zwischenstufen geboren werden, sind noch in Dunkel gehüllt, aus dem durch die *Mendelschen Vererbungsregeln* die anscheinende Unordnung und Zufälligkeit zwar wesentlich, aber noch nicht völlig gebannt ist. Dies aber können wir schon heute mit Bestimmtheit sagen: *Das Vorkommen sexueller Zwischenstufen neben männlichen und weiblichen Nachkommen und damit auch die Erscheinungen der Homosexualität und des Transvestitismus sind nicht wunderbarer und rätselhafter als etwa das Vorkommen grau gefärbter Tiere neben schwarzen und weißen in der Nachkommenschaft eines schwarzgefärbten Männchens und weißgefärbten Weibchens.*

Die Natur kennt weder Wunder noch Rätsel. Die es scheinen, sind nur Zeichen mangelnder Naturerkenntnis. Naturgeheimnisse (einschließlich derer, die in das Gebiet des „Okkultismus" fallen) sind noch nicht entdeckte Naturgesetze. Die Natur kennt auch keinen Zufall – bedingt ist alles. Dies meinte *Spinoza,* als er (in der „Ethik") schrieb: „Alle Dinge geschehen aus Notwendigkeit; es gibt in der Natur kein Gutes und kein Schlechtes." *Was uns fehlt, ist Vertrauen zur Natur und Vertrauen zu uns selbst.* Beides kann der eingeschüchterte Mensch wiedergewinnen, und er muß es, um auf die Brücke zu gelangen, die von seiner Innenwelt zur Außenwelt führt.

XII. KAPITEL

Die infantile Sexualkonstitution

Drüsenformel und Geschlecht

Motto:

Nichts ohne Ursach'.
Franz v. Sickingen.

Die von den Sexualhormonen beherrschte Sexualkonstitution, die die Sexualtypen Mann und Weib und dazwischen alle intersexuellen Varianten umfaßt, muß unter allen Konstitutionen als die bei weitem wichtigste bezeichnet werden. Nächst ihr verdient größte Beachtung die infantile Sexualkonstitution.

So wie die Geschlechtsdrüse im physiologischen Bereich nicht nur das Geschlecht, sondern auch das Alter reguliert (= regelt), so sind auch alle leichteren und stärkeren Abweichungen vom normalsexuellen Alterstypus inkretorisch bedingt. Die verhältnismäßige Jugendlichkeit des Weibes, ihr allmähliches Erblühen, beruht ebenso wie der Eintritt ihres Alters, ihr langsames Verblühen, auf ihrem Drüsensystem, vor allem auf ihrer Geschlechtsdrüse. Die augenfällige Veränderung, die uns so oft eine Frau darbietet, die wir noch vor einem Jahre schlank und zierlich, lebhaft und resolut (= bestimmt) sahen und die wir jetzt in körperlicher Verfettung und oft genug auch geistig träger wiedersehen, ist ganz wesentlich ein Produkt ihrer Geschlechtsdrüse.

Das Stehenbleiben der Körperseele auf einer jüngeren Entwicklungsstufe, als sie dem tatsächlichen Lebensalter eines Menschen entspricht, nennen wir Infantilismus. Es ist eine Hemmungserscheinung, die sich wie ihr Gegenteil, die bereits an anderer Stelle kurz geschilderte Frühreife und die Intersexualität, sowohl auf die Geschlechtsorgane als den Geschlechtstrieb, sowohl auf die körperlichen als die seelischen Geschlechtszeichen beziehen kann, und zwar – was auch hier wieder eine große Mannigfaltigkeit im Gefolge hat – keineswegs immer in Übereinstimmung der einzelnen Teile untereinander; vielmehr finden sich auch hier alle nur erdenklichen Verbindungen der verschiedenen Gradstufen. Allerdings gibt es daneben auch ausgesprochene Fälle von ganz bestimmtem Gepräge, an dem wir einen sehr weitgehenden Parallelismus zwischen Körper, Seele und Geschlecht wahrnehmen können.

Einer der ersten, der sich mit dem Infantilismus beschäftigte, war der Franzose *Lasègue*, der ihn als eine Hemmungsbildung bezeichnete, die durch „die Fortdauer der physischen und seelischen Merkmale der Kindheit über die Reifezeit hinaus" charakterisiert ist. Häufig ist auch der Infantilismus mit Intersexualität verknüpft. So gehören infantile Homosexuelle und Transvestiten keineswegs zu den Seltenheiten. Abgesehen davon kann der Infantilismus auch Intersexualität vortäuschen, besonders bei Männern. Denn da das Weib jugendlicher ist, zum mindesten jugendlicher wirkt als der Mann, gilt dies auch für den femininen Mann. Aber auch zwischengeschlechtliche Frauen wirken meist jünger als vollgeschlechtliche; viele haben bis in ihr Alter etwas Knabenhaftes; auch hält sie wohl das Ausbleiben von Schwangerschaften und Entbindungen oft jugendlicher. Überhaupt läßt sich feststellen, daß sich der Übergang zwischen Jung- und Altaussehen bei den intersexuellen Typen zwar später, aber unvermittelter vollzieht als bei den geschlechtsextremeren Typen. Sie überspringen vielfach das Stadium körperseelischer Vollreife.

Ich habe, bald nachdem ich mich mit den intersexuellen Varianten beschäftigte, auch begonnen, die Infantilismen zu studieren, doch haben die Forschungen und Veröffentlichungen bei weitem nicht die Beachtung gefunden, die der Gegenstand, namentlich auch um seiner sexualforensischen (= geschlechtsrechtlichen) Bedeutung willen verdient. Seit einigen Jahren hat auch mein Mitarbeiter, Dr. Arthur *Kronfeld,* dem Gebiet große Aufmerksamkeit zugewandt. Der erste Band der Monographiensammlung aus dem Institut für Sexualwissenschaft, die seit 1921 unter dem Titel „Sexus" erscheint (bei Ernst Bircher in Bern) enthält aus *Kronfelds* Feder auf Grund unserer Fälle eine vortreffliche Studie „Über psychosexuellen Infantilismus, eine Konstitutionsanomalie". In dem Handwörterbuch für Sexualwissenschaft gibt er folgende treffende Zusammenfassung: „*Hirschfeld* hat als erster den psychosexuellen Infantilismus als eine einheitliche konstitutionspathologische Gruppe aufgestellt. Das psychosexuelle Syndrom (= Zeichen), so verschieden es deskriptiv (= in der Beschreibung) sein mag, wird darin bestehen, daß der Aufbau der fertigen Sexualität in verschiedenen Werdestadien unterbrochen und gehemmt ist. Und die Ursachen dieser Hemmung sind in konstitutionellen Entwicklungsstörungen begründet. Das psychosexuelle Verhalten allein ist zwar in derartigen Fällen für die Diagnose nicht ausschlaggebend. Aber es ist in der überwiegenden Zahl derselben *verknüpft mit infantilistischen Körperbaumerkmalen,* mit Wachstumsanomalien, geringem Schädelumfang, hypophysären und gonadischen Stigmen (= Zeichen, die auf eine Beteiligung der Hirnanhangs- und Geschlechtsdrüse hindeuten). Die Gesichtszüge und Ausdrucksbewegungen haben in fast allen Fällen etwas Kindliches oder mindestens Juveniles. Ferner findet man ungleich große Keimdrüsen, Kryptorchismus, Hypospadie, beim weiblichen Geschlecht Hypoplasie (= Unterentwicklung) der Gebärmutter. Die Behaarung des Körpers ist oft spärlich, am Nervensystem besteht in der Regel funktionelle Übererregbarkeit. Nicht selten verbinden sich diese Merkmale mit eigentlichen Entartungszeichen. Auch das psychische Bild ist ein mehr oder weniger infantiles, wie es am genauesten *Di Gaspero* geschildert hat. Diese Menschen sind fast immer unselbständig, leicht erregbar, stark ablenkbar, ohne Ausdauer. Sie sind leicht einzuschüchtern und zu beeinflussen, aber ohne lange Eindrucksnachwirkung. An zweckmäßig gerichteter Initiative fehlt es in der Regel. Die intellektuellen Fähigkeiten brauchen nicht wesentlich herabgesetzt zu sein; aber in der gesamten Lebensführung zeigt sich doch, daß die Betreffenden die Tragweite ihres Handelns nicht voll übersehen; es zeigt sich eine spielerische Einstellung und ein Mangel an Ernst. Die Abgrenzung des psychischen Bildes von den Schwachsinnsformen und von gewissen Psychopathien kann überaus schwierig sein."

Besonders schwierig aber ist, wie ich dieser guten Zusammenfassung noch hinzufügen möchte, auch hier die Abgrenzung des noch Gesunden von dem bereits Kranken. Hier besteht auch zwischen Infantilismus und Intersexualität ein beachtenswerter Unterschied. Bei der Intersexualität können wir die Breite des „Normalen" nicht weit genug ziehen, da sie sich immer nur gegenüber Personen mit eigenem Geschlechtswillen auswirkt. Nicht so bei dem Infantilen, gleichviel ob seine Triebrichtung heterosexuell oder homosexuell geartet ist. Unter ihnen befindet sich nämlich eine nicht unbeträchtliche Gruppe, die Handlungen mit Personen anstrebt, die wirklich in dem Alter stehen, auf dem sie zurückgeblieben sind. Auch hier sind die Übergänge fließend, und wir werden einen Kinderschänder, der sich in ebenso läppischer wie verhängnisvoller Weise an kleinen Kindern vergreift, anders zu beurteilen haben wie jemanden, der sich zu Personen hingezogen fühlt, bei denen die

Geschlechtsreife bereits eingesetzt hat. Darüber noch einiges im Kapitel „Geschlecht im Recht" bei Besprechung der Schutzalterfrage.

Es wäre irrtümlich anzunehmen, daß Infantile nur durch ihresgleichen, als welche sie oft die Kinder empfinden, erregt werden; fast ebenso häufig, aber unbekannter, weil es kaum ein öffentliches Interesse beansprucht, sind Infantile, die Greisinnen oder Greise lieben. Mit vollem Recht sagt Otto *Juliusburger* (in „Zur Lehre vom psychosexuellen Infantilismus", Zeitschr. f. Sexualw. Bd. I, H. 5, S. 198 ff.): „Das Gegenstück der Pädophilie, die Gerontophilie (= Greisenliebe), ist gleichfalls aufzufassen als der Ausdruck bleibender infantiler Fixierung (= Bindung) an ältere Individuen." Ich habe wiederholt ausgesprochen infantile Leute gesehen, die in der Mitte der Zwanzig zu alten Frauen in Liebe entbrannten und sie auch ehelichten. So heiratete ein 22jähriger Ingenieur eine kinderreiche Witwe von 63 Jahren, ein 19jähriger Arbeiter eine 55jährige Matrone aus Liebe. Ein anderer Infantiler – er ist einseitiger Kryptorchist – berichtete, daß ihm beim Ipsieren stets das Bild seiner Großmutter vorschwebe.

Auch in gewissen Formen des im vorigen Kapitel geschilderten Metatropismus steckt viel Infantiles. Jede erfahrene Spezialistin auf masochistischem Gebiet weiß zu berichten, daß zu ihren Hauptkunden Männer zählen, mit denen sie Schule spielen soll, sie wollen von ihr als der Erzieherin wie Schulknaben behandelt werden, man soll ihnen Rechenaufgaben stellen, die sie auf einer Schiefertafel oder in einem Schreibheft lösen, sie zurechtweisen, in die Ecke stellen, mit einem Rohrstöckchen züchtigen.

Einen typischen Fall dieser Form von Infantilismus will ich aus meinem kasuistischen (casus = Fall) Material als Beispiel anführen: G., aus einer Juristenfamilie stammend, hat selbst Jura studiert, jedoch keine Prüfung abgelegt. Er ist jetzt mit 36 Jahren Bureaubeamter mit einem Gehalt von 100 Mark. Dabei ist er von großer geistiger Regsamkeit, nur fehlt ihm der Wille und die Geduld, sich in eine gesteckte Aufgabe mit ruhiger Gewissenhaftigkeit zu vertiefen. Körperlich macht er den Eindruck eines hochaufgeschossenen Primaners von 18 Jahren, während er in Wirklichkeit doppelt so alt ist. G. gibt an, er fühle sich wie 16 Jahre, namentlich in Gesellschaft ihm sympathischer älterer Frauen; in seinen Aufzeichnungen heißt es: „Ich brauche eine Frau, die in mir einen 16jährigen Jungen sieht, der eigensinnig, launisch und verwöhnt ist und den sie erziehen muß. Sie wird am stärksten wirken, wenn sie meine erotische Phantasie benutzt, um ihr Ziel zu erreichen. Ich bin zum Beispiel auf einem Spaziergang eigensinnig; wenn sie mir die Züchtigung, die ich erhalten werde, möglichst plastisch ausmalt, so bin ich im wahrsten Sinne des Wortes fasziniert." Ein anderes Mal schreibt er: „Ich möchte Schulaufgaben machen, die ich durch Schreibfehler, Unaufmerksamkeit usw. so schlecht mache, daß ich von einer Frau Strafe bekommen muß. Diese wird in Ohrfeigen und Androhung von Schlägen auf das entblößte Gesäß bestehen." G. besitzt eine große Sammlung von Bildern und Zeichnungen, auf denen Knaben und Jünglinge von Frauen gezüchtigt werden; die meisten sind englischen Ursprungs.

Auch der geschätzteste Roman der ziemlich umfangreichen Literatur dieser eigenartigen Triebrichtung stammt aus dem Englischen. Es ist „Die Weiberherrschaft; die Geschichte der körperlichen und der seelischen Erlebnisse des Julian Robinson, nachmaligen Viscount Ladywood; von ihm aufgezeichnet zu einer Zeit, wo er unter dem Pantoffel

stand." (Erste und vollständige Übertragung aus dem Englischen von Erich Berini-Bell. Privatdruck Leipzig 1909.)

Außer dem Drange, von einer Frau als Schuljunge behandelt zu werden, leidet G. noch an einer andern seltsamen Zwangsvorstellung, von der er sich, trotzdem er ihre Lächerlichkeit einsieht, nicht loslösen kann, nämlich ein Pferd zu sein, „aber nicht", wie er hinzufügt, „ein edles Rassepferd, sondern ein kümmerlicher Karrengaul, den eine Frau kutschiert." „Seit es im Kriege so viele ‚weibliche Kutscher' gab, fühlt er sich in seiner Erotik stark gesteigert." „Die weiblichen Kutscher", schreibt er, „wirken auf mich sehr stark erregend; wenn ich sie sehe, möchte ich gar zu gern ein ehemals kräftiges, durch die Frau nun abgewirtschaftetes Lastpferd sein."

In eine verwandte Masochistengruppe gehören auch die Infantilen, welche „Mamabriefe" schreiben, überhaupt

die Geliebte als Mutter

ihrer selbst, nicht etwa als die Mutter ihrer Kinder empfinden und sie dementsprechend bezeichnen. Das klassische Beispiel dieser Gruppe ist der geniale Infantile J. J. *Rousseau.*

Auch hier ist die einschlägige Literatur und Lektüre keine Ursache, sondern eine Wirkung der an die abnormale Geschlechtspersönlichkeit gebundenen abnormalen Triebrichtung. Ich habe viele Mitteilungen dieser Art von Leuten erhalten; so beschäftigte mich vor einiger Zeit der Fall eines jungen Offiziers, der eine schwere Granaterschütterung im Felde davongetragen hatte. Vor allem leidet er seitdem an einem heftigen Tic convulsif (= kurze Muskelzuckungen). Außerdem gab dieser Patient an, daß er bereits früher vielfach sexuelle Zwangsvorstellungen gehabt hätte, die er aber immer leicht wieder verscheuchen konnte. Seit seiner Verletzung im Kriege sei er dazu nicht mehr imstande. Er würde fortwährend von sehr peinlichen Sexualvorstellungen beherrscht und könne sich ihrer nicht mehr erwehren. Diese Vorstellungen tragen einen ganz infantilen Charakter, er gibt von ihnen folgende Beschreibung: „Die stärksten erotischen Gefühle werden in mir ausgelöst, wenn ich sehe, wie kleine Kinder, insonderheit Knaben, von Kindermädchen abgehalten werden. Es gewährt mir den höchsten Reiz, mich an die Stelle des so verwarteten Kindes zu versetzen. Auch erregt es mich, wenn solche Kinder auf das entblößte Gesäß geschlagen werden. Ich selber könnte Kindern gegenüber nie aktiv werden; schon der Gedanke ruft Unbehagen und Übelkeit in mir hervor; alle meine Gefühle verstehen sich nur in der Eigenschaft als passiver Zuschauer. Leider sind dies die schönsten Gefühle, die ich seit meiner Verwundung kenne. Immer wieder suche ich die Plätze auf, wo Kindermädchen sich in der geschilderten Weise den Kleinen widmen, stumm hefte ich meine Blicke auf das Kindermädchen, das das Kind sein Bedürfnis verrichten läßt. Ich bekomme dabei geschlechtliche Erregungen und befriedige mich dann später daheim in der Erinnerung daran." Weiter berichtet Patient: „Redensarten, die mich besonders aufregen, sind: ‚Willst du wohl artig sein?' ‚Soll ich die Rute holen.' ‚Soll Fräulein haue, haue machen?' ‚Willst du jetzt brav sein, du unge-

zogener Junge du?', ‚Versprich das!' ‚So, komm, nun sei wieder lieb und gib Küßchen.'" Patient, der 25 Jahre alt ist, teilt auch noch mit, daß er gern Knabenkleidung trägt, am liebsten würde er als Kadett – er ist im Kadettenkorps erzogen worden – gehen.

Grundlegende Forschungen verdanken wir auch auf diesem Gebiete *Krafft-Ebing*. Er kannte zwar noch nicht das Bild des Infantilismus in seiner heutigen Auffassung, vor allem nicht den Begriff der inkretorischen Konstitution, doch deckt sich mit den von uns beobachteten und geschilderten Tatbeständen fast völlig die Triebstörung, die er unter dem Namen „Paedophilia erotica" beschrieben hat. Um bei der Vornahme geschlechtlicher Angriffe auf Kinder die „Krankheit vom Laster" unterscheiden zu können, stellte er vier Erfordernisse auf: I. starke erbliche Belastung, II. primäre Neigung zu unreifen Personen, III. Neigung zu spielerischer sexueller Betastung, IV. Unerregbarkeit durch sexuelle Reize des erwachsenen Weibes. Von diesen vier Punkten kann ich die ersten drei auch aus meiner Erfahrung als nahezu regelmäßig vorhanden bestätigen, nicht so den vierten; *völlige* Unerregbarkeit dem erwachsenen Weibe gegenüber ist bei vielen Infantilen nicht vorhanden; ich sah zahlreiche, die verheiratet waren entweder mit Frauen, die selbst einen kindlichen Eindruck machten, oder solchen, die bedeutend älter waren als sie selbst – von diesen waren sie dann meist geheiratet worden.

Für mich hat sich in der Untersuchung der hierhergehörigen Fälle, die ich vor Gericht zu begutachten hatte, der folgende Weg als der gangbarste erwiesen. Wo auf Grund der Tat (Verbrechen an Kindern) Anhaltspunkte gegeben sind, daß der Täter an einer infantilen Sexualkonstitution leidet, ist zunächst die körperliche Untersuchung vorzunehmen, die sich auf zweierlei zu erstrecken hat: auf den genitalen und auf den allgemeinen körperlichen Befund. Dann muß eingehend gefahndet werden, ob und inwieweit im Geschlechtstrieb und im sonstigen Seelenleben infantile Züge vorliegen.

Die genitale Untersuchung darf auch nicht auf eine Samenuntersuchung verzichten; es hat sich nämlich herausgestellt, daß bei psychosexuellen Infantilen nicht selten völlige Azoospermie (= Samenlosigkeit) vorhanden ist. Daneben sind häufig Kryptorchismus und Mikrorchismus beobachtet worden, auffallend kleine oder ungewöhnlich große Genitalien und besonders oft *Hypospadie*.

Auch hier ist ein dem Infantilismus entsprechendes Organgefühl bemerkenswert, das sich darin äußert, daß viele männliche und weibliche Infantile eine heftige Abscheu gegen alle geschlechtlichen Entwicklungszeichen an ihrem Körper haben, eng verbunden mit Wunschvorstellungen, die von dem Abrasieren der Schamhaare bis zu ausgesprochenen Kastrationswünschen gehen.

So kam ein von mir bereits in der „Sexualpathologie" geschilderter Infantiler, den ich im Kriege kennen lernte, neuerdings zu uns, der durchaus kastriert werden wollte; sonst müßte er sich etwas antun. „Wenn Sie mir nicht die Hoden nehmen, nehme ich mir das Leben," schrieb er, um uns zu überzeugen, daß es sich bei ihm um einen lebensrettenden Eingriff handeln würde. Bezeichnend ist folgende Äußerung dieses jetzt über 30 Jahre alten

Infantilen: „Sehr gegen meine Geschmacksrichtung ist es, wenn ich mit dem Wort ‚Herr' angerufen werde. Dann werde ich sofort von nicht zufriedengestellter Stimmung überfallen und muß erst eine Zeit ganz allein sein, bis ich wieder so weit hergestellt bin, um fröhlicheren Mutes sein zu können. Da ich mich doch durchaus nicht in die Erscheinung eines Herrn fühlen kann, ist es meine Absicht, den nächsten neuen Anzug wieder mit kurzer Kniehose zu tragen, damit mir die Anrede Herr weniger zugelegt wird."

Wir begegnen hier einem Symptom, das ich wiederholt bei psychisch Infantilen gefunden habe und mir für ihre Eigenart besonders bezeichnend erscheint, der Abneigung, sich als Erwachsener zu kleiden, verknüpft mit dem Drange, sich ganz oder wenigstens teilweise kindlich, knabenhaft oder mädchenhaft anzuziehen. Das Entzücken dieser Infantilen sind die in der Karnevalszeit gelegentlich veranstalteten Babybälle, auf denen fast alle Erwachsenen in kurzen Röcken und Hosen, viele Mädchen mit Puppen im Arm, viele Herren mit Steckenpferden und anderem Kinderspielzeug erscheinen.

Unter den *Erscheinungen des körperlichen Infantilismus* steht an erster Stelle ein ungewöhnlich jugendliches Aussehen; Vierzigjährige machen den Eindruck von Zwanzigjährigen. Es ist schwer, den kindlichen Gesichtsausdruck zu definieren oder zu beschreiben, den wir so oft bei Infantilen finden: eine gewisse Weichheit und Glattheit der Züge, der Ausdruck einer gewissen Naivität und Unreife, die aber keineswegs mit Beschränktheit zusammenzufallen braucht, mischt sich mit einer aufgeweckten, freundlichen frischen, nicht selten kecken Miene. Die meisten Infantilen kichern und lachen viel (so wie man es oft von Backfischen hört), viele sind läppisch, manche blicken aber auch ungewöhnlich finster.

Das Knochengerüst ist bei somatisch (= körperlich) Infantilen vielfach zierlich, die einzelnen Knochen klein und dünn; im Röntgenbilde zeigt sich kindähnliches Persistieren (= Verharren) der Epiphysenfugen (= der ursprünglich knorpligen, später verknöchernden Verbindungen zwischen dem Mittelstück und den Gelenkenden eines Knochens); die inneren Organe sind proportional (= im entsprechenden Verhältnis zueinander) verkleinert, das kardiovaskuläre (= Herz und Blutgefäße betreffende) System ist hypoplastisch (= unterentwickelt). Die Muskeln sind meist schwach und ziemlich schlaff. Sehr kindlich ist oft die Stimme, die Tonhöhe gleicht der von Knaben, die noch nicht mutiert haben, die Stimmfärbung ist weich. Sehr gering ist oft der Bartwuchs. Ich habe gegenwärtig einen 22jährigen Infantilen in Beobachtung, der noch keine Spur von Bartwuchs zeigt. Auch Körperbehaarung ist oft spärlich, vielfach überhaupt nicht vorhanden. Weibliche Infantile zeichnen sich durch schmales Becken, kleine Brüste und mangelndes Fettgewebe aus. Die kindlichen Schriftzüge und ungelenken Bewegungen, die männlichen und weiblichen Infantilen oft eigentümlich sind, bilden einen Übergang vom mehr körperlichen zum mehr psychischen Infantilismus.

Der *psychische* Infantilismus besteht darin, daß ein Individuum zeitlebens die seelische Art beibehält, wie wir sie normalerweise bei einem kleineren oder größeren

Kinde vor oder während der Reifezeit finden. Dadurch ist eine gewisse Verwandtschaft zu leichteren Graden des Schwachsinns gegeben, doch überwiegen die Unterschiede. Es ist das kindliche Gemüt, der kindliche Charakter, das kindliche Wesen und Urteil, ein gewisses kindliches oder auch kindisches Benehmen, das fortbesteht, während die Intelligenz viel weniger betroffen ist; ja diese ist oft recht gut, wenn auch vielfach einseitig, ähnlich wie bei den Wunderkindern, entwickelt. Wunderkinder selbst, namentlich kindliche Rechenkünstler und Sprachphänomene (weniger musikalische und malerische Frühgenies wie *Mozart* und *Dürer*), behalten andrerseits während ihrer (oft nur kurzen) Lebensdauer viele infantile Züge. Hier ist auch an die schon oft geäußerte Erfahrung zu erinnern, daß Genies im Wesen und Aussehen vielfach etwas auffallend Kindliches, Unbeholfenes an sich haben.

Von einem dieser „Männer" besitze ich mehrere Bilder, auf denen er im Knabenanzug mit kurzen Hosen, Wadenstrümpfen – auf die nackten Knie legt er besonderes Gewicht – und Matrosenbluse mit freiem Hals dargestellt ist. Er sieht auf *diesen* Bildern wie ein 15jähriger Junge aus; er ist verheiratet, kann aber mit seiner Frau nur sexuell verkehren, wenn er sich zuvor als Knabe angekleidet hat. Seine Frau, der dies anfänglich sehr zuwider war, hat sich schließlich mit dieser „Narretei" abgefunden. Patient besitzt zwei Kinder (10 und 12 Jahre alt), mit denen er viel im Freien „nach Bubenart" herumtollt. Im übrigen ist er Erbe einer sehr großen Fabrik, der er erfolgreich vorsteht.

Professor G. *Anton* in Halle, dem wir eine ausgezeichnete Arbeit auf diesem Gebiet („Vier Vorträge über Entwicklungsstörungen beim Kinde. Über geistigen Infantilismus", S. 29) verdanken, schreibt von ihnen: „Sie sind stets unselbständig, des Rates und der Anlehnung bedürftig. Das Gedächtnis und das Auffassungsvermögen ist gut erhalten. Die Aufmerksamkeit ist leicht eingestellt, aber flüchtig und ohne Befähigung zu ausgiebiger Konzentration. Die Stimmungslage ist meist heiter, aber in raschem Wechsel veränderlich; leicht eingeschüchtert und in Angst versetzt, durch die Stimmungen anderer leicht infizierbar, meist gutartig, aber nach Kinderart egoistisch. Wegen geringer Nachhaltigkeit der Affekte sind auch die Zuneigungen und Abneigungen sehr wechselnd. Die Urteilsleistungen bringen es selten dahin, das Wesentliche, Wichtige vom Nebensächlichen zu trennen; sie haften an den nächstliegenden, äußerlichen Eindrücken; ihre Schlußbildungen sind häufig unlogisch. Ihre Willensrichtung ist leicht ablenkbar; sie sind der Einredung (= Suggestion) sehr zugänglich und durch Nachahmungsimpulse stark beherrscht, andrerseits leicht voreingenommen, dann auch unzugänglich gutem Rate, eigensinnig, besonders gegen nächste Angehörige – während der Fremde als solcher ihnen übermäßig imponiert. Sie bäumen sich mitunter auf gegen Bevormundung, doch sind sie recht unvermögend zu eigenen, selbständigen Entschlüssen.

Der geistige Besitzstand und Bildungsschatz ist oft ganz respektabel, doch sehr selten die Basis zu irgendeiner eigenen Leistung. Der Erwerb von Fertigkeiten ist oft ausgiebig, ja es sind Virtuosen- und Künstlerleistungen möglich. Sie vermögen es sehr wohl, mit anderen Menschen in Konnex zu treten, sind soziabel und engeren Grenzen anpassungsfähig; gerne suchen sie Verkehr mit viel jüngeren oder minderwertigen Genossen, oder sie attachieren sich auch im späteren Leben nach Kinderart an die Mutter. Auch die Art ihrer ganzen Lebensführung zeigt sich vielfach als Imitation (= Nachahmung). Die Motive ihres Handelns entstammen momentanen Eindrücken oder sehr kurz blickenden Er-

wägungen; ihre Gefühlswerte sind oft an Tand und gleichgültige Dinge geknüpft. Sehr häufig besteht gleichzeitig eine Neuropathie, ja die psychogenen und hypochondrischen Beschwerden sind meist alleiniger Anlaß zur ärztlichen Evidenz (= Sichtbarkeit)."

Die infantileren (= kindlicheren) Formen des Psychoinfantilismus sind von der Imbezillität und dem Idiotismus dadurch unterschieden, daß sie nicht wie diese eine krankhafte abnormale Entwicklung, nicht eine Umartung des Gehirns darstellen, sondern ebenso wie die juvenile (= jungenhafte) Form ein Ausbleiben psychischer Weiterentwicklung. Mit Recht sagt *Anton*, es liegt ein kindlicher Psychomechanismus vor, aber ein Mechanismus der Gattung, wie er den Vollsinnigen eigen ist oder war. Beim Schwachsinnigen liegt eine andere geistige Physiognomie vor, der den Vollsinnigen gemeinsame Psychomechanismus ist verzerrt; Aufmerksamkeit, Gedächtnis sind stumpfer, ungenauer, ihr Kombinationsvermögen viel mangelhafter. Perversionen und Echolalie (von ἠχώ = Widerhall und λάλη = Geschwätz, Neigung, in ihrer Gegenwart gesprochene Worte mechanisch zu wiederholen), wie bei den Imbezillen, findet man bei den Infantilen nicht. Sehr hervorragend ist ihr Hang für Spiel und Tand.

Was die geschlechtliche Triebrichtung im engeren Sinne betrifft, so haben wir dieses hinsichtlich des Objekts (meist Kinder oder viel ältere Personen) bereits oben geschildert. Bezeichnend ist aber nicht nur die sexuelle Reizquelle bei dem sexuell Zurückgebliebenen, sondern der Umstand, daß die Betätigungsweise wesentlich eine spielerische ist, und daß der Träger der sexuellen Empfindung sich selbst mehr oder weniger infantil fühlt und benimmt.

Das Allerentsetzlichste aber ist, daß sich der infantilistische Sexualtrieb gelegentlich auch mit eigenartig sadistischen Antrieben vergesellschaftet. In diese Gruppe gehören die infantilen Kindermörder, von denen ich bereits in meiner „Sexualität und Kriminalität" und anderswo eine ganze Reihe, die ich kennenlernte, beschrieben habe. Ihre Kenntnis ist für den Kriminalisten ein wichtiges Erfordernis.

Erst heute, an dem Tage, an dem ich dieses niederschreibe, lese ich im Abendblatt wieder einen Fall, der in sich so typisch ist, daß ich glaube, ihn anführen zu dürfen, trotz eines gewissen Mißtrauens, das man im allgemeinen gegen die Zuverlässigkeit meist sensationell aufgeputzter und aufgebauschter Zeitungsberichte haben sollte.

Der 22jährige Arbeiter Erich F. stellte sich der Kriminalpolizei und bezichtigte sich selbst, einen Lustmord an einem kleinen Mädchen verübt zu haben. Diese Bezichtigungen haben sich so weit als wahr erwiesen, als F. tatsächlich nach einem Mordversuch an einem kleinen Mädchen flüchtete und tatsächlich glaubte, daß das Kind tot sei.

Am Sonnabend vormittag sah er in der Müggelheimer Straße in Köpenick vor 12 Uhr ein kleines Mädchen, das mit seinem kleinen Bruder spielte, während die Eltern auf ihren Arbeitsstellen waren. Es gelang ihm, die Kinder mit Schokolade so an sich zu locken, daß sie ihm nach dem Walde folgten. Von hier schickte er den Knaben zurück. Als er nun mit dem Mädchen allein war, zog er ihm die Schuhe, die Strümpfe und das Höschen aus und würgte es, so daß ihm Blut aus Mund und Nase trat. Mit dem Rasiermesser wollte er es, wie er angibt, töten. Das Kind konnte aber noch um Hilfe rufen. Als F. jetzt von einem nahen Laubengelände her Schritte hörte, ließ er von ihm ab. Die Kleine lief davon. F. sah, wie sie dann hinfiel und glaubte, daß sie tot sei. Er lief nun auch davon und fuhr nach Berlin, um sich von Bekannten Geld zu verschaffen. Diesen Plan gab er aber wieder auf, und endlich ging er nach dem Polizeipräsidium und stellte sich. Das kleine

Mädchen aber war, jämmerlich zugerichtet, heimgekehrt. F. wurde nach Berlin gebracht schon, um ihn vor einer etwaigen Lynchjustiz in Köpenick zu schützen. Er ist körperlich und geistig zurückgeblieben und macht, obwohl er 22 Jahre zählt, den Eindruck eines 13jährigen Jungen.

Ich möchte hier einen Satz aus „Sexualität und Kriminalität" wiederholen, der lautet: „Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, daß die meisten Kinderschänder bei gewissenhafter Untersuchung sich nicht als willkürliche bösartige Verbrecher erweisen, sondern als geistig, körperlich und genital zurückgebliebene Menschen" und füge einen zweiten hinzu, mit dem ich die Beschreibung des „Infantilismus" in meiner Sexualpathologie schloß: Ob es zutrifft, daß, wie *Krafft-Ebing, Leppmann* und viele andere Autoren meinen, Unzuchtsverbrechen an Kindern auch von Geistesgesunden „aus Übersättigung" begangen werden, oder weil sie sich „aus Geilheit und Roheit, nicht selten in angetrunkenem Zustande, so weit in ihrer Menschenwürde vergessen", wage ich nicht zu entscheiden. *Ich habe geistesgesunde Kinderschänder nicht gesehen, vielmehr bei gewissenhafter Tiefenexploration stets mehr oder weniger schwere Defekte gefunden.* Ich halte, namentlich auch auf Grund von Beobachtungen, die ich an Personen anstellen konnte, die verurteilt waren und ihre Strafe verbüßt hatten, ohne daß sie jemals ärztlich untersucht wurden, die Forderung für dringend geboten, daß in jedem einzigen Falle aus § 176,3 RStGB. ex officio eine sorgsame psychiatrische Beobachtung und Begutachtung des Täters veranlaßt wird.

Dieser Paragraph lautet: „Mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren wird bestraft, wer .... mit Personen unter vierzehn Jahren unzüchtige Handlungen vornimmt oder dieselben zur Verübung oder Duldung unzüchtiger Handlungen verleitet."

Mit Recht sagt *v. Krafft-Ebing:* „Je monströser die Handlung, je mehr sie seelisch und leiblich vom natürlichen Geschlechtsverkehr differiert, um so vorsichtiger muß die Beurteilung des subjektiven Tatbestandes sein."

Angesichts der Häufigkeit und Wichtigkeit dieser Fälle, der begreiflichen Aufregung und Empörung, welche sie in der Öffentlichkeit wachrufen, der Unkenntnis, welche über ihre eigentlichen Ursachen herrscht, der sich daraus ergebenden Fehler für ihre Verhütung, angesichts auch des Widerspruches, der sich in solchen Fällen so oft zwischen Tat und Täter zeigt, zwischen der Familie, der er entstammt, der Stellung, die er im Leben einnimmt, der Anschauung, die er hat und vertritt, und dem Verbrechen, das er beging — scheint es mir notwendig zu sein, aus meiner reichen Erfahrung wenigstens einen Kriminalfall ausführlicher zu schildern. Ich bediene mich dabei zum Teil der Akten des Verteidigers Dr. W. *Niemann,* die sich auf die Akten der Staatsanwaltschaft stützen.

Auf den Wällen einer früheren mitteldeutschen Festungsstadt wird der junge Studienassessor *„Ignatus"* verhaftet, weil er an einem neunjährigen Mädchen unzüchtige Handlungen vorgenommen hat, und mit folgender Anzeige dem Polizeipräsidium eingeliefert: „Studienassessor Ignatus hat sich heute gegen 3^{30} Uhr nachmittags auf den Wällen aufgehalten und sich bei dieser Gelegenheit an der neunjährigen Gerda ... in sittlicher Beziehung vergriffen. Die G. spielte noch mit anderen Kindern an vorbezeichneter Stelle. Dadurch, daß die Kinder ängstlich wurden und schrien, wurde ein vorübergehender Steuerassistent aufmerksam, welcher auch sofort die Festnahme des Täters veranlaßte."

Das neunjährige Mädchen wurde darauf vernommen und erklärte folgendes zu Protokoll: „Ich spielte mit noch sechs gleichaltrigen und auch noch jüngeren Kindern heute nachmittag auf den Wällen. Oben auf dem Turm befindet sich ein kleiner Rasenplatz, welcher mit einer Holzbarriere eingefriedet ist. Auf diese Holzbarriere waren wir geklettert und beugten uns darüber hinweg, um auf diese Weise hinunter auf einen Fabrikhof zu sehen. Bei dieser Gelegenheit kam der hier festgenommene junge Mann, welcher sich erst den Turm und dann die Stadt besehen hatte, an mich heran und kniete sich hinter mir nieder und faßte auch sofort nach meinem Geschlechtsteil, indem er an die Hose faßte. Ich trage eine warme Unterhose, an meiner nackten Haut war er infolgedessen nicht. Als ich dies fühlte, sprang ich sofort von der Barriere herunter und lief weinend den Turm herunter nach einem Platze zu. Die anderen Kinder, insbesondere die Kleinen, fingen auch an laut zu weinen. Bei dieser Gelegenheit lief der festgenommene Mann eiligst fort. Als wir nun weinten, trat ein Mann an uns heran und fragte uns, was wir hätten. Ich erklärte diesem Manne sofort, daß soeben ein Mann ‚Schweinereien' mit mir gemacht hätte. Dieser letzterwähnte Mann lief sofort hinter dem Täter her und nahm ihn fest. An den anderen mit mir spielenden Kindern hat sich der Täter nicht vergriffen, sondern nur an mir. Ich habe hier die reine Wahrheit gesagt und habe nichts hinzuzufügen."

Der Studienassessor Ignatus wurde dem jungen neunjährigen Mädchen gegenübergestellt und erklärte, zur Sache vernommen, folgendes: „Die vorstehend gegen mich erstattete Anzeige wie auch die von dem Schulmädchen Gerda gemachte Aussage entsprechen in allen Stücken der vollen Wahrheit. Ich vermag diese nicht zu widerlegen. Bemerken möchte ich aber noch, daß ich nicht die Absicht hatte, das Mädchen an den Geschlechtsteil zu fassen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß ich an den Geschlechtsteil gekommen bin. Ich leide schon seit geraumer Zeit an einer gewissen Nervenzerrüttung. Dies mag wohl auch dadurch nahrhaften Boden gefunden haben, daß ich ausgesprochener Onanist bin und vor regelrechtem Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht einen ausgesprochenen Ekel habe. Wegen des Vorhandenseins meines onanistischen Triebes befand ich mich im Frühjahr 1920 bei einem Facharzt in Behandlung. Während der letzten vier Wochen sind meine Nerven noch dadurch besonders überanstrengt, daß ich vergangene Woche mein Examen als Studienassessor gemacht und auch bestanden habe. Die letzten Tage habe ich deshalb versucht, mir Zerstreuung zu verschaffen, was dadurch geschah, daß ich eine sehr gewöhnliche Lektüre las. Durch diese mag wohl der Trieb in mir entfacht worden sein, daß ich, als ich heute das Schulmädchen Gerda sah, welches von Gesicht hübsch aussah und auch einen geweckten Eindruck machte, worüber ich meinen Spaß hatte, einmal krabbelte. Ich betone nochmals, daß ich keine schlechten Absichten dem Mädchen gegenüber gehabt habe. Ich habe insbesondere nicht die Absicht gehabt, dem Mädchen an den Geschlechtsteil zu fassen. Es ist dies der allererste Fall, daß ich eine derartige Handlung gemacht habe. In schamloser Weise habe ich mich dem weiblichen Geschlecht gegenüber noch nicht gezeigt. Ich werde mich sofort in ärztliche Behandlung begeben, damit ich von meinem Übel befreit werde."

Die weiter vernommenen Kinder konnten nur die Richtigkeit der Aussage der Gerda und des Studienassessors bestätigen. Dieser wurde aus der Haft entlassen. Auch wurde die Mutter der Gerda später vernommen, welche erklärte, daß der Studienassessor bereits bei ihr gewesen sei, sein Leiden geschildert und Abbitte getan habe. Unter diesen Umständen sei sie zu dem Entschluß gekommen, von der Stellung eines Strafantrages abzusehen. Laienhafterweise glauben in derartigen Fällen sehr häufig die Eltern oder die gesetzlichen Vertreter, daß mit einer solchen Erklärung die Sache erledigt sei. Da die Tat aber ein Verbrechen (Zuchthausdelikt) darstellt, ist die Stellung des Antrages der

gesetzlichen Vertreter für die weitere Verfolgung der Angelegenheit durch die Staatsanwaltschaft unerheblich. Die Staatsanwaltschaft verfolgt vielmehr das Delikt von Amts wegen, und infolgedessen wurde das Strafverfahren gegen den Studienassessor fortgesetzt.

Als sich die Sache in diesem Stadium befand, wandte sich der Vater des Studienassessors, ein angesehener, achtbarer, auch dem Lehrerstande angehöriger Bürger, an einen bekannten Berliner Rechtsanwalt, welcher nach Anhörung der Beteiligten und nach Einsicht der Akten dem Studienassessor Ignatus den Rat gab, ein fachärztliches Gutachten von dem Leiter des Instituts für Sexualwissenschaft in Berlin, Herrn Sanitätsrat Dr. *Hirschfeld,* einzuholen. Der Studienassessor begab sich hierauf mehrere Wochen in das Institut für Sexualwissenschaft. Das erstattete Gutachten lautete:

Im Institut für Sexualwissenschaft zu Berlin, wo Herr Ignatus während einiger Wochen Aufenthalt nahm, hatten wir Gelegenheit, in alltäglichen mit ihm gepflegten Unterhaltungen und mehrfachen Untersuchungen in seine seelische Eigenart einzudringen, und können daher, nachdem wir unsere eigenen Beobachtungen durch die Angaben der Eltern ergänzt haben, über den Angeklagten das nachfolgende Gutachten ausstellen.

„Der 25 Jahre alte Dr. Ignatus stammt aus einer Familie, die, nach Ausweis der Stammtafel, binnen vier Erbfolgen nicht weniger als 31 Lehrer hervorgebracht hat. Die Eltern des Angeklagten sind angesehen und unbescholten. Sowohl die väterliche als auch die mütterliche Familie sind mit vielen Entartungsmerkmalen durchsetzt. Ein Bruder des Vaters ist Trinker, ein anderer haltlos. Die Mutter des Angeklagten ist seit einigen Jahren bald erregbar, bald niedergedrückt. Ein Onkel der Mutter litt an Verfolgungswahn, ein anderer war Quartalssäufer, eine Tante war hysterisch, eine andere schrullenhaft, ein weiterer Onkel der Mutter aus einer anderen Linie lebte als Epileptiker in einer Anstalt.

Aus der mütterlichen Familie sind eine ganze Reihe von näheren und entfernteren Verwandten geschlechtlich überbedürftig: so der Großvater des Angeklagten, der in hohen Jahren noch ein Schürzenjäger war; ferner ein Bruder der Mutter, der zahlreiche erotische Verhältnisse hatte, weiter eine Großtante, die, schwer hysterisch und sexuell erregbar, im Alter von 40 Jahren einen um 20 Jahre jüngeren Mann ehelichte.

Über die Jugendjahre des Angeklagten erfahren wir von den Eltern, daß er von jeher durch seine besondere Wahrheitsliebe, durch eine große Anlehnungsbedürftigkeit und durch Unselbständigkeit auffiel. Seine Körpergestalt war sehr klein. Er fühlte sich in Gesellschaft von Kameraden unbehaglich, lebte verträumt auf seiner Stube, wo er sich viel mit Lesen und mit Abfassen von phantastischen Erzählungen und Räuberschauspielen beschäftigte. Er war ein Musterschüler, log nie, weder zu Hause noch in der Schule, und mußte in der Schule ein einziges Mal wegen einer Dummheit bestraft werden. Der Angeklagte selbst gibt an, sein Geschlechtsleben sei im Alter von 15 Jahren erwacht. Schon mit 7 Jahren pflegte er eine harmlose Schwärmerei für ein 6jähriges Mädchen, mit 13 Jahren eine ebensolche für ein 11jähriges Mädchen. Seit den Pubertätsjahren fing er an, sich lebhaft für niedliche Mädchen im Alter von 8—14 Jahren zu interessieren. ‚Meine Geschlechtsentwicklung muß wohl stehengeblieben sein,' meint er selber. Mit Vorliebe beteiligte er sich an den harmlosen Spielen kleiner Knaben und Mädchen, zog Puppenspiel und Kochen den wilden Knabenspielen vor. Diese Vorliebe erhielt sich bis in sein gegenwärtiges Mannesalter hinein. Die ganzen Studentenjahre hindurch gesellte er sich am liebsten kleinen Mädchen zu, ließ sich in deren Familien einführen, spielte mit ihnen Puppenspiel, Bauklötzchenspiel, Gesellschaftsspiele, tollte sich mit ihnen im Garten herum und blieb, wenn die Umstände eine räumliche Trennung herbeiführten, mit seinen Gespielinnen im Briefverkehr. Noch als Student zerschnitt er, wie seine Mutter angibt, eines Tages seine Schlipse, verarbeitete sie zu kindlichem Indianerschmuck, den er mit bunten Federn besteckte, und spielte nun stundenlang Indianer mit Kindern von 8—10 Jahren.

Herr Dr. Ignatus ergriff den Beruf eines Oberlehrers, er studierte mit Erfolg Naturwissenschaften, wurde Studienassessor und Dr. phil. Neben seiner fachwissenschaftlichen Materie, der er großes Interesse und Verständnis entgegenbringt, pflegt er aber stets noch seine kindlich-spielerischen Liebhabereien. Er liest gern Kinderbücher, Märchen von *Grimm* und *Andersen*, Erzählungen von Christoph v. *Schmid*, von *Hoffmann* und *Nieritz*; liest er solch ein rührseliges Kinderbuch, so vergießt er leicht Tränen. Nach Kinderart träumt er nachts von riesigen Tieren, die nach ihm haschen, oder auch von kindlichen Vergnügungen. Tageszeitungen, vor allen Dingen politische Gegenstände, sind ihm vollkommen gleichgültig. Die Interessengebiete des gereiften Mannes sind ihm, sein wissenschaftliches Fach ausgenommen, stets fremd geblieben. Er ist naiv und leichtgläubig wie ein Kind, in wirtschaftlichen Dingen unselbständig, so daß seine Mutter oft zu sagen pflegte, er müsse eine Frau heiraten, die ihn des Morgens anziehen und des Abends ausziehen würde. Auch die Schrift des Angeklagten ist kindlich, zierlich und schülerhaft.

Herr Ignatus ist ein großer Freund von Bilderbüchern von Kindern, die er sich stundenlang besehen kann. Er besaß eine große Sammlung von Postkarten mit bildlich dargestellten Kinderköpfen. Auch malt er gern in Pastell Kinderbildnisse aus Erinnerung und Phantasie heraus und hat es darin zu ziemlicher Fertigkeit gebracht; schon auf der Schule durchmalte er seine Bücher und Hefte mit weiblichen Kinderköpfen.

Ganz nach Kinderart phantasiert Herr Ignatus sich gern in romanhafte Träumereien und unwirkliche Situationen hinein. Er zeichnet sich Festungspläne, die er mit Hilfe seiner Phantasie mit Zinnsoldaten bevölkert, wobei er sich als König dünkt. Neulich auf einem Spaziergang fiel er seiner Mutter dadurch auf, daß er unter dem Mantel seinen Stock nach Art eines Degens trug. Aus seinen Träumen aufgeschreckt, wurde es ihm klar, daß er sich als Offizier auf Patrouille gewähnt hatte. Herr Ignatus findet auch leicht den Verkehrston mit Kindern. Auf der Straße gesellen sich die Kinder gern zu ihm. Schon als Primaner war er auf dem Schulweg stets von kleinen Kindern begleitet, die sich um die Ehre stritten, mit ihm zu gehen.

Sein Umgang mit Kindern sei niemals sexueller Art gewesen. Wohl habe er sich, wenn er sich seinen einsamen Träumereien überließ, oft sexuellen Vorstellungen hingegeben, habe sich die halbnackten Beine und die weiße Unterwäsche von kleinen Mädchen vorgestellt und dabei onaniert. Niemals habe er aber, bis zu der eingeklagten Handlung, eine geschlechtliche Berührung vorgenommen.

Über die Vorgänge, die zu seinem Konflikt mit dem Strafgesetze führten, macht Herr I. uns folgende Angaben: Nach Ablegung der pädagogischen Prüfung vor dem Provinzialschulkollegium befand er sich in sehr abgespanntem, nervös überreiztem Zustand als Folge angestrengter Prüfungsvorbereitung und durchwachter Nächte. Er litt an Schlaflosigkeit, an abgespannter, freudloser Stimmung, an Appetitmangel, an dumpfem Gefühl im Kopf und an Zittern an den Händen. Er war gedankenflüchtig und unfähig zum Lesen, war auch nicht imstande, eine geordnete Unterhaltung zu führen, da seine Gedanken gleich zu schweifen anfingen. Drei Tage später hielt er an der Oberrealschule noch Unterricht. Er konnte die letzte Stunde nur mit Zusammenraffung aller Kräfte erteilen. Bald darauf begab er sich zum Mittagessen in die Stadt, wobei er so erregt war, daß ihm auf der Straße die Tabakspfeife aus dem Munde fiel. Beim Essen fehlte ihm der Appetit, so daß er die Speisen stehen ließ. Er hatte ein dumpfes Gefühl im Kopf, konnte keinen klaren Gedanken fassen. Um sich Erleichterung zu verschaffen, ging er an die Luft und stieg den . . . berg hinan, aber das dumpfe Gefühl wollte nicht weichen. Er stieg hinab, erstieg gleich danach ruhelos den . . . turm, eine aus einer alten Bastion umgewandelte Aussichtsstelle. Als er heruntersteigen wollte, bemerkte er dicht neben sich spielende Kinder, deren Zahl er nicht genau angeben kann. Die Mädchen standen

auf einem Querbalken und beugten sich über den Zaun. Der Anblick erregte ihn, er trat plötzlich auf die Kinder zu und griff mit der einen Hand einem der Kinder unter den Rock an die Hosen. Vielleicht habe er gegen den nackten Schenkel greifen wollen, genau wisse er es nicht. Da das Kind nun wieder vom Zaun herunter trat oder sprang, geriet Ignatus' Hand höher gegen das Gesäß. Ob er dabei den Geschlechtsteil berührt habe, wisse er nicht, vermute aber, daß es nicht der Fall war, das Kind gab keinen Laut von sich. Der ganze Vorgang dauerte nur zwei bis drei Sekunden, da die Kinder erschreckt davonliefen. Herr Ignatus gibt an, während des ganzen Vorganges weder Erektion noch Pollution gehabt und auch keine sexuelle Erregung empfunden zu haben. Bald darauf wurde er von einem Manne festgenommen und zur Wache geführt.

Herr Ignatus hat, wie unsere Beobachtungen und Untersuchungen ergeben haben, mit seinem kindlichen Ausdruck, mit seinem stillen und etwas gedrückten Wesen das typische Aussehen des konstitutionellen Pädophilen. Er ist klein gewachsen, wenn auch gut proportioniert, seine Geschlechtsorgane sind, soviel sich äußerlich erkennen läßt, normal entwickelt. Seine Sehnenreflexe sind etwas zu lebhaft. Sonst ließen sich keine Abweichungen auf körperlichem Gebiet feststellen. Mit seinen Verstandesgaben steht Herr Ignatus über dem Durchschnitte. Er ist in seinem wissenschaftlichen Fache ein wohlunterrichteter und kritischer Gelehrter von guter Beobachtungsgabe. Den Dingen des Alltags dagegen steht er fremd und hilflos gegenüber. Auch fällt auf, daß er sich für politische und weltwirtschaftliche Vorgänge nicht interessiert und daß er ganz vorwiegend seinen gelehrten Neigungen und seiner Häuslichkeit lebt.

Als ein hervorstechendes seelisches Merkmal fiel uns sein (auch von seiner Mutter hervorgehobener) Drang auf, ungeschminkt seine seelische Eigenart zur Darstellung zu bringen und nichts zu beschönigen.

Nach dem Ausweise seiner eigenen Darlegungen, nach den Angaben seiner Eltern und nach unseren eigenen Erhebungen stellt Herr Ignatus eine der typischsten Erscheinungen von psychosexuellem Infantilismus dar, die je bei uns zur Beobachtung gekommen sind. Seine Beliebtheit bei Kindern, seine Gabe, auf den Umgangston mit Kindern einzugehen, seine bis in die jüngste Zeit erhaltene Neigung, kindliche Interessen zu pflegen, Märchenbücher zu lesen, Indianer zu spielen, mit kindlichen Bekannten Briefe zu wechseln, sein buntes und naives Phantasieleben, das nur allzusehr geneigt ist, mit der Wirklichkeit nicht zu rechnen, sein weiches und ansprechbares Gemüt, seine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Weltvorgänge, gegen Politik und Wirtschaftsleben, seine kleingewachsene Gestalt, sein naivtreuherziger Ausdruck und nicht zuletzt sein nur auf kleine Mädchen gerichtetes geschlechtliches Interesse bei vollkommener Abneigung gegen die reife Frau beweisen das Vorhandensein dieser konstitutionellen Abart. Die zur Anzeige gebrachte Tat trägt denn auch, wie es bei psychosexuellen Infantilen der Fall zu sein pflegt, den Charakter einer spielerischen Handlung, da ja solche Leute fast stets nur irgendwelche frustrane (= unvollständigen) Betastungen vornehmen.

Zwei Umstände, die uns bei Erhebung der Vererbungsverhältnisse auffielen, sind hierbei von hohem Belang, da sie das Zustandekommen der vorliegenden Abartung biologisch bedingt haben mochten: einmal die Tatsache, daß Herr Ignatus aus einer Familie von Volksschullehrern stammt, die in vier Erbfolgen mindestens 31 Lehrer hervorgebracht hat Man kann es wohl verstehen, daß die für gewöhnlich gewiß nicht geschlechtlich zu verstehende Kinderliebe, die den Lehrer zu seinem Berufe treibt und die in Ignatus' Familie eine derartige ausschließliche Form annehmen konnte, daß sie das ganze Denken und Fühlen des Trägers gefangen nimmt und auch dessen Geschlechtlichkeit beherrscht. Hinzu kommt der Umstand, daß die Familie der Mutter eine ganze Reihe von sexuell überbedürftigen Menschen aufweist, so daß der aus der Vorfahrenschaft stammende Hyper-

erotismus der an sich unverfänglichen Kinderliebe ihr besonderes sinnliches Gepräge geben konnte. Aus dem Zusammentreten einer an sich harmlosen Kinderliebe mit dem angestammten Hypererotismus der mütterlichen Vorfahren erklärt sich wohl biologisch der psychosexuelle Infantilismus Ignatus'. Nun war Herr Ignatus bisher niemals mit dem Strafgesetz in Widerstreit geraten. Er hatte sich noch keine geschlechtlichen Entgleisungen zuschulden kommen lassen. Seine Kinderliebe pflegte sich in harmlosen Formen abzuspielen, so daß seine Begier nach sexueller Betätigung mit Kindern niemals einen imperativen (= befehlerischen) Charakter angenommen hatte. Erst als durch die mit der staatlichen pädagogischen Prüfung einhergehende Überarbeitung und gemütliche Überlastung eine allgemeine Überreiztheit eingetreten war, kam es zu der eingeklagten geschlechtlichen Berührung des kleinen Mädchens, zu einer Zeit also, da Herr Ignatus ein traumhaftes und gedankenflüchtiges Geistesleben führte, in einem Zustande, da seine von Natur schon sehr ansprechbare Sexualität überreizt war und der Beherrschbarkeit ermangelte.

Ignatus' Angaben über seinen damaligen (für uns leider nicht mehr nachprüfbaren) krankhaften Geisteszustand sind von um so größerem Gewicht, als uns beim Angeklagten während der ganzen Beobachtungszeit die große Wahrhaftigkeit und die ebenso freimütige als ernste Beurteilung seiner eigenen Person aufgefallen war.

Zusammenfassend können wir unser Gutachten dahin abgeben, daß Herr Ignatus mit der angeborenen, aus schwerer degenerativer Erbanlage hervorgewachsenen Anomalie des psychosexuellen Infantilismus behaftet ist, daß er, der seine Neigung zu Kindern bisher in harmloser Weise auszuleben vermochte, infolge der im Anschluß an die Lehrerprüfung aufgetretenen Depression mit Ideenflucht und Denkstörung sich aus der Hand verlor, daß er sich somit zur Zeit der Begehung der Straftat in einem Zustand krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, der seine freie Willensbestimmung im Sinne des Gesetzes ausschloß.

Herr Ignatus hat Gelegenheit genommen, sich objektiv mit seinem Zustand zu beschäftigen und als Naturwissenschaftler die Überzeugung gewonnen, daß durch Entfernung seiner Hoden die Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse verhütet werden kann. Er hat sich bereits mit einem Berliner Chirurgen zum Zwecke einer Kastration in Verbindung gesetzt. In der Tat besteht bisher nach unseren Erfahrungen alle Aussicht, daß bei Herrn Ignatus nach vollkommener Operation weitere gesellschaftliche Folgen seiner krankhaften Störung ausbleiben werden und daß durch diese Maßnahmen dem vornehmsten Strafzwecke, nämlich der Sicherung der Gesellschaft, die Herr Ignatus nun selber in die Hand genommen hat, Genüge getan wird. Dies wird um so sicherer der Fall sein, als ja die geistigen und ethischen Fähigkeiten des Angeklagten von seiner krankhaften Triebanomalie unbeeinflußt geblieben sind."

Mit diesem ausführlichen Gutachten begab sich der Rechtsanwalt persönlich zu dem Staatsanwalt der Provinzstadt. Der Staatsanwalt schloß sich im allgemeinen der Ansicht des Rechtsanwaltes an, daß „die Sache infolge des ausführlich begründeten, logischen und klaren Gutachtens an sich einstellungsreif" wäre, daß sich aber zweckmäßigerweise die Begutachtung eines gerichtlichen Sachverständigen empfehle. Der Vertreter der Anklagebehörde stand auf dem Standpunkt, daß die Sache einzustellen wäre, falls sich der gerichtliche Sachverständige dem *Hirschfeldschen* Gutachten anschlösse. Auf Vorschlag des Rechtsanwaltes Dr. *Niemann* wurde ein bekannter Berliner gerichtlicher Sachverständiger zwecks Begutachtung ausgewählt, dem die Akten zur Verfügung gestellt wurden. Der Studienassessor begab sich in dessen Behandlung und Beobachtung. Das von dem Berliner Professor und gerichtlichen Sachverständigen abgegebene Gutachten schloß sich dem des sexualwissenschaftlichen Instituts an. Nach Einreichung dieses Gutachtens stellte der Vertreter der Anklagebehörde das Verfahren ein, weil der Beschuldigte in einem Zustand

krankhafter Störung der Geistestätigkeit gehandelt habe, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war (§ 51 StGB.).

Seitens der Verteidigung wurde auch darauf hingewiesen, daß, wenn es auch unbedingt richtig ist, die Jugend mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vor frühzeitigen sittlichen Angriffen zu schützen, so man doch anderseits erwägen muß, daß der Schaden, den das Kind durch eine solche Handlung erleidet, meist nicht so groß ist wie die stundenlange gerichtliche Erörterung des Falles, welche sich bekanntermeise stärker und nachhaltender in das Gemüt und das Gehirn des Kindes einprägt.

Kurz nach der Einstellung des Verfahrens ließ Ignatus die Kastration an sich vornehmen, nachdem er sich durch eigene Ermittlungen, die er bei Leidensgenossen anstellte, davon überzeugt hatte, daß der Eingriff bei diesen befriedigende Erfolge gezeitigt hatte.

Über das bei ihm erzielte Ergebnis gab er uns sechs Monate nach der Operation folgenden Bericht: „Mein körperlicher Zustand ist durchaus zufriedenstellend. Bisher haben sich nachteilige Folgen der vor einem halben Jahr ausgeführten Operation nicht gezeigt. Es sind keinerlei Beschwerden aufgetreten, es sei denn, daß man die Tatsache, daß ich mir einige Male nach längeren Fußtouren einen ‚Wolf' gelaufen habe, was früher nicht vorkam, hierunter rechnen will. Meine Körperbehaarung ist an einigen Stellen anscheinend etwas schwächer geworden, so z. B. am linken Brustwarzenhof, wo mehrere über 5 cm lange Terminalhaare ausgefallen und bisher nicht wieder erschienen sind, so daß die linke Brust fast kahl ist. Ich befinde mich jetzt in einem sehr guten Ernährungszustande, ich fange an mehr Fett abzulagern, als ich früher besessen habe. Mein Appetit ist gut, der Schlaf ist ruhiger als früher, doch schlafe ich noch immer schwer ein. Meine Gesichtsfarbe ist noch immer blaß, wohl eine Folge reichlichen Tabakrauchens, oder von Blutarmut. Nasenbluten hat sich noch einige Male eingestellt. Im allgemeinen fühle ich mich körperlich recht wohl. Eine Furunkulose vor einem Monat dürfte auf andere Ursachen zurückzuführen sein, nicht, wie ich anfänglich vermutete, auf veränderte Blutzusammensetzung.

Auch seelisch fühle ich mich ganz wohl. *Zu meiner eigenen Befriedigung kann ich feststellen, daß meine früher so starken Geschlechtstriebe fast völlig erloschen sind.* Eine große Erleichterung finde ich darin, daß ich nicht mehr zu onanieren brauche. Ich habe gar kein Bedürfnis mehr danach. Wenn ich früher mehrere Male täglich von diesem Zwange befallen wurde, mitten in meiner Arbeit gestört worden bin, und wenn dann all die widerwärtigen Bilder meiner vergifteten Phantasie in mir aufstiegen, kostete es mich immer schwere Seelenkämpfe, denen ich, wenn nicht äußere Umstände mir zu Hilfe kamen, unterlegen bin. Die Qual solcher Seelenkämpfe bin ich los. Wenn ich früher täglich mehrere Male onanierte, so kann ich jetzt feststellen, daß im verflossenen halben Jahre die Frequenz meiner Onanie um etwa 39,5% zurückgegangen ist und daß ich hoffe, schließlich derselben ganz entbehren zu können. Bei einem Falle hatte ich auch, in Erinnerung an frühere Gewohnheit, eine stimulierende (= aufreizende) Zeichnung während des Onanierens angefertigt, diese aber aus Wut über meine Schwäche sofort vernichtet.

Meine Phantasie beschäftigt sich kaum noch mit sexuellen Dingen. Meist mit Zukunftsluftschlössern und sonstigen Utopien. Auch ist in meinen Träumen das sexuelle Moment völlig in den Hintergrund getreten, wenn auch noch nicht ganz verschwunden. Ich träume jede Nacht, besonders gegen Morgen, von Dingen, die weit zurückliegen, besonders aus meiner Schulzeit. Besonders freudige Stimmung hinterlassen Träume, in denen kleine Mädchen auftreten.

Für erwachsene weibliche Wesen habe ich noch immer nichts übrig. Sie können mein Herz nicht erwärmen, und ich glaube kaum, daß ich jemals zu dieser normalen Empfindungsweise werde gelangen können. Der Unterschied gegen früher ist der, daß meine

Empfindungen kleinen Mädchen gegenüber nicht mehr sexuell lustbetont sind. Überhaupt kenne ich das Gefühl der Libido kaum mehr. Erektionen sind sehr selten geworden und berühren mich unangenehm. Manchmal habe ich Sehnsucht nach einer Freundschaft mit einem hübschen wohlerzogenen Kinde in der Art, wie ich früher mehrere Jahre zu zwei Offizierstöchtern in Beziehung stand, welche abgebrochen zu haben ich bisweilen bedauern möchte. Jenes harmlose, freundschaftliche Verhältnis gehört zu meinen liebsten Erinnerungen. Im übrigen denke ich nicht gern an die vergangene Zeit, die für mich eine Quelle vieler Leiden war, zurück, und ich vermeide es, soweit es möglich ist, jene Dinge ins Gedächtnis zu rufen. Mit meiner Operation und ihren sozialen Folgen habe ich mich abgefunden. Ich hoffe auch wieder in meinen Beruf eintreten zu können, wenn es die vorgesetzten Behörden nicht verweigern sollten. In der Zwischenzeit, wo ich zu Hause meinen Eltern zur Last liege, habe ich mich etwas wissenschaftlich beschäftigen können. Doch fehlt es meinem Geiste sehr an Anregungen sowie Frische.

Meine Konzentrationskraft ist nicht so, wie ich es wünschen möchte. Meine Gedanken schweifen noch immer leicht ab, jedoch nicht mehr wie ehedem vorwiegend auf sexuelles Gebiet, sondern auf mancherlei Phantastereien und Kindereien. Ich bin im Grunde genommen noch immer ein großes Kind, aber vielleicht wird es mit mir besser werden, wenn ich erst vor pflichtmäßige Arbeiten des Lebens gestellt werde. Ich selbst habe dieses Vertrauen in mir. Hier zu Hause bin ich etwas versauert. Ich glaube, daß mir Luftveränderung gut tun würde.

Also im großen und ganzen fühle ich mich körperlich und seelisch wohl, nur die Sorge um meine Zukunft drückt mich noch etwas nieder. Bisher bereue ich den großen Schritt, mit dem ich mein früheres Leben hinter mich warf, nicht. Vielmehr kann ich nur dankbar sein für die große körperliche und seelische Erleichterung, die er mir brachte. Doch brachte er mir leider nicht eine Erleichterung meines Gewissens, das sich in mir noch manchmal wegen der nun doch einmal früher von mir begangenen üblen Bahn reuevoll regt.

Dr. *Ignatus.*"

Ein Jahr nach diesem Bericht suchte uns die Mutter von Ignatus auf und teilte mit, daß der Zustand ihres Sohnes sich weiter günstig gestaltet habe; „er sähe sich nicht mehr nach kleinen Mädchen um und male auch keine Kinderbilder mehr." Er sei sehr stark geworden und habe guten Humor. Vor einiger Zeit habe sich eine 40jährige Witwe in den jetzt 27jährigen Sohn, der in einer deutschen Mittelstadt eine gute Stelle bekleide, verliebt und ihm die Heirat geboten, sei auch nicht davon zurückgetreten, nachdem der Sohn ihr in allem die Wahrheit gesagt habe. Der Sohn sei nun bereit, mit ihr die Ehe einzugehen; sie aber sei sehr dagegen und bat mich, falls ich ihrer Ansicht sei – ich war es –, meinen Einfluß in diesem Sinne geltend zu machen.

Ich möchte hier – um keinen Irrtum aufkommen zu lassen – ausdrücklich betonen, daß es nach unseren bisherigen Erfahrungen nur die psychosexuellen Infantilen sind, bei denen die Kastration so weitgehende Erfolge aufweist.

Es scheint mir dies mit der Besonderheit ihrer nicht zur Vollreife gelangten Geschlechtsdrüse zusammenzuhängen. Bei den Intersexuellen, vor allem auch Homosexuellen und Transvestiten, die sich zu dem gleichen Eingriff entschlossen (ich kenne eine ganze Reihe), habe ich bisher in keinem einzigen Fall ein Verschwinden des gleichgeschlechtlichen oder transvestitischen Triebes feststellen können.

Wie der intersexuelle hat auch der infantile Typus allerlei Beziehungen zu einem dritten Sexualtypus, über den ich mich bereits in dem Abschnitt „Geschlechtsdrüsen-

ausfall" geäußert habe, dem eunuchoiden oder mirkrorchen Typus. Namentlich weisen die Körpermaße sowohl gleichgeschlechtlich gerichteter als bestimmter psychosexuell Infantiler verhältnismäßig oft Annäherungen an diesen Typus auf.

Unvermischte Konstitutionstypen sind sehr selten. Wir erinnern nur daran, wie häufig die neuropathische und psychopathische Konstitution mit der sexopathischen vergesellschaftet vorkommt.

Sexualität und Konstitution stehen zueinander in dem Verhältnis, daß die Sexualität in ebenso hohem Grade konstitutionell, wie die Konstitution im Grunde sexuell bedingt ist. Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung haben daher einander viel zu geben, vorausgesetzt, daß die eine die andere voll und ganz als ebenbürtig betrachtet. In neuerer Zeit hat die Konstitutionsforschung und die mit ihr im engen Zusammenhange stehende Typenlehre und Individualpsychologie eine starke Belebung erfahren, vor allem durch die Berliner Professoren F. *Kraus* und *Brugsch* und ihre Schüler, sowie durch die Tübinger Schule von *Gaupp* und *Kretschmer*. Die von Geheimrat *Eulenburg*, Iwan *Bloch*, Heinrich *Körber* und mir begründete „Berliner Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenetik" hat der Bedeutung der sexuellen Konstitutionsbiologie dadurch Rechnung zu tragen gesucht, daß sie ihren Namen umwandelte in „Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung". Ob sich diese Verkoppelung als eine glückliche erweisen wird, wird die Zukunft lehren. So eng die vorhandenen Berührungspunkte sind, darf doch nicht übersehen werden, daß der Begriff der Sexualwissenschaft sehr viel umfangreicher ist als das in der Konstitutionsforschung wurzelnde biologische und pathologische Teilgebiet, und daß andrerseits auch das Gebiet der Konstitutionslehre umfassender ist als ihre das Geschlechtsleben betreffenden Bezirke.

Unter den neueren Typenlehren, welche versuchen, die Menschen nach gewissen gemeinsamen körperlichen und seelischen Eigenschaften zu gruppieren, hat besonders die des Tübinger Psychiaters Ernst *Kretschmer* Beachtung gefunden. Das Eigenartige an

Kretschmers Körperbautypen

ist der Zusammenhang, in welchen er die körperliche und seelische Verfassung der Menschen zueinander zu bringen sucht. Hierbei geht er von den Lehren der modernen Irrenheilkunde aus, welche unter den Geisteskrankheiten, die ohne erkennbare Ursache ausbrechen, zwei Grundformen unterscheiden: 1. Das *manisch-depressive Irresein* (von griech. *μανία* = Wahnsinn, und latein. depressus = niedergedrückt); es ist gekennzeichnet durch einen Wechsel von Zuständen tiefer Schwermut mit völlig darniederliegender Energie, schweren, aber unbegründeten Selbstvorwürfen, gesteigertem Lebensüberdruß bis zu Selbstmordversuchen einerseits, und Zuständen übertrieben gehobener Stimmung mit lebhaftem Tätigkeitsdrang, Ideenflucht und Tobsuchtsanfällen andrerseits. Diese Zustände können in schnellerer oder langsamerer Folge fließend ineinander übergehen, es können allein die Zustände der Niedergeschlagenheit oder allein die der übertriebenen Heiterkeit das Bild beherrschen; immer aber zeigt der Wechsel zwischen krankhaften Zuständen und gesunden Zwischenzeiten ein rhythmisches, wellenartiges Auf und Ab.

Diesem wechselvollen, aber im großen doch einheitlichen Krankheitsbilde steht gegenüber: 2. Die früher als Hebephrenie oder Dementia praecox, jetzt häufiger als *Schizo-*

phrenie bezeichnete Geistesstörung. Die Worte Hebephrenie (= Jugendirresein) und Dementia praecox (= frühzeitiges Irresein) sind im Hinblick auf den zumeist um das 20. Lebensjahr datierenden Ausbruch der Erkrankung geprägt worden; der Ausdruck Schizophrenie (von griech. σχίζω = spalten und φρήν = Sinn, Geist, Seele) kennzeichnet jedoch mehr das innere Wesen des Leidens, welches in einer Spaltung der normalerweise zugeordneten seelischen Abläufe in einem Zerfall der ganzen Persönlichkeit besteht. Der Verlauf dieses „Spaltungsirreseins" ist nicht ein rhythmisch wechselnder, sondern ein unberechenbar sprunghafter oder schleichender. Die seelischen Grundelemente: Willens-, Vorstellungs- und Gefühlsleben werden in ihrem inneren Zusammenhang derart gespalten, daß in mannigfaltigen Einzelbildern bald sinnlose Zwangshandlungen, bald wahnhafte Sinnestäuschungen, bald das völlige Versagen des Gemütslebens gegenüber den Eindrücken der Außenwelt vorherrschen. Die für das manisch-depressive Irresein charakteristischen Zwischenzeiten geistiger Gesundheit werden hier nur selten wieder erreicht.

Kretschmer sieht nun in diesen beiden großen Krankheitsformen nur krankhafte Steigerungen und Verzerrungen von ganz normalen Grundzuständen des Charakters. Er teilt die Menschen ein in die beiden großen Gruppen der *Zyklothymiker* (von griech. κύκλος = Kreis; gemeint ist der Kreislauf von gehobener zu niedergedrückter und wieder zu gehobener Stimmung; und griech. θυμός = Seele), das sind solche, welche im Falle geistiger Erkrankung zum manisch-depressiven Irresein neigen; und der *Schizothymiker,* das sind solche, welche im Falle geistiger Erkrankung zur Schizophrenie neigen. Die Zwischenstufen zwischen den gesunden Zyklothymikern und den zirkulären Geisteskranken werden als *Zykloide,* zwischen den normalen Schizothymen und den geisteskranken Schizophrenen als *Schizoide* bezeichnet.

Bezeichnend für die Charakteranlage der Zyklothymiker ist ihr zwischen gemütvoller Heiterkeit und trauriger Bedrücktheit schwingender Gemütszustand, wobei im Einzelfall die Heiterkeit oder die Traurigkeit für sich auch derart betont sein kann, daß das entsprechende Gegenteil im seelischen Schwingungsverlauf nur schwach angedeutet wird. In der Wesensart herrscht bald lebhafte vielgeschäftige Beweglichkeit, bald behäbiger Hang zu einem bequemen, mehr seßhaften Lebenswandel vor. Ungezwungene Natürlichkeit, Geistesgegenwart, witzige Schlagfertigkeit sind meist vorhanden. Man denke an den Typus des gewandten Geschäftsreisenden oder des gemütlichen Schwerenöters am Stammtisch. Der Schizothymiker zeigt hingegen in seiner Gemütsverfassung nicht jenen schwingenden Rhythmus. Seine mehr einseitige Wesensart wird höchstens von sprunghaftem, unrhythmischem Wechsel unterbrochen. Sein Gemütsleben ist nicht so sehr heiter oder niedergedrückt, sondern zart empfindsam oder kühl ablehnend. Er ist von jener durchgeistigten Feinheit, die sich mimosenhaft aus der herben Wirklichkeit in die ideale Welt der Phantasie zurückzieht, oder es ist der fanatische Schwärmer, der mit zäher Verbissenheit einer Idee folgt, oder er wird durch die Enttäuschungen des Lebens zum leidenschaftlichen Gegner und Verneiner des Menschen und der Gesellschaftsordnung. Bezeichnend ist für diese Typen die geringe Aufgeschlossenheit gegenüber der Umwelt, die starke Betonung des Eigenlebens, welche nicht das Gemeinsame, sondern das Trennende des Einzelwesens gegenüber der Umwelt unterstreicht. Man denke hier einerseits an die empfindsame schwärmerische Dichternatur, andrerseits an den Typus des strengen Denkers, für den es nur eine Richtschnur gibt: die kalte nüchterne Logik. Im Gegensatz zu den Zyklothymikern haben diese Menschen weniger eine ungezwungene natürliche, als eine bald linkisch ungewandte, bald formvoll gewählte anmutende Art, sich zu bewegen.

Durch genaue und sehr zahlreiche Untersuchungen über die Körpermaße und Körperformen fand nun *Kretschmer* weiterhin, daß mit der eben geschilderten typischen Charakterverfassung der Zyklo- und Schizothymiker in der überwiegenden Mehrzahl der

Fälle bestimmte Typen des allgemeinen Körperbaues vergesellschaftet sind. Bei den Zyklothymikern herrscht eine Körperform vor, welche er die *pyknische* nennt (von griech. πυκνός = dick, gedrungen); ihre wesentlichen Züge sind: verhältnismäßig großer Umfang der Körperhöhlen (Kopf-, Brust-, Bauchhöhle), ziemlich fester Knochenbau, weiche Muskulatur, mäßig schmale Schultern, gedrungene Gestalt mit kurzen Gliedmaßen, während des Lebens zunehmende Neigung zum Fettansatz, rundliche Körperformen, Fünfeckform des Gesichts, gebildet durch Vorwölbung der beiden Scheitelbeine am Schädeldach, durch die beiden Unterkieferwinkel, die die Wangen nach unten und hinten abschließen, und durch das Kinn, Neigung zu frühzeitigem Ausfall des Kopfhaares.

Charakteristisch für die Schizothymiker ist die als *asthenische* (von griech. ἀσθενής = schwach) oder nach einer neueren und besseren Bezeichnung als *leptosome* (von griech. λεπτός = dünn, zart, und σῶμα = Körper) bezeichnete Körperform. Bei ihr finden sich: geringer Umfang der Körperhöhlen, daher schmale, schlanke Gestalt, ebenfalls zarter Knochenbau, mäßig weiche Muskulatur, aber infolge geringen Fettansatzes und fester Hautbeschaffenheit schärferes Hervortreten des Knochengerüstes („eckige Gestalt"), prägnantere Zeichnung der Gesichtszüge, größere Länge des Halses und der Gliedmaßen, Eiform des Gesichts, indem das mehr runde Schädeldach in ein schmales Gesicht ohne vorstehende Unterkieferwinkel mit spitzem Kinn ausläuft (das Gesicht immer von vorn betrachtet).

Bei einem dritten Körperbautypus, dem athletischen (von griech. ἀθλητής = Wettkämpfer), ist die Zugehörigkeit zum schizothymen bzw. zyklothymen Charaktertypus nicht ausgesprochen, wenn auch die Mehrzahl der athletisch Gebauten nach *Kretschmers* Untersuchungen dem schizothymen Formenkreis nähersteht. Beim athletischen Typus handelt es sich um Menschen mit starker Entwicklung des Knochengerüstes und der Muskulatur bei im übrigen mehr schlankem Körperbau und geringem Fettansatz. Infolgedessen treten die Knochen und Muskeln sehr plastisch hervor und geben der körperlichen Erscheinung das für einen „Muskelmenschen" charakteristische Gepräge.

Als Beispiele des pyknischen Typus könnte man Martin *Luther, Napoleon I., Stresemann* und Helene *Stöcker,* für den leptosomen *Dante, Voltaire,* den Alten *Fritz* und Louise *Michel* und für den athletischen Typ *Hindenburg, Bismarck,* den russischen Sänger *Schaljapin* und die Kaiserin *Katharina* anführen. Doch zeigen diese Beispiele, daß die unvermischten Körperbautypen ebenso selten sind wie die fest umschriebenen Temperamente, bei denen auch mannigfache Mischungen häufiger vorkommen als die reinen Formen.

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß eine im Laufe der Zeit immer reichhaltigere Erfahrung die Einzelheiten der *Kretschmerschen* Typenlehre hie und da berichtigt und vervollständigt; für uns kommt es hauptsächlich auf den Kern an, der zweifellos eine tiefe Wahrheit enthält, die Wahrheit, daß Seele und Körper nicht zwei voneinander verschiedene und unabhängige Dinge, sondern das einheitliche Entwicklungsprodukt aus der körperseelischen Erbanlage bedeuten. *Was wir bald nach Beginn unserer Forschungen auf dem Sondergebiet der Sexualwissenschaft zu erkennen glaubten: die Einheitlichkeit der körperseelischen Geschlechtlichkeit, ist hier auf einem andern Wege für die Einheitlichkeit von Körper und Seele erwiesen worden.*

Es bleibt noch die Frage, inwieweit eine Beziehung zwischen den Sexualtypen und den eben beschriebenen Körperbautypen besteht. *Kretschmer* spricht die Meinung aus, daß die, welche etwa unserem Typus des Zwischengeschlechts entsprechen, körperbaulich dem asthenischen oder leptosomen, charakterologisch dem schizothymen Typus angehören. Nach unserer Erfahrung, die bezüglich des zwischengeschlechtlichen Typus zweifellos eine größere sein dürfte, können wir diese Ansicht nicht bestätigen; vielmehr fanden wir diese Fälle so ziemlich gleichmäßig auf die drei Haupttypen der Pyknischen,

Leptosomen und Athletischen verteilt, so daß wir zu dem Ergebnis gekommen sind, daß die biologischen Beziehungen des zwischengeschlechtlichen Sexualtypus zu den *Kretschmer-schen* Körperbautypen noch nicht als endgültig geklärt anzusehen sind. Bisher haben wir den Eindruck gewonnen, daß die Körperbautypen *Kretschmers,* genau so wie sie dem männlichen und weiblichen Geschlecht eigen sind, sich auch auf die intersexuellen Typen verteilen. Es würde dies ja auch unserer Auffassung entsprechen, daß die Sexualtypen sämtlich gemischtgeschlechtliche Abwandlungen sind, so daß Mann, Weib und Intersexe nur Gradverschiedenheiten darstellen. Der körperseelische Typus im Sinne *Kretschmers* ist unseres Dafürhaltens den Sexualtypen koordiniert, beigeordnet, nicht untergeordnet. *Der Mensch ist erstens männlich, weiblich oder zwischengeschlechtlich und zweitens pyknisch, leptosom oder athletisch,* ebenso wie er beispielsweise erstens ein Mitglied seiner Familie und zweitens ein Mitglied der Staatsgemeinschaft ist, zu der er gehört.

In einem bemerkenswerten Aufsatz, betitelt: „Die körperlich-seelische Zusammenstimmung in der Ehe" (der im 1. Jahrgang, 1925, Heft 4 der ausgezeichneten „Zeitschrift für Menschenkunde, Blätter für Charakterologie und angewandte Psychologie" erschienen ist, welche Hans von *Hattingberg* [München] und Niels *Kampmann* [Celle] bei letzterem herausgeben), hat Ernst *Kretschmer* selbst eine ebenso knappe wie klare Übersicht der in seinem Buch „Körperbau und Charakter" (4. Aufl. 1924 bei Springer in Berlin) niedergelegten Anschauungen gegeben. Wir geben sie wörtlich, weil sie auch nach obigen Darlegungen eine gut verständliche Zusammenfassung ist:

„Die Zyklothymiker, von weichem, zu welligen Periodenschwankungen neigendem Gemütsleben, staffeln sich in ihren Gemütslagen zwischen heiter-lebhaft und schwerblütig-gehemmt. Sie neigen zu realistisch-humoristischer Lebensauffassung und körperlich zu dem pyknischen (rundlich untersetzten) Körperbau. Falls sie seelisch erkranken, neigen sie zum manisch-depressiven (zirkulären) Irresein.

Die Schizothymiker neigen zum Autismus (das heißt zur geistigen Isolierung), zur Ausbildung eines komplizierten Innenlebens, zu krisenhaften Pubertätsentwicklungen. Ihr Seelenleben staffelt sich zwischen zarter Überempfindlichkeit (Hölderlin-Naturen) und Gemütskälte. Sie neigen zum humorlosen Ernst, zum Idealismus und körperlich zum leptosomen (schmalwüchsig zarten) oder zum athletischen Körperbau oder zeigen mannigfache ‚dyplastische' Unebenmäßigkeiten des Körperwachstums. Falls sie seelisch erkranken, werden sie meist von Schizophrenie (Dementia praecox, Jugendirresein) befallen."

So beachtenswert die von *Kretschmer* aufgestellten Konstitutionstypen sind, so wollen wir doch nicht übersehen, daß der Konstitutionsbegriff als solcher uralt ist, einer der ältesten in der Medizin überhaupt, und ebenso alt ist die immer wieder auftauchende Lehre, daß

das Äußere des Menschen als Zeichensprache

zu bewerten sei, die das Innere widerspiegelt. Allerdings lassen die Worte, die *Schiller seinem* Wallenstein in den Mund legt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", auch die umgekehrte Anwendung zu: Es ist der Körper (vor allem das Drüsensystem), das sich den Geist aufbaut.

Von der Zeit ab, in der *Aristoteles* in dem Buche „Physiognomica" ausführlich dargelegt hat, was bei Tieren, namentlich aber beim Menschen im Äußern für ihr inneres Sein bezeichnend sei, bis zu J. Kaspar *Lavaters* hochberühmten „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe"

(4 Bände, von 1775—78, erschienen in Leipzig und Winterthur) kehrte dieser Gedanke immer wieder, bis ihn Karl Gustav *Carus* (geb. 1789 in Leipzig, seit 1814 Professor der Entbindungskunst und Direktor der geburtshilflichen Klinik in Dresden, wo er 1869 starb) in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" („Ein Handbuch zur Menschenkenntnis", mit 150 eingedruckten Figuren, bei Brockhaus in Leipzig 1853 erschienen und 1925 von Theodor *Lessing* in Hannover bei Niels Kampmann in Celle neu herausgegeben) besonders tief und vielseitig durchgearbeitet hat. Der zünftigen Anerkennung der Körpersymbolik tat es (wie es in der Geschichte der Wissenschaften oft geschah) Abbruch, daß ihre begeistertsten Vertreter Nichtzünftige waren und darunter viele sonderbare Schwärmer wie Giovanni *Malfatti,* der in seiner „Architektonik des menschlichen Organismus" den menschlichen Leib in drei elliptische Abschnitte teilte, die er „Kopf-Ei", „Brust-Ei" und „Bauch-Ei" nannte. Die Abweichungen von der Eiform sollten nach *Malfatti* die Eigentümlichkeiten der Seele offenbaren.

Carus selbst bediente sich bereits des Ausdrucks „Konstitutionen", von denen er nicht weniger als 14 unterschied, darunter auch schon die asthenische und athletische neben der zerebralen oder psychischen, der sensiblen, plethorischen, phlegmatischen, cholerischen, pneumatischen und noch einigen anderen. Es kommt natürlich nicht darauf an, ob man diese Anlage Konstitution nennt oder sie als „Naturell" bezeichnet oder den alten Ausdruck Temperament (vgl. Temperatur, beides kommt von temperare = mischen her) wählt, oder ob man sich noch weniger scharf umschriebener Fremdwörter bedient, deren es gerade für diese Begriffe eine sehr beträchtliche Anzahl gibt, wie das lateinische „Habitus" (= Körperbeschaffenheit), oder „Disposition", oder das griechische „Diathese" (beides bedeutet Zustand), oder ob man das einst sehr gebräuchliche „Krase" (κρᾶσις = Mischung) gebraucht, das gegenwärtig fast nur noch in der Zusammensetzung „Dyskrasie" (mit δύς, was dem deutschen miß oder un entspricht, also schlechte Mischung) und Idiosynkrasie (von ἴδιος = eigen und σύν = mit, also eigenartige Mischung) vorkommt, darauf kommt es nicht an, sondern auf die Vorstellungen, die man damit verknüpft, die auf die kürzeste Formel wieder *Goethe* brachte, als er sagte:

„Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Wie viel war schon in meiner Jugend von „skrofulösen" (später sagte man eine Zeitlang „lymphatischen") Kindern die Rede, von einem „apoplektischen (= schlagflüssigen) Habitus", von der familiären Disposition zur Fettbildung und der damit so oft verbundenen „harnsauren oder gichtischen Diathese". Auch die Vorstellung, daß diese Anlagen und viele andere mit den „Säften", mit der Chemie des Blutes im Zusammenhang stehen, war bald mehr, bald weniger deutlich, bald mehr wissenschaftlich gedacht, bald mehr abergläubisch empfunden vorhanden. *Goethe* läßt nicht nur Mephisto bemerken: „Blut ist ein ganz besondrer Saft", sondern sagt auch selbst einmal: „Das Leben liegt im Blute". Er entsprach damit der Anschauung seiner

Zeit und auch unserer, in der immer noch viel von Eigenschaften die Rede ist, welche den Menschen „im Blute" liegen sollen. Man erinnere sich nur eines Buchtitels, wie *Dinters* „Die Sünde wider das Blut", oder lese in dem Kunstwerk eines der prächtigsten unter unseren jüngeren Dichtern in „Vorspiel und Fuge", „Les Préludes" von Albert H. *Rausch* (in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, 1925) Sätze wie: „Dieses Blut in seinem Ja und Nein war unbedingt, und da das Blut es war, so mußte auch die Seele es sein."

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geriet die Lehre von der Alleinherrschaft des Blutes ins Schwanken; es entspann sich damals ein heftiger Kampf zwischen zwei Richtungen, von denen die eine *Humoralpathologie* (von humor = Körpersaft, humoristisch heißt saftig), die andere *Zellularpathologie* (von cellula = Zelle und Pathologie = Krankheitslehre) genannt wurde. Die erstere führte der pathologische Anatom *Rokitansky* (1804—78) in Wien, die andere sein Fachgenosse *Virchow* (1821 – 1902) in Berlin. Die nur anscheinend veralteten Wiener leiteten alle Krankheiten nach wie vor von einer fehlerhaften Zusammensetzung des Blutes ab, die anscheinend sehr fortschrittlichen und modernen Berliner sahen in der Zelle selbst den Sitz der Krankheit. Als ich studierte, schien es so, als ob *Virchow*, der sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit für die Zellenlehre eingesetzt hatte, einen glatten Sieg errungen hatte, aber es war doch nur ein scheinbarer Sieg, und die Gegensätze waren überhaupt nicht so unüberbrückbar, als sie in Wien und Berlin aufgefaßt wurden. Es gab eine Brücke, die allerdings beim Tode *Rokitanskys* noch ganz und beim Ableben *Virchows* nur wenig bekannt war. Das war die innere Sekretion:

Die Zelle als Quelle,

die Zelle als chemisches Laboratorium und chemische Fabrik, welche die Stoffe an die Blutbahn abgibt, die Träger aller Lebenserscheinungen in gesunden und kranken Tagen sind.

Auch hier ist wieder *Hippokrates* derjenige gewesen, der sich schon vor Jahrtausenden als Bahnbrecher erwies. Freilich kamen Zeiten, in denen man die Bahn, die er und andere Naturphilosophen in Hellas und Rom gewiesen hatten, verließ und Wege wandelte, die nur zu oft Irrwege waren. Wohl sprach man auch noch im Mittelalter viel von den griechischen „Weisen", hielt sich aber in Wirklichkeit für viel weiser als sie und sah zumeist nicht nur auf die Naturphilosophen, sondern auch auf die Naturwissenschaft und die Natur selbst von einer mystischen Höhe herab, die sich in Dünkel und Dunkel verlor.

Welche Bedeutung *Hippokrates* der „Säftemischung" – heute würden wir sagen dem inneren Chemismus – beilegte, tritt besonders deutlich in seiner Lehre von den Temperamenten hervor. *Hippokrates* (der von 460 bis 377 v. Chr. lebte) unterschied danach die Menschen in vier Gruppen: die Sanguiniker (sanguis = Blut), die Phlegmatiker (von *φλέγμα* = Schleim), die Melancholiker (*μέλαινα χολή* heißt dunkle Galle) und die Choleriker (*χολή* = Galle); die Sanguiniker kennzeichnete er

als die Menschen mit lebhafter Gefühls- und Willenstätigkeit, gesundem, aber auch oft gefährlichem Selbstvertrauen, die sagen: ich kann, was ich will; die Phlegmatiker als die gleichmäßigen und gleichmütigen, zwar nicht sehr energischen, aber beharrlichen und daher oft erfolgreicheren Menschen, die sagen: ich will, was ich kann; das melancholische Temperament zeigt nach ihm Mangel an Empfindung und Willen, Herabsetzung des Lebensgefühls bis zur Lebensverneinung; das cholerische Temperament dagegen besitzt eine starke Erregbarkeit der Gefühls- und Bewegungsnerven, führt zu raschen, aber häufig übereilten Entschlüssen, zu Zornausbrüchen, denen ein ebenso lebhaftes Bedauern folgt. Auch im deutschen Sprachgebrauch haben sich Redewendungen erhalten, aus denen deutlich hervorgeht, in welchem Grade man den Gallensaft für die Stimmung verantwortlich machte, so sagen wir auch jetzt noch von Menschen, die heftig werden, „es läuft ihnen die Galle über", während wir die Melancholiker kurzweg „gallig" nennen. Meist kommen die Temperamente gemischt vor. Melancholiker und Choleriker sind meist „Pessimisten", sie sehen die Gegenwart und Zukunft in trübem Licht, suchen im Glück das Unglück, während die Sanguiniker und Phlegmatiker gewöhnlich als Optimisten das Glück im Unglück suchen und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Ein besonders treffliches Exemplar eines Gallenmenschen im hippokratischen Sinne scheint *Schopenhauer* gewesen zu sein, der einmal den Optimismus „eine wahrhaft ruchlose Denkungsart, einen bitteren Hohn auf die namenlosen Leiden der Menschheit" nennt. *Hippokrates,* dessen Lehren von dem großen Naturphilosophen *Aristoteles* (384–322 v. Chr.) und später vor allem von dem römischen Arzt *Galen* (130–201 n. Chr.) übernommen wurden, nahm an, daß die Organe des Körpers vier Flüssigkeiten erzeugen und absondern; die Galle, das Blut, den Schleim und den Milzsaft. Solange diese Flüssigkeiten in einem richtigen Verhältnis zueinander stünden, seien die Menschen gesund, wenn auch nach der Mischung der Säfte sehr verschieden im Temperament; wenn aber eine der Flüssigkeiten übermäßig stark überwiege oder eine ungenügende Menge vorhanden sei, brächte die veränderte Mischung – die er Dyskrasie nannte – allerlei Krankheiten hervor. Um diese zu heilen, müsse man das Gleichgewicht der Säfte wieder herstellen, indem man die Organe behandelt, welche die Flüssigkeit absonderten.

Überschauen wir die Ansichten des *Hippokrates* von der Abhängigkeit der gesunden und kranken Menschen von ihren Körpersäften, die sich bis auf ihre Gefühls- und Willenswelt – die Temperamente – erstreckt, so müssen wir baß erstaunen, wie sehr sich seine Auffassungen denen nähern, die 2300 Jahre später in unserer Zeit wieder lebendig wurden, um der in vieler Hinsicht erstarrten Physiologie, Psychologie und Pathologie einen neuen Geist zu geben. Als Geburtsstunde für

die modernen Forschungen über die innere Sekretion

sehen wir jene Sitzung in der „Société de Biologie" (= der biologischen Gesellschaft) zu Paris im Juni 1889 an, in der der damals 72 Jahre alte Professor der Physiologie

Brown *Séquard* seine Rede hielt über die Experimente, welche er an seinem eigenen Körper mit Hodenextrakt (= „Liquide testiculaire") angestellt hatte, den er (unterstützt von den Herren d'*Arsonval* und *Hénoque)* einem drei Jahre alten Hunde entnommen hatte. Wir werden auf diese Mitteilungen, die eines der merkwürdigsten Ereignisse in der neueren Geschichte der Medizin darstellen, zurückkommen, wenn wir im Zusammenhang mit der Alterssexualität über das Verjüngungsproblem sprechen. Schalen des Spottes, Kübel ungläubiger höhnischer Kritik ergossen sich damals über den alten Gelehrten, dennoch hat seitdem die Wissenschaft nicht mehr aufgehört, sich immer stärker mit den inneren Körpersäften zu beschäftigen, und vieles aus dem verschütteten Wissensschatz der *Hippokrates* und *Aristoteles* erstrahlt in neuem Lichte.

Bezüglich der die Körperseele gestaltenden Säfte sind wir heute freilich anderer Meinung wie *Hippokrates;* wir glauben, daß die aus der Leber in den Darm fließende Galle im wesentlichen der Verdauung dient, der Schleim ist eine Feuchtigkeit, die sich aus den Schleimdrüsen an die innere Körperoberfläche – die Schleimhaut – ergießt, ohne die Blutmischung zu beeinflussen, und das Blut selbst ist überhaupt kein Sekret, sondern der Träger der für die Erhaltung des Gesamtkörpers erforderlichen Stoffe und Gase, der Milzsaft vollends ist heute noch trotz einiger Feststellungen und Vermutungen (*Aschner* sah nach der Entfernung der Milz frühzeitige Geschlechtsreife eintreten, beschreibt auch Milzschwellungen während der Menstruation und Schwangerschaft, andere halten die Milz für ein Ersatzorgan der Thymusdrüse) eine ziemlich ungeklärte Substanz, wenn auch nicht mehr in dem Maße, als noch während meiner Studienzeit, in der über die Milz jene lustige Geschichte im Umlauf war, nach der ein Professor, der einen Studenten im Examen nach der Bedeutung der Milz fragte, und die Antwort erhielt: „Heute früh wußte ich es noch ganz genau, jetzt habe ich es in der Aufregung vergessen", ausgerufen haben soll: „Welches Unglück! Der einzige Mensch, der die Bedeutung der Milz kannte, hat sie vergessen."

Auch über die chemische Zusammensetzung der Drüsensäfte, welche wir jetzt mit *Starling* nach dem griechischen Wort ὁρμάω (= antreiben) Hormone nennen, weil sie auf bestimmte Zellen und Stellen im Körper einen reizenden Einfluß ausüben, wissen wir noch wenig. Nur das Hormon der Nebennieren – das Adrenalin – kennt man chemisch so genau, daß man es in Laboratorien herstellen konnte – *Kendall* glaubt, daß ihm gleiches auch hinsichtlich des Schilddrüsenhormons gelungen sei – im übrigen aber hat man weder das Andrin, noch das Gynäzin, noch sonst ein inneres Sekret bisher isolieren (= für sich gewinnen) oder produzieren (= herstellen) können, sondern ihre Wirkungen nur aus ihrem Mangel oder Dasein, ihrer gesteigerten oder herabgesetzten Tätigkeit folgern können.

Wir wollen im folgenden nun noch einiges über die Beziehungen sagen, welche

das innersekretorische Drüsensystem

zur Geschlechtlichkeit des Menschen hat. Wohl wäre es verlockend, darüber hinaus

die vielseitige Bedeutung zu besprechen, welche es für die körperliche und seelische Entwicklung des Menschen überhaupt besitzt. Wir würden damit ein weites Gebiet betreten, das bis vor wenigen Jahrzehnten ebensosehr eine Terra incognita (= unbekanntes Land) war wie die Sexualwissenschaft. Doch Raum und Rahmen des Buches verbieten es, wir müssen in dieser Hinsicht auf das große grundlegende Werk von A. *Biedl* verweisen, dessen erste Ausgabe im Jahre 1910 einen Wendepunkt in der wissenschaftlichen Würdigung der Lehre von der inneren Sekretion bedeutet.

Vorerst zur Vermeidung von Mißverständlichkeiten noch einmal folgende kurze Begriffsbestimmungen. „Drüse" nennen wir im Körper jedes Gebilde (Organ), dessen Zellen etwas absondern. Die Absonderung heißt „Sekretion" (von secernere = absondern), das Abgesonderte — meist eine Flüssigkeit — „Sekret". Drüsen mit „äußerer" Sekretion ergießen ihr Sekret auf die äußere oder innere Körperoberfläche (z. B. Milch, Schweiß, Schleim, Galle). Ihre Sekrete werden äußere Sekrete oder „Exkrete" genannt. Früher kannte man nur solche. Die französischen Naturforscher Claude *Bernard,* Brown *Séquard* und *Gley* stellten ihnen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Drüsen mit „innerer" Sekretion gegenüber (kürzer „endokrine" Drüsen genannt); diese geben bestimmte Ausscheidungen an das Blut ab, das sie besonders reichlich durchströmt. Daher bezeichnet man sie auch als „Blutdrüsen". So fließt das gesamte Körperblut im Laufe eines Tages sechzehnmal durch die Schilddrüse; nach A. *Weil* gehen durch 100 Gramm des Organs in einer Minute 560 Gramm Blut. Mit dem Blut werden Drüsensekrete zu allen Zellen, Geweben und Organen des Körpers gebracht, um diese in ihrer Entwicklung zu fördern oder zu hemmen, ohne selbst substantiell (= als Baustoff) am Aufbau der Organe teilzunehmen. „Auf diese Weise", sagte Brown *Séquard,* „wird eine Solidarität zwischen allen Zellen des Organismus durch einen Mechanismus hergestellt, der neben dem Nervensystem besteht." Der erste, welcher von einer „Sécrétion interne", im Gegensatz zu einer „Sécrétion externe", sprach, war Claude *Bernard.*

Von welcher Stelle die innere Absonderung einer Drüse ausgeht, ist ohne Belang, man kann die Nebennieren am Halse, die Hoden am Bauch, die Schilddrüsen in den Hoden einnähen (man nennt dies „transplantieren" oder überpflanzen) — die Hauptsache ist, daß sie an dem neuen Ort so einheilen, daß die Blutgefäße ihrer Umgebung in sie hineinwachsen, und so das Hormon in den Blutkreislauf gelangen und mitgeführt werden kann. Diese nach innen gehenden Sekrete hat man auf Anregung von *Roux* „Inkrete" benannt.

Ich halte diesen Namen in seiner schlichten Sachlichkeit für glücklicher als Hormone (= Antreiber), weil diese Bezeichnung leicht die Vorstellung erweckt, der Einfluß der Drüsen auf die Zellen sei stets ein wachstumsfördernder, während er ebenso häufig ein wachstumshemmender ist. Das gilt namentlich für die Wirkung, welche die Inkrete auf die Geschlechtsmerkmale haben.

Wir wollen im folgenden nun die *fünf* Drüsen besprechen, die in dem Drüsenorchester neben der Geschlechtsdrüse, welche den Ton angibt, die Hauptinstrumente

spielen – es sind dies die Schilddrüse, die Thymusdrüse, die Nebennieren, die Zirbeldrüse und die Hypophyse oder Hirnanhangsdrüse.

Zunächst

die Schilddrüse.

Das in ihrer fachlichen Bezeichnung „Glandula thyreoidea" steckende Wort θυρεός ist das gleiche wie unser „Tür". Als ein zweilappiges Organ unterhalb des Kehlkopfes auf der Luftröhre gelegen, ist sie für die Regelung des gesamten Stoffwechsels von hoher Wichtigkeit. Ihre Absonderung ist eine gallertige Flüssigkeit, ein sogenanntes Kolloid (von griech. κόλλα = Leim), die eine jodhaltige Eiweißverbindung in die Blutbahn abgibt, und zwar in der winzigen Menge von einem millionstel Gramm Jod innerhalb von drei Stunden. Erhält der Körper durch ein Versagen der Schilddrüsenfunktion dieses minimale Quantum Jod nicht mehr, so treten in ganz kurzer Zeit die schwersten körperseelischen Veränderungen auf, wie Störungen des Knochenwachstums, geistige Stumpfheit, ja völlige Verblödung, trockene abschilfernde Haut, gedunsenes Gesicht und eine *hochgradige Verkümmerung der Keimdrüsen und der Geschlechtsorgane.*

Gelingt es, von außen durch Zufuhr des wirksamen Schilddrüsenextraktes diesen Zustand zu bessern, so beginnen auch die Keimdrüsen zu wachsen. Wie sehr diese zu ihrer Entwicklung des Schilddrüsenhormons bedürfen, geht aus den Versuchen an Kaulquappen hervor, die durch Verabreichung von Schilddrüsensubstanz eine Entwicklungsbeschleunigung erfahren und sich in wenigen Tagen zu kleinen Fröschen mit normalen Keimdrüsen umbilden.

Gewisse Wechselbeziehungen zwischen Schilddrüse und Keimdrüse waren bereits im Mittelalter – wenn auch unklar – bekannt, und hierauf dürfte auch die heute noch in einigen Gegenden Südfrankreichs übliche Sitte zurückzuführen sein, den jungen Mädchen enganliegende Seidenfäden um den Hals zu knoten: das Zerreißen der Seidenfäden infolge Schilddrüsenwachstums, das durch eine stärkere Funktion der Eierstöcke und der schwangeren Gebärmutter bedingt ist, soll den Eltern Aufschluß über die „moralische" Führung ihrer Tochter geben. Daß diesem lange für einen Aberglauben gehaltenen Glauben ein richtiger biologischer Kern zugrunde liegt, geht aus den modernen Untersuchungen hervor, wonach in der Reifezeit und Schwangerschaft – also in Zeiten, wo die Keimdrüsensekretion erhöht ist – deutliche Schwellungen der Schilddrüse auftreten.

Dem Arzt schon lange bekannt sind ferner die ungünstigen Einflüsse der in erhöhter Tätigkeit befindlichen weiblichen Geschlechtsorgane zur Zeit der Menstruation, Schwangerschaft und des Stillens auf Mädchen und Frauen, die zur *Basedowschen* Krankheit neigen. Die Ursache dieser nach dem Merseburger Kreisarzt *Basedow* (1799–1854) benannten Krankheit beruht in einer Steigerung und auch qualitativen Veränderung der Sekretion der Schilddrüse, die sich infolge enormer Stoffwechselsteigerung in Abmagerung, schweren Herzerscheinungen, Glotzaugen, Zittern und

seelischer Übererregbarkeit äußern. Das zu Zeiten gesteigerter Sexualtätigkeit in größerer Menge in die Blutbahn geworfene Gynäzin wirkt reizend und wachstumsfördernd auf die zum *Basedow* neigende Schilddrüse und veranlaßt so indirekt eine vermehrte Bildung und Absonderung des giftigen Schilddrüsenhormons.

Umgekehrt wie die Schilddrüse wirkt auf die Geschlechtsentwicklung

die Thymusdrüse.

Der Name stammt von dem griechischen θυμός = Kraft, nach anderen von θύω = opfern. Die meisten Menschen kennen die Thymusdrüse ihres Geschlechts kaum, um so besser aber die der Kälber. Bei diesen heißt sie „Kalbsmilch" oder „Briesel" und erfreut sich als leicht verdauliche Krankennahrung und beliebte Pastetenfüllung eines ausgezeichneten Rufes. Sie liegt als ein schmales, paariges Organ unterhalb des Brustbeins. Ihr relativ schwerstes Gewicht hat sie zur Zeit der Geburt. *Mit Eintritt der Pubertät beginnt sie zu verkümmern.* Es scheint, als ob die Thymusdrüsen mit der Ausreifung der Geschlechtsdrüsen ihren Daseinszweck erfüllt haben. Ihre Wirkungsweise ist nicht restlos bekannt. Die gänzliche Entfernung bei jugendlichen Tieren ruft schwere Störungen besonders des Knochenwachstums, starke Ermüdungserscheinungen und eine beschleunigte Reife der Keimdrüsen hervor. Daß sie einen *entwicklungshemmenden Einfluß auf die Geschlechtsdrüsen* ausübt, dafür sprechen auch wieder Versuche an Kaulquappen, indem diese bei Thymusfütterung jahrelang im Larvenzustand verharren. So behandelte Tiere vermag man dann aber durch Schilddrüsenfütterung in wenigen Tagen zur Metamorphose (= Umwandlung) zu bringen. Zuweilen begegnen wir Individuen, bei denen sich die Thymusdrüse gar nicht oder abnorm langsam zurückbildet; diese sind meist mehr oder weniger infantil und zeigen eine Unterentwicklung des Genitalsystems (= Status thymolymphaticus). Es sind jene Menschen, bei denen die Pubertätszeit oft erst zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr beginnt.

Es sind nun aber auch Fälle bekannt geworden, in denen schon in ganz jungen Jahren die Keimdrüsen wirksam wurden. Die Ursache ist hier entweder eine wuchernde Neubildung im Hoden oder Eierstock selbst oder in der Nebenniere und Zirbeldrüse.

Die Nebennieren

sind jederseits der Niere aufgelagerte halbmondförmige Organe, durchschnittlich 10–15 g schwer, 2–3 cm breit, 5 cm lang. Ihr Name wirkt verwirrend, er könnte zu der Vermutung führen, daß das Verhältnis zwischen Nieren und Nebennieren etwa ähnlich ist wie zwischen Hoden und Nebenhoden, während es sich in Wirklichkeit nur um eine örtliche Nachbarschaft handelt, doch finden sich „versprengte Nebennierenkeime" nicht selten auch an anderen Stellen der Bauchhöhle, ja in den Geschlechtsdrüsen selbst, wo sie den Ausgangspunkt übler Wucherungen bilden können. Die Hauptaufgabe der Nebennieren besteht in der Abgabe des Hormons

Adrenalin, dessen blutdrucksteigernde Eigenschaft für den Blutkreislauf lebenswichtig ist.

Bemerkenswert ist, daß Nebennieren bei einem Individuum nicht nur die Pubertätserscheinungen des eigenen Geschlechts hervorrufen, sondern auch solche des anderen, also gewissermaßen eine doppelgeschlechtliche Frühreife. Die durch sie bedingte Frühreife kann schon außerordentlich früh auftreten, meist im vierten Lebensjahr, doch erwähnte ich bereits Fälle, in denen sich die Monatsblutungen gleich nach der Geburt oder im ersten Lebensjahr zeigten. Wachstum des Hodens, des Penis, der Bart- und Schamhaare sowie der Muskulatur bekundet in diesem Alter beim Knaben die geschlechtliche Frühreife. Die allgemeine geistige Entwicklung pflegt in diesen Fällen meist nicht betroffen zu sein und mehr dem Jahresalter zu entsprechen; umgekehrt gibt es aber auch wieder Fälle, wo diese enorm früh, wenn auch meist einseitig wie bei den Wunderkindern entwickelt ist, während die geschlechtliche keine Veränderungen zeigt. In meiner „Sexualpathologie" habe ich hierfür Beispiele gegeben.

Besonders krebsartige Neubildungen, die gelegentlich zu riesigen Vergrößerungen der Nebennieren führen können, rufen beim weiblichen Geschlecht das Bild des Hirsutismus (= übermäßiger Haarwuchs, vom lateinischen hirsutus = zottig) hervor: die krankhaft veränderte Nebenniere scheint in diesen Fällen ein andrinartiges Hormon von besonders hoher Wirksamkeit in den bis dahin unter der Gynäzinwirkung stehenden Organismus zu sezernieren, so daß nicht nur die Quellen des Gynäzins – die Eierstöcke – versiegen und mit ihnen die übrigen weiblichen Sexualfunktionen wie Menstruation und weibliches Empfinden, sondern auch eine Vermännlichung im Sinne des männlichen Behaarungstyps, starker Wuchs der Backen- und Schnurrbarthaare, sogar der gesamten Körperbehaarung, Tieferwerden der Stimme, Rückbildung der Milchdrüsen und männlichen Geschlechtsempfindens ausgelöst wird. Daß die alleinige Ursache der „Andrinisierung" in diesen Fällen lediglich in der Nebennierengeschwulst zu suchen ist, geht daraus hervor, daß nach operativer Entfernung derselben die männlichen Charaktere sämtlich wieder verschwinden, die in Wachstum und Funktion gehemmten Eierstöcke die Gynäzinbildung wieder aufnehmen und so den Organismus wieder verweiblichen.

Die Zirbeldrüse

führt ihren Namen von der Formenähnlichkeit, welche sie mit dem Zapfen der Zirbelkiefer hat; man findet sie in der Literatur auch häufig mit ihrer lateinischen Bezeichnung Glandula pinealis (von glandula = Drüse und pinea = Tannenzapfen) oder griechisch Epiphyse (von *ἐπίφυσις* = Anwuchs) benannt. Wie von allen Drüsen mit innerer Sekretion kannte man auch bis vor wenigen Jahrzehnten von ihrer eigentlichen Bedeutung nichts oder vermutete Unrichtiges; so versetzte der französische Philosoph *Descartes* (meist *Cartesius* genannt; geboren 1596 in der Touraine, gestorben 1650 in Stockholm am Hofe der Königin Christine von Schweden) in die

Zirbel den Sitz der Seele, indem er sich vorstellte, daß sich in ihr als einem in der Mitte zwischen den beiden Hirnhälften belegenen Zentrum die Eindrucks- und Ausdrucksbahnen treffen. Eine so gewaltige Bedeutung schreiben wir dieser Drüse jetzt nicht mehr zu, nehmen vielmehr an, daß in erster Linie auch dieses winzige, 8 mm lange, 6 mm breite und 0,2 g schwere Organ – tief zwischen den beiden Hirnhalbkugeln verborgen – einen hemmenden Einfluß auf die heranreifende Keimdrüse ausübt, so daß *bei Fehlen des Zirbelinkrets eine abnorme Entwicklung der Geschlechtsdrüsen und der von ihnen abhängigen Erfolgsorgane* einsetzt. Aber nicht nur die Geschlechtscharaktere gehorchen diesem unzeitigen Wachstumsantrieb, sondern der ganze Körper nimmt daran teil, wie besonders Muskulatur und Knochensystem, so daß derartige Individuen zunächst verhältnismäßig groß erscheinen. Jugendlicher Riesenwuchs bei Zirbeldrüsenerkrankung ist wiederholt beschrieben worden. Nur die intellektuelle Entwicklung bleibt meist auf dem den Lebensjahren entsprechenden Niveau, wodurch die harmonische Übereinstimmung zwischen Geschlechts- und Seelenleben schwer gestört erscheint.

Endlich ist noch

die Hypophyse oder Hirnanhangdrüse

zu erwähnen, deren drei winzige Lappen, zusammen etwa 5 g schwer, im sogenannten Türkensattel, einer knöchernen Vertiefung an der Hirnbasis, gelegen sind. Auch sie hat wichtige Beziehungen zu den Drüsen und den Geschlechtsorganen. Vor allem beeinflußt sie den weiblichen Organismus während und nach der Schwangerschaft in besonderer Weise. Mikroskopisch lassen sich in dieser Zeit sogenannte Schwangerschaftszellen nachweisen, die später wieder verschwinden. *Ihr Sekret wirkt vor allem anregend auf die Wehentätigkeit der Gebärmutter und beschleunigt so den Geburtsprozeß.* Ferner gehört noch eine starke, aber vorübergehende Förderung der Milchsekretion zu ihren Sexualfunktionen. Ist ihre Sekretion abnorm gesteigert, so kommt es zu den Erscheinungen des sogenannten Spitzenwachstums, einer von Pierre *Marie* in Paris 1886 zuerst beschriebenen Krankheit, die in allen Lebensaltern vorkommen kann. Er nannte sie „Akromegalie" (von ἄκρος = äußerst, spitz und μέγας = groß). Da das Hypophysensekret auf das Knochenwachstum anregend wirkt, so beginnen die Hand-, Fuß-, Kiefer- und Nasenbeinknochen plötzlich zu wachsen und führen zu plumpen Verunstaltungen. Gleichzeitig erlöschen der Geschlechtstrieb und die geistige Regsamkeit. Durch operative Entfernung des überschüssigen Drüsengewebes sind diese Erscheinungen rückgängig zu machen.

Der Ausfall des Hypophysensekretes bedingt gleichfalls schwere Störungen; die Keimdrüsen und mit ihnen die sekundären Geschlechtscharaktere verharren in einem kindlichen Zustande; die geschlechtliche Reife wird nie oder nur mangelhaft erreicht, ferner findet sich, ähnlich wie bei Kastraten, eine hochgradige Fettablagerung, besonders in der Unterbauch- und Brustgegend, so daß die Brüste oft einen weiblichen Eindruck machen, ohne edoch Milchdrüsen zu besitzen. Die Intelligenz ist meist

normal entwickelt, jedoch das körperseelische Geschlechtsleben weitgehend verkümmert.

Die Zahl der Drüsen mit innerer Sekretion ist mit den genannten nicht völlig erschöpft. Es werden zu ihnen noch gezählt die vier 1864 von R. *Virchow* entdeckten kleinerbsengroßen *Epithelkörperchen,* welche in unmittelbarer Nähe der Schilddrüse gelegen sind, ihre Entfernung aus dem tierischen oder menschlichen Körper hat schwere Krampferscheinungen – die sogenannte Tetanie (von τείνω = spannen) – zur Folge; die ebenfalls am Halse befindlichen *Karotisdrüsen,* die neben der Halsschlagader gelegen sind, sowie die *Steißdrüse,* ein kleines Knötchen an der inneren Wandung der Steißbeinwirbelsäule. Ihre innersekretorische Wirksamkeit ist bisher noch wenig geklärt, insbesondere nicht ihre Beziehung zur Sexualkonstitution.

Das gleiche gilt von dem *Pankreas* (von πάν = alles und κρέας = Fleisch), der hinter dem Magen gelegenen 15–18 cm langen Bauchspeicheldrüse. Sie ist neuerdings viel genannt worden, weil es 1923 *Banting* und *Macleod* in Amerika gelang, aus ihrem Zwischengewebe, den 1869 zuerst von *Langerhans* in Berlin beschriebenen „Inseln", das „Insulin" herzustellen, das sich für die Behandlung der Diabetes mellitus (= Zuckerkrankheit, von Diabetes = Harnruhr, hergeleitet von διαβαίνω = hindurchgehen, und mellitus = honigsüß, von mel = Honig) als hervorragendstes Heilmittel bewährt hat. Da Störungen im Zuckerstoffwechsel das Geschlechtsvermögen erheblich beeinträchtigen, ist der Schluß berechtigt, daß auch zwischen der inkretorischen Tätigkeit der Geschlechts- und Bauchspeicheldrüse ein bestimmtes Verhältnis besteht.

So sehen wir die Geschlechtsdrüsen, deren Reife den unmittelbaren Anstoß zur körperseelischen Gesamtentwicklung gibt, ihrerseits in ein System sich wechselseitig beeinflussender Drüsen eingegliedert, deren *harmonische* – oder sagen wir hier lieber *„hormonische"* – Zusammenarbeit erst den geregelten Ablauf des körperseelischen Geschlechtsmechanismus gewährleistet, während der *Ausfall auch nur einer Drüse die Ordnung auf das empfindlichste stört,* die Einheit erschüttert und weitgehende Veränderungen im Körperhaushalt auslöst.

Meine Leser werden nunmehr nach allem, was wir über die Auswirkungen der Geschlechtsdrüsen und der anderen Inkretorgane ausführten, auch leicht die Lehr- und Leitsätze verstehen, die auf dem Berliner Sexualkongreß vom Jahre 1921 Prof. A. *Biedl* und ich selbst vertreten haben. Ich drückte damals in meinem Eröffnungsvortrag „Das Gesetz des psychoinkretorischen Parallelismus" wie folgt aus: „Bei männlichen Geschlechtsdrüsen entwickeln sich männliche, bei weiblichen Geschlechtsdrüsen weibliche Geschlechtscharaktere, bei gemischtgeschlechtlichen Drüsen sind die Geschlechtszeichen gemischt. Sind die Geschlechtsdrüsen verkümmert, so sind es auch die Geschlechtscharaktere, während bei gänzlichem Fehlen der Geschlechtsdrüsen auch eigentliche Geschlechtszeichen nicht vorhanden sind." *Biedl* schloß seinen Vortrag auf dem gleichen Kongreß über „Die Bedeutung des endokrinen Systems für die Sexualität" mit den Worten: „An die Stelle des alten Satzes: ‚Propter ovarium solum mulier est quod est', muß ein neuer treten: ‚Propter functiones endocrinas vir

et mulier sunt quod sunt.' (Zu deutsch: An Stelle des Satzes: ‚Wegen der Eierstöcke ist die Frau das, was sie ist' muß treten: ‚Wegen ihrer innersekretorischen Drüsentätigkeit sind Mann und Weib, was sie sind.')"

Biedl knüpfte hier an einen Satz an, der eine hochinteressante Vorgeschichte hat. Um die Wende des 16. Jahrhunderts (von 1577 bis 1644) lebte in Brüssel ein ungewöhnlicher Gelehrter Joh. Bapt. van *Helmont,* Arzt, Naturphilosoph, Kabbalist und vor allem Chemiker. Er war weit in der Welt umhergekommen und führte im Jahre 1610 den Begriff und jetzt so volkstümlichen Ausdruck „Gas" in die Wissenschaft ein in Anlehnung an das alte Wort: Chaos. Er vertrat die Anschauung, daß eine Grundkraft, die er „Archaeus" (von ἀρχαῖος = uranfänglich) nannte, das Leben regiert, die ihrerseits aber von untergeordneten Kräften beherrscht wird. Dieser tiefschürfende Natur- und Menschenkenner prägte auch den Satz: „Propter solum uterum mulier id est quod est" (Wegen seiner Gebärmutter allein ist das Weib das, was es ist). Nach *Hegar* („Korrelation der Keimdrüsen und Geschlechtsbestimmung", „Beiträge zur Geburtshilfe und Gynäkologie", herausg. von A. Hegar, VII. Bd., 2. Heft) veränderte dann der französische Arzt *Chérau* diesen Satz in: „Propter solum ovarium mulier est quod est." *Virchow* griff die alte Sentenz auf und erläuterte sie folgendermaßen („Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin" 1862, S. 47): „Das Weib ist eben Weib durch seine Generationsdrüse. Alle Eigentümlichkeiten seines Körpers und Geistes oder seiner Ernährung und Nerventätigkeit, die süße Zartheit und Rundung der Glieder bei der eigentümlichen Ausbildung des Beckens, die Entwicklung der Brüste bei dem Stehenbleiben der Stimmorgane, der schöne Schmuck des Kopfhaares bei dem kaum merklichen Flaum der übrigen Haut und dann wiederum die Tiefe des Gefühls, diese Wahrheit der unmittelbaren Anschauung, diese Sanftmut, Hingebung und Treue – kurz alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz (= Abhängigkeit) des Eierstockes. Man nehme den Eierstock hinweg, und das Mannweib in seiner häßlichen Halbheit, den groben Formen, den starken Knochen, dem Schnurrbart, der rauhen Stimme, der flachen Brust, dem mißgünstigen selbstsüchtigen Gemüt und dem scharfen Urteil steht vor uns."

Biedls neue Formulierung des alten Lehrsatzes geht weit über alle früheren Fassungen hinaus. Erstens bezieht er sich nicht nur auf das Weib, sondern auf alle Menschen und auch nicht mehr nur auf die Geschlechtsdrüsen, das Ovarium des Weibes und Spermarium des Mannes, sondern auf das gesamte innersekretorische Drüsensystem, als dessen Auswirkung sich Körper, Seele und Geschlecht des Menschen darstellen. Mit anderen Worten:

Die menschliche Konstitutionsformel ist eine Drüsenformel.

Diese Anschauung scheint schon ziemlich weite Verbreitung gefunden zu haben. Denn in dem so oft seiner Zeit vorauseilenden praktischen Amerika haben sich schon Personen aufgetan, die jedem Menschen auf Wunsch seine Drüsenformel geben. Wenigstens haben schon verschiedentlich Amerikaner, die mich aufsuchten, aus ihrer Brieftasche einen Vor-

druck hervorgeholt, auf dem sämtliche Blutdrüsen verzeichnet standen und daneben angegeben war, ob ihre Drüsen ausreichend, zu stark oder zu wenig absonderten. Danach sollten sie dann Drüsenpillen oder Drüsenextrakte einnehmen, um so das alles beherrschende Drüsensystem in Ordnung zu bringen.

Ein anderes Verfahren hat Dr. med. Heinrich *Bock* aus München angegeben. Er entnimmt der Fingerkuppe des Menschen mit Hilfe eines Schneppers 2—4 Tropfen Blut, die er mit 10—20 Tropfen Alkohol mischt. Durch Untersuchung mit dem Polarisationsmikroskop glaubt er nun genau feststellen zu können, welche Hormone im Blute enthalten sind. Er schreibt (in „Über den Nachweis der Hormone im Blute" bei Richard Pflaum in München): „Ich habe bei meinen Hormonkranken immer diejenige Drüse verabreicht, die ich im Blute fand, und hatte damit überraschende Erfolge." Hier wird also der Versuch gemacht, das Gleichgewicht im Drüsensystem nicht mit Hilfe des fehlenden, sondern des im Blute vorhandenen Drüsensaftes wiederherzustellen. *Bock* will auch im Polarisationsmikroskop das Hormon der Plazenta (= Nachgeburt) erkennen und auf diese Weise in der fünften Woche nach der Befruchtung aus dem Blute der werdenden Mutter die Schwangerschaft ablesen können. Doch sind bisher weder seine Hormonerfolge noch Hormonnachweise durch andere Spezialforscher einwandfrei bestätigt worden.

Näher den erstrebten Zielen dürften die Blutuntersuchungen kommen, welche an der Universität Halle von dem Physiologen Emil *Abderhalden* und dem Gynäkologen Hugo *Sellheim* angestellt wurden. Namentlich die neueren Veröffentlichungen des ausgezeichneten Frauenarztes und Gelehrten *Sellheim* haben berechtigtes Aufsehen erregt. In einem Aufsatz: „Die Blutuntersuchung als eine Methode der Konstitutionsforschung" (im „Archiv für Menschenkunde" des Freiherrn von *Reitzenstein* bei Giesecke, Dresden, I. Jahrgang, Heft 3) schreibt er: „Die Blutuntersuchung hat bis jetzt schon so viel Abwegiges von der normalen Konstitution an den Tag gefördert — man denke nur an die serologische Bestimmung von Schwangerschaft, Syphilis, Krebs usw. —, daß wir hoffen dürfen, ebenso wie die Abnormitäten der Konstitution *auch ihre Normen von dieser Seite her zu erfassen.* Ob wir dazu den Weg des biologischen Nachweises oder den der unmittelbaren chemischen Prüfung gehen, dürfte heute schon keinen prinzipiellen Unterschied mehr bedeuten. Bei einem Zustande zum Beispiel können wir schon in aller Klarheit erkennen, daß er sowohl durch sein biologisches Verhalten als auch durch eine chemische Reaktion eklatant nachgewiesen werden kann. Das ist das Getragenwerden eines Knaben oder Mädchens im Mutterleibe. *An meiner Klinik haben Lüttge und v. Mertz an Hand der letzten 150 Fälle mit einer etwa 99prozentigen Sicherheit das Geschlecht des Kindes bestimmen können, indem sie eine Reaktion des Mutterblutes auf Hoden nachwiesen oder ausschlossen.*" (Vgl. u. a.: *Lüttge*, „Junge oder Mädchen? Geschlechtsbestimmung des Kindes im Mutterleibe", Zentralblatt f. Gyn. 1924; Nr. 21; *Lüttge* und *v. Mertz*, „Nachweis von serologischen Spaltprodukten nach Einwirkung von Substrat mittels Alkohol", Münchener Med. Wochenschrift 1924, Nr. 18 und Hall. Ärzteverein am 5. VI. 24; *Sellheim*, „Vereinfachung und Verfeinerung der Abderhaldenschen Reaktion und eine neue Blutreaktion", Klinische Wochenschrift 1925, 6/7.)

Daß in der Erkenntnis, Beurteilung und Beeinflussung der menschlichen Konstitutions- und Drüsenformel große Zukunftsmöglichkeiten liegen, steht außer Zweifel. Eine andere Frage freilich ist, ob und inwieweit wir berechtigt sind, das, was wir an der Konstitution ändern können, zu ändern. Namentlich hinsichtlich der männlichen, weiblichen und intersexuellen Konstitutionsvarianten habe ich meine schweren Bedenken, ob es für die Mensch heit von Vorteil wäre, wenn ein beliebiger Operateur in natürliche Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten willkürlich würde eingreifen können.

Wir führten oben die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Individuen auf die Gesetze der Vererbung zurück. Da nun aber die Konstitution eine Drüsenfunktion ist, so muß das ererbte Mischungsverhältnis der Inkrete, aus dem die Konstitution hervorgeht, ebenso mannigfach sein als diese selbst. Ob die Urform, auf welche die Inkrete wirken, geschlechtslos, vielleicht sogar überhaupt ohne Individualcharakter ist, ob es allein die ererbte Inkretmischung ist, welche die geschlechtliche und individuelle Gestaltung bewirkt, oder ob den Körperzellen auch unabhängig von der Inkreteinwirkung ein individueller Charakter innewohnt, auch dieses ist ein bisher noch nicht gelöstes Problem. Vorläufig ist das Wesentlichste: *das Gesetz der absoluten Variabilität* (= ausnahmslosen Verschiedenheit) *sexueller und individueller Konstitutionen.* Jede Individualität ein Typus, jeder Mensch eine Konstitution für sich.

Wenn J. J. *Rousseau* (1712—1778) vor 150 Jahren in die Welt rief, daß alle Menschen „gleich geboren" seien entgegen einer Anschauung, die zwischen denen streng unterschied, die „hochgeboren" oder „nur" „wohlgeboren" wären, wenn die französische Revolution, nicht zuletzt auf diese Lehren *Rousseaus* gestützt, die unveräußerlichen Menschenrechte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" (liberté, égalité, fraternité) verkündete und der französischen „Konstitution" (=Staatsverfassung) vom 13. September 1791 einverleibte, nachdem sie bereits 1776 vom Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika als leitende Grundsätze des Staatsrechts anerkannt waren, so hat dieses Kulturideal auch heute nichts an Bedeutung und Berechtigung eingebüßt, nur haben sich die Voraussetzungen gewandelt. *Nicht weil alle Menschen gleich, sondern weil alle Menschen verschieden geboren sind, muß jedem die größtmögliche Freiheit und jedem das Recht zuerkannt werden, seiner Persönlichkeit gemäß zu leben, soweit er nicht die persönlichen Rechte anderer verletzt.* Das gilt auch für die individuelle Geschlechtspersönlichkeit. Zwischen den Persönlichkeitsrechten und Gemeinschaftsrechten — dem, was der einzelne allen und alle dem einzelnen schulden — das Gleichgewicht herzustellen, bleibt der Weisheit letzter Schluß, ein Ziel, dessen Erreichung zugleich den Friedensschluß zwischen Sozialismus und Individualismus, Eigenliebe und Nächstenliebe, Nationalismus und Internationalismus und vielen anderen Gegensätzen von heute bedeuten würde.

Dem Menschen ist in Körper, Seele und Geschlecht ein einzigartiges Wunderwerk von höchster Feinheit in Verwahrung und Verwaltung gegeben. Wir haben aber unsere Aufgabe bisher nicht gut gelöst. Anstatt den Menschen sich frei, schön und groß entfalten zu lassen, haben wir seine Seele geknebelt, seinen Körper geknechtet, sein Geschlecht mißhandelt; wir haben ihn gedemütigt, wir haben ihn unschuldig in Gefängnisse und auf Schlachtfelder geschleppt, wir haben ihn Schädigungen und Krankheiten ausgesetzt und ihn namenlos gepeinigt. Geben wir statt Unwahrheit, Unfreiheit und Unrecht dem Menschen endlich die Wahrheit, nach der er dürstet, die Freiheit, nach der er hungert, das Recht, nach dem er sich sehnt.

„Der Mensch ist freigeschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,"

ruft *Schiller* in den Worten des Glaubens aus und fügt hinzu:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht."

An anderer Stelle gibt er auch die naturwissenschaftliche Begründung für diese kernigen Worte, nämlich dort, wo er sagt:

„Des Menschen Taten und Gedanken — wißt —
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist,
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln,
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Denken und sein Handeln."

Die Geschlechtskunde untersucht „des Menschen Kern", den „tiefen Schacht, aus dem der Menschen Taten und Gedanken quellen". Je tiefer wir aber in diesem Schacht graben, um so klarer erkennen wir, daß *mit der Freiheit des Körpers und der Geistesfreiheit die Geschlechtsfreiheit die dreifache Grundlage ist, auf der Mensch und Menschheit sich erst zu wahrem Menschentum erheben können.*

Es sind jetzt etwa fünfzig Jahre her, da erschien (in Berlin bei Elwin Staude 1878) ein Buch, das schon um seines schönen Titels willen mehr Beachtung verdient hätte, als es tatsächlich fand; es hieß: „Über Geschlechtsfreiheit. Ein philosophischer Versuch zur Erhöhung des menschlichen Glückes." Der Verfasser, Dr. Roderich *Hellmann*, knüpfte in seiner Arbeit an die Aussprüche eines englischen und deutschen Philosophen an; der englische rührte von John Stuart *Mill* her und lautete: „Die Krankheiten der Gesellschaft können ebensowenig als die Krankheiten des Körpers verhindert oder geheilt werden, ohne daß man offen von ihnen spricht," der deutsche stammt von *Kant* und hieß: *„Eine Handlung, durch welche keinem Menschen ein Nachteil zugefügt wird, ist nicht unmoralisch."*

„Moralisch", das heißt sittlich im *natürlichen* und darum höheren Sinne, als es die ländlich-zeitliche Sitte und Sittlichkeit (beides gilt meist gleich) vorschreibt und fordert, sind geschlechtliche Beziehungen vor allem dann, wenn sie in Wahrheit, Freiheit und Liebe wurzeln. Die geschlechtliche Freiheit kann niemals eine schrankenlose sein, sie findet ihre natürlichen Grenzen in dem Geschlechtswillen des andern.

Liebe ist der gemeinsame Wunsch, der gegenseitige Wille zweier Menschen, gebend zu empfangen und empfangend zu geben. Es gibt nicht nur Geschlechts- und Liebesrechte, sondern, wenn je, heißt es hier: Rechte verpflichten. Nur so kann *Goethes* Wort Erfüllung werden:

„Die Erde wird durch Liebe frei."

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI
VERIFICAT 2007